Deutsche Geschichte

This book belongs to

THE LIBRARY

of

VICTORIA UNIVERSITY

Toronto 5, Canada

Idealbild Karls des Großen im Krönungsornat
Gemälde von Albrecht Dürer
(Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

Deutsche Geschichte

Von

Oskar Jäger

In zwei Bänden

Erster Band

Bis zum westfälischen Frieden

Mit 114 Abbildungen und 7 Karten

Erstes bis sechstes Tausend

München 1909
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

22814
10-10-11.

Copr. München 1909 C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Vorwort

Es war lange mein Gedanke und mein Wunsch, nach einem vielbeschäftigten Leben die Muße des Greisenalters, wenn mir eine solche beschieden wäre, einer nochmaligen Wanderung durch die vaterländische Geschichte zu widmen und mit dem Vorrat, den ich in langen Jahren geschichtlichen Unterrichts gesammelt, ein Buch zu schaffen, das die deutsche Geschichte von den alten Zeiten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts in einer gedrängten, die weiteren Kreise der Gebildeten anziehenden Fassung erzähle. Ranke hat einmal in einem Briefe die Bemerkung gemacht, daß man eigentlich alt sein müsse, um Geschichte zu schreiben: er wollte damit sagen, daß nur wer Menschenleben und Menschenschicksale im Kleinen des Einzellebens und in mannigfaltiger Gestalt an sich selbst und vielen andern kennen gelernt und erfahren habe, die darin waltenden Kräfte hinlänglich kenne, um sie auch im Großen des Völkerlebens unbefangen und gerecht zu würdigen. Nun wenigstens dieser Vorteil des Alters ist mir zuteil geworden: ich habe ein langes, an Leid und Freud reiches Leben hinter mir. Und noch ein anderer. Mit achtzehn Jahren, dem Alter, das für vaterländische Begeisterung und für ein Leben im Zusammenhang mit dem Ganzen unseres Volkes am zugänglichsten ist, hat das gewaltige Jahr 1848 auch mich, wie alle Welt, auf den Kampfplatz gerufen und seit dieser Zeit war in Deutschland für ein bloß privates Leben wie in früheren Tagen kein Platz mehr. Alles erhielt eine Beziehung auf Politik und Vaterland und zwang jeden patriotisch denkenden oder auch nur patriotisch empfindenden Mann,

den ehernen Gang, der unser Vaterland an Abgründen hin zu seiner jetzigen Höhe führte, mitzumachen, und zwang ihn, im Ganzen und mit dem Ganzen zu leben: so etwa wie in den nicht minder entscheidungsvollen Zeiten der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Das im Ganzen leben aber ist Geschichte.

Es ist mir vergönnt gewesen, dieses Buch, wie es sein mag, zum Abschluß zu bringen. Es hat gegenüber ähnlichen Versuchen einen bescheidenen, doch, denke ich, guten und nützlichen Zweck. Es soll, wie meine früheren Arbeiten, indem es in engerem Rahmen doch einen gewissen Reichtum geschichtlichen Lebens vorführt, jugendliche Leser, Jünglinge, nicht Knaben, für das Studium der trefflichen und glänzenden Spezialwerke, an denen unsere historische Literatur so reich ist, gewinnen und, sofern ihnen ihr späteres Leben dieses Studium möglich macht, vorbereiten. Gereifteren, Männern und Frauen, denen ihre Zeit und ihr Beruf die Lektüre umfangreicher Einzeldarstellungen nicht gestattet, mag es eine solche einigermaßen ersetzen. So wage ich für dieses mein letztes Buch, mit dem ich Abschied nehme, eine freundliche Aufnahme zu hoffen, wie sie die früheren in so reichem Maße gefunden haben.

Noch bin ich verpflichtet zu erwähnen, daß die Arbeit einen ersten, sorgfältigen und kenntnisreichen Leser in Herrn Oskar Beck, dem Verleger, gefunden hat, der auf einzelnes zu Ergänzende aufmerksam gemacht hat; meine Leser und ich sind ihm besonders für das neunzehnte Kapitel verpflichtet. Die Auswahl der Abbildungen ist gänzlich sein Werk; das Register verdanken wir Herrn Lehramtskandidat Joseph Seewald in München.

Bonn, Ostern 1909.

O. Jäger

Inhalt

Seite

Vorwort III

Einleitung 3

Erstes Buch:
Von der Urzeit bis auf Karl den Großen.

1. Die Germanen und das römische Reich 5
2. Die Völkerwanderung 38
3. Germanische Staatsbildungen auf römischem Reichsboden 48
4. Das neue fränkische Königtum: Karl Martell und Pipin 69
5. Karl der Große 90

Zweites Buch:
Ausgang der Karolinger. Die Kaiser aus dem sächsischen und dem salischen Hause.

6. Äußere und innere Verhältnisse Deutschlands unter den späteren Karolingern 115
7. Die Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause . . 130
8. Der Investiturstreit. Die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Haus 162

Drittes Buch:
Die Staufer.

9. Lothar, Konrad III, Friedrich Barbarossa 209
10. Heinrich VI. Welfen und Ghibellinen 241
11. Friedrich II 253
12. Deutschlands Kulturentwicklung im Zeitalter der Kreuzzüge und der Staufer 270

Seite

Viertes Buch:

Vom Ausgang der Staufer bis zur Reformation.

13. Rudolf von Habsburg 299
14. Könige aus verschiedenen Häusern 310
15. Die Zeit Ludwigs des Bayern 325
16. Entwicklung des Reiches unter den Kaisern aus dem luxemburgischen Haus 342
17. Die Konzilienbewegung. Kaiser Sigismund 374
18. Das Scheitern der kirchlichen Reform. Kaiser Friedrich III 401
19. Die Regierung Kaiser Maximilians I 426

Fünftes Buch:

Das Zeitalter religiöser Kämpfe.

20. Deutsche Zustände zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts 459
21. Luthers Thesen. Die Reichstage von Augsburg und Worms (1517—1521) 476
22. Die grundlegenden Jahre der deutschen Reformation (1521—1530) 488
23. Fortschritte des Protestantismus in der Zeit des Schmalkaldener Bundes (1530—1544) 524
24. Der Schmalkaldische Krieg. Niederlage und Rettung des Protestantismus: Augsburger Religionsfriede 543
25. Die Friedenszeit und die Gegenreformation (1555—1618) 563
26. Rückblicke auf das geistige Leben Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert 600
27. Der dreißigjährige Krieg bis zum Eingreifen Gustav Adolfs (1618—1630) 611
28. Der dreißigjährige Krieg von der Landung Gustav Adolfs bis zum westfälischen Friedensschluß (1630—1648) 622

Alphabetisches Register 646

Verzeichnis der Abbildungen

Idealbild Karls des Großen im Krönungsornat — Titelbild
Gemälde von Albrecht Dürer. (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

Zu Seite

Gefangene Germanen — 28
Untere Hälfte der zum Andenken an den Triumph des Tiberius geschnittenen „Gemma Augustea". Sardonyx-Kamee in Wien. (Nach Furtwängler, Die antiken Gemmen. Bd. I. Giesecke & Devrient, Leipzig 1900)

Der siegreiche Germanicus vor Tiberius und Livia — 29
Sardonyx-Kamee in Paris. (Nach Furtwängler, Die antiken Gemmen. Bd. I. Giesecke & Devrient, Leipzig 1900)

Enthauptung germanischer Fürsten — 36
* Darstellung aus den Feldzügen des Kaisers Marc Aurel an der Donau in den Jahren 173 und 178 n. Chr. von der Markussäule in Rom

Wegführung gefangener Germaninnen — 37
* Darstellung aus den Feldzügen des Kaisers Marc Aurel an der Donau in den Jahren 173 und 178 n. Chr. von der Markussäule in Rom

Reste des Theodorichpalastes zu Ravenna — 48
Phot. L. Ricci, Ravenna

Grabmal des Theodorich zu Ravenna — 49
Phot. L. Ricci, Ravenna

Bronzestatuette Karls des Großen aus dem Domschatz in Metz — 112
Arbeit des neunten Jahrhunderts, jetzt im Musée Carnavalet zu Paris. Nach Lothringische Kunstdenkmäler, Verlag von W. Heinrich, Straßburg. Neuerlich wurde das Werk wegen der Ähnlichkeit der Züge mit der zu S. 113 abgebildeten Miniature auch als „Karl der Kahle" gedeutet; die Konjektur, die Statuette sei erst in der Renaissance entstanden, hat schon aus stilistischen Gründen wenig Wahrscheinlichkeit für sich

Karl der Kahle — 113
Miniature einer im Jahre 870 im Kloster Corbie a. d. Somme gefertigten Evangelienhandschrift (früher im Stift St. Emmeran zu Regensburg, nun in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München)

Otto der Große mit Gemahlin und Sohn — 150
Elfenbeintafel des zehnten Jahrhunderts, in der Sammlung Trivulzio zu Mailand

Otto III empfängt die Huldigung der Nationen Germania, Francia, Alamannia und Italia — 151
Gleichzeitige, wahrscheinlich der Trierer Malschule entstammende Miniature (Musée Condé in Chantilly.) Kohledruck von Braun, Clément & Co., Dornach

Heinrich II — 164
Gleichzeitige Miniature einer für das Bamberger Domstift wahrscheinlich in Bamberg gefertigten liturgischen Handschrift (Kgl. öffentl. Bibliothek zu Bamberg.)

Konrad II und seine Gemahlin Gisela — 165
Miniature einer vor dem Jahre 1046 in Echternach gefertigten und vom Kaiserpaar dem Speyerer Dom geschenkten Evangelienhandschrift. (Jetzt im Escorial bei Madrid.) Erstmals reproduziert von Dr. Max Kemmerich in der Zeitschrift für bildende Kunst, Januar 1909

Siegel Konrads II — 170
Von einer Urkunde vom 1. Mai 1039 im Münchener Reichsarchiv

Zu Seite

Bleibulle Heinrichs III 170
Von einer Urkunde vom 20. November 1055 im Münchener Reichsarchiv

Heinrich III und seine Gemahlin Agnes 171
Miniature einer vor dem Jahre 1046 in Echternach gefertigten und vom Kaiserpaar dem Speyerer Dom geschenkten Evangelienhandschrift. (Jetzt im Escorial bei Madrid.) Erstmals reproduziert von Dr. Max Kemmerich in der Zeitschrift für bildende Kunst, Januar 1909

Ruinen der Burg Canossa 186
Privataufnahme von Cavaliere Alessandro Cassarini in Bologna

Rudolf von Schwaben 187
Grabplatte im Dom zu Merseburg

Dom zu Worms von Nordwesten 200/1
(Nach Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Kreis Worms. A. Bergsträßer, Darmstadt 1887)

Dom zu Speyer von der Nordseite 200/1

Kaiserpfalz in Goslar 200/1

Siegel des jugendlichen Königs Heinrich IV 200/1
Von einer Urkunde vom 12. August 1068 im Münchener Reichsarchiv

Kaisersiegel Heinrichs V 200/1
Von einer Urkunde vom 24. Juni 1111 im Münchener Reichsarchiv

Ruinen der Kaiserpfalz Friedrich I Barbarossas in Gelnhausen 240/1
(Nach Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel. Bd. I. Kreis Gelnhausen. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1901)

Goldene Kaiserbulle Friedrich I Barbarossas 240/1
Von einer Urkunde vom 13. Juni 1156 im Münchener Reichsarchiv

Kaisersiegel Friedrich I Barbarossas 240/1
Von einer Urkunde vom 6. April 1157 im Münchener Reichsarchiv

Friedrich I Barbarossa als Kreuzfahrer 240/1
Miniature aus einer Friedrich I gewidmeten Schrift des Propstes Heinrich von Regensburg aus dem Jahre 1188 (Vatikanische Bibliothek)

Heinrich der Löwe und seine Gemahlin Mechtildis 240/1
Von dem Grabmal des Königspaares im Dome zu Braunschweig

Friedrich II 252
Vom „Schrein Karls des Großen" im Domschatz zu Aachen
Das in Silber getriebene, reich mit plastischem Schmuck verzierte Werk, 204 cm lang und 94 cm hoch, zur Aufnahme der Gebeine Karls des Großen bestimmt, wurde im Jahre 1215 in Gegenwart Friedrichs II, der den letzten Nagel einschlug, geschlossen. An den beiden Langseiten befinden sich je acht Statuetten deutscher Herrscher, als letzte die Friedrichs II. Deren Porträtcharakter wird durch den Vergleich mit dem um das Jahr 1225 angefertigten Siegel der Stadt Oppenheim gewährleistet: zum Danke für die Verleihung des Stadtrechtes durch Friedrich II hatte diese den Kopf des Kaisers in ihr Siegel aufgenommen

Kaisersiegel Friedrichs II 253
Von einer Urkunde vom Februar 1224 im Münchener Reichsarchiv

Oppenheimer Stadtsiegel mit dem Bildnis Friedrichs II um das Jahr 1225 253
Nach dem Abguß des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen

Kaiser Rudolf von Habsburg 308
Grabplatte im Dome zu Speyer

Sarkophag des Kaisers Heinrich VII von Nicolo Pisano im Camposanto zu Pisa 309
Phot. Alinari, Florenz

Ludwig der Bayer 342
Relief im städtischen Museum zu Mainz. Privataufnahme von Prof. E. Neeb, Mainz

Kaiser Karl IV 343
Steinskulptur, ehedem an einem Patrizierhause der Stadt Nürnberg befindlich, jetzt im K. Museum zu Berlin

Günther von Schwarzburg 372
Grabstein i. Dome zu Frankfurt a. M.

Zu Seite

König Wenzel 372
Miniature im Codex Gelnhausen (Stadtarchiv zu Iglau)

Grabmal des Königs Ruprecht und seiner Gemahlin in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg 373

Dom und Severikirche zu Erfurt, Beispiel eines gotischen Stadtbildes. 376
Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft, Steglitz-Berlin

Burg Elz in der Eifel 377

Kaiser Sigismund 400
Gemälde von Albrecht Dürer (Städt. Galerie Nürnberg)

Begegnung Kaiser Friedrichs III mit seiner künftigen Gemahlin, Eleonora von Portugal, im Jahre 1452 vor der Porta Camullia zu Siena in Gegenwart des Aeneas Sylvius, damaligen Bischofs von Siena, späteren Papstes Pius II 401
Ausschnitt aus dem Gemälde von Pinturicchio in der Libreria zu Siena. Phot. Alinari, Florenz

Kaiser Friedrich III 424/5
Relief von seinem Grabmal in der Stephanskirche zu Wien

Maximilian I als deutscher König 424/5
* Gemälde von Bernhard Strigel. (Kais. Gemäldegalerie Wien)

Margarete, Tochter Maximilian I, Statthalterin der Niederlande 424/5
Gemälde von Bernhard Strigel (Gemäldegalerie Schwerin).

Karl der Kühne, Herzog von Burgund 424/5
* Gemälde von Rogier van der Weyden (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Maximilian I und seine Familie 424/5
* Gemälde von Bernhard Strigel (Kais. Gemäldegalerie Wien)

Nürnberger Patrizier: 430
* Hieronymus Holzschuher. Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Gemäldegalerie Berlin).
Ursula Tucherin. Gemälde von Michael Wolgemut (Kgl. Gemäldegalerie Kassel). Phot. Franz Hanfstängl, München

Zu Seite

Augsburger Patrizier: 431
Philippine Welser. Gemälde in Schloß Ambras bei Innsbruck
* Jakob Fugger. Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Pinakothek München)

Ein Hansaschiff 438
Tuschzeichnung Hans Holbeins (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)

Hansakaufherren vom Londoner Stahlhof: 439
* Georg Gisze. Gemälde von Hans Holbein d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)
* Cyriakus Kale. Gemälde von Hans Holbein d. J. (Gemäldegalerie Braunschweig)

Kaiser Maximilian I im Alter 456
* Gemälde von Albrecht Dürer (Kais. Gemäldegalerie Wien)

Szene aus dem Kriege mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Jahre 1499 457
Handzeichnung von Jörg Breu d. Ä. (Kgl. Graphische Sammlung München)

Belagerung von Kufstein durch Kaiser Maximilian I im Jahre 1506 457
Handzeichnung von Jörg Breu d. Ä. (Kgl. Graphische Sammlung München)

Konrad Peutinger 464
Gemälde von Christoph Amberger (Gemäldegalerie Augsburg). Phot. J. Höfle, Augsburg

Johannes Amerbach 464
Gemälde von Hans Holbein (Städt. Museum Basel). Kohledruck von Braun, Clément & Co., Dornach

Sebastian Münster 465
* Gemälde von Christoph Amberger (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Erasmus von Rotterdam 465
* Gemälde von Hans Holbein d. J. (Städt. Museum Basel)

Selbstbildnis Albrecht Dürers 470
* (Kgl. Pinakothek München)

Selbstbildnis Hans Holbeins d. J. 470
(Uffizien Florenz.) Kohledruck von Braun, Clément & Co., Dornach

	Zu Seite
Michael Wolgemut * Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Pinakothek München)	471
Selbstbildnis Lukas Cranachs d. Ä. * (Uffizien Florenz)	471
Martin Luther Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. (Louvre Paris)	486/7
Karl V im Jahre 1531 Kupferstich von Bartel Beham	486/7
Kurfürst Friedrich der Weise Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)	486/7
Philipp von Hessen Gemälde eines unbekannten Meisters auf der Wartburg. Privataufnahme von Schloßhauptmann H. L. v. Cranach	486/7
Franz von Sickingen Gleichzeitiges Gemälde in der städt. Sammlung zu Heidelberg	494
Georg Frundsberg * Gemälde aus der fränkischen Schule um 1530 (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)	495
Georg Truchseß von Waldburg, genannt Bauernjörg Handzeichnung von Christoph Amberger in der Chronik der Truchsessen von Waldburg (Fürstl. Fürstenbergsche Hofbibliothek in Donaueschingen)	500
Grabmal des Götz von Berlichingen in der Kirche zu Schöntal	501
Philipp Melanchthon Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1526	490
Ulrich Zwingli Gemälde von Nik. Manuel (Stadtbibliothek Zürich)	491
Johannes Bugenhagen * Gemälde nach Lukas Cranach d. Ä. (Gemäldegalerie Braunschweig)	491
Kaiserkrönung Karls V in Bologna Fresko von G. Vasari im Palazzo Vecchio zu Florenz. Phot. Alinari, Florenz	520
Aufzug Kaiser Karls V und des Papstes Clemens VII in Bologna nach der Krönung Aus dem gleichzeitigen, im Haag erschienenen Kupferstichwerk von Nikolaus Hogenberg und Engelbert Breuning	521
Markgraf Joachim II von Brandenburg * Gemälde von Lukas Cranach d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Dresden)	534
Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz Gemälde von Bartel Beham (Gemäldegalerie Augsburg)	534
König Ferdinand I in jungen Jahren * Gemälde von Bartel Beham (Kais. Gemäldegalerie Wien)	535
Herzog Wilhelm IV von Bayern * Gemälde von Hans Wertinger (Kgl. Pinakothek München)	535
Kaiser Karl V auf dem Schlachtfelde von Mühlberg Gemälde von Tizian (Prado-Museum Madrid). Kohledruck von Braun, Clément & Co., Dornach	550/1
Kaiser Karl V im Jahre 1548 Gemälde von Tizian, gelegentlich des Reichstages von Augsburg 1548 gemalt (Kgl. Pinakothek München)	550/1
Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen im Jahre 1548 * Gemälde von Tizian, gelegentlich des Augsburger Reichstages von 1548 gemalt (Kais. Gemäldegalerie Wien)	550/1
Kurfürst Moritz von Sachsen * Gemälde von Lukas Cranach d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Dresden)	550/1
Kaiser Ferdinand I Gemälde aus der Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol (Schloß Ambras bei Innsbruck)	582
Kaiser Rudolph II Gemälde von J. Heinz (Kais. Gemäldegalerie Wien). Phot. J. Löwy, Wien	582
Kaiser Maximilian II Kupferstich von Soutmann.	583
Erzherzog Matthias, nachmals römischer Kaiser Kupferstich von Sichem	583
Kurfürst Friedrich III, der Fromme, von der Pfalz Kolorierte Handzeichnung von H. Goltzius (Kgl. Graphische Sammlung München)	588

Zu Seite

Kurfürst August von Sachsen 588
Gemälde von Lukas Cranach d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Dresden)

Herzog Christoph von Württemberg 589
Kupferstich von A. M. Wolffgang in Augsburg

Pfalzgraf Johann Kasimir 589
Holzschnitt von Tobias Stimmer

Ferdinand II, Erzherzog von Österreich, nachmals römischer Kaiser 592
Gemälde von J. Pourbus (Prado-Museum Madrid)

Kurfürst Maximilian I von Bayern 593
Gemälde von Peter Candid (Bayer. Nationalmuseum München)

Herzog Albrecht V von Bayern 598
Gemälde von Hans Müelich (Kais. Gemäldegalerie Wien). Phot. J. Löwy, Wien

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg 598
Gemälde von Anton van Dyck (Kgl. Pinakothek München). Phot. Franz Hanfstängl, München

Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg 599
Gleichzeitiger Kupferstich

Kurfürst Ernst von Köln 599
Gleichzeitiger Kupferstich

Friedrich V von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth auf der Jagd 614
* Gemälde von Adriaen van de Velde (Reichsmuseum Amsterdam)

Zu Seite

Schloß Heidelberg im Jahre 1620 615
* Gemälde von Jacques Fouquières (Gemäldegalerie Karlsruhe)

Herzog Christian von Braunschweig 616
* Gemälde von Paulus Moreelse (Gemäldegalerie Braunschweig)

Tilly, Graf von Tserklaes 616
* Gemälde aus van Dycks Werkstatt (Kgl. Pinakothek München)

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland 617
* Gemälde von van Dyck (Kgl. Pinakothek München)

Gustav Adolf, König von Schweden 622
* Gemälde von van Dyck (Kgl. Pinakothek München)

Die Belagerung von Magdeburg im Mai 1631 623
Kupferstich von Matth. Merian im Theatrum Europaeum

Herzog Bernhard von Weimar 630
* Kupferstich im Verlage von H. Hondius in Haag

Graf Axel von Oxenstierna 630
* Kupferstich vom Jahre 1652

Erzherzog Ferdinand von Österreich, König von Ungarn, nachmals Kaiser Ferdinand III 631
Gemälde von van Dyck (Galerie Liechtenstein Wien). Phot. Franz Hanfstängl, München

Ankunft des holländischen Gesandten in Münster 638
* Gemälde von Gerhard Terborch (Städt. Galerie Münster)

Friedensschluß zu Münster 639
Gemälde von Gerhard Terborch (Nationalgalerie London)

Verzeichnis der Karten

Zu Seite

I. Die Germanen von 113 vor Chr. bis 200 nach Chr. 36/7

II. Die Reiche der Germanen um das Jahr 476 nach Chr. Mit Nebenkärtchen: Ostgotisches Reich 48/9

III. Reich der Karolinger bis 911 nach Chr. Mit Nebenkärtchen:

Zu Seite

Das Frankenreich der Merowinger bis 714 112/3

IV. Sachsen, Thüringen, Hessen, Franken in der Zeit der sächsischen, salischen und staufischen Kaiser 206/7

	Zu Seite
V. Das Deutsche Reich unter den Kaisern aus dem sächsischen, salischen und staufischen Hause	296/7
VI. Das Deutsche Reich von 1273 bis 1500. Mit Nebenkärtchen: Die Kreiseinteilung Maximilians I	456/7
VII. Das Deutsche Reich im Jahre 1648	644/5

Bei der Wahl der Bildnisse war zunächst der historische Gesichtspunkt maßgebend: es haben nur solche Bildnisse Aufnahme gefunden, deren Gleichzeitigkeit von Gegenstand und Autor eine verhältnismäßige Treue und Echtheit verbürgt. Für die älteren Kaiser kamen als Porträtvorlagen Siegel, Prachthandschriften und Werke der Plastik, hauptsächlich der Kleinkunst (Elfenbeinschnitzereien und getriebene oder gegossene Metallarbeiten) in Betracht: die hier aufgenommenen Bildnisse der Kaiser dürften wohl ohne Ausnahme auf einen gewissen Porträtwert Anspruch machen. Vorlagen, bei denen letzteres nach genauer Prüfung nicht der Fall ist, wurden ausgeschieden. Deshalb konnten zum Beispiel auch keine Siegel von Karl dem Großen, Heinrich I, Otto I gegeben werden. Von dem hier ausgesprochenen Grundsatze wurde nur in drei Fällen eine Ausnahme gemacht. Erstlich bei dem als Titelbild aufgenommenen Idealbilde Karls des Großen von Albrecht Dürer, das selbstverständlich keinen Porträtwert besitzt, dem aber als dem klassischen Ausdruck des großen Gedankens der Kaiseridee und ihres Fortlebens in der deutschen Nation dauernde Bedeutung und übrigens, in der getreuen Zeichnung des historischen Krönungsornates, auch einiger Anschauungswert zukommt. Zweitens bei dem Grabmal Ruprechts von der Pfalz, das zwar um 1420, also nur zehn Jahre nach dem Tode des Königs, entstanden ist, aber gleichwohl kein Porträt bietet: im eigenen Lande kümmerte man sich nach so wenig Jahren schon nicht mehr um die wirkliche Erscheinung des Fürsten; das Denkmal wurde hier aufgenommen wegen seiner großen Schönheit und wegen des Interesses, welches die Tracht des Königspaares erregt. Drittens bei dem Bildnisse Kaiser Sigismunds von Dürer: die zeitgenössischen Porträts dieses Kaisers sind teils in ihrem ursprünglichen Werte, teils in ihrer Erhaltung so mangelhaft, daß die Aufnahme des Dürerschen Werkes gerechtfertigt ist, um so mehr als der Künstler unzweifelhaft nach zuverlässigen Porträtvorlagen schuf, wie ein Vergleich seines Bildes mit den Siegeln des Kaisers erweist.

Den Abbildungen liegen, wo nicht anders vermerkt, Originalphotographien zugrunde.

Für freundliche Unterstützung durch Rat und Tat bei Beschaffung der Vorlagen für die Bildnisse ist die Verlagsbuchhandlung zu Danke verpflichtet den Herren Vorständen und Beamten des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und der Kgl. Graphischen Sammlung in München, insbesondere den Herren Direktoren Dr. Gustav von Bezold in Nürnberg und Dr. Pallmann in München, sodann Herrn Dr. Max Kemmerich in München, dem Verfasser der grundlegenden Werke „Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts“, München 1907, und „Die frühmittelalterliche Porträtplastik in Deutschland bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts“, Leipzig 1909, ferner dem großherzoglich hessischen Hof- und Staatsarchivar Dr. Dieterich in Darmstadt, der Direktion der Kgl. Bibliothek zu Bamberg und des Städelschen Kunstinstituts zu Frankfurt, dem Gemeinderat der Stadt Iglau, sowie einigen je bei der Bezeichnung der Bildnisse genannten Privatpersonen und nicht zuletzt der Firma F. Bruckmann AG., welche die mit * versehenen Vorlagen (zumeist aus ihren Pigmentdrucken und aus v. Seidlitz' Allgemeinem Historischen Porträtwerk) zur Verfügung stellte.

Die Verlagsbuchhandlung

Erstes Buch

Von der Urzeit bis auf Karl den Großen

Dies Werk soll auf mäßigem Raum, in zwei Bänden, die Geschichte des deutschen Volkes erzählen: von der ältesten Zeit, die nur erst dürftig von der geschichtlichen Forschung erhellt ist, bis zu den jüngsten Tagen, in denen sich die Nation, in zwei großen Kriegen, ihre Einheit, das heißt ihren Staat errungen hat. Es will erzählen, wie in Wanderungen, deren Gang nur im großen erkannt werden kann, die Stammväter unseres Volkes in das Land kamen, das ihre Nachkommen heute besitzen, und es sich zu eigen machten; — wie die ersten Keime einer höheren Gesittung ihnen durch die Berührung mit dem römischen Reich und seiner Kultur kamen und in Krieg und friedlichem Verkehr ein fortschreitendes Leben in ihm sich entzündete; — wie das Volk oder die Völker, die man mit dem gemeinsamen Namen der Germanen zusammenfaßte und die auch schon das Bewußtsein ihrer Eigentümlichkeit und ihrer Blutsgemeinschaft besaßen, die Grenzen des römischen Reichs überfluteten und in dessen Provinzen kriegerische Herrschaften gründeten; — und wie dem Einfluß des römischen Lebens die christliche Religion sich gesellte und unter beider Einfluß das Volk sich allmählich verwandelte. In langen Jahrhunderten, die man als Mittelalter zu bezeichnen sich gewöhnt hat, erwächst aus den verschiedenen Stämmen ein Reich, und die Erinnerung an das Römerreich, das Imperium, verbindet sich unauflöslich mit dessen Geschicken. Mit der Geschichte jenes Reiches ist die Geschichte der christlichen Kirche eng verflochten und diese letztere bestimmt aufs stärkste die Entwicklung des geistigen Lebens und nicht minder des staatlichen innerhalb jenes Reiches. Unsere Darstellung wird diese Seite des Lebens

der Nation besonders ins Auge fassen bis zu dem Punkte, wo der deutsche Geist die beengende Form einer weltlich gewordenen Zwangskirche sprengt, und ein ganz neues Leben, ein gewaltiges Ringen des nach selbständiger Entfaltung strebenden Gedankens sich erhebt: ein Ringen, das in deutschen Landen seinen hauptsächlichen Feuerherd und Kampfplatz findet. In diesem Ringen droht sich das deutsche Volk zu verbluten und als der Streit der Konfessionen bei allmählich heller werdendem Horizont weltlichen Kämpfen Platz macht, müssen wir erzählen, wie dieses Volk, das die große geistige Befreiung mit seinem Herzblut bezahlt hat, einer Fremdherrschaft verfällt, die es nur im Bunde mit ganz Europa abwerfen kann. Dann werden wir in den letzten Teil der langen Wanderung eintreten: wie unser Volk, nachdem sein Zusammenhang bis zu einem lockeren Staatenbund sich verflüchtigt hatte, sich gleichsam wieder auf sich selbst besinnt und, nach einer Krisis auf Leben und Tod, nach kurzem Waffenkampf seiner Glieder und in siegreichem Krieg gegen den Fremden, im Anschluß an das größte Stück geeinigten Deutschlands, welches sich als Königreich Preußen mittlerweile gebildet hatte, seinen Staat findet: aus dem deutschen Kulturvolk wieder ein Volk im politischen Sinn, eine Nation wird.

1. Die Germanen und das römische Reich.

Unsere Nation, soweit sie jetzt nach wechselvollen Geschicken im Deutschen Reich zu einem politischen Ganzen vereinigt ist, zählte zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts der christlichen Ära etwas über zweiundfünfzig Millionen Menschen auf einem Flächenraum von 540657 Quadratkilometern. In einem umfassenderen Sinne des Wortes Nation müssen wir ihr noch etwa zwei Millionen in der Schweiz, sieben bis acht Millionen in den bis zum Jahr 1866 zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie und vielleicht 8—900000 vereinzelter über die weite Welt zerstreuter Deutschen hinzufügen; von den zweiundsiebzig Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mochten etwa acht Millionen Deutsche sein — Deutsche nach Abstammung, Sprache, geistiger Ausstattung und Bildung, aber ohne politischen und überhaupt engeren Zusammenhang mit der ursprünglichen Heimat, die sie oder ihre Väter mit dem neuen Land und Gemeinwesen vertauscht hatten; die Zahl der dort lebenden Reichsdeutschen, rasch wechselnd, mag man in jenem Zeitpunkt etwa auf eine Million, die Gesamtzahl aller Deutschredenden auf der Erde etwa auf achtzig Millionen anschlagen. Heute, nach acht Jahren, sind alle diese Zahlen schon wieder überholt.

Man kann die Geschichte dieses großen Volkes tief in die Vergangenheit verfolgen. Zwar Brief und Siegel, geschriebene Dokumente für diese Geschichte erhalten wir erst, als es sich in Krieg und Frieden mit der römischen Welt berührte, aber die im vorigen Jahrhundert entwickelte Wissenschaft der Sprachvergleichung hat es ermöglicht, den Strom der Volksgeschichte noch eine gute Strecke weiter aufwärts und bis in seine Quellgegenden zu ver-

folgen. Vergleicht man die Sprachen der Perser, Inder, Kelten, Germanen, Balten, Slaven, Griechen, Italiker, so findet man, daß sie für eine nicht ganz kleine Anzahl von Gegenständen und Begriffen dieselbe sprachliche Bezeichnung haben, und für die Verbindung der einzelnen Begriffe zu Gedankenreihen, für Zahlen, Empfindungsausdruck, feinere Unterscheidungen für Zeit und Art des Handelns oder Erlebens dieselben sprachlichen Wege einschlagen: woraus unmittelbar folgt, daß einmal in der Vergangenheit die Väter, Großväter, Urgroßväter dieser Völker zusammenwohnend ein Volk gebildet haben. Wie dieses Volk sich selbst genannt, ob es sich schon mit einem gemeinsamen Namen selbst genannt hat, bleibt unbekannt: die Wissenschaft hat ihm den Namen Indogermanen aufgeprägt, und sie sucht seine Wohnplätze in Südosteuropa, den weiten Steppengegenden nördlich vom Schwarzen Meer, im Gebiet des unteren Laufs der großen Ströme, welche sich zwischen dem 45. und 30. Grad östlicher Länge in dieses Meer ergießen. Es war ein Nomadenvolk, das noch keine hohe Kulturstufe erreicht hatte. Die allen späteren Tochtervölkern gemeinsamen Wörter zeigen uns ein Volk, dessen Reichtum aus Rinder-, Schaf- und Ziegenherden bestand, noch ohne die feineren Mittel, mit denen man die von der Natur gebotene Nahrungs- und Lebensweise verbessert, wie etwa Honiggewinnung durch Bienenzucht; in seinem Kampf gegen wilde Tiere, Bären, Wölfe, von Hunden unterstützt, mit Pfeil, Bogen und Schlachtmesser bewaffnet; in Lehmhütten wohnend, die rasch gemacht und leicht verlassen wurden. Das Wissen dieses Volkes beschränkte sich neben dem, was sich auf Wartung der Herden und die unmittelbaren Bedürfnisse des Lebens bezog, auf Kenntnis der Pfade und Stromübergänge, die Zählkunst reichte bis hundert, der Handel war Tausch und die Währung — der Handelswertmesser und Verkehrsvermittler — war das allgemeinste Besitztum, das Vieh; der Drang nach Gemeinschaft und Geselligkeit ward durch das Zusammenleben der Familien in engerem oder weiterem Sinn befriedigt. Ein Staat, staatliche Einrichtungen waren noch kein Bedürfnis.

Das Gebiet, auf dem das Leben dieses Volkes sich abspielte, war weit ausgedehnt, und infolge von Ereignissen oder Zuständen, von denen wir keine Kunde haben, vielleicht einfach weil das Land, dessen Boden seine Bewohner noch keinen größeren Ertrag abzugewinnen verstanden, deren wachsende Zahl nicht mehr nährte, trat eine Trennung ein: die östlichen Stämme zogen sich weiter nach Osten und erfüllten unter dem Namen der Arier auf der persischen Hochebene und weiterhin nach neuen Trennungen oder Spaltungen in der vorderindischen Halbinsel ihre besonderen Geschicke; die westlichen aber breiteten sich, west- und südwärts gewendet, allmählich in dem Tiefland aus, das reichlich mit Wald bedeckt zwischen dem Schwarzen Meer im Osten, dem Balkan im Süden, den Siebenbürgischen Alpen und den Karpathen im Westen und Norden sich ausdehnte. Hier drängte ihnen die andersgeartete Natur des Landes und die Not veränderte Lebensweise und Fortschritt auf. Der Wald lieferte ihnen das Holz zum Blockhaus, Honig, Wild, die Mast für die Zucht eines ferneren nützlichen Haustiers, der Schweine; einzelne Gemüse und auch schon verschiedene Getreidearten spendete der fruchtbare Boden für ersten Anbau, der ihnen den Pflug, ein erstes, einfaches, zukunftvolles Geräte, in die Hand gab. Ein umzäunter Raum, ein Garten schlichtester Art umgab das Blockhaus und beides schuf ein stärkeres Eigentumsgefühl, als es der Nomade kannte. Dieses Eigentumsgefühl, schon in seinen Anfängen, erzeugte zugleich einen wärmeren Heimatsinn und führte weiter zur Bildung von Gemeinden; der Nachen vermittelte den Verkehr auf den Flüssen und von Ufer zu Ufer und diente dem Fischfang, der mit dem übrigen dazu beitrug, das Leben dieser europäischen Indogermanen mannigfaltiger, bunter und, wenn bei noch immer so großer Einfachheit und Armut das Wort gebraucht werden kann, reicher zu machen.

Aus diesem Mutterschoße sind je unter besonderen, aber ähnlichen Verhältnissen, die zum Weiterwandern, zur Auswanderung zwangen, die Scharen und Stämme hervorgegangen, die sich dann weiter im Dunkel der Zeiten zu Völkern, den Kelten, Germanen,

den Slaven, Balten, Griechen und Italikern auswuchsen und von denen die Germanen, wie man glaubt, im Mündungsland des Dniestr gesessen haben, von wo sie in langen Zeiträumen allmählich, zunächst dem Lauf der Weichsel abwärts folgend, nach den Landstrichen gekommen sind, die wir jetzt als Norddeutschland bezeichnen. Und hier, in dem Tiefland zwischen Oder und Elbe, den Strichen an der Meeresküste hin bis zum Rhein, wo nirgends Gebirge zu überwinden waren, in Holstein, Schleswig, Jütland, den dänischen Inseln, dem südlichen Skandinavien wuchsen sie, zwischen Slaven und Balten im Osten, Kelten im Süden und Westen, noch ohne scharfgezogene Grenzen zum großen Volke heran, das sich in zahlreiche Stämme gliederte, wohl noch keinen gemeinsamen Namen führte, in Sprache und Sitte aber immerhin eine gewisse Einheit besaß — eine Einheit, die freilich Krieg und Fehde unter ihnen nicht hinderte. Die Römer trafen sie, als sie dieser jenseits des Rheins ausgebreiteten Bevölkerung ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und namhafte Schriftsteller sie interessant genug fanden, um ihnen ein ernsthaftes Studium zu widmen, in drei große Gruppen geteilt, die sie als Herminonen, Ingävonen und Istävonen bezeichnen, und von denen man glaubt, daß das Band, das sie, aber ohne tiefer einigende Wirkung, zusammenführte oder zusammenhielt, ein gemeinsames Heiligtum, gleichartiger Dienst und Verehrung desselben Gottes gewesen sei. Tieferen Aufschluß gibt diese Notiz und die weitere, daß sie einen gemeinsamen Stammvater Tuisko oder Tuisto und dessen Sohn Mannus angenommen haben, nicht.

Die römischen Schriftsteller nennen uns zweiundfünfzig kleine Stämme dieses Volks mit Namen und zeichnen auch wohl einzelne darunter mit einigen Strichen. Wenn diese Stämme auch der Mehrzahl nach für uns bloße Namen sind, mit denen wir keine bestimmte Vorstellung verbinden können, so bezeichnen sie doch gleichwohl den einen großen Fortschritt, daß dies Volk, obwohl vielfach noch in einem Mittelzustand zwischen Nomaden- und Ackerbauleben, doch von der bloßen Gliederung nach Familien und Sippen zu etwas wie wirklicher Staatsgemeinschaft weitergeschritten war, welche die Bebauung

eines wenn auch noch nicht fest abgegrenzten, so doch begrenzten Landes zur Voraussetzung hatte. Dieser bebaute oder anbaufähige Acker, ebenso wie das Wald- und Wiesenland, war Eigentum des Stammes, noch nicht persönliches Eigentum — denn schwerlich werden diese Menschen schon alle resigniert gewesen sein, sich in einem Lande, wie das damalige Deutschland war, auf immer ansässig zu machen —; der Boden wurde an die einzelnen Familien zur Bebauung und Benutzung gegeben, was immerhin eine anerkannte Autorität, etwas wie eine Regierung voraussetzt. Die Grenzen der Gebiete der einzelnen Stämme waren namentlich im Tieflande, wo die trennenden Gebirge fehlten, nicht so fest bestimmt und gezogen, daß nicht häufig um sie Fehde und Krieg von Stamm zu Stamm sich erhoben hätte, und dies, sowie die Verteilung und die Arbeit am gemeinsamen Boden machte eine Organisation und wachsende Vervollkommnung der einfachen Anfänge solcher staatlicher Organisation notwendig. Von außen kam der Masse des Volkes noch wenig Anregung. Doch machte sich am Rhein und im Süden die Nachbarschaft der Kelten geltend, von denen man glaubt, daß sie etwa 2000 vor Christus den äußersten Westen Europas, also ein festes Wanderziel, erreicht haben, und die längst durch ihre Wohnplätze in der Nachbarschaft höher kultivierter Nationen einen Vorsprung in der Zivilisation gewonnen hatten. Von den Kelten kam, keine gleichgültige Sache, den von ihnen in Sprache und Sitte deutlich geschiedenen Völkern jenseits des Rheins der gemeinsame Name, Germanen, den man nach verschiedenen aufgetauchten und wieder verworfenen Erklärungen mit „Nachbarn" deuten zu dürfen glaubt; von ihnen empfingen diese ein wertvolles Gut, Kenntnis und Gebrauch des Eisens, dessen Bezeichnung wie die des Bleis keltisch ist; und ein anderes dem Altgermanischen nicht angehöriges Fremdwort, Rig, Reich, regnum, mag darauf deuten, daß die Germanen den ersten Begriff von umfassenderen und straffer regierten Gemeinwesen, von einem Staat mit Königen oder ständigen Regenten nicht minder aus ihrer Berührung mit den Kelten gewannen. Zu vermuten ist, daß auf eben diesem Wege schon in

frühen Jahrhunderten auch eine unbestimmte Kunde von Mächten im Süden und Südosten und zumal von dem in Italien sich bildenden großen Römerreich, mit dem die Kelten so oft in Zusammenstoß gekommen waren, über den Rhein hinübergedrungen ist.

Diese Kunde sollte bald sich durch wichtige Ereignisse vervollständigen und zu einem bedeutungsvollen Elemente für diese Völkerwelt werden.

Es geschah um das Jahr 113 vor Christus, daß ein nordostgermanisches Volk, die Cimbern, dem ein anderes von der Seeküste her, die Teutonen, sich anschloß oder folgte, einen Massenauszug beschloß und vollführte, dessen ersten Anlaß man nicht kennt, aber leicht in ungenügendem Bodenbesitz bei rasch wachsender Bevölkerung, Schmälerung oder Bedrohung dieses Bodens durch das andringende Meer, dessen Sturmfluten man noch wehrlos gegenüberstand, einer das Land heimsuchenden Hungersnot etwa vermuten kann. Ohnehin nahmen diese Völker das Wandern nicht schwer und waren auch kaum geneigt, in dem unwirtlichen Lande mit seinen ungeschmeidigten Wäldern, seinen Sümpfen, seinem beständigen Regen und seiner scharfen Winterkälte schon ihr letztes Ziel zu sehen. Der Weg nach dem Süden, glaubt man, sei ihnen durch den Abzug einer keltischen Völkerschaft, der Volcer, frei gemacht worden. Den Zug im einzelnen können wir nach dem Stande unserer Quellen nicht verfolgen; auch über das, was uns am meisten interessieren würde, die Organisation dieser wandernden Menschenmasse, zumal die Führung und Ordnung ihres streitbaren Teils, unterrichten uns die römischen Schriftsteller nicht: wir können nur beobachten, daß Anfänge einer durchgreifenderen staatlichen Ordnung eben in der Notwendigkeit, die streitbaren Mannschaften des Zuges zu organisieren, gegeben waren. Die Ausziehenden scheinen, was für den Zustand dieser Gegenden charakteristisch ist, einen weiten Weg ohne wesentliche Hindernisse gemacht zu haben: erst im Süden der mittleren Donau, im Lande der Taurisker, stießen sie auf ein römisches Heer. Nicht unbekannt mit dem mächtigen Reich der Römer wollen sie den Zusammenstoß vermeiden, aber dieser Zu-

sammenstoß erfolgt dennoch: in der Nähe von Noreja in Steiermark. Der römische Konsul des Jahres 641 der Stadt, 113 vor Christus, erleidet eine schwere Niederlage, die wandernde Heeresflut aber, nach diesem Siege durch weiteren Zuzug, der auch seither nicht gefehlt haben wird, verstärkt, wendet sich, dem Kampf gegen Rom noch immer ausweichend, westwärts, erhält in der Schweiz durch zwei helvetische, also keltische Stämme, die Toygener und die Tiguriner, Verstärkung, und so dringen sie über Rhein und Jura im südöstlichen Gallien ein — eine furchtbare Heimsuchung für dies Land, in das sie Gewalttat und Hungersnot brachten nebst der Aussicht auf eine trostlose Zukunft. Der Senat zu Rom aber, wo man diese Wilden, die Miene machten, sich dauernd anzusiedeln, nicht in so naher Nachbarschaft haben wollte, entsandte ein Heer; im Jahre 109 erlitt auch dieses, unter M. Junius Silanus, eine Niederlage; die Germanen jedoch, ohne den Sieg weiter zu verfolgen, ordneten eine Gesandtschaft nach Rom ab, wohl um ihren neuen Besitz in Gallien sich bestätigen zu lassen. Ein römischer Witz oder eine humoristische Anekdote aus jener Zeit ist uns überliefert, in der wir, wenn sie wahr wäre, das erste Wort aus germanischem Munde besäßen. Man zeigt einem von der Gesandtschaft ein Kunstwerk des Forums, das Standbild eines greisen Mannes mit einem Stabe und richtet an ihn die Frage, wie hoch im Preise er dies wohl schätze. Der nordische Barbar habe erwidert: nicht geschenkt würde er einen solchen Kerl nehmen, auch wenn er lebendig wäre.

Im Jahre 107 machten sie wieder von sich reden. Der Konsul L. Cassius Longinus erlitt gegen die Tiguriner eine Niederlage: es gab eine Erzählung, die jedenfalls das Selbstgefühl des siegreichen Barbarentums neben dem Stolz des Kulturmenschen treffend kennzeichnet, wie der Legat M. Aurelius Scaurus, den sie in der Schlacht gefangen genommen haben, vor ihren Kriegsrat geführt wird: er ist unklug genug, sie vor dem Versuch, über die Alpen zu gehen, zu warnen, es sei unmöglich, die Römer zu besiegen. Einer der Häuptlinge, gereizt durch die stolze Rede, tötet ihn auf der Stelle.

Im Jahre 105 kam es bei Arausio am linken Ufer der Rhone zwischen ihnen und einem römischen Heere zu einer abermaligen großen Schlacht. Sie endigte mit einer an Vernichtung grenzenden Niederlage der Römer und mit Entsetzen vernahm man zu Rom, wie die Barbaren nach der Schlacht gehaust hätten. Die Gefangenen hätten sie an Bäumen aufgehängt oder ihren Göttern geopfert, erbeutetes Gold und Silber, Pferde, Waffen und was ihnen sonst in die Hände gefallen, in den Fluß geworfen; vielleicht, hat man vermutet, sei das infolge eines Gelübdes geschehen. Man erwartete jetzt einen Einbruch in Italien, der aber auch diesmal nicht erfolgte. Die gefürchteten Feinde zogen südwärts über die Pyrenäen, richteten aber in Spanien nichts aus, kehrten von dem mißlungenen Raubzug zurück und breiteten sich nun in Gallien aus, wo sie jedoch an einem tapferen nördlichen Volke, den Belgen, einen Widerstand fanden, den sie nicht brechen konnten und der sie bestimmte, den Zug nach Italien, zu dem sie zweimal die Gelegenheit versäumt hatten, nun dennoch zu unternehmen. Sie trennten sich, sei es, weil die Einigkeit nicht mehr sturmfest war, oder daß das gallische Land die vereinigte Menge nicht trug. Von zwei Seiten gedachten sie in Italien einzubrechen, da sie eingesehen haben mochten, daß sie sich ohne den Besitz des oberen Italiens in dem von ihnen eroberten Landstrich nicht würden halten können. Die Teutonen blieben in Gallien zurück, die Cimbern zogen ostwärts, um weiterhin, über einen östlichen Paß die Alpen überschreitend, Italien von der anderen Seite her anzufallen. In Rom aber hatte man, der Not gehorchend, statt eines neuen unfähigen Feldherrn der Nobilität, einen Mann aus dem Volke, Cajus Marius, zu einem der Konsuln des Jahres 104 und dann, den gesetzlichen Bestimmungen zuwider, für ein zweites, drittes, viertes Jahr wiedergewählt, und dieser populäre, energische, einsichtige Kriegs- und Volksmann hatte in einer auch für die fernere Zukunft des römischen Staats bedeutungsvollen Heeresorganisation eine Armee geschaffen, mit der er nunmehr die Offensive ergriff und dem Heere der Teutonen am Einfluß der Isère in die Rhone entgegentrat. Drei Stürme auf

das römische Lager mißglückten, sie zogen weiter im Tal der Rhone: östlich von deren unterem Lauf, bei Aquä Sextiä, einer kurz zuvor gegründeten römischen Kolonie, kam es zur Entscheidung. Was wir von römischen Berichterstattern über diese Kämpfe hören, gibt immerhin eine bestimmtere Vorstellung von diesen neu am Horizont der Weltgeschichte auftauchenden Kriegern: der trotzige Hohn, mit dem sie am Lager des Marius vorüberziehen — ob sie nichts für ihre Weiber in Rom zu bestellen hätten, ruft man aus ihren Reihen hinüber —, die Klage der Ambronen, einer ihrer Heeresabteilungen oder verbündeten Stämme, um ihre in einem Gefecht Gefallenen, die durch die Nacht zum Lager der Römer herüberdringend diesen wie Geheul wilder Tiere klingt, der stürmische Anprall des Angriffs, der sich aber bricht an der ausgebildeten Taktik der römischen Legionen, der sicheren Leitung, dem Ineinandergreifen der Abteilungen, der regelmäßigen Folge des einschlagenden Eisenhagels der Pilen und des Nahekampfs mit dem Schwert, der zum entscheidenden Stoße wohlgesparten Reserve. An ihr scheiterte die Taktik des Barbarenheeres, die auf die Unwiderstehlichkeit des ersten Angriffsstoßes gegründet auch etwa das erste und zweite Treffen des Feindes durchbrechen mag, aber bei schon begonnener Lockerung und Auflösung dem neuen Kampfe nicht mehr gewachsen ist und die, wie überhaupt noch keine ordentlich durchgeführte Schlacht, so auch namentlich keinen geordneten Rückzug möglich machte. Ein letzter Kampf erhob sich, als die Niederlage schon entschieden war, um die Wagenburg hinter der Schlachtlinie, die noch von den verzweifelten Frauen des germanischen Heeres verteidigt ward. Von diesen tötete eine Anzahl sich selbst, andere stellten, wie berichtet wird, als sie sich gefangen gaben, die Bitte, zum Dienst der Göttin Vesta verwandt zu werden, von der sie gehört haben mochten, daß ihre Dienerinnen jungfräulich bleiben müßten. Die Niederlage war völlig vernichtend und keine Spur ist von dem tapferen Volke geblieben. Die Menge der Gefangenen wurde wohl meist bei den italischen Gladiatorenspielen verbraucht.

Mittlerweile hatten die Cimbern ihr Ziel erreicht. Über den Brenner, das obere Eisack- und das untere Etschtal ziehend erschienen sie auf italischem Boden. Der römische Befehlshaber, der hier kommandierte, Catulus, ging über die Etsch und weiterhin an den Po zurück und erst als Marius mit seinem siegreichen Heere sich mit ihm vereinigt hatte, ging man von römischer Seite zum Angriff über. Es werden Unterhandlungen erwähnt, bei denen cimbrische Unterhändler für ihr Volk und ihre Brüder, die Teutonen, Landanweisung gefordert hätten: denen sei schon ihr Land angewiesen und zwar zu dauerndem Besitz für alle Zeiten, habe man mit Hohn erwidert und einige der teutonischen Häuptlinge in Ketten vorgeführt hätte ihnen gezeigt, wie das gemeint sei: so erst, was schwer zu glauben ist, hätten sie vom Untergang der Teutonen Kunde erlangt. Sie hätten dann, als die Unterhandlung zu nichts führte, von Marius verlangt, daß er ihnen Ort und Zeit für den entscheidenden Kampf bestimme, und dieser habe ihnen willfahrt. Drei Tage später, in der raudischen Ebene bei Vercellä, an einem der nördlichen Zuflüsse des Po, heute einer Eisenbahnstation südwestlich von Mailand, wurde diese Schlacht geschlagen. Der Grieche, dessen Bericht unsere vornehmste und fast einzige Quelle für das in der Geschichte zweier Nationen so bedeutungsvolle Ereignis bildet — Plutarch —, schildert den Eindruck des Cimbernheeres, seines Fußvolkes, das „wie ein uferloses Meer" heranwogte, die Reiter mit den seltsamen Helmen aus Tierköpfen oder mit großen Federbüschen. Die römische Führung habe die Stellung so zu nehmen gewußt, daß Sonne und Staub der Ebene den nordischen Kriegern entgegen gewesen sei. Es ging wie bei Aquä Sextiä, auch die letzte Wendung, der Kampf um die Wagenburg und die Szenen der Verzweiflung — die Frauen ihre Kinder und dann sich selbst tötend — wiederholten sich. In Rom atmete man auf, als die Kunde von dem großen Sieg und der Menge der Gefallenen und Gefangenen anlangte. Die mächtigen Gestalten dieser Gefangenen gaben einen vollen Begriff von der Furchtbarkeit dieser Feinde, von denen man viele einzelne noch einmal

in dem großen Sklaven- und Fechteraufstand in den Jahren 73 bis 71 zu bekämpfen hatte, wo sie durch Zahl und Tapferkeit einen wertvollen Teil der Scharen des Spartakus gebildet haben sollen.

Mit dieser Tragödie, die uns die Schicksale zweier germanischer Völker von ihrem Auszug aus einer ersten Heimat beim Aufsuchen einer neuen endgültigen und bis zu ihrem Untergang auf dem Boden Italiens vergegenwärtigt, eröffneten sich die Beziehungen der Germanenwelt zur römischen. Der cimbrische Schrecken hatte den regierenden Männern zu Rom die von Norden her drohende Gefahr gezeigt, und ein Mann, der wenige Jahre später seine große, auch für die Geschichte unseres Volks so bedeutungsvolle Laufbahn begonnen hatte, durchschaute sie mit voller Klarheit — C. Julius Cäsar, der im Jahre 58 als Prokonsul die Verwaltung der römischen Provinz Gallien antrat und sich alsbald mit diesen schwierigen Verhältnissen, der Bedrohung Galliens durch die Germanen, die „Nachbarn" jenseits des Rheins, zu befassen hatte. Es waren Verhältnisse, die vom Senat seither nachlässig oder ungeschickt behandelt worden waren. Der Druck, den die nach Süden und Westen drängenden Germanen ausübten, war bereits so stark, daß das keltische Volk der Helvetier seine Sitze zwischen dem Jura und dem Bodensee zu verlassen und westlich, jenseits des Gebirgs, eine neue sichere Heimat zu suchen beschloß. Cäsar verweigerte ihnen den Durchzug durch die römische Provinz, den sie naiv genug waren von ihm zu verlangen. Die Römer hatten nicht vergessen, daß zwei Gaue ihrer Landsmannschaft in den Tagen des Cimbernzugs einem römischen Heeresteil einen Sieg abgewonnen hatten. Er zwang sie nach einem siegreichen Kampf bei Bibracte an der Saone in ihre verlassene Heimat zurückzukehren. Allein die Gefahr hatte schon eine drohendere Gestalt angenommen. Im Kampfe zweier im südlichen Gallien angesessenen Keltenstämme, der Häduer und der Sequaner, war es geschehen, daß die Sequaner einen Häuptling der Sueven, des mächtigsten Germanenstammes im südlichen Deutschland, gegen die Häduer herbeigerufen hatten, der dann auch wie ein großer

Unternehmer auf das Geschäft gern eingegangen war, unter seinen Volksgenossen eine Streitmacht von 15000 Kriegern zusammengebracht hatte, mit dieser den Kampf der Sequaner ausfocht, die Häduer besiegte, dann aber keine Miene machte, das Land wieder zu verlassen. Vielmehr verlangte Ariovist — dies war der Name des Häuptlings, der in der deutschen Geschichte als der erste namhafte germanische Mann in bestimmteren Zügen uns entgegentritt — von seinen Brotherrn ein Drittel und bald ein weiteres ihres Landes, ergänzte seine Truppen und befestigte seine Stellung durch neuen Zuzug aus dem rechtsrheinischen Lande. Bis zu 120000 dieser drückenden Gäste zähle man jetzt in Gallien, wurde Cäsar von seinen gallischen Verbündeten berichtet. Von den Häduern ließ Ariovist sich Geiseln stellen und übte in ihrem wie dem Sequanerlande eine Gewaltherrschaft, indem er seine Streitmacht in Zeltlagern zusammenhielt — in vierzehn Jahren, rühmte er sich gegen den römischen Prokonsul, seien seine unbesiegten Krieger unter kein Dach gekommen. Dem offenbar sehr fähigen Mann war es gelungen, die römische Regierung über seine Pläne zu täuschen und vom Senat als „König und Freund des römischen Volkes“ anerkannt zu werden. Sein Verfahren gegen die Häduer, römische Bundesgenossen, gab jetzt Cäsar, der die Gefahr erkannte, den Anlaß und ein gewisses Recht einzuschreiten. Er ließ dem König eine persönliche Zusammenkunft vorschlagen. Ariovist lehnte mit stolzen Worten ab: in *seinem* Gallien hätten die Römer nichts zu schaffen. Der römische Feldherr stellte nunmehr ein Ultimatum: Rückgabe der Geiseln an die Häduer, keine fernere Unbill gegen diese und ihre Verbündeten, kein weiteres Herüberziehen von Germanen in das diesseitige Land. Ariovist erwidert trotzig: wenn die Häduer ihre vertragsmäßigen Pflichten erfüllten, würde ihnen kein Unrecht geschehen, wenn nicht, so würde ihnen ihr Titel als Brüder des römischen Volkes wenig helfen. Die Lage wurde gefährlich. Eine Menge von 24000 aus dem Stamm der Haruden, jüngst von drüben über den Rhein gekommen, plünderte im Häuderlande, und ohne Zweifel durch Ariovists Einfluß oder Erfolge

unter die Waffen gerufen stand der gesamte Heerbann der Sueven, „die hundert Gaue der Sueven", 100000 Krieger, wie man dem Prokonsul meldete, am Rhein. Der alte cimbrische Schrecken und die übertreibenden Schilderungen der Gallier von der Furchtbarkeit der Germanen riefen eine Panik im römischen Heere hervor, die aber Cäsar mit der ganzen Überlegenheit seines Genies rasch bemeisterte. Er rückte vorwärts; als sein Lager von dem Heere Ariovists nur noch 24000 römische Schritt entfernt war, ließ dieser ihm sagen, daß er zu der früher gewünschten Zusammenkunft nunmehr bereit sei.

Von einem militärischen Gefolge geleitet trafen die beiden Führer zusammen. Ein bedeutungsvolles Sichbegegnen zweier Männer, die zwei Welten vertraten — und bei dieser Gelegenheit gibt uns der eine, der Römer, Bericht von den Worten Ariovists, die beweisen, daß die Germanen mittlerweile etwas von dem gelernt hatten, was wir Politik nennen: es ist die erste ernsthafte Rede aus germanischem Munde, von der wir erfahren. Sie läßt sich hören: Cäsar — sie unterredeten sich von ihren Pferden herab — wiederholte seine früheren Forderungen, Ariovist erwiderte, indem er sich als den Angegriffenen hinstellte, der von ihm bezwungene Teil Galliens sei sein Besitz, sei seine Provincia, wie der andere die römische sei, er kränke das Recht der Römer nicht, sie sollten das seine achten: auch sei er nicht so sehr Barbar und nicht so unkundig in der Politik, um nicht zu wissen, daß die Römer bei den letzten Händeln der Sequaner und Häduer nicht zugunsten dieser letzteren, ihrer angeblichen Brüder, eingeschritten seien, und, setzte er hinzu, er wisse, daß er nicht wenigen „Edlen und Häuptlingen" des römischen Volks zu Danke handle, wenn er Cäsarn töte; er war also nicht ohne Kenntnis des Haders der Faktionen in Rom. Die Unterredung endigte ohne Ergebnis. Noch aber erfolgte der Zusammenstoß nicht sofort: die weisen Frauen im germanischen Heer, so berichteten nachmals befreite römische Gefangene, hätten nicht gewollt, daß man vor Neumond kämpfe, oder Ariovist bediente sich ihres Spruchs, weil er noch einen Aufschub für wünschenswert hielt. Die Schlacht, in der

über Galliens Schicksal, ob germanisch oder römisch, entschieden werden sollte, wurde 58 v. Chr. nordöstlich von Vesontio (Besançon), vielleicht in der Ebene von Sennheim zwischen den Flüßchen Doller und Thur im Oberelsaß geschlagen. Die Schlachtreihe der Germanen war nach Stämmen oder Landsmannschaften geordnet, Haruden, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Sedusier, Sueven; hinter der Linie die Karren mit den Frauen. Sie wurde, wie sonst in den Kämpfen mit Germanen, durch die Reserve entschieden, das dritte römische Treffen, das einer der Legaten, noch ein junger Mann, Publius Crassus, auf eigene Hand nach dem bedrängten linken Flügel marschieren ließ. Der längere Zeit schwankende Kampf endigte mit einer Niederlage der Germanen. Die Flucht ging nach dem etwa fünfundzwanzig Kilometer entfernten Rhein. Nicht viele erreichten das jenseitige Ufer, unter ihnen auch Arioviſt, von dessen fernerem Schicksal nichts weiter bekannt ist.

Drei Jahre später erfolgte auch am Niederrhein eine ähnliche Entscheidung. Zwei germanische Völker, die Usipeter und Tenkterer, hatten in der Gegend von Nymwegen den Rhein überschritten. Unterhandlungen über Landanweisung auf dem linken Ufer, welche die Führer suchten, wurden von Cäsar hinterlistig — so entnimmt man sorgfältig abwägend seinem eigenen Berichte — zu einem Mißverständnis benutzt, das ihn berechtigen sollte, diese festzunehmen und dann über die führerlose Menge herzufallen; ein greuliches Blutbad folgte. Der Rest der beiden Stämme entkam über den Strom und fand Unterkunft bei einem befreundeten Volke.

So war hier am oberen und mittleren Lauf des großen Stromes die Rheingrenze für Rom gewonnen, und zweimal, im Jahre 55 und wieder im Jahre 53, ging Cäsar auf einer zu diesem Zwecke gebaûten Brücke in der Gegend des heutigen Neuwied über den Fluß, um den offenbar schon in unruhiger Bewegung begriffenen Bevölkerungen des jenseitigen Landes zu zeigen, daß auch der breite Strom sie nicht vor den römischen Waffen schütze, deren Überlegenheit sie soeben erfahren hatten. Die Demonstration erreichte ihren Zweck. Der mächtigste und, wie es scheinen möchte, in

seiner staatlichen und mindestens militärischen Organisation am weitesten vorgeschrittene Stamm der Sueven rüstete sich bereits zu einem Verzweiflungskampf: ihr Landtag, rasch zusammentretend, gab Weisung, die Weiber und Kinder nach unzugänglichen Wäldern zu schaffen, alle Waffenfähigen zu äußerstem Widerstand und entscheidenden Kämpfen zusammenzuziehen. Sie besaßen schon eine Heeresorganisation, indem sie alljährlich je tausend Männer aus jedem ihrer Gaue zu den Waffen riefen, die immer nach Jahresfrist durch tausend andere abgelöst wurden. Wir sehen, wie jener erste Zusammenstoß mit dem mächtigen Römerreiche auf die Gemüter wirkte: tief grub sich der Name ihres Überwinders ihrem Gedächtnisse ein, um später bei ihnen ein Höchstes an Herrscherwürde zu bezeichnen.

Dieser selbst aber, Cäsar, beabsichtigte keine Eroberungen in dem noch ungeschmeidigten, nur erst von Waldpfaden, nicht von Heerstraßen durchzogenen Lande. Er kehrte auf das nun römische Ufer zurück und brach die Brücke ab. Aber ein Neues, Unwiderrufliches, Zukunftsvolles war in das Leben jener Völker durch die erste Berührung mit den Römern gekommen, und diese selbst, Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten voran, geben uns die ersten Nachrichten über das große Volk, das, erst seit wenig mehr als einem halben Jahrhundert in den Gesichtskreis der Römer getreten, von jetzt an auch in deren Geschichte eine große Rolle spielen sollte. Einige Menschenalter später, im Jahre 99 n. Chr., widmete den Germanen ein hervorragender römischer Geschichtschreiber, Cornelius Tacitus, eine besondere Schrift, in der er Land und Leute, Kriegs- und Staatsordnung, Haus und Sitte mit tiefgreifendem Interesse, fast muß man sagen, mit Liebe schildert, dergleichen bis dahin kein Schriftsteller des Altertums einem Barbarenvolke je gewidmet hatte. Man erkennt unzweifelhaftes Fortschreiten, wenn man diese Berichte oder Schilderungen liest, aber in langsamem Gange. Das Land, die Gegenden am Meer sowohl mit ihren Sümpfen, ihren ungebändigten Strömen, ihren Überschwemmungen und Sturmfluten, wie das gebirgige und waldige Binnenland zwang zur Arbeit, bei der der Tag den Tag lehrte. Tacitus erkennt die ungebrochene Kraft

des Naturvolks gegenüber der mit allerlei giftigen Stoffen erfüllten Atmosphäre der allzuhoch gesteigerten Zivilisation, die ihn selbst umgab: die großen Gestalten der Männer, die kräftige, auch zu jeder schweren Arbeit des Hauses, des Ackers, gelegentlich selbst des Krieges in Anspruch genommene gesunde Kraft der Frauen, das blonde, reichliche Haupthaar und die blauen Augen; löbliche Eigenschaften: Heilighaltung der Ehe, Keuschheit, Gastfreundschaft, Zuverlässigkeit, Tapferkeit, wie die entgegengesetzten: kriegerische Wildheit und zügellose Leidenschaft neben tatlosem, trägem Hinleben bei Trunk und Spiel. Die Kleidung wie die ganze Lebenshaltung erscheint kümmerlich für den an den Luxus der Länder am Mittelmeer gewöhnten Beobachter. Das Land mit seinem grauen Himmel und ewigen Regen abstoßend; die Kleidung Tierpelze mit Ärmeln, einem Stück Wollenzeug darüber, lederne Schuhe, bei den Frauen ein Kopftuch über dem reichlich gepflegten Haar, das demnächst einen geschätzten Ausfuhrartikel in dem nach und nach lebhafteren Handel an den Grenzen bildete; die Wohnungen aus Holz gezimmert, mit Stroh oder Schilf gedeckt, vereinzelt, selten zu Dörfern, noch nirgends zu etwas, das man eine Stadt nennen könnte, vereinigt. Die Nahrung bildeten wilde Früchte, Ertrag der Jagd und was die Herde und spärlicher Ackerbau lieferte, Fleisch, Gemüse, Brot also; als Getränk hatten sie neben dem allgenugsamen Wasser Milch, Met und ein Bier, das der Römer einen „Trank aus Gerste zu einer Art schlechten Weins vergohren" nennt. Auch der große Versucher, der Wein, hatte schon seinen Weg gefunden und es beweist doch schon eine etwas umfangreichere Regierungstätigkeit, wenn wir lesen, daß einzelne Stämme seine Einführung verboten hätten. Die Feldbestellung bestand im allgemeinen aus Ackerkultur und Grasnutzung; an der Grenze war man weiter, wo man die Bodenerzeugnisse und die Erträge der Viehzucht, auch Kriegs- und Jagdbeute und Sklaven verwerten konnte. Hier an der gallisch-römischen Grenze lernte man auch allmählich Metallgeld kennen, während sonst der Handel noch überwiegend nur aus gelegentlichem Warentausch bestand. Das Handwerk, mit Ausnahme des Schmiede-

handwerks, galt als des freien Mannes unwürdig, machte sich aber doch, von römischen Gefangenen geübt und gelehrt, wohltätig geltend und bald unentbehrlich. Für die einfachen Bedürfnisse des Hauses sorgten spinnend und webend die Frauen und Töchter. Auch die Arbeit der Landwirtschaft, die Bestellung des Ackers, die Wartung des Viehs blieb ihnen und den Knechten, während der freie Mann der Jagd oblag, und wenn er nicht als Krieger zu Felde lag, am Herde gestreckt oder sonstwie dem Müßiggang frönte.

Die neue Zeit, die durch den Zusammenstoß mit Rom heraufstieg, führte rasch zu einiger Weiterbildung der einfachen Staats- und Heereseinrichtungen. Man unterschied Gemeinfreie, Knechte, Freigelassene einer höheren und einer niederen Ordnung, und Hörige, „Liten" genannt; ein Adel hatte wie überall sich nach und nach durch Ungleichheit des Herdenbesitzes, durch Unterschiede der Intelligenz und demgemäß auch der Autorität herausgebildet und gewann in den Versammlungen der Gemeinde, des Gaus, des gesamten Stammes, wie in den zahlreichen Kriegen und Fehden eine führende Stellung. Es gab Stämme, Volksgemeinschaften, in denen schon ein König, aus den vorwaltenden Geschlechtern gewählt, dem Regiment größere Stetigkeit verlieh: bei dem großen Volk im Süden, den Sueven, finden wir einen solchen nicht, Versammlungen und etwas wie gemeinsame Regierung nur bei besonderen Gelegenheiten, überhaupt wenig unmittelbares Eingreifen der Gesamtheit. Ein kühner und einflußreicher Mann wie jener Ariovist sammelt sich die Leute zu einem großen Kriegsgeschäft und Söldnerunternehmen und eine neue und zukunftsvolle Art von Vereinigung bildete sich durch das Gefolgschaftswesen, den comitatus, wie es der Römer nennt. Es sind Freiwillige, die sich einem Führer, bei Gelegenheit eines Kriegszugs etwa, auf Tod und Leben verbinden und verpflichten; ihr Lohn besteht in Beute, Geschenken des Führers und kriegerischem Ruhm; sie haben eine gemeinsame Ehre, sie dürfen den Führer, der Führer darf sie nicht verlassen. Der Krieg, den ein Stamm gegen den andern führt, zieht auch junge Männer aus unbeteiligten Stämmen herbei.

Eigentliche Strafen im juristischen Sinn gibt es noch nicht. Die einzelnen und ihre Sippen stehen sich gegenüber: vergossenes Blut wird entweder von der Sippe des Erschlagenen blutig gerächt oder durch eine Buße gesühnt, und nur wo die geforderte oder vereinbarte Buße nicht geleistet wird, schreitet die größere Gemeinschaft, das Gericht der freien Männer ein und setzt den Verurteilten aus dem Frieden, macht ihn friedlos wie den Wolf im Walde. Gewisse in den Augen der Volksgenossen besonders schwere Verschuldungen werden allerdings von Gemeinschafts wegen mit dem Tode gesühnt oder gestraft; die Hinrichtung vollzieht dann der Priester, auch er wohl zumeist aus einem der edlen Geschlechter entnommen.

Sehr wenig bieten die römischen Erzähler unserer Wißbegier in Beziehung auf das geistige Leben — die Religionsvorstellungen, in denen das Volk sich in jenen ersten Jahrhunderten vor und nach Christus bewegte, und wir können es aus anderen Quellen, fortlebenden Gestalten der Volksphantasie, späteren Sammlungen nordischer Heldenlieder, Vergleichung der Religionsvorstellungen anderer Völker doch nur sehr wenig ergänzen. Die römischen Quellen nennen als Hauptgötter der Germanen, die sie mit den ihnen geläufigen Namen Sol, Merkurius, Mars, Herkules nennen, einen Wind- und Wolkengott Wuotan, einen Gott des Krieges Ziu, der unter verschiedenen Namen wohl überall verehrt wurde, einen Gewittergott Thor, Donar — vielleicht den von Cäsar erwähnten Feuergott, den er mit römischem Namen Vulkan nennt. Auch die freundlichere Seite fehlt nicht, göttliche Frauengestalten, Frigga, Nerthus, Wasser- und Waldfrauen, wie sie denn, nach den bedeutenden Worten des Römers, den Frauen überhaupt eine hohe Stellung und besonderes Verhältnis dem Göttlichen gegenüber zuerkannten: „sie glauben", sagt Tacitus, „daß den Frauen etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne." „Und so", fügt er hinzu, „verschmähen sie ihre Ratschläge nicht und achten auf ihre Sprüche": wir sahen, welche Rolle die weisen Frauen im Heere Ariovists spielten. Ihre Phantasie verstieg sich wohl zu der Vorstellung, im nächtlichen Sturmwind führe Wuotan die Seelen der

im Kampfe Gefallenen durch die Lüfte; sie stattete ihre Götter mit Symbolen, den Donar mit seinem furchtbaren Hammer, dem einschlagenden Blitz, und mit einem Geleit ihnen heiliger Tiere, Wolf, Rabe, Habicht und nach und nach auch anderen individuellen Zügen aus; die Frauen, die, wie wir sahen, in Schlachten hinter den Reihen der Kämpfenden saßen, um sie durch ihre Anwesenheit und ihren Zuruf anzufeuern, auch wohl sich der Verwundeten anzunehmen, erhielten ihr Gegenbild in den Walküren, den Schlachtenjungfrauen, welche die Seelen der Tapferen nach einem jenseitigen überirdischen Heldenheim, nach Walhall, trugen. Der einsame Bergwald, der heulende Sturm, der grimmige Frost, der tosende Waldbach erschienen ihnen beseelt oder verkörperte sich ihnen in unheimlichen Riesengestalten, und unter der Erde walteten, deren Schätze hütend, in großen Scharen die Zwerge, die wohl schon damals die freundlichen Züge helfender Hausgeister oder die ärgerlichen schadenfroher Kobolde trugen.

Um eine gestaltenschaffende Mythologie hervorzurufen, wie in Griechenland oder Indien, war das Leben zu gleichförmig und zu arm, auch war keine Priesterkaste da, die wie bei den Kelten sich die Fortbildung und Ausgestaltung der religiösen Vorstellungen zu Mythologie und Theologie hätte angelegen sein lassen. Es gab Priester, die im Namen einer Gesamtheit opferten, im übrigen aber bestand gewissermaßen ein allgemeines Priestertum, jeder Hausvater war Opferer und Beter. Auch erforderte der Dienst der Götter keinen großen Apparat, obwohl man eifrig bemüht war, ihren Willen zu erforschen. Neben den gewöhnlichen Mitteln des Aberglaubens, Beobachten des Flugs und Geschreis der Vögel, des Wieherns der Pferde und vielem anderen, was noch heute da wo der Begriff der Natur und natürlichen Ursachen noch nicht erreicht ist, in dem vielgestaltigen volkstümlichen Aberglauben weiterlebt, bestand als häufigste und gewissermaßen amtliche Form des Befragens der Götter das Losewerfen: kleine mit eingeritzten Zeichen („Runen") versehene Stäbchen aus dem Holz bestimmter heiliger Bäume wurden über ein ausgebreitetes reines Tuch geschüttelt, von

dem alsdann der Priester oder die weise Frau oder auch der Hausvater sie aufhoben und deuteten. Tempel und Götterbilder gab es nicht, sondern nur heilige Symbole und Haine, wie z. B. im Lande der Semnonen einen Hain, den man nur gefesselt, dem Gott verknechtet, betreten durfte. Der römische Darsteller faßt dies sehr ideal auf: „Die Götter mit Wänden einzuschließen oder in menschlicher Gestalt zu bilden," sagt er, „achten sie der Hoheit himmlischer Wesen nicht für gemäß, Hainen und Gehölzen legen sie heiligen Charakter bei und bezeichnen mit Namen von Göttern jenes Geheime, das sie nur mit dem Auge der Andacht sehen." Eine gewisse Geistigkeit, mindestens die Abwesenheit grobsinnlicher Elemente darf allerdings wohl dieser Religiosität zugeschrieben werden, die auch einen starken Unsterblichkeitsglauben in ihrem Schoße hegte; aber eigentlich ethische Keime enthielt sie außer der Verherrlichung kriegerischer Tapferkeit kaum oder sie sind für uns nicht mehr erkennbar. Menschenopfer, Schlachten von Kriegsgefangenen oder Gelöbnisse solchen Opferns kommen vor, wenn sie auch nicht so häufig und nicht so raffiniert grausam gewesen zu sein scheinen als bei den Galliern.

In der nächsten Zeit nach Cäsar scheint verhältnismäßige Ruhe im jenseitigen Lande geherrscht zu haben, und selbst die Anfänge friedlichen Verkehrs zwischen den beiden Ufern entfalteten sich oder verstärkten sich. Kleinere germanische Stämme hatten sich schon vor der römischen Zeit im oberrheinischen Lande am linken Ufer des Flusses angesiedelt. Am mittleren Rhein hatte das Volk der Ubier gegen die Sueven, die sie bedrängten und bedrohten, die römische Freundschaft gesucht; germanische Edelinge und Freie in nicht ganz geringer Zahl suchten römischen Kriegsdienst auf, bei dem Sold, die mannigfachen Genüsse zivilisierten Lebens und eine neue Art von Ehre zu haben war. Die rasch fortschreitende Romanisierung des gallischen Landes, auf das schon lange die Blicke seiner germanischen Nachbarn gerichtet waren, bildete sicher den Gegenstand des Gesprächs unter den freien Männern, deren Gesichtskreis sich zusehends erweitert und über dergleichen politische Fragen ausgedehnt hatte und fortwährend ausdehnte. Für längere Zeit aber

konnten die Berührungen doch nur kriegerische sein. In der römischen Welt hatte mittlerweile die große Revolution ihren Gang vollendet, welche die Republik und das Senats- und Adelsregiment in eine Monarchie umwandelte, und der erste wirkliche Monarch des nunmehr abgeschlossenen römischen Reichs, Cäsar Augustus, fand für seine auswärtige Politik als wichtigste Aufgabe vor, das Werk seines Vorgängers, der diesem Reich Gallien und den Rhein als Grenze gewonnen hatte — eine Grenze, die durch einzelne Raubeinfälle stets gefährdet erschien —, fortzusetzen und zu sichern. Dies führte zunächst auch römische Legionen unter Augustus' erstem Kriegsmann Agrippa wieder über den Rhein, führte zur Verpflanzung der römisch gesinnten Ubier vom rechten aufs linke Ufer, zur Verleihung des italischen Bürgerrechts an die Ubiergemeinde, zur Errichtung der Ara Ubiorum auf dem Boden des heutigen Köln, zur Organisation zweier Militärbezirke, Ober- und Niedergermanien, zur Neubefestigung alter Keltenstädte am Rhein, zur Vorschiebung der Reichsgrenze an die Donau. Allein ein neuer Einfall der Sigambrer im Jahre 12 vor Christus scheint in Rom den Entschluß oder die Erkenntnis gezeitigt zu haben, daß die Sicherung des rheinischen Landes und die Konsolidierung Galliens die Ausdehnung dieser Eroberungen bis zur Elbe erheische, und diese Politik, die Defensive nach alter römischer Weise offensiv zu führen, betätigte sich in römischen Angriffsstößen, bei denen ein Prinz des Cäsarischen Hauses, Drusus, Ruhm erwarb. Dieser drang im Jahre 9 v. Chr. in der Tat bis zur Elbe vor: am anderen Ufer stand kampfbereit der Heerbann zweier Stämme, der Langobarden und der Semnonen. Weitere Eroberungen zu machen, lag auch nicht in der Absicht des Drusus; er kehrte um, starb auf der Rückkehr. Sein Bruder Tiberius, der ihn ersetzte, mißbilligte diese Art angriffsweise vorzugehen; ihm genügte, die Festen, die Drusus angelegt hatte, Alliso im Lippegebiet, die Saalburg im Taunus, überhaupt die bis dahin gewonnene Stellung zu behaupten.

In diese Zeit fiel ein bemerkenswertes Ereignis, das deutlich die Wirkung zeigte, welche die Kenntnis römischen Wesens auf den

Ehrgeiz oder das politische Denken germanischer Häuptlinge machte: die Wanderung der Markomannen von der unteren Maingegend nach Böhmen unter der Führung eines Häuptlings Maroboduus, der in römischem Kriegsdienst seine Schule gemacht hatte und dem es gelang, in Böhmen mit Verdrängung oder Unterwerfung der keltischen Bevölkerung ein Reich zu gründen, etwa in der Weise, wie es dem Ariovist einst in Gallien vorgeschwebt haben mochte. Man sah diese neuerstehende Macht in Rom sehr ungern, und für das Jahr 5 nach Christus war ein Plan im Werke, durch einen Angriff von zwei Seiten her, von Westen und von Süden das Reich des Marbuod zum Einsturz zu bringen. Allein ein gefährlicher Aufstand in Pannonien verhinderte die Ausführung und nötigte die römische Reichsleitung zu einem Abkommen mit Marbuod, der gern auf ein solches einging, weil ihm der Mut zu einem Entscheidungskampf gegen Rom fehlte, oder weil die Umstände sonst nicht danach angetan schienen, die römische Macht in diesen Gegenden zu brechen.

Um diese Zeit konnte Germanien in dem Umfang, wie Augustus' Politik es wollte, als unterworfen gelten; römischer Einfluß machte sich mehr und mehr geltend; wir sehen, wie in den mit Rom sich berührenden Stämmen eine römische, dem Fortschritt auf den Wegen der römischen und gallischen Kultur huldigende Partei sich bildete. So bei dem mächtigen Stamme der Cherusker, der im Lande der mittleren Weser und Elbe wohnte und auf dessen Verhältnisse die römische Geschichtschreibung einen willkommenen, wenn auch erst matten Lichtschein fallen läßt. Einer romfreundlichen Partei, an deren Spitze Segestes stand, trat, von einem jungen Häuptling Arminius geführt, eine andere gegenüber, die man die nationale nennen kann, — die Partei des freien Germaniens, der Unabhängigkeit von dem diese Freiheit bedrohenden römischen Einflusse. Der römische Statthalter Quintilius Varus, ein kurzsichtiger und beschränkter Mann, ging hitzig vor, wollte auch im rechtsrheinischen Lande die Formen römischer Provinzialverwaltung einführen, — jene gefürchtete „Herrschaft der Beile" der römischen Liktoren, Rechtsprechung und Besteuerung nach römischer Weise.

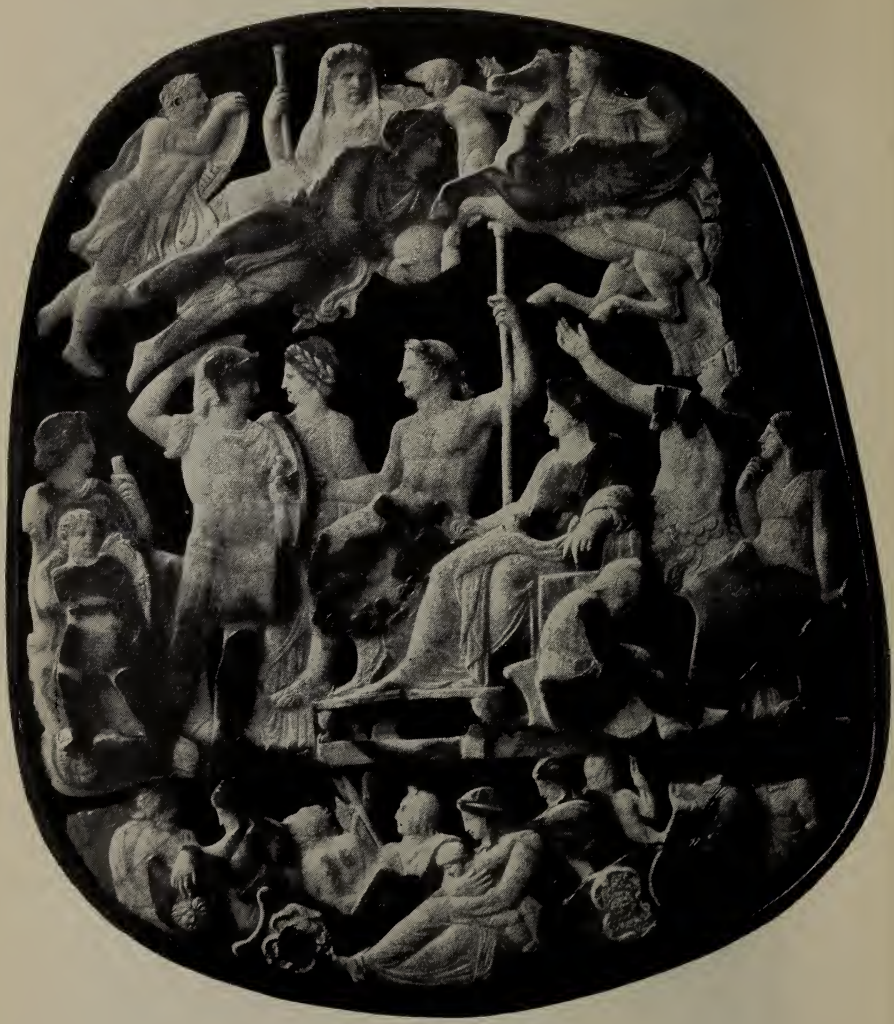
Vergebens warnte Segestes. Varus ließ sich von dem verschlagenen Führer jener anderen Partei, Armin, der selbst wie so viele seiner Volksangehörigen eine Zeitlang in römischem Kriegsdienst gestanden hatte, blenden; mit der gefährlichen Art von List, die sich unter der Maske der Biederkeit bei diesem wie bei anderen Naturvölkern verbarg, wußten Armin und seine Gesinnungsgenossen dem selbstgefälligen Mann einzureden, wie zufrieden man unter ihren Landsleuten über das neue System prompter und klarer römischer Rechtsprechung sei. Wie die römischen Berichte melden, hätte nach dem Plane und der Verabredung der Verschworenen ein entfernter wohnender Stamm sich gegen die römische Herrschaft erhoben, der Statthalter, um den Aufstand rasch niederzuschlagen, habe seine Streitmittel, drei Legionen, aufgeboten und mit ihnen die Auxilia seiner treuen germanischen Freunde und Bundesgenossen. Aber als die römische Streitmacht weit genug vorgerückt war in dem schwierigen, waldigen Bergland des Teutoburger Waldes, verwandelten sich diese von ihren Fürsten herangeholten Hilfstruppen, Cherusker, Marser, Sigambrer, Brukterer in Feinde, die Wegeweiser waren verschwunden, das Wetter ward schlechter, Varus aber, nach Art schwacher Menschen leichtgläubig und optimistisch, konnte den Entschluß zur Umkehr, als es noch Zeit war, nicht finden. Bald war kein Zweifel mehr möglich; der Angriff der Germanen wiederholte sich, und man wandte sich nun zum Rückzug. Aber schon am Abend des zweiten Tages war die Lage der umstellten Legionen eine hoffnungslose und der dritte Tag — man war nur noch einen halben Tagemarsch von der Feste Aliso entfernt — vollendete das Verderben des römischen Heeres, dessen Führer sich selbst den Tod gab (September 9 n. Chr.). Der Plan war gelungen, und der cheruskische Fürst stieg hoch in der Schätzung der ganzen Germanenwelt: wandernde Sänger, die diesen Bevölkerungen den Verkehr mit der Außenwelt vermittelten, werden seinen Ruhm verkündet und verbreitet haben. „Noch wird er bei den Barbaren im Liede gefeiert“ berichtet zwei Generationen später unser römischer Gewährsmann Tacitus, der eine gewisse Sympathie für diesen „unzweifelhaften Befreier Germaniens“ nicht verbirgt.

Der Sieg war eine große Genugtuung für diese Völker. Die gefürchteten römischen Legionen waren also nicht unüberwindlich: aber weitere Erfolge hatte das Ereignis nicht. Es erwuchs keine dauernde Organisation aus diesem Erfolg, und im römischen Hauptquartier erholte man sich bald von dem Schrecken, den die Nachricht in Rom hervorgerufen hatte. Tiberius, der nach dem bedrohten Punkt geschickt wurde, fand keine geeinigte germanische Macht zu bekämpfen. Er konnte sich damit begnügen, wie einst Cäsar über den Rhein zu gehen, um dem jenseitigen Lande zu beweisen, daß die Macht des Imperiums durch die Niederlage dreier Legionen nicht erschüttert sei. Es geschah nichts weiter; die Politik des Tiberius, die Germanen ihrer eigenen Zwietracht zu überlassen — das Programm römischer Politik bis auf den heutigen Tag — bewährte sich. Sie wurde aber, als im Jahre 14 Augustus starb und Tiberius selbst die Herrschaft übernahm, durchkreuzt durch den unternehmungslustigen Sohn des Drusus, Germanicus Drusus, den Tiberius erst im Jahre 16 abzuberufen in der Lage war. Seine Züge, ohne klaren Plan, wie es scheint, unternommen, hatten keinen dauernden Erfolg. Auf germanischer Seite trat jetzt der Besieger des Varus, Armin, wieder mächtig hervor. Im Jahr 19 überfiel das römische Heer die Marser, einen Stamm des Volks der Chatten, zwischen Lippe und Ruhr: bei einem Fest wurde die Menge überrascht, getötet, was das Schwert erreichen konnte, ihr Heiligtum, einer Göttin Tanfana geweiht, mit Feuer verwüstet, im folgenden Jahr der Hauptort der Chatten, Mattiacum, durch Germanicus zerstört, eine Menge Gefangener weggeführt: die Hilfe war ausgeblieben.

Es bezeichnet die unfertigen Zustände in dieser Germanenwelt, daß eben jetzt die Kraft der Cherusker — der Schwertleute, wie man den Namen deutet — durch eine Fehde gelähmt war, an der ein gewisser romantischer Zauber haftet. Eine Tochter des Segestes, des Hauptes der Römerfreunde, Thusnelda mit Namen, die wie ihr Bruder Segimund anders gesinnt war als ihr Vater, hatte sich von Armin entführen lassen und ward seine Gattin. Segestes bot seine Gefolgschaft auf und es gelang ihm, Armin in seine Gewalt zu bekommen.

Gefangene Germanen

Untere Hälfte der zum Andenken an den Triumph des Tiberius geschnittenen „Gemma Augustea". Sardonyx-Kamee in Wien



Der siegreiche Germanikus vor Tiberius und Livia
Sardonyx-Kamee in Paris

Nicht lange aber, so fiel Segestes dem Gefolge Armins in die Hände und mußte ihren Fürsten freigeben. Die Fehde entbrannte aufs neue, Armin und die Seinen lagen vor dem Orte, an dem Segestes seine Tochter Thusnelda gefangen hielt. Segestes schickte heimlich Boten an den römischen Prinzen, eine römische Heeresmacht entsetzte ihn, und Thusnelda kam in römische Hände: sie und der Sohn, dem sie das Leben gab, starben in dieser Gefangenschaft.

Armin aber nahm jetzt das Werk der Rache und der Befreiung mit neuer Energie auf. Der römische Geschichtschreiber gefällt sich darin, die Flammenworte wiederzugeben, mit denen er, von Gau zu Gau eilend, die Volksgenossen begeistert habe — von dem großen Siege über die Legionen in der Varusschlacht, von der Wahl, die sie zu treffen hätten zwischen dem freien Germanien und dem besiegten Ufer, zwischen dem alten Brauch ihres Volkes und den Tributen, den Rutenbündeln, den Zwingburgen der Römer, und solche feurigen Worte konnten ihm in der Tat nicht fehlen. Der Feldzug des Germanicus im Jahre 15 endete mit einem Rückzug. Zwar hatte er die Genugtuung, auf dem Schlachtfelde des Unglücksjahres den Resten der damals Gefallenen die letzten Ehren zu erweisen, und bei einem Zusammenstoß mit Armin erfocht er einen unfruchtbaren Sieg, aber bei dem Rückzug, den er gleichwohl anzutreten für gut fand, entging die eine Hälfte des Heeres unter Cäcina nur durch einen übereilten Sturmangriff der germanischen Krieger auf das römische Lager dem Schicksal des Varus; der Teil der Heereshälfte aber, die Germanicus selbst führte, litt, am Strande der Nordsee hinziehend, durch Sturm schwere Not und Schaden. Land und Meer hatten abermals für die Germanen gestritten.

Erst im folgenden Jahre, 16 nach Christus, erfolgte der entscheidende Schlag, für den man von beiden Seiten sich rüstete. Von Norden und Westen her wurde der römische Angriff geführt, am linken Ufer der Weser vereinigte sich ihre Streitmacht. Am andern Ufer gewahrte man die Heerhaufen Armins, und wie uns Tacitus erzählt, ward dort der cheruskische Fürst selbst sichtbar: er verlangte seinen Bruder Flavus zu sprechen, der im

Heere des Prinzen diente. Lebhaft schildert uns der römische Darsteller die Szene, die in jedem Falle den Zwiespalt vergegenwärtigt, der in diesem Lande und nicht bloß hier Brüder und Verwandte auseinanderriß. Die Erlaubnis ward gegeben, Flavus erschien, die Brüder begrüßten sich. Flavus hatte im Kriege ein Auge eingebüßt, er erzählt, wie es gekommen, und auf die Frage des Bruders, was ihm dafür geworden, erwähnt er Solderhöhung und die im römischen Kriegsdienst üblichen Ehrenzeichen. Das findet Armin keinen ausreichenden Preis für die Knechtschaft: im Laufe des lebhafter werdenden Gesprächs rühmt jeder dem andern seine Sache. Flavus erwähnt die ehrenvolle Behandlung, die man in Rom Armins Gattin und ihrem Kinde beweise, die Politik des Bruders sei aussichtslos bei der ungeheuren Macht des römischen Reichs und der Überlegenheit seines Heeres. Demgegenüber beruft sich Armin auf das heilige Recht ihres gemeinsamen Vaterlandes, ihre angestammte Freiheit, ihre heimischen Götter, auf ihre Mutter, die ebenso denke wie er: er beschwor den Bruder, zu seinem Volke zurückzukehren. Das Gespräch der beiden Häuptlinge erhitzte sich, mit drohenden Gebärden trennten sie sich nach verschiedenen Seiten.

Die Schlacht selbst wurde auf einer Ebene Idisiaviso, Elfenwiese, wie man das Idistavisus unserer römischen Quelle verbessern zu dürfen glaubt, am Fuße des Süntelgebirgs, auf hessischem Boden geschlagen. Auch hier standen Germanen gegen Germanen: römische Auxiliaren, Reiter vom Stamm der Bataver, eröffneten den Kampf, ihr Führer Chariovald fiel: die Schlacht ging den Germanen verloren, die dem Ineinandergreifen der verschiedenen Waffen und der wohlberechneten Methodik der unvergleichlich eingeübten Fechtweise der römischen Legionen in ihren drei Treffen noch nicht gewachsen waren und die kein rechtzeitiges Abbrechen der Schlacht und keinen geordneten Rückzug kannten. Armin selbst entkam: noch einmal entspann sich ein Kampf, dessen Ort man nicht weit von Minden sucht, in dem an des verwundeten Armin Stelle sein Oheim Inguiomar befehligte. Wiederum erlitten die Deutschen eine Niederlage und das römische Heer weihte dem Mars, dem Jupiter und

dem Augustus ein Siegesdenkmal. Das Land zwischen Elbe und Rhein schien beruhigt und war jedenfalls von Angriffsgedanken auf lange abgeschreckt. Tiberius glaubte den Zweck nunmehr erreicht, und Germanicus wurde abgerufen. Er feierte seinen Triumph: vor dem Wagen des Triumphators schritt neben anderen namhaften Gefangenen auch Thusnelda mit ihrem Knaben.

Wie richtig Tiberius die germanischen Verhältnisse beurteilte, zeigte sich alsbald und auf doppelte Weise. Arminius hatte den Herrscher in Böhmen Marbuod nach dem Siege im Teutoburger Wald zu gemeinsamer Bekämpfung der Römer zu bestimmen gesucht, Beweis einer hochfliegenden und weitschauenden Politik, der uns zeigt, daß wir in dem Cheruskerfürsten in der Tat einen Mann von außergewöhnlicher Art vor uns haben: dem hatte der Markomannenhäuptling sich versagt, er blieb neutral. Jetzt, wo die römische Angriffspolitik ruhte oder aufgegeben schien, achtete Arminius die Zeit gekommen, mit ihm abzurechnen. Ob Armins Gedanken schon auf eine Zusammenfassung der bedeutendsten germanischen Stämme zu einem Bundesreich gerichtet waren, das der einheitlich organisierten Macht des römischen Imperiums gegenüber die Unabhängigkeit Germaniens wirksam behaupten könnte, wissen wir nicht: wir sehen nur, daß diesem römischen Reich und seinen Angriffen gegenüber ein gewisses Einheitsgefühl in den germanischen Stämmen erwacht war. Es kam zu einer Fehde im größten Maßstabe, einem Krieg, der einen für die Zukunft dieses großen Volkes wie vorbildlichen Verlauf nahm. Armins Oheim Inguiomar trat zu Marbuod über, was kaum andere als persönliche Gründe gehabt haben kann; auf der andern Seite trennten sich zwei suevische Stämme, die Semnonen und die Langobarden, von ihm und schlossen sich Armin an. Von dem Waffengetöse, welches jetzt das innere Germanien erfüllte, hören wir nur einen fernen, undeutlichen Schall, Marbuod verlor eine Schlacht und die Niederlage brachte seine Machtstellung ins Schwanken; seine Bitte an die Römer um Intervention, war, wie sich denken läßt, vergeblich, und kurze Zeit darauf machte der Handstreich eines von ihm geächteten markomannischen Edeln, Catualda, seinem Königtum ein Ende. Er

entfloh 19 n. Chr. auf römischen Boden, wo er noch achtzehn Jahre lebte. Einen tragischeren Untergang fand Armin. Er habe nach dem Königtum gestrebt, berichtet mit knappen Worten Tacitus, und habe die Libertät seiner Volksgenossen gegen sich gehabt, es hätten Kämpfe stattgefunden mit wechselndem Erfolg. Durch Hinterlist seiner nächsten Verwandten sei er gefallen.

Während der nächsten Jahrzehnte hören wir wenig. Die ewige Landnot der Germanen, deren rasch wachsender Bevölkerung die wenig intensiv betriebene Bodenbebauung nicht die nötige Nahrung lieferte, führte immer wieder zu Zusammenstößen. Gelegentlich zerfleischten sich auch zwei und mehrere Stämme in blutigen Kriegen, wie um 58 die Chatten und die Hermunduren, und bei den Cheruskern führte um 47 der fortglimmende Hader zur Einsetzung eines Königs mit römischer Hilfe: es war der Sohn jenes Flavus, mit Namen Italicus, also ein Neffe Armins, der sich aber auch nicht behauptete.

Ernsthafter wurden die Dinge wieder in dem verhängnisvollen Jahre (68/69), wo nach dem Aussterben des cäsarischen Hauses mit dem letzten der Claudier, Nero, drei Imperatoren, von den Legionen an verschiedenen Punkten des Reichs erhoben, sich bekriegten. Diese gute Gelegenheit ersah ein hervorragender Mann aus einem der nordwestlichen Stämme, der Bataver Julius Claudius Civilis, der fünfundzwanzig Jahre in römischen Diensten gestanden hatte, wie denn sein Volk bis dahin für vollkommen treu und zuverlässig galt. Civilis aber hatte nicht nur den Krieg, sondern auch die Ränke der Politik im römischen Dienst gelernt: geschickt maskierte er die Verschwörung und den beginnenden Aufstand mit dem Vorwande, daß er für den vierten und bald aussichtsvollsten der Prätendenten, den von den syrischen Legionen erhobenen T. Flavius Vespasianus, rüste. Mit diesem Aufstande, der das ganze Rheinland in Mitleidenschaft zog, verband sich eine mächtige Erhebung in Gallien, welche dem Ehrgeiz einiger gallischer Vornehmen entsprungen war: hier träumte und prahlte man nach Keltenweise von einem großen Reiche der gallischen Lande, und wurden Orakelsprüche der Druiden in Umlauf gesetzt, daß der

Brand auf dem Kapitol zu Rom, dessen Tempel bei einem Kampfe der Anhänger des Vitellius und des Vespasian in Flammen aufgegangen war, nichts Geringeres bedeute, als daß die Weltherrschaft jetzt auf die transalpinischen Völker übergehe. Civilis und Classicus, der germanische und der gallische Führer, vereinigten sich; die in Vetera (Xanten) eingeschlossene römische Truppenmacht, die sich lange gehalten hatte, mußte kapitulieren und wurde dann, wohl gegen Civilis' Willen, beim Abzug von den wütenden Germanen angefallen und niedergemacht. Auch die wichtigste Stadt am Rhein, die Kolonie Agrippas oder schlechtweg als die Colonia (Köln) bezeichnet, fiel nun in die Hände der Aufständischen. Dort hatte bis dahin die römische Partei überwogen und die freien Germanen vom rechten Ufer waren besonders ergrimmt auf diese Stadt, die ihre Leute, wenn sie dort ihre bescheidenen Waren absetzen wollten, immer nur einzeln und waffenlos und nur bei Tageszeit, gegen Erlegung eines Zolls und gleichsam unter polizeilicher Aufsicht, hatten betreten dürfen. Ihre Reichtümer schienen ihnen jetzt preisgegeben: es war ernstlich davon die Rede, die Stadt dem germanischen Heere zur Plünderung zu überlassen. Gesandte der Trevirer waren dort erschienen: sie wünschten den Siegern Glück, daß die Stadt jetzt zum großen Ganzen Germaniens zurückgekehrt sei, dank dem Kriegsgott und den übrigen Göttern: sie verlangten als Bürgschaft Niederreißung der Mauern und die Tötung aller am Orte befindlichen Römer. Dies wendete Civilis und die Seherin Velleda im Bructererlande, welche die geängsteten Bewohner als Schiedsrichter angerufen hatten, weislich und glücklich ab. Der Erfolg war groß genug, die Kolonie wurde für Civilis ein wichtiger Stützpunkt, auch dem improvisierten „Imperium der gallischen Lande" gegenüber, dem die gallischen Häupter ihn und das von ihm Gewonnene ohne weiteres einfügen wollten. Diese neue Großmacht stürzte aber bald zusammen, da der Abfall in Gallien keineswegs allgemein gewesen war, vielmehr eine starke Partei das römische Regiment den großen Aussichten und prahlerischen Reden der Führer vorzog. Eine Landesversammlung im Gebiet des römerfreundlichen Stammes

der Remi kam unter stolzen Reden nach gallischer Weise doch zu keinem Ergebnis, und die Führer selbst, Julius Sabinus und der Trevirer Classicus, zeigten sich mehr eitel als fähig: und als mittlerweile in Rom wieder durch Vespasianus eine feste und geordnete Regierung hergestellt war und von ihm gesandt ein militärisch befähigter Führer Petilius Cerealis auf dem Kriegsschauplatz erschien, erfolgte der Umschlag rasch. Ein erster Kampf um Trier, bei dem Civilis mit den gallischen Führern befehligte, endigte mit einer Niederlage. Auch in Köln war schon ein Umschwung erfolgt. Die Bevölkerung warf sich mit Wut auf die Germanen in der Stadt, die einzeln in ihren Quartieren ermordet wurden: eine Schar germanischer Krieger machten sie sinnlos trunken und erstickten oder verbrannten sie dann in dem Raume des Gelages. Der gallische Aufstand erlosch, der Krieg zog sich an den Niederrhein und in der Gegend von Xanten kam es zwischen Civilis und Cerealis zu einer zweiten Schlacht, die wiederum nach anfänglichem Erfolg den Batavern verloren ging. Civilis setzte den Krieg noch eine Zeitlang fort. Aber die Stimmung bei seinem Volke selbst hatte umgeschlagen. Eine Völkerschaft, so läßt sie der römische Geschichtschreiber die veränderte Stimmung aussprechen, könne doch das Sklavenjoch des Erdkreises nicht zerbrechen, und die Römer, meinte man jetzt im Bataverlande, verlangten ja eigentlich nur die Tapferkeit der Männer ihres Volks für ihre Kriege, und das sei schließlich nicht viel schlechter als die Freiheit, die nun einmal nicht zu erlangen sei. Civilis sah, daß er seine Sache nicht hinausführen könne und suchte eine Unterredung mit dem römischen Feldherrn. Sie fand auf einer Brücke statt, deren mittleres Joch entfernt worden war: diesen Zug festzustellen verstattet unsere römische Quelle noch, die dann jählings zu fließen aufhört: das weitere Schicksal des tapferen und fähigen Mannes ist uns unbekannt, da dieser Teil des Taciteischen Geschichtswerks uns nicht erhalten ist. Sein Volk kehrte in die alte Stellung gegen Rom, das Untertanenverhältnis, zurück.

Diesem wechselvollen Kampfe folgte eine längere Friedenszeit.

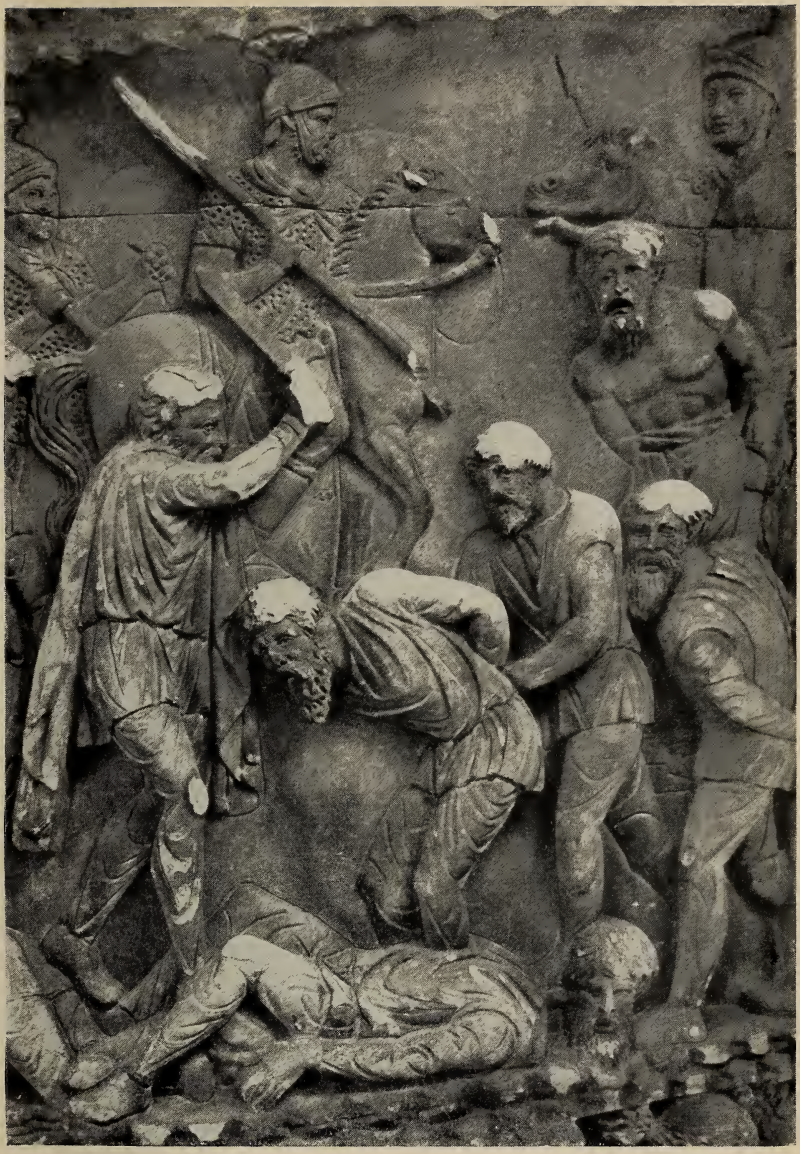
Der Politik des Tiberius gemäß nahm die römische Regierung hauptsächlich darauf Bedacht, die beiden rheinischen Provinzen zu sichern und das System der Befestigungen gegen die Germanenwelt, deren Gefährlichkeit sich deutlich genug kundgegeben hatte, auszubauen. Dies hatte schon Drusus begonnen; Straßen verbanden die großen Waffenplätze und militärischen Stützpunkte Straßburg, Mainz, Köln, Xanten: weiter bis zur Emsmündung, zum Teil über die unsicheren Stellen der Moorgegenden auf einer Bretterstraße oder einem Knüppeldamm, den pontes longi, und schon Tiberius hatte auf der rechten Seite des Rheins einen Grenzwall angelegt, nachdem er den unruhigen Stamm der Sigambrer auf das linke Ufer verpflanzt hatte; Domitian (81—96 n. Chr.) errichtete einen solchen gegen die Chatten, der durch die Wetterau bis zum Odenwald lief. Diese Grenzwehr, der große Limes, wurde dann durch Trajan weitergeführt, unter Hadrian durch eine Donaugrenzwehr ergänzt und weiterhin wurden die beiden Systeme verbunden: so zog sich als Donau-Neckar- und Rheinlimes nördlich von der Donau und östlich vom Rhein in einer Ausdehnung von Hunderten von Meilen ein Erdwall, eine Hochstraße von durchschnittlich fünf Meter Höhe, der Donaulimes etwas niedriger, vier Meter Breite dahin mit einem vorliegenden Graben von über drei Meter Tiefe und zwischen sechs und sieben Meter Breite, mit Wachhäuschen von fünfhundert zu fünfhundert Schritten, Schanzen und Lagern in größeren Entfernungen, durch eine Heerstraße hinter dem Wall verbunden; an seinen Durchlässen wurde ein Zoll erhoben. Ein wohltätiges Werk auch vom Standpunkt deutscher Geschichte: dem sogenannten Dekumatenland, dem vermessenen, nach römischer Art kolonisierten und verwalteten südwestlichen Deutschland sicherte er die friedliche Tätigkeit und die Durchtränkung mit römischer Kultur; den Germanenstämmen jenseits wehrte er die Raubzüge und zwang sie zum engeren Verwachsen mit ihrem Boden, zu Arbeit und Fortschritt. Die stille Einwirkung der gallisch-römischen Zivilisation dauerte fort, vermittelt durch Kaufleute, heimkehrende Söldner, freigelassene Sklaven und Kriegsgefangene. Das einzelne dieser stillen Arbeit

entzieht sich der Beobachtung und hat sich nur in einer Anzahl in die deutsche Sprache eingedrungener Lehn- und Fremdwörter niedergeschlagen, wie: kaufen (cauponari), Namen von Gefäßen, Kiste, Korb, Schrein, oder: Münze, Kupfer, Wein, Pfeffer; selbst die lasttragenden Haustiere, der Esel und das Maultier, asellus, mulus, verraten durch ihre Namen ihre vornehme römische Herkunft.

Ganz verschlossen aber ist uns, wie die eigentliche politische Entwickelung in dieser bis über die Mitte des zweiten Jahrhunderts reichenden Friedenszeit sich in dem weiten Lande nördlich und östlich vom Limes gestaltete. Wir sehen nur, wie jene relativ friedliche Zeit, wie das naturgemäß langsame Vorwärtsschreiten in Bebauung des Bodens, in Handwerk und Handel nicht gleichen Schritt halten konnte mit der Vermehrung der Bevölkerung, wie also die Landfrage bei diesen Völkern eine beständig brennende war und wesentlich beitrug zu dem Sichzusammenschließen einer Anzahl von Stämmen zu größeren politischen Ganzen. Wir begegnen dieser Erscheinung als einer neuen Station auf dem Wege der Bildung einer germanischen Nation seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung: so um 166 n. Chr. zuerst an der mittleren Donau, wo nun unter einem gemeinsamen Namen der Bund der Markomannen auftritt. Mit dem angriffsweisen Vorgehen dieser Vereinigung beginnt die Epoche der „Völkerbünde", eine neue Bewegung, ein mehr und mehr allgemeines Andrängen gegen die Grenzen, das immer mehr anschwellend die Geschichte der beiden Völkerwelten in den nächsten Generationen beherrschte. Mit Mühe behauptete der Imperator Marcus Aurelius (161—180 n. Chr.) die Grenze in wiederholten Kriegen (173, 178) gegen diese Männer der Grenze; man brauchte schon ein für die Zukunft bedenkliches Mittel, die Aufnahme vieler einzelner oder ganzer Volksteile auf römischen Boden gegen Verpflichtung zur Heeresfolge in römischem Dienste. Unter neuem Namen erschienen jetzt im dritten Jahrhundert alte Feinde, Alemannen, welche den Kern der alten Suevenstämme enthalten (213), Franken (234), Sachsen (285), und die Kämpfe um die Rheingrenze erneuerten sich seit Caracalla (211—217) fast un-

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig



Enthauptung germanischer Fürsten

Darstellung aus den Feldzügen des Kaisers Marc Aurel an der Donau in den Jahren 173 und 178 n. Chr. von der Markussäule in Rom

Wegführung gefangener Germaninnen

Darstellung aus den Feldzügen des Kaisers Marc Aurel an der Donau in den Jahren 173 und 178 n. Chr. von der Markussäule in Rom

unterbrochen. Das rechte Rheinufer ging um 268 verloren — die letzte lateinische Inschrift des rechtsrheinischen Landes, die wir besitzen, stammt aus diesem Jahr —; das Dekumatenland ward alemannisch und wurde von den Römern selbst jetzt, obwohl römisch kolonisiert und zivilisiert, als Alemannia oder Barbaria bezeichnet; aus Italien selbst hatte man unter dem Kaiser Probus (276—282) einzelne alemannische Schwärme zu vertreiben und bei den Friedensschlüssen war meist die zweischneidige Bestimmung, daß die seitherigen Feinde Truppen stellen mußten, was zusammenhing mit dem Rückgang der romanischen Bevölkerung an Zahl und Kriegsbefähigung. Am Niederrhein wiederholte sich dieselbe Gefahr mit dem Völkerbunde der Franken, die ihrer Vereinigung aus vielen Stämmen den Namen der Freien gegeben — ein Name, der von ihnen selbst ausging, nicht wie der der Germanen von keltischen oder römischen Nachbarn und Feinden gekommen war. Nicht minder ernsthafte Kämpfe waren an der unteren Donau im Gange. Die zu bekämpfenden Feinde waren hier die Goten, das führende Volk der Ostgermanen, die zuerst als Gutonen auf dem rechten Weichselufer erscheinen, nach und nach sich südwärts bis zum Schwarzen Meer vorschoben: 250 verlor Kaiser Decius gegen sie Schlacht und Leben. 269 schlug sie der Imperator Claudius bei Naissus (Nisch in Serbien) und die Donaugrenze wurde behauptet, nachdem man die Erwerbung der Kriege Trajans, die Provinz Dacien aufgegeben hatte. Einen kurzen Stillstand brachte die große Reform und Neuorganisation des Reichs durch Diocletian seit dem Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts. Constantius und nach ihm aus dem constantinischen Hause Julianus wehrten dem Andrang der Franken und der Alemannen. Dieser schlug die Alemannen in einer großen Schlacht bei Straßburg (357) und erneuerte das Andenken früherer für die römischen Waffen rühmlicher Tage, indem er viermal den Rhein überschritt.

2. Die Völkerwanderung.

Mittlerweile hatte sich im Innern des römischen Reiches eine große Veränderung vollzogen. Die alte Bevölkerung Italiens, jenes kraftvolle Geschlecht, das sich einst in schweren Verteidigungskriegen mannhaft behauptet, später erobernd Volk um Volk besiegt, unterworfen und seinem Staate angegliedert hatte, war längst ausgestorben oder vielmehr untergegangen in dem Völkergemisch, das sich im Reich der Cäsaren zusammengefunden hatte und das durch die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts auf die Provinzialen, d. h. alle Reichsangehörigen, unter Caracalla (211—217), als einheitliches Ganze mit Gleichberechtigung aller seiner Glieder anerkannt worden war. Der Handel, die Industrie, das Erwerbsleben, durch die Einheit des Reichs und die Leichtigkeit des Verkehrs unter seinen einzelnen Teilen gefördert, die dadurch sich steigernde Üppigkeit und Genußsucht schwächte den kriegerischen Geist: und nun erhob sich, aus bescheidenen Anfängen in einer der niedrigst geachteten Provinzen eine neue Religion, gänzlich und in ihrem innersten Wesen von den Religionsvorstellungen verschieden, die das Leben der Bevölkerungen seither beherrscht und durchzogen hatten: eine Religion, die ganz andere Tugenden und Ideale, ganz andere Begriffe vom Wert und von den Pflichten des Menschen aufstellte und die, indem sie den Schwerpunkt des Menschendaseins in eine jenseitige Welt verlegte, wenig dazu angetan war, den kriegerischen Geist zu stärken, was doch bei den Gefahren, die das Reich bedrohten, so nötig gewesen wäre. Diese Religion, das Christentum, hatte im Lauf dreier Jahrhunderte die Oberhand gewonnen. Das Christentum hatte die Gedankenwelt derer, die überhaupt denken, und die Vorstellungen und Empfindungen der vielen umgestaltet; es hatte die heidnische Kultur überall zurückgedrängt und sich selbst

eine über alle diese bunten Vorstellungswelten und ihre Priesterschaften hinwegschreitende Organisation geschaffen, die schon mächtiger als der Staat, von den Organen der Staatsgewalt nicht mehr unterdrückt werden konnte und die nach einem letzten umfassenden Versuch der Unterdrückung unter Diocletian zum vollen Siege als christliche Kirche fortschritt, endlich durch Constantinus gewissermaßen zur Reichs- und Staatsreligion wurde. Ebenso hatte man bei der Schwäche der Bevölkerungen der südlichen Länder längst die Heere aus den minder zivilisierten, kräftigere Menschen erzeugenden Reichsteilen ergänzen, Germanen in immer wachsender Zahl in die Reichsarmee einstellen müssen. Man fand sich wohl oder übel mit dem Gesetze ab, welches in den Legionen nur römische Bürger zuließ, indem man solchen Unentbehrlichen im Augenblick des Eintritts das römische Bürgerrecht verlieh. Dies germanische Element ward so, unabhängig vom Wachsen der christlichen Kirche, aber zugleich mit ihr immer mächtiger und zahlreicher. Männer barbarischer Herkunft gelangten auf diesem Wege auch zu höchsten und einflußreichsten Stellungen: hier waren inmitten der vorherrschenden Mittelmäßigkeit noch die originalen Talente, hier war noch unverfälschte, nicht durch allerlei Mischungen verdorbene Volkskraft — ein durch keine Eheverbindungen mit anderen Nationen in seiner Reinheit beeinträchtigtes, eigenes, unvermischtes, nur sich selbst gleiches Geschlecht nennt sie schon Tacitus. Und darin waren sie auch, wo sie in größerer Zahl angesiedelt waren, den einheimischen Bevölkerungen überlegen, denen sie sich nicht mehr in Sprache und Sitte zu bequemen brauchten, seitdem ihre Zahl so sehr gewachsen war. Sie bildeten jetzt im Anfang des vierten Jahrhunderts schon eine fremde Macht innerhalb des Reiches.

Die Masse dieser germanischen Völker verharrte noch in den überlieferten heidnischen Vorstellungen. Das Christentum und mit ihm eine neue in dieser Art ihnen wie allen heidnischen Gehirnen völlig unbekannte Macht, der Glaube, war doch durch einzelne, Sklaven, Kaufleute, Kriegsgefangene, auch zu ihnen gekommen und jene ihre altgermanischen Religionsanschauungen, durch keine poe-

tische Mythologie, keine Tempel und künstlerische Formen, keinen hierarchisch gegliederten Priesterstand gestützt, setzten der neuen, einfachen, bestimmten, mit der Kraft felsenfester Überzeugung vorgetragenen Lehre nur schwachen Widerstand entgegen. Langsam, unmerklich drang diese neue Lehre auch in die germanische Welt ein.

Im Südosten des Imperiums, bei den Goten, hatten sich um die Mitte des vierten Jahrhunderts die Verhältnisse etwas konsolidiert, ihr Reich unter einem König Ermanarich, das sich angeblich vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee erstreckte, unterhielt friedliche Beziehungen zu Rom: aber ein unerwartetes Ereignis im Jahre 376 nach Christus, ein Völkersturm von Osten her, durchbrach diese Entwickelung, führte eine neue Kette weltgeschichtlicher Begebenheiten herbei, indem er in seinen sich fortpflanzenden Stößen die seither nur mit Mühe zurückgehaltene oder zurückgestaute Flut der germanischen Völkerwelt neuerdings in Bewegung setzte und mit unwiderstehlicher Gewalt über die Reichsgrenze trieb. Es war ein mongolisches Nomaden- und Reitervolk, die Hunnen, die, aus irgendwelchen uns unbekannten Zufallsgründen aufgestört, aus der Kirgisensteppe hervorbrachen, am Kaspischen Meere hinziehend auf die an den Ufern des Don wohnenden Alanen trafen und diese in raschem Ansturm überwältigten. Es waren Feinde oder Gäste besonderer Art: ein Volk wie von Dämonen, kleine, häßliche, plumpe Gestalten mit bartlosen Gesichtern, mit ihren ebenso kleinen und häßlichen, aber unermüdlichen Pferden wie zusammengewachsen, auf Wagen, ihrer einzigen Wohnung, die Weiber und Kinder; ihre Nahrung und Kleidung roh, auch die Bewaffnung: in ungeordneten Haufen stürmten sie heran, ihre Häuptlinge voran, alles vor sich niederwerfend, und schon die Furcht vor dieser neuen Kampfweise und ihren Schrecken, welche das Gerücht und die Besiegten der ersten Zusammenstöße übertrieben, lähmte die Verteidigung. Die Goten, die Nachbarn der Alanen, konnten, da ihr Reich nach Ermanarichs Tode nicht mehr zusammenhielt, dem Sturm nicht standhalten. Ihre östlichen Stämme, zunächst bedroht, unterwarfen sich, und die kurze Gnadenfrist benützten die Westgoten, die einen unter Athanarich, um sich in die

Berge Siebenbürgens zu werfen, die andern, die Masse des Volks, unter zwei Häuptlingen, Alavid und Fridigern, um nach Südwesten sich wendend womöglich den breiten Strom, die Donau, zwischen sich und die Hunnen zu bringen. Sie wandten sich an den römischen Kaiser Valens (364—378) um Landanweisung an deren südlichem Ufer. Am nördlichen Ufer lagerten sie nach Stämmen und Geschlechtern geordnet, mit ihren Priestern und Heiligtümern, den Karren mit den Vorräten und der Fahrnis, die nachts wie vor alters zu einer ringförmigen Wagenburg zusammengefahren wurden, der Entscheidung gewärtig. Der Übertritt wurde gestattet, die „Hospitalität" gewährt, so bedenklich die Sache war: auf zweihunderttausend Männer mit entsprechender Zahl von Weibern und Kindern und Sklaven wird die Menge geschätzt, die nun in zahllosen Schiffen und Nachen über den Strom geschafft in Mösien angesiedelt oder vielmehr, bis diese schwierige Frage der Landanweisung geregelt werden konnte, als Verbündete des Reichs, als Föderaten einquartiert und untergebracht wurden. Es waren ungebetene Gäste, und zwischen dreistem Fordern und hinterlistigem, widerwilligem Gewähren oder Ausweichen gab es bald keine Verständigung. Die Gäste wurden zu Feinden und schon im Jahre 378 hatte man sie als solche zu bekämpfen. Ohne die von Westen, wo sein Mitkaiser Gratian soeben die Alemannen besiegt hatte, erwartete Hilfe abzuwarten, wagte Kaiser Valens die Schlacht: sie ging, bei Hadrianopel, den Römern verloren, deren Imperator selbst auf der Flucht verunglückte oder eingeholt in einer Hütte, wo dem Verwundeten der erste Verband angelegt werden sollte, verbrannt wurde (378). Die Goten bemächtigten sich nun der Provinz; der Geschicklichkeit des neuen Kaisers Theodosius gelang es, nachdem er durch einen Sieg die römischen Waffen wieder zu Ehren gebracht hatte, sich mit ihnen zu verständigen. Wir erfahren, daß ihm dieser verhältnismäßige Erfolg durch die ewigen Zwistigkeiten, die bei den Goten, wie wohl in den meisten germanischen Gemeinwesen, herrschten, erleichtert worden sei. Der Kaiser erkannte übrigens die Unentbehrlichkeit dieser Völker oder ihrer kriegerischen Kraft; der Kern der römischen

Heere jener Zeit bestand schon überall aus Germanen. Und auch in den hohen Staatsämtern begegnen jetzt häufig Männer germanischer Abkunft: ein Franke, Arbogast, war der erste Minister des Kaisers Valentinianus II (375—392), und nach Theodosius' Tode war es ein Vandale, Stilicho, der zur Seite des einen der beiden Söhne, denen Theodosius das in zwei Hälften geteilte Reich hinterließ, des Kaisers der Westhälfte, Honorius, eine bedeutende Rolle spielte.

Theodosius war der letzte der großen Imperatoren und jene Teilung, als er im Jahre 395 starb, bezeichnet den Anfang vom Ende. Es beginnt das Jahrhundert, in dem die germanischen Völker, gegen die sich die Grenzen nicht mehr behaupten lassen, ohne wirksamen oder auch ohne jeden Widerstand in Massen den Westen des Reichs überfluten und sich dauernd auf römischem Boden niederlassen, einquartieren, häuslich einrichten. Die Politik des Theodosius, sich mit den Germanen so gut es ging zu vertragen, mußte wohl oder übel fortgesetzt werden: wir sehen die Franken am Niederrhein, die Burgunden am Mittelrhein, die Alemannen am Oberrhein vordringen. Das linke Rheinufer germanisierte sich mehr und mehr; gelegentlich ballt sich ein großer Heerhaufe aus allerlei Volk und ohne eigentlich politischen Zweck und Inhalt zusammen, wie jener, der unter einem gewissen Rhadagaisus im Jahre 404 auf italischem Boden erschien und bei Fiesole von Stilicho überwältigt wurde.

In besonders übler Lage war Gallien: nur die Städte zeigten hier noch einigen Halt, da sie gegen die eindringenden oder durchziehenden Feinde und deren noch immer sehr naturalistische Kriegskunst, die sich aufs Belagern nicht verstand, verteidigt werden konnten. Die bäuerliche Bevölkerung dagegen wird durch die Verzweiflung zu Aufständen mit furchtbaren Greueln — Bagaudenkriege nennt sie die Geschichte — getrieben. Es hätte keinen Zweck, die Geschichte dieses unglücklichen und verworrenen Jahrhunderts ausführlicher darzulegen. Ein wichtiges Ereignis war, daß um 395 die Westgoten einen Mann aus vornehmstem Geschlecht, Alarich, zu ihrem König erwählten und dieser Scharf-

blick genug besaß, die Spannung zwischen den leitenden Männern der östlichen und der westlichen Reichshälfte zu bemerken, und Tatkraft genug, sie zu benützen. Er wendete sich zunächst gegen das östliche Reich: die Hilfe, die Stilicho, der Minister des Honorius, gegen ihn anbot, wurde verschmäht. Nach dem Sturze des Rufinus, der bei dem Kaiser des Ostens, Arkadius, dieselbe Stellung einnahm wie bei Honorius Stilicho, erschien dieser gleichwohl und brachte im Jahre 397 die Streitmacht Alarichs in eine schlimme Lage, ließ ihn aber entkommen, und Alarich, mit Illyricum belehnt, nahm eine Zeitlang eine unabhängige und mithin zweideutige Stellung zwischen dem östlichen und dem westlichen Reiche ein. Sein Ziel war schon der Besitz Italiens; so hoch verstieg sich schon der germanische Ehrgeiz. 408, nach Stilichos Sturz, und wie sich auf diesem Boden von selbst verstand, Ermordung gelangte er in der Tat bis vor Rom, das, nicht mehr Residenz des Kaisers, sich loskaufte, zwei Jahre später aber (410) wirklich eingenommen einer Plünderung durch Alarichs Krieger verfiel. Der Gotenkönig starb kurze Zeit nachher auf einem Zuge, der, wie es scheint, Sizilien und Afrika zum Ziele hatte, in Unteritalien. Seine Nachfolger, zunächst Ataulf (410—415), wandten sich nach Gallien, und schließlich gelang es dessen Nachfolger Wallia, ein Abkommen mit dem westlichen Hofe zu treffen, durch das ihm der Auftrag wurde, die mittlerweile in Spanien eingedrungenen germanischen Haufen der Sueven, Alanen, Vandalen zu unterwerfen, wogegen er seinerseits in den vertrags- und rechtmäßigen Besitz dreier gallischer Provinzen, des Landes zwischen dem Unterlauf der Rhone, den Pyrenäen, dem Ozean und der Garonne gesetzt wurde (419).

Vor diesem westgotischen Reich, das bald über jene Grenzen hinausstrebte, zogen sich die Vandalen, die ursprünglich zwischen Elbe und Weichsel gewohnt und sich allmählich bis nach Spanien hinabgeschoben hatten, immer noch weiter in südlicher Richtung und gingen endlich 429 unter einem König Geiserich, vielleicht hunderttausend Menschen, unter denen zwanzigtausend Krieger, nach Afrika hinüber, während nur ihre suevischen Verbündeten in Spanien zurück-

blieben. Der Sieg wurde ihnen in Afrika nicht allzu schwer gemacht: im Jahre 439 vollendeten sie ihre Eroberung, der vielleicht noch durch ein Abkommen mit dem Hof zu Ravenna ein Vorschub zuteil wurde, mit der Einnahme von Karthago. Die Insel Sizilien wurde nun wiederum wie in alten Tagen ein Siegespreis, und die Vandalen schufen sich eine Seemacht oder Piratenflotte: auch von dieser Seite drang die germanische Völkerflut gegen das Land der Mitte heran, wo machtlose und für uns schattenhafte Imperatoren sich folgten und nur mit Mühe und unter allerlei Regierungswechsel und Intrige die alte Ordnung sich aufrecht hielt.

Eine neue Lage schuf um die Mitte des Jahrhunderts ein neues Vorbrechen der Hunnen, die seither sich mit den Länderstrichen, die sie in ihrem ersten Ansturm überwältigten, begnügt hatten. Ihre Horden unter einem König Rua zu einem Reiche vereinigt oder enger sich zusammenschließend, fanden in dessen Neffen Attila oder Etzel den großen Krieger, der sie zu neuem Siege, auf neue ungemessene Weidestrecken führen sollte. Von ihm allein erhalten wir unter allen diesen Namen von Kaisern, Königen, Feldherrn ein einigermaßen lebendiges Bild in der Schilderung eines Abgesandten des oströmischen Kaisers Theodosius II, Priscus, der im Jahre 446 den gefürchteten Kriegsfürsten in seiner Residenz, dem ungeheuren Zelt- oder Hüttenlager in der Ebene von Oberungarn, aufsuchte. Er wurde zu einem der Prunkmahle oder Gastgelage zugezogen, wie sie der Gewaltige den vornehmsten seiner Krieger und Häuptlinge und den Gesandten auswärtiger Herrscher zu geben pflegte. Attila selbst, ein schon ergrauter Mann von kleiner Statur, breiter Brust, großem Kopf, flammenden Augen, sitzt in der Mitte, speist nach alteinfach skythischer Sitte von hölzernem Teller und trinkt aus hölzernem Becher, während sonst in dieser Gesellschaft, ihrer Tracht, den Zurüstungen zur Tafel, dem goldenen Gerät der Triumph des Barbarentums über eine Welt der Zivilisation und der Üppigkeit sich kundgab. Er bleibt ernst und gemessen, während er dem einen und anderen der Geladenen zutrinkt: sein ernsthaftes Gesicht — auch diesen menschlichen Zug hat Priscus uns aufbewahrt — erhellt sich nur,

als sein jüngster Sohn Irnach an ihn herantrat. Was das Verhältnis zu Westrom, mit dessen Kaiser er seither Friede gehalten, getrübt und sein Volk zu neuen Taten aufgestört hat, wissen wir nicht: aber im Jahre 451 erhob er sich, die gefürchteten Reiterscharen brachen in Gallien ein und sie drangen bis zur Loire, bis Genabum (Orleans). Aber die zugleich bedrohten Westgoten und Römer, Wallias Nachfolger Theodorich und der weströmische Feldherr Aëtius, germanische und romanische Völker vereinigten sich zur Abwehr, und auf den katalaunischen Feldern bei Chalons unter Aëtius' Führung geschah die große Schlacht: ein grimmiger, vielgestaltiger, hartnäckiger, gräßlicher Kampf nach Jornandes Worten, bei dem auch auf hunnischer Seite Germanen standen. Ihr Erfolg war der Abzug der Hunnen, die dann im folgenden Jahr in Italien erschienen, dort aber durch gute Worte des damaligen Bischofs von Rom und vielleicht eine Loskaufsumme abgefunden nicht weiter vordrangen. Dem Hunnenkönig war schon im Jahre 453 sein Ziel gesetzt, und nach seinem Tode fiel sein losegefügtes Reich auseinander. Die Völker, welche der Schrecken besiegt und die Furcht in Unterwürfigkeit erhalten hatte, machten sich frei, der Orkan hatte sich ausgetobt und die Verwüstungen, die er zurückgelassen, verwischten sich. Für das Westgotenreich aber hatte der Sieg über die Hunnen die Folge, und zwar schon unter Theodorich selbst (419 bis 451), daß den gotischen Kriegern, die ihre Herrschaft seither als Föderaten, als Verbündete geübt hatten, denen die Romanen Quartier und Verpflegung leisteten, nunmehr das Land zu vollem Besitz überwiesen wurde. Damit trat zuerst ein wirklicher und unabhängiger Germanenstaat auf römischem Reichsboden ins Leben, der sich dann im Kampf gegen die Sueven über die Pyrenäen ausdehnte, unter König Eurich (466—484) seine größte Ausdehnung erlangte und in Tolosa, im gallischen Teil seiner Herrschaft, seine Hauptstadt fand.

So war Gallien, Spanien, Afrika in den Händen germanischer Kriegeraristokratien. Auch aus Britannien hatte man die Truppen wegziehen müssen, die man in den Italien unmittelbar bedrohenden Kämpfen brauchte, und um 449 wurde auch dies entfernte Land

von den Küsten der Nordsee her heimgesucht durch Einfälle oder Expeditionen der Angeln und Sachsen, die längst den Seeraub als rühmliche Beschäftigung und einträgliches Gewerbe betrieben. Es war nur noch übrig, daß auch in dem Lande der Mitte, in Italien selbst geschah, was in den Außenländern vollendete Tatsache war: und diese Wendung ließ nicht lange auf sich warten.

In Italien gingen, nachdem die Hunnen aus Oberitalien wieder abgezogen waren, die Dinge ihren alten Gang. Im Jahre 455 ersahen die Vandalen eine gute Gelegenheit: auf einem ihrer Raubzüge erreichten sie Rom, und vierzehn Tage lang war die Stadt ihrer Plünderung preisgegeben, bis sie Beute genug beisammen hatten und mit dieser und ihren Gefangenen nach Afrika heimfuhren: um 462 umfaßte ihr Reich außer dem libyschen Festland noch die Inseln Sizilien, Sardinien, Korsika, die Balearen. Imperatoren, für uns bloße Namen, tauchen auf und verschwinden wieder, der Mächtige, der sie erhob und stürzte, in den Jahren 459—472, war einer der großen Gewaltmenschen germanischen Stammes, der Sueve Ricimer, der Befehlshaber der fast ganz aus Germanen bestehenden Truppen, ein sehr fähiger Mann, der den vandalischen Seeräuberflotten einen Sieg abgewann und noch einmal einen Mann von persönlicher Bedeutung, Majorianus, mit dem Purpur bekleidete: aber auch dieser erlag durch dieselbe Hand, die ihn erhoben hatte. Nach Ricimers Tode stellte der Kaiser der Osthälfte, in der verhältnismäßig geordnete Zustände herrschten, Leo I, einen Kaiser auf, Julius Nepos, dem aber alsbald 475 ein Gegenkaiser erstand: es war ein von seinem Vater, dem Patrizier Orestes, aufgestellter Jüngling des Namens Romulus. Er sollte der letzte sein.

Unter ihm, sehr kurz nach seiner Erhebung, erfüllte sich das Geschick. Die in Italien stehenden Truppen, ganz überwiegend Germanen aus allerlei Stämmen, im Alleinbesitze der Macht, unentbehrlich wie sie waren, erhoben den Anspruch, auch wie die Westgoten und andere, anstatt bloß Sold und als Föderaten Quartier und Verpflegung zu erhalten, Eigentümer von Grund und Boden im Lande zu werden. Sie forderten etwas, was, fast kann man

sagen, ein dem Menschen von der Natur eingepflanztes, den Germanen seit den Tagen der Cimbern und Teutonen durch ihre Geschichte überliefertes Ideal und überdies auch seit den Tagen des Marius und Sulla auf diesem Boden oft genug geschehen war. Ihre Ansprüche vertrat ein Offizier aus dem Volke der Rugier, Odovakar oder Odoaker, der 472 ins Heer eingetreten eine rasche Laufbahn gemacht hatte. Eine Anekdote weiß davon zu erzählen, daß er auf seiner Reise nach Italien, dem Zielpunkt so vieler Ehrgeizigen, auch einem großen christlichen Heiligen dieser Zeit, Severinus, der irgendwo im Gebirge seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, einen Besuch gemacht habe; von ihm habe er die Weissagung einer glänzenden, aber kurzen Herrscherstellung erhalten. Da er des Heeres sicher war, so hinderte ihn nichts, zu tun, was einst Marius, Sulla, Cäsar, Octavianus getan hatten: er sandte den letzten Purpurträger, Romulus, dem die Nachwelt und vielleicht schon die Mitwelt den Spottnamen Augustulus angehängt hat, auf eine Villa in Campanien und erhob keinen neuen. Er war darin des Einverständnisses des oströmischen Kaisers Zeno in Konstantinopel sicher, von dem er dann auch mit dem Titel eines Patricius und Übertragung der Verwaltung der Diözese Italien eine Art von Legitimation erhielt. Durch diese Gewährung enthüllte und maskierte der oströmische Imperator seine Schwäche, im übrigen war Odoaker völlig selbständig, setzte die Maßregel ins Werk, auf der er eine dauernde Stellung zu begründen gedachte, die Versorgung seiner Krieger, denen ein Drittel des Lands eingeräumt werden mußte, und nahm den Königstitel an.

3. Germanische Staatsbildungen auf römischem Reichsboden.

Das Königtum Odoakers konnte, obwohl er ein sehr fähiger Mann gewesen zu scheint, nicht von Dauer sein. Es war eine Soldatenherrschaft, der es an Gewalttätigkeit und Bedrückung noch weniger fehlen konnte als den ähnlichen Maßregeln in den Tagen Sullas oder Octavians, und aus Söldnern wurden nicht sofort friedliche Siedler und Bauern. In Byzanz, dem Sitz der kaiserlichen Gewalt, sah man diese Herrschaft als eine momentane Usurpation an, wenn man auch der augenblicklichen Not gehorchend ihrem Träger mit dem Titel eines Patricius die Verwaltung der Diözese Italien übertrug; man wird nicht versäumt haben, das Mißvergnügen der Unterworfenen in Italien heimlich zu schüren oder zum mindesten sich dessen zu freuen. Dazu kam der Neid der übrigen Germanenstämme und die Eifersucht ihrer Fürsten und Großen, die dem glücklichen Soldaten den Besitz des Hauptlandes, von dem die Herrlichkeit des römischen Reiches ausgegangen war, nicht gönnten.

In der Tat wurde seine Herrschaft von hier aus bedroht. Das mächtige Volk der Ostgoten, das eine Zeitlang den Hunnen untertan gewesen war, hatte sich nach dem Tode Attilas und dem Zerfall seines Reiches wieder selbständig gemacht. Sie waren in einem Teil Pannoniens seßhaft geworden mit der herkömmlichen Bedingung zur Stellung einer Söldnerstreitmacht für den oströmischen Kaiser. Hier war um das Jahr 474 der Sohn eines ihrer drei Teilkönige aus dem Geschlecht der Amaler, Theodorich, Theodemirs Sohn, an die Spitze getreten. Er hatte einen Teil seiner Jugend in Byzanz zugebracht und gelernt, was dort zu

Reste des Theodorichpalastes zu Ravenna

Grabmal des Theodorich zu Ravenna

DIE REICHE DER GERMANEN
UM DAS JAHR 476 NACH CHR.

1:27.000.000

0 500 1000 1500

Kilometer

C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

ng (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

lernen war. Seine Beziehungen zu Ostrom und dem Kaiser Zeno wechselten, bald aber richtete sich sein Ehrgeiz auf den Besitz von Italien, und die Politik der Schlauheit und der Schwäche legte den Regierenden in Konstantinopel den Gedanken nahe, nach dem längst befolgten Grundsatz, Barbaren gegen Barbaren zu brauchen, ihn und seine Goten zum Sturze der schlechtgegründeten Usurpation Odoakers zu verwenden. Im Jahre 488 brach demnach Theodorich mit dem größten Teil seines Volkes aus seinen Wohnsitzen auf: im Winter, auf Ochsenwagen, die der wandernden Menge zugleich als Wohnung und Schlafstätte dienten, wurden die Weiber und das notwendige Gerät mitgefahren. In zwei Schlachten, am Isonzo und bei Verona, von westgotischem Zuzug unterstützt, besiegten sie den Odoaker, der sich nach seiner Residenz Ravenna warf. Dort hielt er sich lange, die Goten gelangten nicht zum Ziele. Da sie die Stadt nicht mit Sturm nehmen konnten, kam es im Februar 493 zu einem glimpflichen Vertrag. Aber in diesen Zeiten wußte man, wie man mit unbequemen Nebenbuhlern fertig wurde, auch wenn man ihnen Sicherheit und königliche Ehren gelobt hatte: bei einem Gastmahl oder einem Besuche stieß Theodorich den Odoaker nieder und richtete nunmehr seine und seines Volkes Herrschaft in Italien ein.

Theodorich führt in unseren Geschichtsdarstellungen den Namen des Großen und unser Volk hat die imposante Erscheinung dieses erfolgreichen Herrschertums in seinen Liedern festgehalten, wo er als Dietrich von Bern, Theodorich von Verona uns entgegentritt. Drei Jahrzehnte hat er regiert und unzweifelhaft besaß er ein nicht gewöhnliches Herrschertalent und eine klare Erkenntnis seiner Regentenaufgaben. Den Konflikt mit dem Kaiser in Byzanz wußte er zu vermeiden, indem er in den äußeren Zeichen, der altrömischen amtlichen Datierung nach Jahreskonsuln oder der Prägung der Münzen mit dem Bilde des Kaisers, das Fortbestehen des Reichs und die Unterordnung seines Königtums unter die Reichseinheit bekunden ließ: Theodorich erhielt dadurch eine Art von Legitimität und nicht bloß in den Augen seiner römischen Untertanen, ohne daß er doch in der selbständigen Ausübung der vollen Regierungsgewalt wesentlich sich

beschränkt hätte. Vor allem seine auswärtige Politik verdient Anerkennung. Er griff zurück auf jenes alte Prinzip einer verständigen Staatskunst des römischen Senats alter Tage, das dem durch seine geographische Stellung und Gestaltung so sehr ausgesetzten Lande gleichsam von der Natur vorgeschrieben und geboten war, indem er sowohl die Vorlande Italiens im Norden und Osten, Rhätien, Noricum, Dalmatien, als auch eine Landschaft Galliens in seine Gewalt brachte; durch eine Seemacht wehrte er den Piraterien der Vandalen; die imponierende militärische Organisation der Goten behielt er bei und bildete sie noch weiter aus. Seinen klaren politischen Blick bewies er besonders auch darin, daß er die Gemeinsamkeit der Interessen der germanischen Völker der alten römischen Welt gegenüber erkannte. Die Verbindung unter ihren Häuptern pflegte er durch diplomatische Heiraten: er selbst war mit einer Schwester des Frankenkönigs Chlodwig vermählt; die eine seiner Töchter mit dem König der Westgoten Alarich, eine zweite mit Sigismund, König der Burgundionen; seine Schwester Amalafreda mit dem Vandalenkönig Thrasamund und eine Nichte Amalaberga mit Hermanfrid in Thüringen. Fast wie eine schiedsrichterliche Macht zeigte sich dies italienische Königtum: er wußte dem ausgreifenden Ehrgeiz des Frankenkönigs Chlodwig Schranken zu ziehen, indem er zugunsten der von diesem besiegten Alemannen und des minderjährigen Königs der Westgoten Amalarich, seines Neffen, für den er die Vormundschaft führte, einschritt. So gab er dem Lande während dreier Jahrzehnte das lange nicht gekannte Gut des Friedens und der Sicherheit nach außen.

Im Innern betätigte er seine Regierungskunst vor allem in den schwierigen Aufgaben der Verwaltung. An und für sich war es eine Wohltat für das in Bevölkerungszahl und Anbau zurückgegangene und herabgekommene Land Italien, daß seine Bevölkerung in den Goten eine Verstärkung von einigen hunderttausend kräftigen Männern, eine Auffrischung durch die unverbrauchte Kraft eines jungen Volkes erfuhr und daß diese neuen Elemente einer festen und dauernden Ordnung gehorchten. Bei der hergestellten unverbrüchlichen Sicher-

heit hob sich die erwerbende Tätigkeit in Handel und Wandel; öffentliche Werke, Bauten und Straßenanlagen wurden wieder aufgenommen, neues Leben gab sich kund und selbst auf literarischem Gebiete tauchen neue Berühmtheiten, Cassiodorus und Boethius, auf. In diesem Lande der Mitte wurden die Goten, wenn auch nicht gerade sehr tief, doch in jedem Falle tiefer von der romanischen Kultur berührt als die Germanen auf afrikanischem und selbst auf gallischem Boden. Wenigstens in äußeren Dingen, Kleidung, Gerät, Lebenshaltung nahmen sie vieles von den Besiegten an, und nicht übel bezeichnet eine unserer Quellen diese Außenseite der gesellschaftlichen Verhältnisse mit den Worten, daß der arme Römer gern den Goten, der reiche Gote gern den Römer gespielt habe. Im übrigen aber bildeten die Goten einen Kriegeradel oder eigenen Kriegerstand mit militärischer Organisation und regelmäßigen kriegerischen Übungen, stets bereit, auf gegebene Signale sich schnell zu einem Heere zusammenzuschließen. Sie allein führten die Waffen, auch lebten sie und wurden sie nach ihren eigenen Rechtsgewohnheiten gerichtet, wie die Romanen, für die auch der ganze römisch-kaiserliche Verwaltungsapparat blieb, nach römischem Rechte; die Grundsteuer zahlten auch die Goten und ihr Ertrag fand unter einem Regenten wie Theodorich nützliche Verwendung. Die Landverteilung oder Landübertragung an die Eroberer scheint mit Schonung geschehen zu sein. Man konnte sie zum Teil mit den Losen der Überwundenen, der Krieger Odoakers, bestreiten: und da Theodorichs Absicht war, etwas Dauerndes zu schaffen, und er zu diesem Zwecke eine möglichste Annäherung der beiden Elemente, des römischen und des barbarischen, erstreben mußte, so milderte er, wo immer Übermut und Eigennutz des Siegers den römischen Unterworfenen zu vergewaltigen trieb. Bei einem Besuche, den er — es geschah erst im siebenten Jahre seiner Regierung — der Stadt Rom abstattete, während er sonst sein Hoflager in Ravenna oder Verona hielt, wurde er mit allen Zeichen befriedigter Unterwürfigkeit empfangen. Es war ein sehr starkes Königtum, durch keine Volksversammlungen beschränkt, beraten durch einen Staats-

rat, den sich der König nach seinem Willen aus römischen und gotischen Magnaten zusammensetzte und in dem naturgemäß das römische Element mit seiner Sachkenntnis und höheren Bildung sich geltend machte: geflissentlich gab er auch seinem Hofhalt wenigstens äußerlich römisches oder byzantinisches Gepräge.

Eine Verschmelzung der beiden Volkselemente trat gleichwohl nicht ein. Dazu war die Zahl der Goten gegenüber der Masse der alten Bevölkerung zu klein, auch die Zeit zu kurz: sie machte während der dreiunddreißigjährigen Regierung Theodorichs keine merklichen Fortschritte. Die romanische Bevölkerung auf diesem mit Erinnerungen an eine ruhmvolle Vergangenheit getränkten Boden, im Besitz aller Künste und Errungenschaften einer überreichen Kultur, fühlte sich den siegreichen Barbaren gegenüber um so mehr in ihrer Überlegenheit, als der Hochmut auf ihr Römertum das einzige war, was die Waffenlosen trösten konnte. Die Goten erwiderten ihn mit dem Stolz des waffenführenden Kriegervolks und dem Trotz auf die größere physische Kraft und Tapferkeit. Die Verschiedenheit der Sprache bildete eine doch nur in langer Zeit zu überbrückende Kluft, eine tiefere, gar nicht zu überbrückende aber bildete die Religion.

Beide, Germanen wie Römer, bewegten sich in den christlichen Vorstellungen, aber das Christentum war den Goten zu einer Zeit entgegengebracht worden, wo aus der schlichten Gemeinde des apostolischen Zeitalters schon eine stolze und mächtige Kirche mit einem hierarchisch gegliederten Klerus und aus der Religion Jesu Christi eine von philosophischen Spekulationen erfüllte, in Streitfragen über ungelöste und unlösbare Rätsel sich ergehende Theologie erwachsen war: und eine dieser Streitfragen, das Verhältnis des Göttlichen und des Menschlichen in der Person Jesu Christi hatte eine Spaltung hervorgerufen, die auch in die Geschicke der germanischen Völker tief eingegriffen hat. Im Anfang des vierten Jahrhunderts hatte ein Presbyter zu Alexandria, Arius, gelehrt, daß, wenn Christus als Sohn Gottes bezeichnet werde, dies so zu verstehen sei, daß er als das erste der Geschöpfe Gottes durch

dessen Willen aus nichts geschaffen worden: wogegen sein Bischof Alexander den Sohn als Logos, wie man ihn mit einem aus der griechisch-alexandrinischen Philosophie entnommenen Wort bezeichnete, als von Ewigkeit her aus dem Wesen des Vaters gezeugt, also wesensgleich mit Gott auffaßte. Der Streit dauerte das ganze vierte Jahrhundert hindurch und fand kein Ende: man faßte den Gegensatz der Meinungen in einen Buchstaben, ob der Sohn dem Vater wesensgleich, homousios, oder nur wesensähnlich, homoiusios sei: es war nicht das letztemal, daß ein Buchstabe die Menschen in tödlicher Feindschaft entzweite. Jene Lehre von der Wesensgleichheit, Homousie, wurde von dem Diakon, spätern Bischof Athanasius von Alexandria mit Geist und Tiefsinn verfochten. Unglücklicherweise mischte sich die Staatsgewalt, der Kaiser, von den streitenden Theologen selbst herbeibeschworen, in diesen theologischen Streit, und bald war die athanasianische bald die arianische Auffassung obenauf, während der Unterschied der Lehre allmählich auch auf die mehr praktischen Gebiete, z. B. auf die Gestaltung des Kultus, Einfluß gewann. Nach und nach rang sich die athanasianische Auffassung durch. Sie wurde die katholische, d. h. allgemeine, amtliche, und in der ersten Zeit suchte jede Partei die Energie ihres Glaubens durch Verfolgung der anderen zu erweisen. Nun aber hatte das Christentum früh und auf allerlei Wegen auch in die Germanenwelt Eingang gefunden. Schon auf dem Konzil, das Kaiser Constantinus im Jahre 325 zur Feststellung der wahren Lehre und Herstellung der Einigkeit nach dem wohlgelegenen Nicäa berufen hatte, saß ein gotischer Bischof unter den Mitgliedern. Den Westgoten wurde das Christentum durch den Bischof Ulfilas gepredigt, der, dreier Sprachen kundig, die heilige Schrift ins Gotische übertrug, und nachdem er so dem heiligen Buch einen ersten Zugang in die Gedankenwelt der Germanen geschaffen hatte, nach vierzigjähriger erfolgreicher Missionstätigkeit im Jahre 388 starb: die Taufe war eine der Bedingungen, die man im Jahre 376 den Westgoten für die Aufnahme in das römische Reich stellte. Damals unter Kaiser Valens herrschte in dem Auf und Ab des dogmatischen

Streits die arianische Fassung vor und in dieser ihnen leichter zugänglichen Gestalt hatte Ulfilas seinem Volke die christliche Religion gelehrt. Sie machte rasche Fortschritte unter den Germanen, denen der neue Glaube als ein Einfaches, Fertiges, mit dem Anspruch des unbedingt Gewissen, in einem Buch Niedergelegten und Besiegelten entgegengebracht wurde aus einer Umgebung, deren Überlegenheit in geistigen Dingen von ihnen auch sonst anerkannt werden mußte: und die arianische Fassung, welche ihrem Denken nichts Mystisches zumutete, sondern ihnen die Lehre vom Sohne Gottes in einer Weise vermittelte, die ihren eigenen Religionsvorstellungen verwandt war oder zum mindesten nicht widersprach, unterstützte und ermöglichte die rasche Ausbreitung. Auch die Goten Theodorichs waren Arianer und hier in Italien stießen sie auf eine Art der Gottesverehrung, die ihnen fremdartig erscheinen mußte. Doch lag ihnen der Fanatismus einer sich für allein wahr und berechtigt haltenden Lehre fern, und der kluge Geist ihres Königs hütete sich wohl, die Unterworfenen an dieser empfindlichen Stelle zu treffen und ihnen sein und seines Volkes Fassung aufzudrängen. Er übte weitherzig Toleranz und kam in der Tat mit seinen katholischen Untertanen und ihrer Geistlichkeit leidlich aus. Allein es scheint gleichwohl nicht, daß Theodorich mit der Politik der Toleranz und Versöhnlichkeit bei der einheimischen Bevölkerung tiefere Wirkungen erzielt habe. Gegen Ende seiner Regierung mußte er gegen einige Römer, die seither in seinem Vertrauen hoch gestanden hatten, den Philosophen Boethius und dessen Schwiegervater, den römischen Senator Symmachus, gegen die er den Verdacht geheimen Einverständnisses mit Plänen des oströmischen Hofes hegte, mit tyrannischer Gewalt einschreiten oder glaubte doch, es zu müssen, und so hinterließ er bei seinem Tode im Jahre 526 seine Schöpfung doch in einer wenig gefestigten Lage, was um so bedenklicher war, als er keinen Sohn besaß, der das Werk des Vaters hätte weiterführen können. Das Reich verblieb einem unmündigen Knaben, Theodorichs zehnjährigem Enkel Athalarich, dem Sohne seiner Tochter Amalasuntha.

Zur selben Zeit, wo dieser große Fürst ein so schön und wohl-

organisiertes und für eine lange Dauer bestimmtes Reich mit der Kraft eines tüchtigen germanischen Volks aufrichtete und die neue Ordnung der westlichen Welt durch friedliche Verbindung der verschiedenen germanischen Herrschaften auf römischem Reichsboden zu befestigen strebte, wuchs in dem nächst Italien wichtigsten Lande, in Gallien, eine neue Staatsbildung heran, die für die fernere Geschichte der deutschen Nation von weit größerer Bedeutung werden sollte als die gotische. Es hatte sich eine Anzahl niederdeutscher Stämme seit lange in den Kämpfen mit den Römern enger zusammengeschlossen: sie trugen den Gesamtnamen der Franken, unter dem sie uns schon begegnet sind. Man unterschied die salischen Franken, in denen die alten Stämme der Bataver, Kugernen, Kaninefaten und andere aufgegangen waren und die von den heutigen Niederlanden her gegen die römische Grenze wanderten, — und die ripuarischen, die Uferfranken, welche das linke Rheinufer von Köln aufwärts innehatten. Der Zusammenhang war nicht sehr eng, aber wenigstens vor weiterer Lockerung geschützt durch die Notwendigkeit, sich gegen die vom Südosten her andringenden Alemannen zu behaupten: auch war für die Stämme, oder wie sonst die neuen Einheiten zu bezeichnen sein mochten, eine straffere Zusammenfassung in einem erblichen Königtum erwachsen, das sich unter dem Einfluß römischer Regierungsweise herausbildete. Ein Teilstaat des salischen Gebiets stand seit längeren Zeiten unter Königen aus dem Geschlecht der Merowinger, von denen uns einige Namen, Clodio, Merowech, Childerich, überliefert sind. Das Grab des letzteren hat man im Jahre 1653 zu Tournay an der Schelde gefunden, darin auch seinen Siegelring, sein Schwert, seine Streitaxt, und man weiß, daß er in einem Bündnisvertrag mit Rom gestanden und in diesem foedus römisches Land zugewiesen erhalten hat. Sein Erbe, ein Gebiet von mäßigem Umfang, trat im Jahre 481 fünfzehnjährig sein Sohn Chlodowech an, dem bestimmt war, den fränkischen Namen groß zu machen. Die ersten Schritte auf der Erobererlaufbahn mögen auf die uns Unbekannten, die seine Jugend leiteten, zurückzuführen

sein: in jedem Fall handelte er frühzeitig auf eigene Hand. Ein erster Erfolg war, als er eine Angriffspolitik gegen Rom aufnahm, die Besiegung des römischen Statthalters Syagrius, der ein kleines Gebiet um Soissons für Rom behauptete, 486, und dieser Sieg hatte, da das Land keinen Widerstand leistete, die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft bis zur Loire zur Folge. Es war für die Entwicklung eines guten Verhältnisses zwischen den Eroberern und der romanisierten keltischen Bevölkerung des Landes günstig, daß hier keine neue umfassende Volksansiedlung, keine Landesverteilung im großen Stile, keine Austreibung zahlreicher Besitzer aus ihrem Eigentum stattfand. Die Inbesitznahme des neuen Gebietes geschah ohne viel Gewaltanwendung durch das Gefolge des Königs, und zu dessen Befriedigung reichte das fiskalische Land und das konfiszierte Gut der unmittelbar Besiegten völlig aus. In den Städten blieb das römische Element durchaus überwiegend: die römischen Untertanen genossen mit den Franken gleiches Recht, Freiheit und Grundbesitz, und die Ausgleichung, die alsbald ansetzte, ging hier auf gallischem Boden um so rascher vor sich, als der religiöse Gegensatz fehlte, der in den übrigen germanischen Reichen, auch dem Theodorichs, eine so verhängnisvolle Rolle spielte. Zwar waren Chlodwig und mit ihm seine Gefolgschaft wie sein Volk noch heidnisch, aber die demnächstige Annahme der christlichen Religion, im einzelnen längst vorbereitet, war eine Maßregel politischer Klugheit, ja Notwendigkeit, die sich einem so scharfsichtigen Manne wie Chlodwig aufdrängen mußte, und die Kirche nimmt von je an Heidentum weniger Anstoß als an Ketzerei.

Chlodwig hatte eine burgundische Prinzessin, Chrotegilde, eine katholische Christin, zur Gemahlin, und der Geschichtschreiber dieser Vorgänge, der Bischof Gregor von Tours, erzählt von theologischen Gesprächen der beiden Gatten, die in jedem Fall Stimmung und Gedankenwelt der fränkischen Männer, die vor solche Entscheidung gestellt waren, auf einleuchtende Weise wiedergeben. Das Andringen der Königin, den wahren Gott anzubeten, der Himmel und Erde geschaffen habe, erwidert Chlodwig mit dem Wort, das hätten

vielmehr seine Götter getan: „Euer Gott ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen und nicht einmal vom Stamm der Götter" — in der Tat hatte ja der Christengott seine römischen Bekenner nicht zum Sieg geführt. Indes: er willigt ein, daß der Sohn, den ihm Chrotegilde bringt, getauft wird. Aber der Knabe stirbt und der König wird wieder irre: der Knabe lebte noch, wenn er im Namen seiner Götter geweiht worden wäre. Ein zweiter Knabe wird ihm geboren und auch dieser erkrankt: das Gebet der frommen Königin aber bewirkt, daß er am Leben bleibt. Noch hätte Chlodwig geschwankt: aber in dem entscheidenden Augenblick einer Schlacht gegen die Alemannen, so erzählt die Legende, die aber geschichtlich ebensowenig feststeht wie diese „Schlacht bei Tolbiacum" selbst, habe er sein erstes Gebet an Jesus Christus gerichtet und ihm gelobt, wenn er ihm den Sieg verleihe, sich taufen zu lassen. Es klingt noch heidnisch genug: „Jesus Christus, Chrotegilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes und gebest Sieg denen, die auf dich hoffen: gewährst du mir jetzo den Sieg, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen." „Denn", hätte er hinzugesetzt, „ich habe meine Götter angerufen und sie haben mich verlassen mit ihrer Hilfe." Genug: am Weihnachtsfest des Jahres 496 wurde Chlodwig nebst seinem Rittergefolge oder dessen Mehrheit mit großer Feierlichkeit in der erleuchteten und mit Wohlgerüchen erfüllten Kirche der festlich geschmückten Stadt Reims von Bischof Remigius getauft. Es war die katholische, nicht die bei den übrigen germanischen Völkern vorwiegende arianische Form des Christentums, welche der Frankenkönig annahm, und die nun rasch auch unter seinen Untertanen Boden gewann. Dieser Umstand gab der fränkischen Herrschaft einen unermeßlichen Vorteil gegenüber den anderen Germanenstaaten, den Burgunden, Westgoten, Vandalen, bei denen die Religionsverschiedenheit eine tiefe und unüberbrückbare Kluft zwischen Siegern und Besiegten bildete. Hier auf fränkischem Boden war das anders: Chlodwig hatte die Kirche, das heißt die römischen Bischöfe, ihr Gebet und ihre Sympathien bei seinen ferneren Unternehmungen für sich.

Den Sieg über die Alemannen völlig auszunützen, hinderte ihn der Einspruch Theodorichs, er begnügte sich mit der Herrschaft und mit der Zinspflichtigkeit eines Teils ihres Gebiets. In Burgund erleichterte ihm ein Thronstreit die Erwerbung; hier stand schon eine römisch-katholische und eine westgotisch-arianische Partei gegeneinander und sein Übertritt gewann ihm sofort Verbündete in den katholischen Bischöfen. Stärker noch trat dies im Kriege gegen die Westgoten hervor, die noch den südöstlichen Teil Galliens innehatten: denn daß die „gallischen Lande" eine Einheit bilden und mithin seinem Szepter untertan sein müssen, war dem ehrgeizigen, macht- und landgierigen König klar und er wird dabei die Meinung nicht bloß und nicht einmal vorzugsweise seiner Franken, sondern auch seiner römischen Untertanen für sich gehabt haben. „Es ist mir sehr ärgerlich," läßt ihn der rechtgläubige Gregor von Tours sagen, „daß diese Arianer einen Teil der gallischen Lande innehaben: auf, mit Gottes Hilfe bringen wir ihr Land in unsere Gewalt." Vergeblich suchte Theodorich in den Kämpfen zu vermitteln, die wie einst zwischen Stamm und Stamm nun ebenso leicht, nur freilich mit größerem Einsatz, zwischen Reich und Reich sich entzündeten: im Jahre 507 kam es (bei Vouillé) in der Nähe von Poitiers, zur Schlacht, in der die Franken siegten und Chlodwig — er war ein Kriegsmann von großer Körperstärke — angeblich den Westgotenkönig Alarich II mit eigener Hand tötete. Er schritt von Erfolg zu Erfolg: die gallischen Städte des Landes, von vornherein dem rechtgläubigen Frankenkönig geneigt, traten zu ihm über, und vom oströmischen Kaiser erhielt er um diese Zeit den Titel eines Konsuls, was seinen römischen Untertanen gegenüber noch immer nicht ohne Wert war. Bei seinem weiteren Vordringen aber trat ihm Theodorich entgegen: 508 erschien ein ostgotisches Heer auf dem Schauplatz und Chlodwig mußte sich mit dem Land bis zur Garonne begnügen. Der Mittelpunkt dieses Reichsgebiets wurde die alte Stadt der Parisier, während Theodorich den südöstlichen Teil, die Provence, seinem Reich angliederte.

Die alten Teilfürstentümer der salischen Franken gingen

ohne viel Mühe in dem neuen regnum Francorum auf. Die Nachrichten von der Art, wie Chlodwig dabei zu Werke ging, sind von der Sage oder dem Volksgerede gefärbt, doch mag man ihnen entnehmen, daß er mit der Rücksichtslosigkeit des barbarischen Eroberers germanische Bauernschlauheit und byzantinische Hinterlist verband und, wenn es ihm diente, vor keiner Freveltat zurückscheute. Das Widerstreben jener Fürsten, die, vom Stamm Merowechs wie Chlodwig, jetzt aus Verbündeten zu Untertanen werden sollten, ist begreiflich: aber die Anziehungskraft der von ihm gegründeten Macht war groß, und so wählten ihn auch die ripuarischen Franken nach dem Tode ihres Königs zu ihrem Herrscher. Von den feineren Tugenden des Menschen und des Regenten, wie sie Theodorich besaß, ist hier nichts zu gewahren: auch das Wort des Bischofs Gregor, daß Gott seine Feinde täglich in seine Hand gegeben, weil er mit redlichem Herzen vor ihm gewandelt sei, bezeichnet nur seine rechtgläubig-katholische Gesinnung oder Politik. Er starb, noch in den Jahren der Kraft, im Jahre 511.

Das Land, das er zusammengebracht, ließ er nach germanischem Erbgebrauche wie ein großes Landgut seinen vier Söhnen, so daß es an Streitigkeiten und allem, was beim Erben gewöhnlich geschieht, nicht fehlen konnte. Aber das „Königreich der Franken" blieb gleichwohl bestehen und erfreute sich sogar lange einer verhältnismäßig guten Ordnung. Neben den fortbestehenden sehr ansehnlichen Resten der römischen Zeit, den städtischen Einrichtungen und Freiheiten z. B., und neben der Einheit des Glaubens und der kirchlichen Organisation war es doch die Macht des Königtums selbst, die diese Ordnung verbürgte: diese Macht ging weit über die des altgermanischen Königtums hinaus und war auch längere Zeit durch Männer von Kraft, wie Chlodwigs Sohn Theuderich I (511 bis 533), dem Ripuarien zugefallen war, und dessen Sohn Theudebert I (533—548) vertreten.

Inzwischen, fünfzehn Jahre nach Chlodwigs Tode, 526, war der eigentliche Mann der Epoche, Theodorich, den die Nachwelt nicht mit Unrecht mit dem Namen des Großen bezeichnet, gestorben. An seiner

Stelle regierte jetzt für ihren zehnjährigen Knaben seine Tochter Amalasuntha. Sie unterhielt gute Beziehungen zum oströmischen Hofe: gegenüber der Anmaßung der ostgotischen Magnaten suchte sie sich auf das romanische Element zu stützen, was sie aber in Gegensatz zur gotischen Partei brachte. Sie heiratete nun einen Verwandten, einen, wie es scheint, schwachen und hochmütigen Mann von römischer Bildung, Theodahat, der sich, als Athalarich starb, nicht mit der Rolle eines bloßen Mitregenten begnügte, die Königin gefangen setzte und ermorden ließ. Dies paßte der oströmischen Politik aufs beste. Dort in Konstantinopel hatte im Jahre 527 ein fähiger Herrscher, Justinianus, den Thron bestiegen, der, nachdem er im Osten geordnete Zustände geschaffen, den Blick auch nach dem Westen auf die an die Barbaren halb oder ganz verlorenen Provinzen richtete: man hatte auf diese noch keineswegs verzichtet, obgleich man geschehen ließ, was man nicht hindern konnte. Jetzt schien die Zeit für eine Restauration gekommen und im Jahre 533 war eine Streitmacht unter einem im Kriege gegen die Perser erprobten Diener des Kaisers, Belisarius, aufgebrochen, um zunächst der Herrschaft der Vandalen in Afrika, dem am schlechtesten gewurzelten unter den germanischen Reichen im Westen und das sich zugleich am unbequemsten machte, ein Ende zu bereiten.

Dies gelang in verhältnismäßig kurzer Zeit. Die Eroberung des Landes ein Jahrhundert früher war den Vandalen allerdings nicht schwer geworden. Die Bevölkerung der Provinz war ohne nationale und ohne moralische Kraft; im Jahre 439, zehn Jahre, nachdem die Vandalen unter ihrem Führer Geiserich gelandet waren, bemächtigten sie sich, wie schon erwähnt wurde, der Hauptstadt des Landes, machten sich von da aus durch Raubfahrten zur See gefürchtet und verhaßt und erlebten die Genugtuung, auf einer ihrer Expeditionen 455 Rom selbst einzunehmen, zu plündern und ungeheure Beute fortzuschleppen. Um 462 umfaßte ihre Herrschaft Afrika und die Inseln Sizilien, Sardinien, Korsika, die Balearen. Allein sie waren von Anfang an in zu geringer Zahl und übten nun, plötzlich zu großen Grundbesitzern geworden, eine harte Tyrannei

über die weit zahlreichere römische Bevölkerung, die ihnen das mit um so grimmigerem Hasse vergalt, als diese ihre Zwingherrn Arianer waren und der religiöse Fanatismus in dem Lande in besonders starker Flamme brannte. Die Vandalen hielten die Katholiken mit Gewalt nieder; im Jahre 484, unter Geiserichs Nachfolger Hunnerich, wurden die katholischen Kirchen geschlossen, wenngleich der Befehl schwerlich überall durchgeführt werden konnte; dann wieder wurde Toleranz geübt, und König Thrasamund (496—523) trat in enge Beziehungen zum Ostgotenreich und zu Theodorich. Das herrschende Volk nahm zu den Lastern des Barbarentums, die es mitgebracht, noch die der Besiegten an, und ein Thronstreit oder Parteienkampf des romfreundlichen Königs Hilderich und eines echten Vandalen, Gelimer, bot, als dieser die Oberhand gewann, dem Kaiser Justinian den Anlaß zu kriegerischer Intervention 533. Sie begann mit der Eroberung Siziliens, dann ward Karthago eingenommen, Gelimer in einer Schlacht besiegt, ins Gebirge verfolgt, zur Ergebung gezwungen, die altrömische Provinzialverwaltung hergestellt.

Nicht diesem äußersten vorgeschobenen Posten des Germanentums galt jedoch vorzugsweise die Restauration, sondern der Angriff galt vielmehr der Ostgotenherrschaft im Hauptlande, für die jetzt in den alten Kornlanden des Reichs, Afrika und Sizilien, die Operationsbasis gegeben war. Zwanzig Jahre, von 535 bis 555, dauerte der Todeskampf des tapferen Volkes. Justinian gab sich als Rächer der ermordeten Königin, und im Jahre 535 begann sein Feldherr Belisarius die Operationen; Sizilien und Neapel wurden genommen, Theodahat, der sich der gefährlichen Lage in keiner Weise gewachsen zeigte, ward in einer Versammlung der gotischen Führer abgesetzt und einer von diesen, Vitiges, auf den Schild gehoben, Theodahat auf der Flucht getötet. Der Krieg konnte nicht in sehr großem Stil geführt werden, da die Streitmacht Belisars nur mäßig war und die Bevölkerung, wenn sie auch ihrer Gesinnung nach Belisar geneigt war, doch untätig blieb. Das Weihnachtsfest 536 konnte Belisar in Rom feiern, und nachdem er eine lange Belagerung ausgehalten, im Jahre 538 wieder zur Offensive

übergehen. Ravenna wurde der Mittelpunkt der gotischen Verteidigung. Die römische Streitmacht lag vor der Stadt, und die gotischen Führer, nachdem Vitiges ohne Erfolg mit dem byzantinischen Hof unterhandelt hatte, um wenigstens den Besitz von Oberitalien für sein Volk zu retten, kamen nun auf den Gedanken, das Königtum ihrem Besieger selbst anzubieten. Belisar, ein Mann, der nur den Ehrgeiz eines getreuen Beamten und Dieners in einem monarchischen Staat besaß, lehnte ab, wurde aber, eben als er sich am Ziele glauben durfte, 539 von seinem Hofe abgerufen. Damit begann der zweite Akt in dieser großen Tragödie. Unter der Bevölkerung, die sich wieder allem Druck und allen Schikanen des römischen Systems ausgesetzt sah, schlug die Stimmung zugunsten der Goten um. Nachdem diese aufs neue im Felde erschienen waren und eine Zeitlang ohne eigentliche oberste Führung den Kampf fortgesetzt hatten, fanden sie in dem Neffen des Vitiges, Totila oder Badvila, auch wieder einen Feldherrn und gewannen in den Jahren 541—544 ihre Stellung, auch in den südlichen Landschaften Lukanien, Apulien, Kalabrien zurück. 543 wurde Neapel von ihnen zurückerobert, und auch als Justinian zum zweitenmal Belisar als Oberfeldherrn, aber mit ungenügenden Streitkräften, entsandte, blieben sie überlegen, nahmen Dezember 546 sogar Rom, das dann von Belisar 547 wieder besetzt, nach seiner alsbald im Jahre 548 erfolgten zweiten Abberufung jedoch abermals von den Goten eingenommen wurde. Sie zogen zwar auch jetzt wieder ab; nun wurde aber an Belisars Stelle Narses gesandt: mit dem Erscheinen dieses klugen und fähigen Hof- und Staatsmanns 551 beginnt der letzte Akt.

Die Goten waren seit 549 wieder Herren von Rom, aber sie konnten ihre Sache nicht hinausführen. Die Kraft des Volks hatte sich in dem langen Kriege erschöpft und Hilfe von außen war nicht zu erwarten. Sie hätte nur von Gallien her, von den Franken kommen können. Allein diese verfolgten eine selbstsüchtige und zweideutige Politik: ihre Könige durften die Goten nicht unterstützen, ihrer eigenen katholischen Untertanen wegen, ebensowenig aber die Restaurationspolitik Justinians, deren Erfolg schließlich auch die

Frankenherrschaft in Gallien bedrohte. Ihrem Interesse frommte am meisten eine lange Dauer des Kriegs, bei der beide Teile sich schwächten. Dann konnten sie hoffen, die Erben der gotischen Macht zu werden, wie sie es denn in gewissem Sinn geworden sind. In einem Kampfe bei Taginä 552 fiel Totila und der geschlossene Widerstand ermattete; Narses zog wieder in Rom ein, das fünftemal, daß die Stadt unter Justinians Regierung den Herrn wechselte; noch einmal erhoben die gotischen Krieger einen König, Tejas, und dieser stellte sich zu einer letzten Schlacht, im März 553, bei Neapel, am lactarischen Berge. Er fand einen Heldentod im Kampfe: während er seinen mit Feindespfeilen gespickten Schild mit einem neuen vertauschte, traf ihn das tödliche Geschoß. Zwei Tage wurde gekämpft, da nach germanischem Recht das Gefolge seinen Gefolgsherrn nicht überleben durfte: ein Teil fiel mit seinem König, ein Teil brach durch, der Rest kapitulierte. Noch hielten sich einige feste Plätze: bald fielen auch diese, Narses war Sieger und hatte das Land, das nunmehr nach zwanzigjährigem Ringen wieder kaiserlich geworden war, nur noch von den Resten eines aus fränkischen und alemannischen Scharen bestehenden Gewalthaufens zu säubern, der, angeblich siebzigtausend Mann stark, unter Führung zweier Herzoge in Italien eingefallen war, das Land beutemachend durchzogen hatte, aber durch Zuchtlosigkeit und Krankheiten schon stark gelichtet bei Capua vollends überwunden und aufgerieben wurde. Mit Übergabe der Bergfestung Compsa im Jahre 555 endigte der große Gotenkrieg und das Volk, das kühn in Italien selbst die Herrschaft der Germanen aufgepflanzt hatte, verschwand vom Schauplatz der Geschichte.

Die Restauration erstreckte sich außer auf Afrika und Italien noch auf einen Teil der spanischen Ostküste: vor dem fränkischen Reich aber machte sie Halt. Auf ihm beruht die nächste Zukunft des Germanentums, das noch weit entfernt war, eine Einheit, eine Nation zu sein. Die Herstellung des Imperiums in Italien war nicht von langer Dauer. In dem Heere, mit dem Narses die Rückeroberung vollendete, hatten sich zahlreiche Langobarden befunden,

und dieser germanische Stamm genoß den Ruf besonderer Tapferkeit selbst unter den vielen Germanenstämmen, die alle diesen Ruhm der Tapferkeit beanspruchen konnten. Das Volk, nicht sehr zahlreich, hatte eine abenteuerreiche Vergangenheit hinter sich. Ursprünglich auf beiden Seiten der Elbe wohnend, wurden die Langobarden, wie alle diese kleinen Völker, zu zahlreich für den Boden, dem sie noch keine reicheren Ernten abgewinnen konnten. Ein Teil wanderte aus, schloß sich der im Reiche Marbuods vereinigten Bevölkerung an und erscheint schließlich auf Wohnplätzen zwischen Theiß und Donau. Hier hatten sie einen anderen Stamm, die Gepiden, zu Nachbarn, mit denen sie bald in eine jener Fehden gerieten, wie sie seit alten Tagen unter den Germanen herkömmlich waren: mit Kaiser Justinian hatten sie sich wohl eben deshalb gut gestanden. Im Jahre 567 gewannen sie unter ihrem König Alboin in einem letzten Kampfe die Übermacht über die Gepiden, und blutig genug mag es dabei zugegangen sein: die Sage weiß davon zu erzählen, daß Alboin selbst ihren letzten König erschlagen, dessen Tochter Rosamunde zum Weibe genommen und sie beim Hochzeitsmahle gezwungen habe, aus der Trinkschale, die er aus dem Schädel des Erschlagenen hatte fassen lassen, ihm Bescheid zu tun. Im Jahre 568 brachen sie unter diesem ihrem berühmtesten Krieger, König Alboin, auf, wie man wissen wollte, im geheimen Einverständnis mit dem Exarchen Narses selbst, der sich mit seinem Hofe überworfen hatte: mit ihnen zog eine Schar von zwanzigtausend Sachsen, auch wohl manche andere, welche die Abenteuer der Wanderzüge hierher getragen hatten. Es war die letzte Flutwelle der großen Völkerwanderung, die Italien erreichte. Die Eroberung oder Festsetzung im Lande war nicht besonders schwierig; doch gelangte Pavia erst nach dreijähriger Belagerung in ihren Besitz. Einzelne Scharen drangen weit nach Süden vor und gründeten hier ein besonderes Gemeinwesen, ein Herzogtum Benevent. Nur die Städte an der See blieben den oströmischen Kaisern untertan und bildeten mit einigen Strichen des Binnenlandes vereinigt das Exarchat, einen Rest kaiserlichen Regiments.

Die Herrschaft der Langobarden war die einer Kriegerkaste, nicht zahlreich genug, um die ganze Halbinsel zu unterwerfen und um einen tieferen Einfluß auf die Bevölkerung des Landes auszuüben, der sie die Bestellung des Bodens und die erwerbende Tätigkeit in Handel und Handwerk überließen. Das Königtum, das Element der Einheit und des Staatsgedankens, erlitt schon bald nach Alboins Tode eine Unterbrechung. Er hatte seinen Sitz zu Pavia aufgeschlagen, fiel aber schon im Jahre 573 als Opfer, wie uns erzählt wird, einer Kette tragischer Frevel, die sich in unserer Quelle wie Bruchstücke epischer Dichtung lesen: seine Gemahlin, die gepidische Fürstin, der die Pflicht der Blutrache für ihren Vater an dem aufgezwungenen Gatten zu vollziehen oblag, verschwor sich mit des Königs Waffenträger Helmichis, der zu dem Werk noch einen tapferen Krieger Peredeus zuzog: wie Alboin trunken im Schlafe lag, rief Rosamunde die Mörder herein. Der König, aus dem Schlafe auffahrend, griff nach seinem Schwert: aber es war in der Scheide festgemacht worden, und so vollzog sich der Mord, der aber seiner Urheberin üble Frucht trug. Die langobardischen Häuptlinge erhoben sich wider sie: mit ihren Schätzen, erzählen die Lieder weiter, entfloh sie nach Ravenna, wo Narses' Nachfolger, der Exarch Longinus, regierte. Sie habe diesen in ihre Netze verstrickt und den Helmichis, der ihre Flucht geteilt hatte, aber ihr unbequem geworden war, vergiftet: er merkte es, als er aus dem Becher, den ihm Rosamunde gereicht, getrunken hatte, und zwang sie, den Rest zu leeren. Binnen kurzem starb auch der Nachfolger, den die Großen erhoben, König Kleph, eines gewaltsamen Todes, und zehn Jahre lang war die erste Stelle in diesem Kriegerstaate unbesetzt: jeder einzelne der Herzoge, deren fünfunddreißig gezählt wurden, sagt Paulus Diakonus, der uns diese Geschichte erzählt, habe in seiner civitas geschaltet. Mit ihren römischen Untertanen standen sie in einem Vertragsverhältnis: diese mußten den dritten Teil der Ernte (fruges) zum Unterhalt ihrer Dränger steuern, die im einzelnen wohl vielfach mit dem Schwerte gemessen haben werden. Ihre eigene Beschäftigung war die Jagd

und der Krieg, für den es nicht an Gelegenheit fehlte, da der größere Teil Italiens, die Romagna, Ligurien, die Städte und die großen Inseln, noch unter griechischer Herrschaft standen und nicht wenige Städte sich der Raubzüge der Eroberer mit eigener Kraft erwehrten. Im Jahre 584 wurde, da die gefährdete Lage einen die Kräfte des Volkes zusammenfassenden Mittelpunkt zu erheischen schien, wieder ein König erhoben, Autari, der Sohn Klephs, von dem ein anmutiger Roman erzählt wird. Er schickte Gesandte an Garibald, den Herrscher der Baiuwarier, der Bayern, die in einem Teil des jetzt nach ihnen genannten Königreichs ihre endlichen Wohnsitze genommen hatten: sie sollten für ihren König um Teudelinde, die Tochter des Herzogs oder eine fränkische Prinzessin, die an seinem Hofe lebte, werben: mit dem Jawort kehren sie zurück. Autari, begierig seine künftige Königin zu sehen, macht sich mit einigen Vertrauten insgeheim auf den Weg; er erscheint unerkannt als Gesandter vor Garibald und bittet ihn, der Langobarden künftige Herrin begrüßen zu dürfen. Teudelinde wird herbeibeschieden, Autari, von ihrem Anblick hochbefriedigt, erbittet sich einen Becher Wein aus ihrer Hand: sie reicht ihm den, als dem Senior der Gesandtschaft, der, nachdem er getrunken, ihn zurückgebend den Augenblick benützt, um unbemerkt ihre Hand zu ergreifen und diese rasch über Stirn und Gesicht zu führen. Die Jungfrau erzählt es ihrer Pflegerin. „Es ist dein Verlobter, der König selbst," erwidert diese, „kein anderer würde gewagt haben, dich zu berühren." Der junge, stattliche, blondhaarige Krieger hat ihren Beifall, und bald — es war im Mai 589 — wird die Hochzeit gefeiert. Autari war ein tätiger und tüchtiger Mann, er gelangte mit einem bewaffneten Geleit durch die Herzogsgebiete von Spoletium und Benevent bis zur Meerenge im Süden, die er als Grenze der Langobardenherrlichkeit bezeichnete. Eine alte Säule stand dort als äußerste Landmark, vom Meere bespült; auf seinem Rosse sich aufrichtend berührte Autari sie mit seinem Speere: „Bis hierher ist Langobardenland."

Aber auch die Herrschaft über Italien, die er damit beanspruchte, war nicht sicher. Er hatte sie gegen Übergriffe der

Franken zu sichern und wider einen Gegner ganz anderer Art — eine Macht, die sich im Dunkel der Zeiten gebildet hatte und schon durch ein starkes Band gemeinsamen Interesses mit jenen fränkischen Gebieten verbunden war — den Bischof von Rom.

Derselbe Gegensatz, der einst die Goten gehindert hatte, unter der Bevölkerung Italiens heimisch zu werden, waltete auch jetzt. Die Langobarden waren Arianer, und dieser Ketzerei gegenüber hatte die rechtgläubige romanische Bevölkerung schon einen Mittelpunkt gefunden in dem Bischof der einstigen Reichs- und Welthauptstadt, dem Papst, dem Vater, wie ihn die kindlich-vertrauliche Sprache der Gläubigen nannte. Dieser Bischofsstuhl war nach Autaris Tode von einem bedeutenden Mann, Gregor dem Großen (590—604), besetzt. Er wußte die Verteidigung Roms zu leiten, als König Agilulf, zuvor Herzog von Turin, dem Teudelinde als Witwe ihre Hand gereicht hatte, 593 die Stadt bedrohte. Unter den folgenden langobardischen Königen ragte Rotari (636—652) hervor: der Geschichtschreiber der Langobarden rühmt ihn als einen tapferen und den Pfaden der Gerechtigkeit folgenden Mann. Unter seiner Regierung wurde 643 in einem Gesetzbuch, Edictus Langobardorum, das langobardische Recht erstmalig zusammengefaßt. Aber auch Rotari konnte das Grundübel dieser Herrschaft, den Haß der beiden Konfessionen und die gegenseitige Abneigung der beiden Bevölkerungen, nicht heilen und nicht mindern. In allen Städten und Bezirken (civitates) standen sich ein katholischer und ein arianischer Bischof gegenüber, und Paulus Diakonus schränkt das Lob, das er dem König Rotari spendet, alsbald mit Worten jener blinden Beschränktheit ein, welche auch die vierzehn Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, noch nicht völlig haben überwinden können: „Freilich die rechte Linie christlichen Glaubens hielt er nicht inne, befleckt mit dem Makel arianischer Bosheit.“ „Die Arianer“, setzt er erläuternd hinzu, „behaupten zu ihrem Verderben, daß der Sohn geringer als der Vater, der heilige Geist geringer als der Vater und der Sohn sei, während wir Katholische bekennen, daß Vater, Sohn und heiliger Geist in drei Personen einiger wahrer Gott

in gleicher Macht und Glorie sei." Diese Richtung, die ihren geistigen Mittelpunkt längst im Papsttum gefunden hatte, machte aber doch auch unter den Langobarden Fortschritte. Die Übertritte von der „arianischen Perfidie" zum katholischen Glauben mehrten sich, und so blieb das Königtum schwach: die Herzoge, obgleich ihre Würde nicht erblich war und der König sie ernannte, entwickelten ihre Gebiete fast zu unabhängigen Fürstentümern; nur das Kriegswesen, eine Notwendigkeit bei der ausgesetzten Lage zwischen Byzanz auf der einen, der fränkischen Macht auf der anderen Seite, scheint sich auf seiner Höhe erhalten zu haben. So wurde es einem König des achten Jahrhunderts, Liutprand (714 bis 744), möglich, wieder eine Politik des Angriffs aufzunehmen, bei der aber ein Zusammenstoß mit der fränkischen Macht unvermeidlich war.

4. Das neue fränkische Königtum: Karl Martell und Pipin.

Die Geschichte des fränkischen Reichs oder der fränkischen Reiche von Chlodwigs Tode 511 bis zum Aufkommen einer neuen Dynastie im achten Jahrhundert hängt nur sehr mittelbar mit der Geschichte der deutschen Nation zusammen, und kein menschliches Gedächtnis kann die Einzelheiten der Verwicklungen und Kämpfe festhalten, die sich aus der Teilung von Chlodwigs Erbe unter seine vier Söhne und den weiteren Konsequenzen, die diese hatte, während zweier Jahrhunderte ergaben. Die Vorstellung eines einheitlichen regnum Francorum ward festgehalten, und zwar von der fränkischen wie von der romanischen Bevölkerung, und in dieser Beziehung war es von Wert, daß kirchliche und politische Abgrenzungen sich nicht deckten, die Bistümer über die Grenzen der Teilreiche hinübergriffen; überhaupt schuf die kirchliche und Bekenntniseinheit ein kräftiges Element des Zusammenhaltens, und dies um so mehr, als die Frankenherrschaft nach allen Seiten sich gegen heidnische Völker, wie die Alemannen, Bayern, Sachsen, Friesen, oder gegen arianische, wie die Westgoten und Langobarden, zu behaupten hatte. So wurde die ausgreifende Politik Chlodwigs noch fortgesetzt, Burgund endgültig der Frankenherrschaft eingefügt, Thüringen (531), Bayern unterworfen, und zweimal, einmal im sechsten Jahrhundert noch unter Chlodwigs Sohn Chlotar I 558 bis 561, und noch einmal im siebenten 613—628 unter Chlotar II, bildeten die Teilherrschaften infolge glücklicher Sterbefälle und anderer Ereignisse wieder eine Einheit, die freilich durch das verkehrte Prinzip, die Herrschaft wie Privatbesitz zu vererben, immer wieder zerging. Ein großes politisches Problem stellte der gotische Krieg, die Restaurationspolitik Justinians, der die Vandalen und

dann die Goten erlagen. Die fränkische Politik war, wie wir gesehen, eine neutrale, zuwartende: da das fränkische Reich in Gallien ganz anders konsolidiert war als das der Goten oder Vandalen, so hatten sie eine Erstreckung der Restaurationspolitik auf ihre Gebiete zunächst nicht zu fürchten und konnten ruhig einem Kriege zusehen, der die Goten vernichtete und die kaiserliche Macht in Italien nur in geringem Umfang an Land und namentlich an Macht herstellte. Die Ankunft der Langobarden auf dem Boden Italiens hielt diese kaiserliche Macht im Schach: der fränkischen Stellung in Gallien konnte sie nicht gefährlich sein. Nach Chlotars I Tode begannen die Teilungen wieder und mit ihnen das Wirrsal der Kämpfe, die vielleicht nur deshalb nicht so zerstörend waren, als man denken sollte, weil sie nicht mit großen Heeren ausgefochten wurden. Es ist die Periode, welche durch den Hader zweier herrsch- und rachgieriger Frauen, Brunichildis und Fredegundis, charakterisiert wird und in Gestalten der dichtenden Sage fortlebt: eine furchtbare Zeit voll Verrat und Mord und der Verwilderung durch den Krieg, wo der barbarisch grausame oder raffinierte Mord nicht mehr Skrupel erregte noch auch mehr Aufsehen machte als die Erlegung eines Wilds oder die Schlachtung eines Haustiers.

Wirft man einen Blick auf das Innere dieser Staatsgebilde, die sich allmählich in *Austrasien* mit den Mittelpunkten Reims und Metz und Überwiegen des germanischen Elements, *Neustrien* um Paris und Soissons mit überwiegend romanischem Charakter und *Burgund* mit Orleans als Mittelpunkt in festerer Umgrenzung gliederten, so findet man gleichwohl Momente des Fortschritts.

Die Franken hatten hier das Ziel der Jahrhunderte andauernden germanischen Wanderungen erreicht, feste Wohnsitze, gesichertes Eigentum, Möglichkeit höherer Kulturentwicklung. Sie bildeten, mit der älteren Bevölkerung sich verschmelzend und wenigstens durch das Band der gleichen Religion verbunden, einen wirklichen *Staat*. Weit dahinten lag die Vorzeit, wo allein die Familie und die Sippe

das Leben der einzelnen beherrschte: der einzelne stand jetzt in einem unmittelbaren Verhältnis zum Staatsganzen. Durch die Eroberung und Austeilung des erkämpften Landes und des Königsguts hatte sich ein germanischer Großgrundbesitz gebildet, der den schon vorhandenen Adel ergänzte und verstärkte; daneben die Menge der Freien; unter ihnen, ihr Eigentum, die Knechte: als Zwischenstufe persönliche Diener, wem seine Mittel gestatteten, solche zu halten, und zinspflichtige Bauern. Durch häufige Freilassungen verstärkte sich der Stand der Liten oder Hörigen, die, an die Scholle gebunden, Frondienste leisteten, ihren Patron etwa auch in den Krieg begleiteten, aber Eigentum und unter bestimmten Bedingungen die Vollfreiheit erwerben konnten. Die Anerkennung der Schutzpflicht des Gemeinwesens, die sich in dem Wergeld, dem Straf- und Sühnegeld für Schädigung an Leib und Leben aussprach, galt auch ihnen gegenüber: es betrug die Hälfte des für den Vollfreien festgesetzten. Aus recht verschiedenen Elementen setzte sich die obere Schicht der Gesellschaft, die neue Aristokratie, zusammen: neben den reichen römischen, den sogenannten senatorialen Familien, und den fränkischen Großgrundbesitzern aus der Zeit der Eroberung und aus noch weiter zurückliegender Zeit, deren Stellung sich vererbte, zählten nun dazu alle die fränkischen Edeln oder Freien, denen als Besoldung für geleisteten und weiter zu leistenden Dienst Krongut zur Nutznießung als sogenanntes „beneficium“ zugeteilt worden war oder neuerdings als solches überwiesen wurde. Das geschah, entsprechend dem Charakter einer Besoldung, nur zu lebenslänglichem Besitz, der aber, wenn der Dienst weiterhin übernommen wurde, leicht auf Söhne überging und den Charakter vererblichen Eigentums annahm: ein Amtsadel, vielfach mit ihm und namentlich durch gleiche Interessen verbunden, stellte sich als weitere Schicht neben und unter den Geburtsadel. Die höhere Schicht der Gesellschaft wurde verstärkt durch die obersten Spitzen der Hierarchie, die Bischöfe, deren man im fränkischen Reiche eine stattliche Zahl, nicht weniger als hundertzwölf, zählte und unter denen allmählich zahlreicher auch fränkische Namen erscheinen. Auch sie aber und ebenso die großen Grundbesitzer

brauchten Beamte, und so setzte eine wichtige staatsrechtliche und soziale Bildung an, indem Freie ein Stück Land von einem der großen Besitzer als verpflichtendes Benefizium empfingen und dafür in seinen Dienst traten, oder indem sie diesen gewinnbringenden Dienst und Schutz selbst aufsuchten dadurch, daß sie ihr freies Eigentum einem Großen, einem Kloster oder einer Kirche übertrugen, um es dann mit anderem vermehrt als Benefizium, als „Lehen" zurückzuerhalten.

Die Macht des Königtums war durch die Eroberung und ihre Folgen weit über die Grenzen der seitherigen Machtstellung germanischer Könige gesteigert worden. Für die Zeit der Eroberung mit ihrer Beute- und Landesverteilung verstand es sich von selbst: jetzt war mit der definitiven Ansässigmachung und vollem Eigentum ein Friedenszustand und eine rechtliche Ordnung eingetreten, die ihren Schlußstein und natürlichen Schutz in einem Königtum fanden, dem die im Lande, d. h. unter der römischen, also der großen Mehrheit der Bevölkerung herrschenden Ideen von der imperatorischen monarchischen Gewalt und Regierung zustatten kamen. Das Recht der Gesetzgebung hatte der König nicht: aber die Volksversammlungen nach altgermanischer Weise verboten sich bei den Erstreckungen des Reichs und seiner Zusammensetzung von selbst. Ihre Stelle vertraten Versammlungen der Optimaten, der potentes, meliores, primores, wie immer man den noch flüssigen Begriff fassen mochte, Versammlungen, deren Berufung und Leitung dann doch dem König anheimgegeben war. Indes machte sich das Bedürfnis geschriebenen Rechts geltend und die Gesetze wurden in Gesetzbüchern, einer lex salica, lex ripuaria, zusammengestellt, an die auch der König gebunden war: auf ihnen beruhten die königlichen Edikte oder Präzeptionen. Er entschied über Krieg und Frieden, ernannte die Beamten. Das Reich war in Provinzen geteilt, die, wie natürlich, im allgemeinen geschichtlich gegeben waren. Für die Verwaltung war es in Gaue von ungleichem Umfang geschieden, an deren Spitze ein vom König ernannter Graf gestellt war; er verwaltete nicht nur das Gerichts-, Finanz- und Polizeiwesen des Gaues, sondern führte auch dessen Heeres-

anteil im Kriege: im Jahre 619 wurde ausdrücklich bestimmt, was weiterhin von großer Tragweite werden sollte, daß er Grundbesitzer in seinem Gau sein müsse. Übergeordnet war der Dux oder Herzog, für das eigentliche Frankenland ein vom König ernannter Beamter, wogegen diese Duces in den halb abhängigen Gebietsteilen, im Alemannenland, in Bayern, Thüringen, der Bretagne, Aquitanien, als Volksherzoge, als eine tatsächliche, aus dem Stamm hervorgegangene Gewalt, eine mehr oder weniger unabhängige Machtstellung einnahmen. Die unterste Stelle in diesem Verwaltungsapparat war die Hundertschaft, die in geringfügigen Sachen noch richterliche Funktionen übte, aber keine politische Bedeutung besaß.

Der königliche Hof, die eigentliche zentrale höchste Regierung, war aus dem altgermanischen Gefolgschaftswesen hervorgegangen und bewahrte in den Titeln seiner Beamten das Gedächtnis ihres Ursprungs: an der Spitze standen die Inhaber der vier großen Ämter, der Seneschalk (sina-scalc = „Altknecht"), Marschalk (marah-scalc = Pferdeknecht), Truchseß (truhtsâzzo = wörtlich: der bei der „Schar" oder dem „Gefolge" — truht — sitzt, und demgemäß für die Verpflegung zu sorgen hat, abgeleitet: der die Speisen aufträgt), der Schenk (Verwalter des Getränks) und als Oberster bei den größer gewordenen Verhältnissen der Vorsteher des Haushalts, der major domus, der früh auch Führer der königlichen Gefolgschaft, der Antrustionen des Königs, wurde. Das Gerichtswesen blieb volkstümlich nach alter Weise, nur schärfer organisiert: Gauversammlungen der freien Männer, aus denen der Vorsitzende, der Graf, die „Rachimburgen", die Männer wählte, welche ihm das Urteil finden halfen. Regelmäßig in bestimmten Zwischenräumen traten sie zum „echten Thing" zusammen, zum „gebotenen Thing" wo die Umstände ein solches erforderten. Über diesen Volksgerichten stand das Hofgericht, das allein für Todesurteile über Freie zuständig war und die Reichsacht verhängen, den Verbrecher aus dem Königsfrieden setzen konnte, wenn die Schuld durch Eid oder Zeugenbeweis oder Gottesurteil — wie Eintauchen der Hand in siedendes Wasser oder Zweikampf — klar-

gestellt war. Die Strafen, meist Vermögensstrafen, Buß- und Friedensgeld, noch wohl meist in Vieh zahlbar, wurden jetzt im Namen der Allgemeinheit, des Staates, des Königs, verhängt, nicht mehr nach Recht und Übereinkunft der Sippe, und das Recht der Selbsthilfe, der Fehde, also auch die Blutrache, trat sehr zurück und beschränkte sich auf Fälle schweren Verbrechens. Das Heerwesen beruhte auf der allgemeinen Dienstpflicht der Freien. Die Masse diente zu Fuß, Reichere zu Pferd. Die Ausstattung geschah auf eigene Kosten, kein Sold; der Lohn bestand in der Kriegsbeute. Die Mannschaften waren nach Grafschaften gegliedert, und ein Anfang stehender Truppen war in den Besatzungen einiger Städte, und wo man sonst solcher unumgänglich bedurfte, gemacht. Alljährlich auf dem sogenannten Märzfeld war Heerschau und Kontrolle, und diese Gelegenheit wurde auch wohl benutzt, um populäre Zustimmung in Fragen der Gesetzgebung oder der Politik zu erlangen. Vom Dienst befreit war nur die Geistlichkeit. Sonst war die Kirche dem Staat durchaus eingegliedert, doch mit ihrer besonderen Organisation, die bischöflichen Sprengel, wie wir sahen, nicht mit den Gauen zusammenfallend. Der Klerus war geehrt; er wurde durch das dreifache Wergeld des Freien geschützt, dasselbe wie die Gefolgschaft des Königs: die Bischöfe, von Klerus und Volk gewählt, wurden vom König bestätigt, oft auch geradezu ernannt, in jedem Fall entschied sein Einfluß. Er berief die Synoden für einzelne Provinzen oder für das ganze Reich, und diese schon längst eingelebte geistliche Organisation wurde durch Zuziehung weltlicher Großen auch für legislatorische und politische Fragen nutzbar gemacht. Die fränkische Kirche war sehr selbständig, noch ohne Abhängigkeit von Rom, wenn auch in geistiger Verbindung mit dem dortigen Bischof: vielmehr charakterisiert ihre Stellung die enge Verbindung der Bischöfe mit dem Königtum, und diese war allerdings ihren Sitten und ihrer geistlichen Autorität und Wirksamkeit nicht günstig. Sie, die Geistlichkeit, in die Intrigen und Frevel der Teilhöfe und der weltlichen Großen hineingezogen, sank mit dem Königtum, und der sittliche Zustand des Franken-

volks, von Anfang an bedenklich bei der Verbindung halb oder ganz barbarischer Leidenschaften und Laster mit denen der schon längst angefaulten römischen Zivilisation und vergiftet durch das schlechte Beispiel wachsender Korruption in den oberen Regionen der Gesellschaft, war in Gefahr immer tieferen Sinkens, als zum Glück für die fernere Entwicklung germanischen Lebens seit Anfang des achten Jahrhunderts eine Gefahr näher und näher rückte, welche zwang, die Kräfte zusammenzunehmen, und die zusammentraf mit einer inneren Veränderung im Frankenreich, die ein gesünderes und kräftigeres Geschlecht, als der allmählich verfallende merowingische Königsstamm war, an die für die fernere Entwicklung unserer Nation entscheidende Stelle und an die Spitze rief.

Die endlosen Streitigkeiten, Teilungen und Frevel, welche, das siebente und die erste Hälfte des achten Jahrhunderts füllend, sich um so mehr verwickelten und verwirrten, als es sich dabei um drei Reiche, die auch wieder eines sein sollten, Neustrien, Austrasien und Burgund, handelte, und es außerdem galt, das Reich gegen Anfälle von außen zu schützen und Aufstände und Erhebungen der ihm in halber Abhängigkeit oder Unabhängigkeit angegliederten Völker, der Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen zu verhüten oder in neuen Kriegen wieder niederzuwerfen, — diese Streitigkeiten sind kein Gegenstand einer geschichtlichen Darstellung für solche, denen es nur darum zu tun sein kann, den Gang der Geschichte unserer Nation im ganzen zu überblicken. Wohl trieb das Königshaus ab und zu noch kräftige Sprossen. Unter Chlotar II (bis 628) ist noch einmal das ganze Frankenreich vereinigt, und von seinem Nachfolger Dagobert I weiß die Geschichte und mehr noch die Sage Rühmliches zu erzählen: weiterhin aber tritt klar der Verfall des herrschenden Hauses entgegen, das keine kraftvollen Männer mehr erzeugte, die doch für diese noch unfertige und gärende Staatsgesellschaft so nötig gewesen wären. Diese Schwäche des Königtums rief, Ursache und Wirkung zugleich, die wachsende Macht der Aristokratie, der weltlichen und geistlichen Großen hervor, die dann ihrerseits in die Wirren und Kämpfe der Krone verstrickt wurden

und sie steigerten: Name um Name taucht auf, mit deren keinem wir mehr eine lebendige Vorstellung verbinden und von denen wir kein deutliches Bild gewinnen können.

Unter den Adelsfamilien Austrasiens nun tritt seit der Mitte jenes Jahrhunderts ein Geschlecht hervor, das sich, durch eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten vertreten, allmählich dem welkenden Königtum des merowingischen Hauses an die Seite schob, bis es die königliche Macht, und als die rechte Stunde gekommen war, auch den königlichen Namen erlangte, der mit der rechten Persönlichkeit verbunden, diese Macht verdoppelt. Die Leiter, auf der dieses Geschlecht der Pipiniden emporstieg, war jene Stellung des major domus im königlichen Haushalt. Ursprünglich nur ein vom König ernannter Beamte, der das königliche Gefolge im Kriege führte, im Frieden, soweit dieser Zustand reichte und dauerte, an der Spitze der Regierungsgeschäfte oder ihres wichtigsten Teiles stand, erlangte der Majordomus nach und nach eine überragende Stellung, und unter schwachen Königen wurde die Persönlichkeit für den Posten dem König von der gerade siegreichen Adelspartei vorgeschrieben. Wer so von einer siegreichen Partei getragen längere Zeit an der Spitze stand, verfügte tatsächlich über den Thron selbst; jedenfalls besaß er die wirkliche Macht im Staate und konnte sie auch auf seine Söhne, sofern sie der Lage gewachsen waren, vererben. Es traf sich nun, daß das Haus Pipins des Älteren oder Pipins von Landen eine Folge solcher kraftvoller Persönlichkeiten aufwies, von denen der zweite, als Pipin von Heristal oder der Mittlere unterschieden, Majordomus von Austrasien, durch einen Sieg über die Neustrier bei Testri in der Gegend von St. Quentin im Jahre 687 an die Spitze der beiden Teilreiche kam, als solcher die Autorität des fränkischen Namens auch über die abhängigen oder Grenzvölker kräftig wahrte und, gelegentlich unter dem vielsagenden Titel Dux et Princeps Francorum, Herzog und Fürst, tatsächlich unter und neben nichtsbedeutenden Königen des merowingischen Hauses siebenundzwanzig Jahre lang das Gesamtreich leitete. Er starb im Dezember 714.

Es folgte ihm in den Ansprüchen seiner Stellung sein Sohn Karl, in der Geschichte unter dem Namen Karl Martell, der Hammer, den ihm eine etwas spätere Zeit beigelegt hat, um ihn von seinem größeren Enkel zu unterscheiden. Mit Mühe, unter wechselnden Schicksalen und Kämpfen, gewann er die Stellung seines Vaters zurück, gebot wie dieser über das vereinigte Austrasien und Neustrien, bekämpfte mit Glück die Sachsen, auch er unter dem Schatten eines königlichen Namens: aber eine Aufgabe schwierigster Art, vielmehr ein weltgeschichtliches Problem ward jetzt der auswärtigen Politik des Frankenreichs und des großen Majordomus gestellt. Ein neues Volk nebst einer neuen Religion war seit hundert Jahren auf der weltgeschichtlichen Kampfesbühne erschienen und hatte seit dem Anfang des Jahrhunderts auch europäischen Boden betreten: die Araber.

Unter diesem fernen asiatischen Volk, das bis dahin das freie, von fremden Eroberern unangetastete Hirten- und Kriegerleben führte, wie es die Natur der großen von ihm bewohnten Halbinsel ihm vorzeichnete, war im Anfang des siebenten Jahrhunderts ein Prophet aufgestanden, Mohammed, Abdallahs Sohn, der unter Anregung durch christliche und jüdische Ideen dem Götzendienste des Stammes, dem er selbst angehörte und der in der arabischen Stadt Mekka die Hut eines uralten Volksheiligtums, der Kaba mit dem heiligen Stein, besorgte, die große und einfache Wahrheit von dem einen Gott entgegenstellte. Von dort flüchtig trug Mohammed seit 622 mit dem Feuer tiefer religiöser Ergriffenheit und mit der Beredsamkeit eines ersten Gläubigen und einer dichterisch begeisterten Seele diese ihm geoffenbarte Erkenntnis von dem einen Gott und von seiner eigenen Sendung von Stamm zu Stamm, oder sie hatte sich, ein Neues, Großes, Einfaches, von selbst verbreitet. Im Kampf gegen die Anhänger des Alten bewährte sich die Kraft des Führers und seiner Lehre, und binnen weniger Jahre seit der Flucht des Propheten von Mekka nach Jastreb, Medina, „der Stadt des Propheten", hatten sich die zahlreichen Stämme Arabiens zu einer Nation vereinigt, deren große weltgeschichtliche Stunde gekommen war.

Es war eine neue Religion, deren Stifter und deren Bekenner keinen Anspruch auf übernatürlichen Ursprung, wohl aber auf unmittelbare göttliche Erleuchtung ihres Propheten und eine wunderbare Offenbarung machten: in einem Buche, dem Koran, waren nach seinem Tode seine Eingebungen aufgezeichnet worden. Den Anspruch aber machte diese Religion und ihre Gläubigen wie die christliche, die allein wahre, allgemeine, Weltreligion zu sein und also zu werden. Sie war der Eigenart des arabischen Volks und weiterhin der auf gleicher Stufe der Kultur und geistigen Verfassung stehenden Völker aufs beste angepaßt: einfach in ihren Grundzügen, nichts von Spekulation und Dogmatik, ein unbedingter Monotheismus, in scharfem Gegensatz gegen die geheimnisvolle mystische Trinitätslehre der Christen. Auch die Moral des Islam — diesen Namen trug die neue Religion — war einfach, auf Beten, Fasten, Almosengeben und die Tugend seines Heimatlandes, die Gastfreundschaft, gelenkt; berauschende Getränke verboten; eine besondere Pflicht, die dem Gläubigen mindestens einmal im Leben eine Pilgerreise nach Mekka, dem Mutterboden des Islam, dem Geburtsort des Propheten und dem heiligen Hause mit seinem schwarzen Stein — einem Fetisch aus unvordenklicher Zeit — vorschrieb, diente mächtig, das Einheitsgefühl der Gläubigen, der Moslim, zu fördern. Mit allem Nachdruck an allen Orten in der weiten Welt, wo immer Gläubige sich fanden, wurden sie an diese Einheit erinnert durch die vorgeschriebenen Gebetszeiten, die ihnen täglich fünfmal in den Städten von den Gebetstürmen, den Minarets, herab kund gegeben wurden. Der Kultus war sonst einfach, wie es einem bedürfnislosen Hirten- oder Kriegervolk entspricht. Aber an dem phantastischen Beiwerk, das die Menge braucht, fehlte es gleichwohl nicht: mit brennenden Farben wurden die Schrecken des letzten Gerichts wie die Freuden einer jenseitigen Welt, des Paradieses, die den bewährten Gläubigen erwarten, geschildert, und an Engeln, Propheten, Töchtern des Paradieses, Reizmitteln der Einbildung von aller Art fehlte es nicht. Aber der Islam war keine Religion neben anderen: er war die einzige, und er mußte ausgebreitet werden über die Erde, die Allah

gehört: nicht auf dem langsamen Wege der Mission, der Bekehrung oder Belehrung, sondern dem kriegerischen Instinkte dieses Volkes gemäß durch das Schwert, als Macht, und die tief ins Volksbewußtsein sich einwurzelnde Lehre oder Vorstellung von dem unbedingten, unentrinnbaren Ratschluß Gottes auf der einen, die Vorstellung eines überschwenglichen Lohnes, der den im Kampf für den Glauben Gefallenen erwarte, auf der anderen Seite entzündete eine kriegerische Begeisterung und eine Todesverachtung, die nun dieses Volk in den nächsten hundert Jahren nach Mohammeds Tod auf eine Siegeslaufbahn ohnegleichen führte. In einen kurzen Satz hatten sie ihren Glauben zusammengedrängt: Allah ist Gott und Mohammed ist sein Prophet — er klingt wie eine Losung im Feldlager —, und unter diesem Schlachtruf hatten sie unter ihren Kalifen, den Nachfolgern des Propheten, in wenigen Jahren dem oströmischen Reich wichtige Provinzen, Syrien, Ägypten, Cypern, Rhodus, entrissen, das persische Reich über den Haufen geworfen, waren selbst vor Konstantinopel erschienen, und das Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als auch Karthago fiel (697) und der ganze Nordrand Afrikas dem Christentum verloren ging. Vom Indus bis zu den Pforten des Atlantischen Ozeans erstreckte sich die Herrschaft der Araber, und sie waren nicht gemeint, an der schmalen Meerenge, die sie noch von Europa trennte, Halt zu machen.

Nach der gewöhnlichen Erzählung hatte eine Partei im westgotischen Reich, der ersten europäischen Macht, auf die sie stießen, die gefährlichen Nachbarn selbst wider einen König der Gegenpartei zu Hilfe gerufen: in jedem Fall lud der Zustand dieses Reichs zu solcher Intervention ein, wie er denn bald gelegentliche Raubzüge der Araber hervorrief. Vierundzwanzig Könige der Westgoten zählt man vom Tode Amalarichs (531) bis zu dem verhängnisvollen Jahre 711, nicht wenige tüchtige Männer unter ihnen, wie 572—586 Leovigild: sie fanden dieselben Schwierigkeiten zu bekämpfen wie im Merowingerreich, die Ungleichartigkeit der Bevölkerung, die halb römische, halb germanische Verwaltung, die wachsende Macht des Adels, der durch Vergabung

des Kronguts zu mächtigen Grundbesitzern gewordenen Magnaten: Schwierigkeiten, zu denen aber hier jene größte kam, die man im Frankenreiche glücklich fernzuhalten gewußt hatte, die Verschiedenheit der Bekenntnisse; denn die Goten waren Arianer. Das Königtum war nicht blind gegen diese Schäden. Leovigild versuchte auf einem Konzil zu Toledo den Gegensatz auszugleichen: von Verfolgung der Katholiken war keine Rede, dazu waren sie im Verhältnis zum herrschenden Stande zu zahlreich. Bei dem Streit der Bekenntnisse waren vielmehr die Katholiken die Angreifenden: auch sein Streben, das Königtum erblich zu machen, hatte keinen vollständigen Erfolg. Sein Sohn Reccared I (586—601) tat den Schritt, den die Politik riet und dessen Notwendigkeit das Beispiel des fränkischen Reichs einleuchtend machte: er trat zum Katholizismus über, und der Übertritt in den maßgebenden Kreisen, durch ein Konzil im Jahre 589 feierlich ausgesprochen, vollzog sich rasch. Aber nur wenig war damit gebessert. Die Bischöfe machten nunmehr mit den weltlichen Großen gegen das Königtum gemeinsame Sache, und wenn auch im Volke eine gewisse Annäherung stattfand und die Ordnung im Staat in einem Grundgesetz, der lex Visigothorum, festgelegt wurde, so wurde die Macht der rechtgläubigen Kirche doch, gestützt auf diesen ersten Sieg, immer durchgreifender und sie gab diese ihre Macht unter anderem in Verfolgung der im Lande zahlreich wohnenden Juden kund, während man sich der byzantinischen Restauration, die sich doch nur auf einen kleinen Teil Spaniens erstreckte, leicht entledigte. Kurzsichtig in politischen Dingen wie immer verblendete sich Aristokratie und Klerikalismus gegen die von den Arabern drohende Gefahr. Die Katastrophe erfolgte im Jahre 711. Ein Streit um die Krone soll den Arabern die Gelegenheit gegeben haben. König Witiza, der seit 701 regierte, sei durch Roderich gestürzt worden; einer der Großen, ein Graf Julian, von diesem in seiner Ehre gekränkt, hätte sich mit Witizas Söhnen verbündet und gegen Roderich die Araber gerufen, die dann unter Tarik, einem Unterfeldherrn des omajadischen Statthalters in Afrika Musa mit einem starken Heere

über die Meerenge gesetzt seien. Einzelne Raubscharen hatten den Weg schon früher gefunden und die Schwäche des Reichs erprobt: ein solcher Raubeinfall, durch einen besonderen Anfall dieser Schwäche begünstigt und in größerem Maßstab ausgeführt, gelang, und eine einzige Schlacht — sie fand am 19. Juli 711 bei Xeres de la Frontera in Andalusien statt — genügte, dieses Germanenreich nach zweihundertjährigem und nicht unrühmlichem Bestehen zum Einsturz zu bringen. Sein letzter König, Roderich, soll auf der Flucht im Guadalquivir ertrunken sein.

Die Eroberung des Landes vollzog sich rasch und leicht, und die Herrschaft der Araber, welche den Überwundenen kein Land zum Ackerbau, sondern nur Tribut und Dienste für ihr Heer, das noch ganz ein Volk in Waffen war, abverlangte, war lästig, aber nicht drückend. Eben der rasche Verlauf dieser Eroberung, wie die Notwendigkeit, dem kriegerischen Volk Beschäftigung zu geben, dem der Kampf Selbstzweck, das Beutemachen, der kriegerische Raub Lebensbedingung, die Ausbreitung des wahren Glaubens der ideale Vorwand war, mußte die Araber treiben, über die Pyrenäen, die natürliche Grenze des Frankenreichs, hinaus und vorwärts zu streben.

Eine große, für den ganzen Westen unseres Erdteils und für die sich bildende deutsche Nation insbesondere wichtige Entscheidung stand bevor. Der einheitlichen, durchgreifenden Führung und dem unwiderstehlichen Feuer einer vorwärtsdrängenden Naturkraft im arabischen Heer schienen die dortigen Verhältnisse Angriffspunkte genug zu bieten; so besonders die Stellung des Herzogs in Aquitanien, das, wie alle Landschaften überwiegend romanischen Charakters, das Übergewicht Austrasiens und vielleicht die machtvolle Persönlichkeit des Majordomus Karl ungern trug. Diesem und seiner Machtstellung aber kam eben diese Gefahr, die von den Arabern drohte und die man längst erkannte, zu Hilfe. Der religiöse Gegensatz und der Gegensatz der Rassen wirkte zusammen, und nicht bloß die christlichen Bevölkerungen, sondern auch die in den östlich vom Rhein gelegenen Teilen des Reichs noch überwiegend heidnischen Völker oder ihre Führer wußten, was den Westgoten widerfahren

war und was sie selber bedrohte. So gelang es dem kraftvollen Manne, dem in diesem Augenblicke die große Sache des Christentums und der europäischen Zukunft vertraut war, — und gelang, wie es scheint, ohne viel Schwierigkeit — ein starkes Heer zusammenzubringen, dessen Kern der austrasische Heerbann war, in dem aber auch die Aufgebote der angegliederten Germanenstämme, der Alemannen, Bayern, Friesen, Thüringer, ja selbst sächsische Scharen fochten. Bei Poitiers im Oktober 732 erfolgte der Zusammenstoß — eine der großen weltgeschichtlichen Schlachten entspann sich, in denen das Schicksal großer Reiche, zweier Welten auf lange Jahrhunderte entschieden wurde. Zwei Religionen, zwei Rassen standen sich gegenüber, und die Tragweite der bevorstehenden Entscheidung wird von den Führern erfaßt und auch von der Menge dunkel gefühlt worden sein. Während sieben Tagen wurde mit Hartnäckigkeit gekämpft. Unsere Nachrichten lassen uns nur das Allgemeinste erkennen: wie das Angriffsfeuer der Morgenländer sich an der größeren Körperkraft und festen Haltung der Abendländer brach — wie eine unbewegliche Wand, wie ein Gürtel von Eis hätten sie standgehalten; man ermißt auch die großen Fortschritte, die das germanische Heerwesen in diesem letzten Jahrhundert gemacht hatte: die sichere Führung und Disziplin, die Folge ununterbrochener Übung, die besseren Waffen aus den römischen Waffenfabriken, die vollständigere Rüstung. Auch der Herzog von Aquitanien, Eudo, focht in den fränkischen Reihen: der Ausgang war ein großartiger Sieg Karls, der seinen Namen unsterblich machte. Die fränkische Kirche scheint das Verdienst, das sich Karl erworben hatte, nicht so ganz anerkannt zu haben. Von kirchlicher Unterstützung oder Begeisterung bei seinem Kampf gegen den Islam liest man nichts. Karl hatte sich genötigt gesehen, zur Belohnung oder Gewinnung tüchtiger Helfer bei dem schweren Werke auch kirchliches Gut in Anspruch zu nehmen, und der Grimm hierüber schlug sich in üblen Nachreden der Geistlichkeit gegen den Helden nieder und in Visionen, die ihn in ihren Träumen nach seinem Tode in den Flammen der Hölle gepeinigt zeigten: in Wahrheit war aber mit diesem Sieg, der die Araber

zunächst bis zur Garonne zurückwarf und 737, fünf Jahre später, noch durch einen Sieg bei Narbo ergänzt wurde, auch der christlichen Kirche Raum geschaffen für innere Befestigung und Besserung, deren sie im Frankenreich dringend bedurfte, und für weitere Ausbreitung des Christentums, für Missionstätigkeit, welche diese fränkische Kirche arg vernachlässigt hatte. Karl war Staatsmann genug, um zu erkennen, wie wichtig jene für die innere Festigung des Reichs und im Hinblick auf die Herrschaft über die rechtsrheinische Germanenwelt und deren Angliederung an das fränkische Reich werden konnte. Seit dem Jahre 718 war bei diesem Werke ein angelsächsischer Geistlicher tätig, Wynfret mit Namen: Karl erfaßte vollkommen die Bedeutung dieser Persönlichkeit und des Werkes, das er in die Hand genommen und mit nicht gewöhnlichen Gaben des Geistes und des Glaubens, mit unermüdlichem Eifer verfolgte.

Das Christentum hatte unterdessen in der Germanenwelt nicht allzu rasche Fortschritte gemacht, obgleich die heidnischen Religionsvorstellungen sichtbar an Boden verloren. Das Verdienst erster Bekehrungsarbeit gebührt der kirchlichen Gemeinschaft, die sich noch im fünften Jahrhundert im fernen Irland gebildet hatte und weiterhin der britischen oder angelsächsischen Kirche. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts zogen von dort glaubenseifrige Männer nach dem Festland, um in schwerem und rühmlichem Kampf mit den Entbehrungen und Hindernissen auf noch wenig geschmeidigtem Boden und mit der Verstocktheit der Eingeborenen das Evangelium zu predigen. So Columban, ein nach dem Maßstab der Zeit hochgebildeter Mann, und nach ihm Gallus bei den Alemannen in der Bodenseegegend, so Emmeram in Bayern, Kilian in Thüringen, und nicht wenige Namen gleichgesinnter und erfolgreicher Geistlicher werden genannt. Stützpunkte für diese Tätigkeit fanden sie und schufen sie sich in der jüngsten Frucht christlichen Glaubenseifers, dem Klosterwesen, dem Mönchtum, das, in Ägypten entsprungen, seine Idee der ausschließlichen Hingebung an ein geistliches, allem Weltlichen entsagendes Leben in Gott bald auch den westlichen Ländern mitteilte und hier eine festere Gestalt und ein

weitwirkendes Beispiel in der Schöpfung eines umbrischen Frommen, Benediktus von Nursia, erhielt, der im Jahre 529 auf einem Berge Kampaniens, dem Monte Cassino, an der Stelle eines alten Apollotempels ein Kloster gründete und den um ihn sich sammelnden Mönchen eine feste Regel ihres Lebens, Gebet und Arbeit, gab, nach dessen Muster bald und an vielen Orten ähnliche sich erhoben.

Auf mannigfachen Wegen fand so das Christentum seinen Eingang und langsam bereitete sich ein ungeheurer Umschwung im Geistesleben des deutschen Volkes vor. Eine neue Kraft machte sich geltend, die in der alten Welt unbekannt gewesen war: der christliche Glaube. Wo zuvor nur die Phantasie sich in Vorstellungen und Schöpfungen mehr oder weniger schattenhafter Götter- und Geistergestalten ergangen hatte, erschienen jetzt diese Glaubensboten mit einem Neuen, unbedingt Gewissen und doch Geheimnisvollen, der Lehre vom einen Gott, dem allwaltenden Vater aller Menschen und einem von ihm gesandten, gleich ihm göttlichen Sohne, von dessen Leben auf dieser Männererde, seinem Sterben und geheimnisvoller Erhöhung in das obere Reich, von einem Reich Gottes, hier auf Erden begonnen, im Himmel vollendet: er, dessen Stifter Jesus Christus, der Sohn, lebt gleich ewig mit dem Vater, gibt denen, die an ihn glauben, die Kraft des heiligen Geistes, er wird wiederkommen, richtend, belohnend, bestrafend: das alles ist bestimmt und besiegelt in einem heiligen Buche, aus dem eine ganze Welt von Gestalten — Gestalten menschlicher, wirklicher, begreifbarer Art, nicht Mythengebilde — dem neugierig Fragenden entgegentrat. Aber es war auch eine ernsthafte Lehre: ein Himmel und eine Hölle, die man nicht ermangelte, mit stark aufgetragenen Farben zu malen, erwartete den Menschen je nach seinen Taten hier auf Erden. Der Umkreis der menschlichen Pflichten, ja das ganze Leben wurde unter eine festbestimmte Anschauung gestellt und die Menschen bekamen die Ahnung vom Eintritt in eine höhere, umfassendere Gemeinschaft, als die Zugehörigkeit zum Stamm oder Volke war. Wer wollte versuchen, dies nun keimende Leben in den Gemütern der einzelnen zu schildern: genug, die

neue Weltanschauung breitete sich aus und war im fünften und sechsten Jahrhundert längst eine Weltmacht geworden. Man bezeichnete sie mit einem neugewonnenen Fremdwort griechischen Ursprungs als die Kirche. Jetzt, im siebenten und achten Jahrhundert war diese soweit erstarkt, daß das christliche Bewußtsein dem Islam wie dem Heidentum als die eine, unbedingte Wahrheit entgegentrat.

So standen die Dinge, als auf fränkischem Boden der Mann erschien, der das Bekehrungswerk, die Mission, unter den Germanen und zugleich damit das Werk einer Belebung der fränkischen Kirche mit gläubiger Begeisterung und mit organisatorischem Geist aufgriff: es war Bonifatius. Sein eigentlicher Name war Wynfret, und dieser Name, der Glück bedeutet, wurde in Rom in den Namen Bonifatius übersetzt, wie man denn die innere Umwandlung durch das Christentum, den neuen Menschen in Christo, gerne durch einen solchen Namenswechsel andeutete. Aus einem begüterten Hause in Wessex, einem der kleinen angelsächsischen Königreiche, entsprossen, in einem der angelsächsischen Klöster erzogen, begann er seine Missionstätigkeit, wie andere seiner Landsleute, unter den Friesen 719, aber ohne großen Erfolg, wandte sich an den Papst zu Rom, Gregor II, und mit dessen Vollmacht ausgerüstet nach Hessen, wo er schon besser vorbereiteten Boden fand. Der mächtigste Mann im Frankenreich, der Majordomus Karl, förderte ihn, wie erwähnt, nach Kräften, da er staatsklug erkannte, daß die östlich vom Rhein wohnenden Germanenstämme nur, wenn sie Christentum und Kirche mit den Franken teilten, dem Reiche fest angegliedert werden konnten. Zugleich schloß sich Bonifatius, der Tradition der einst von Gregor dem Großen gegründeten angelsächsischen Kirche getreu, eng an Rom an, wurde dort auf einer zweiten Reise November 722 zum Bischof geweiht, vom Papst noch besonders an Karl empfohlen und erhielt von diesem einen Schutzbrief. Den Sieg des Christengottes über Wotan und Donar im Hessenlande entschied ein Gottesurteil. Vor einer harrenden Menge fällte Bonifatius mit seinen Begleitern bei Geismar eine dem Donar geweihte mächtige Eiche, ohne von seinem Blitze ge-

troffen zu werden: mit dem Holz des alten Heiligtums baute er dem heiligen Petrus eine Kapelle. Auch sonst unterschob die geistliche Klugheit heidnischen heiligen Orten, heidnischen Festen und heidnischen Sitten christliche Namen und Zeichen: die Donar- und Wodansberge wurden zu Petersbergen, die alten Naturfeste zu christlichen, das Frühlingsfest zum Feste der Auferstehung. Ähnliche Erfolge hatte der eifrige, fromme, kluge Mann auch in Thüringen. Auch der dritte Papst, unter dem er diente, Gregor III, ließ sich das Werk des Bonifatius, das in hervorragendem Sinn zugleich ein römisches, eine römische Eroberung war, angelegen sein. Im Jahre 732 — es war das Jahr der Schlacht bei Poitiers, also eine Zeit, in der das christliche Bewußtsein und der kirchliche Eifer neuen Aufschwung nahm und auch die fränkische Geistlichkeit aus ihrer Lethargie einigermaßen erwachte, — machte er ihn zum Erzbischof. Die nächsten Jahre widmete Bonifatius, ungern seiner Missionstätigkeit entsagend, der kirchlichen Organisation der von ihm und anderen jüngst dem Christentum gewonnenen Gebiete, in dem Bistümer, Bischofssitze, Kirchen und kleine Klöster sich erhoben, so daß die noch heidnischen Sachsen bei ihrem nächsten Einfall in Thüringen schon deren einige Dutzend zu zerstören fanden. Seine dritte Reise nach Rom im Jahre 738 und ein längeres Verweilen daselbst war wohl hauptsächlich durch diese Organisations- und Reformfragen bestimmt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wandte er seine Tätigkeit auch der Ordnung der kirchlichen Einrichtungen in Bayern zu, und der letzte Teil seines Wirkens seit Karl Martells Tod (741) unter Papst Zacharias gehörte dem Werk der Reform der fränkischen Kirche. Bonifatius blieb, wie sich versteht, dabei nicht unangefochten. Es war sehr gegen seinen Sinn Politik dabei: es gab damals schon Männer, denen die allzugroße Abhängigkeit von Rom und die ganze Richtung des Angelsachsen nicht gefiel. Karls Nachfolger Pipin aber setzte die Politik seines Vaters fort, und die Errichtung neuer Bischofssitze konnte nicht ohne Mitwirkung der weltlichen Macht, auf welche dann hinwiederum die Kirche Rücksicht zu nehmen hatte, geschehen. Seit 747 hatte Boni-

fatius seinen festen Sitz als Erzbischof in Mainz, war also fränkischer Reichsbischof und erlebte die große Veränderung noch, die sich unter dem Majordomus Pipin längst vorbereitet hatte.

Karl hatte die Herrschaft oder Herrscherstellung, die er errungen, seinen beiden Söhnen Karlmann und Pipin, welche beide tüchtige Männer waren, diesem in Neustrien, jenem in Austrasien hinterlassen. Sie hatten gegen Aquitanier, Alemannen, Sachsen, die der Tod des gefürchteten Majordomus zu neuen Einfällen reizte, sowie gegen einen unruhigen Stiefbruder Gripho zu kämpfen und fanden für nötig, noch einmal einen Schattenkönig aus dem alten Königsgeschlecht, Childerich III, aufzustellen, 744 zu Soissons. Drei Jahre später, 747, entsagte Karlmann der Regierung und zog sich in das Kloster auf Monte Cassino zurück, wo er im Jahre 754 gestorben ist. Was ihn zu dieser Entsagung bestimmte, ist nicht bekannt. Eine schwere Blutschuld, wird erzählt, belastete sein Gewissen, und der Papst habe ihm den Rat gegeben, Mönch zu werden: er war ein bedeutender Mann, der im Verein mit Bonifatius ernsthaft die Reinigung der fränkischen Kirche betrieb, und er wurde auch nach seinem Rücktritt von vielen vornehmen Franken in seinem Kloster aufgesucht. Eine neue Empörung Griphos gab Pipin die Gelegenheit, den Stammesherzogtümern bei den Alemannen und in Aquitanien ein Ende zu machen, diese Landschaften in Gaue zu teilen und Grafen für sie zu bestellen, während in Bayern der Herzog in seiner alten Stellung verblieb. Auf die Dauer wurde die Halbheit, daß ein königlicher Name ohne Macht und ein Mächtiger ohne den königlichen Name an der Spitze stand, wie alles Halbe in der Politik, unleidlich: es handelte sich nur darum, dem neuen Hause, das nun auch rechtlich an die Stelle des alten Königsgeschlechts treten sollte, wie es tatsächlich längst geschehen war, mit guter Art und in Kraft einer moralischen Autorität das Königtum zu verschaffen, und dazu erbot sich das Papsttum, das durch Bonifatius im Frankenreiche eine vielgenannte Größe und Autorität geworden war. Der damalige Bischof in Rom, Papst Zacharias, bedurfte, von den Langobarden bedroht, der fränkischen Hilfe.

Zwei namhafte Geistliche begaben sich als Gesandtschaft nach Rom, um dem Papst Zacharias die Frage vorzulegen, ob es nicht gut oder besser sei, wenn wer die königliche Macht besitze, auch den königlichen Namen führe. Sie brachten auf diese negativ geformte diplomatische Frage die erwartete Antwort zurück, allerdings sei dies besser, und zu Soissons im November 751 geschah der entscheidende Schritt. Gewählt oder mit dem Schein einer Wahl von den Großen auf den Schild gehoben, von Bischöfen gesalbt, nahm Pipin die Abzeichen der königlichen Gewalt und den Königstitel Dei gratia an, während der letzte der Merowinger, Childerich, mit seiner Familie in einem Kloster verschwand.

Die Verbindung des neuen Hauses mit dem Papsttum hielt sich und ward bald im beiderseitigen Interesse enger. Im Jahre 753 erschien, einer von ihm hervorgerufenen Einladung gemäß, der Nachfolger des Zacharias, Stephan II, hart bedrängt von dem Langobardenkönig Aistulf, in St. Denis vor dem neuen König: als Schutzflehender, das Haupt mit Asche bestreut, warf er sich vor ihm nieder: nochmals wurde dieser und mit ihm seine beiden Söhne feierlich gesalbt und gekrönt. Pipin leistete die erbetene Hilfe. In zwei Feldzügen, 754 und 756, überwand er den Langobardenkönig, der nunmehr die von ihm besetzten Städte, deren Herausgabe er im ersten Frieden versprochen hatte, tatsächlich räumte und den dritten Teil seines Schatzes auslieferte. Jene wurden vom oströmischen Kaiser als zu seinem Reich gehörig in Anspruch genommen: allein der Sieger wies dessen Gesandte, als sie im fränkischen Feldlager erschienen, mit ihrem Anspruch ab. Er verfügte über jene Städte zugunsten seines Verbündeten, des heiligen Petrus, und ihre Schlüssel wurden auf dem Grab des Apostels niedergelegt — denn längst hatte die Legende von seinem Aufenthalt und Tod in Rom feste Wurzeln geschlagen. Vielleicht war diese Schenkung, auf die das sog. Patrimonium Petri seinen Ursprung zurückführt, bloß eine fromme Höflichkeit, aber die fortschreitende Macht des Papsttums und der kirchliche Eigennutz machte einen Rechtstitel daraus, wie man ja auch schon eine erlogene Geschichte von einer Schenkung des Kaisers Constantin besaß.

An diesen politischen Vorgängen, dem Königtum Pipins, hatte

Bonifatius außer der Salbung des neuen Königs keinen unmittelbaren Anteil genommen. Nach seiner Tätigkeit in Bayern ward er 741 von Karlmann nach Austrasien berufen und widmete sich der hochnötigen Reform der fränkischen Kirche. Auch das Verhältnis zu Pipin gestaltete sich durchaus freundlich: er gebrauchte diese seine große Stellung und den natürlichen Einfluß seiner Persönlichkeit zur Befestigung seiner Schöpfung. Allein er selbst war von der politischen Stellung, die er nicht gesucht und die gleichwohl von selbst ihn gefunden hatte, wenig befriedigt. Sein Herz drängte ihn zu seiner ersten Arbeit, der Predigt des Evangeliums unter den Heiden, und im Jahre 754, als Greis, nahm er sie wieder auf, und zwar auf seinem ersten Arbeitsfeld, unter den Friesen, diesmal mit besserem Erfolg. Hier fand er auch den Märtyrertod, den er sich gewünscht hatte (754). Sein Leichnam wurde nach dem zehn Jahre früher von ihm gegründeten Kloster Fulda gebracht. Man hat ihn rühmend den Apostel der Deutschen genannt: sein Verdienst war nicht allein die Ausbreitung des Christentums, sondern auch die Befestigung der christlichen Kirche in den dem christlichen Glauben halb oder ganz gewonnenen deutschen Ländern, in Bayern, Hessen, Thüringen: eine Organisation, die nur in engem Anschluß an den in Rom gegebenen Haupt- und Mittelpunkt möglich war.

Noch fünfzehn Jahre regierte Pipin als König: nicht völlig im Frieden, vielmehr, wie diese noch immer stürmisch bewegte Zeit es mit sich brachte, in allerlei Kämpfen gegen die das Reich bedrohenden Feinde, die Araber im Süden, die alten Feinde, die Sachsen im Nordosten, die er in acht Feldzügen, 760—768, zu bekämpfen hatte; Aquitanien ward unterworfen, Tassilo, der Herzog in Bayern, leistete den Treueid; die kirchlichen Organisationen wurden fortgeführt. Die staatliche Ordnung befestigte sich zusehends und der königliche Name bewährte seine Kraft. Am 24. September 768, erst vierundfünfzig Jahre alt, starb dieser fähige, tätige, wohlmeinende, herrschverständige Herrscher: er hinterließ das Reich, aber nach einem anderen Teilungsprinzip, seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann, jenem eine nördliche, diesem eine südliche Hälfte.

5. Karl der Große.

Das Reich hatte sich seit dem Aufkommen des karolingischen Hauses sehr befestigt: und ganz besonders war dies durch die kirchliche Reform und Organisation geschehen, die Karlmann und Pipin mit Beihilfe des Bonifatius bewirkt hatten. Ein christliches Gemeinbewußtsein, neuerdings geschärft durch den Gegensatz gegen den Islam, umfaßte die Bevölkerung nicht bloß Italiens und der westlichen Länder, des Frankenlandes und Britanniens und des kümmerlichen christlich gebliebenen Restes von Spanien, sondern hatte nunmehr auch in der östlich vom Rhein gelegenen Germanenwelt, in Bayern, Hessen, Thüringen, selbst in Friesland festen Boden gewonnen und breitete sich mit jedem Tage von zahlreichen Mittelpunkten weiter aus. Diese christliche Einheit war nicht bloß ein gemeinsamer Glaube und eine Idee, sondern ein einheitlicher Organismus, der in vieler Beziehung den noch sehr unfertigen Organismus des Staates ergänzte und ersetzte: unaufhörlich wurden neue Bischofssitze und neue Klöster gegründet. Dies erleichterte den Verkehr der Geister, und die Gesellschaft war in der Tat schon eine sittlich höherstehende, in jeder Hinsicht vollkommenere geworden, als die beiden Söhne Pipins die Regierung antraten (768). Der unglücklichen Doppelherrschaft, die dem verkehrten Gewohnheitserbrecht der Germanen entsprang, machte schon 771 der Tod Karlmanns ein Ende, den man als einen Beweis der besonderen Gnade Gottes gegen die Franken ansah. Zwar hinterließ Karlmann Söhne, aber um deren Rechte kümmerte Karl sich nicht, und die Magnaten des Karlmannschen Reichsanteils waren damit einverstanden.

Über die Jugendzeit des großen Mannes, der jetzt allein an die bedeutungsvollste Stelle der damaligen Welt trat, sind wir

wenig oder gar nicht unterrichtet: selbst Jahr und Ort seiner Geburt steht nicht unbedingt fest. Seine Mutter Bertrada, Tochter eines fränkischen Grafen, scheint eine Frau von Bedeutung gewesen zu sein: sie machte ihren Einfluß geltend, als das Verhältnis der Brüder sich trübte und Karl eine Erhebung in Aquitanien unter Führung des früheren Herzogs ohne Hilfe Karlmanns allein niederschlagen mußte, oder ehe dieser herankam, niedergeschlagen hatte. Sie hatte die Hand im Spiele, als Karl, sehr gegen die Meinung des Papstes Stephan III, eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius heiratete: in einem leidenschaftlichen Schreiben ergeht der Papst sich in Schmähungen wider die Nation, „von der, wie man sicher weiß, auch die Aussätzigen kommen". Auch dauerte diese Kombination, welche auch Bayern umfaßte und ein friedliches Verhältnis zwischen dessen Herzog, den Langobarden und dem fränkischen Reich zu sichern bezweckte, nicht lange: schon nach einem Jahre schickte Karl die Langobardin ihrem Vater zurück und heiratete eine alemannische Edle, Hildegard.

Gegen Desiderius, der jetzt sein Todfeind geworden war und zu dem auch die Witwe seines Bruders Karlmann nach dessen Tode ihre Zuflucht genommen hatte, wandte Karl sich zuerst (772) und er hatte dabei den soeben gewählten Papst Hadrian I, einen Mann der fränkisch-römischen Partei, der von Desiderius zunächst bedroht war, zum Verbündeten. Das fränkische Heer sammelte sich, nachdem Verhandlungen vergeblich gewesen, zu Genf, und in zwei Heersäulen, Karl selbst über den Mont Cenis, sein Oheim Bernhard über den großen St. Bernhard, erschien es in Italien und rückte vor Pavia, das erst nach längerer Belagerung 774 sich ergab. Während dieser Belagerung hatte Karl Rom besucht und am Grabe des heiligen Petrus die Versprechungen seines Vaters erneuert. Desiderius wurde in ein Kloster geschickt, die langobardische Krone nahm Karl selbst, ließ aber das Reich bestehen, ohne es nach fränkischer Weise zu verwalten. Der Besitz machte Schwierigkeiten, teils mit dem langobardischen Herzog von Benevent, Arichis, teils mit dem Sohne des entthronten Desiderius,

Adelchis. Letzterer war der Katastrophe des Langobardenreichs entronnen und fand am griechischen Hofe, dem diese Katastrophe und die fränkische Nachbarschaft nicht sehr willkommen sein konnte, einen Rückhalt.

Ein anderer für die Geschichte unserer Nation hochbedeutender Kampf zog sich durch Karls ganze Regierungszeit hin, wie er schon seither die fränkischen Herrscher in Atem gehalten hatte, der Krieg mit den Sachsen. Die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft über die germanischen Völker jenseits des Rheins hatte seit Chlodwig eine natürliche und notwendige Aufgabe der fränkischen Politik gebildet und war von Karl Martell und Pipin mit aller Energie weiter gefördert worden. Im Süden und in der Mitte des großen Landes war sie siegreich durchgeführt, im Alemannenland, in Hessen, Thüringen, Bayern, und das Christentum mit seinen stets sich mehrenden Bistümern und Klöstern hatte die Verbindung gefestigt, der es das wirksamste Band der Einigung gab. Dagegen war das große Volk der Sachsen, das vom Niederrhein bis zur Elbe und im Norden bis zur Eider wohnte, noch völlig unabhängig, auch dem Christentum unzugänglich geblieben. Noch ganz in altgermanischen Zuständen sich bewegend, stets zu jenen latrocinia extra fines, dem „Raub außer den Grenzen", von denen Cäsar sagt, daß man sie dort als Übungsschule für die kriegerische Jugend ansehe und sich ihrer nicht schäme, geneigt, standen sie seit vielen Menschenaltern mit den Franken auf der einen, den Thüringern und Hessen, befriedeten und jetzt christlichen Gebieten, auf der anderen Seite, im Kampfe. Eine große Anzahl von Stämmen hatte sich in dem losen Bunde, den sie bildeten, zusammengefunden: sie waren aber mit ihrem Lande fester verwachsen als die Stämme, denen wir in den Tagen der Völkerwanderung begegnen. Nach ihren Wohnplätzen unterschied man Westfalen, Engern, Ostfalen, Nordalbinger, ohne gemeinsame Regierung in Friedenszeit. Die einzelnen Stämme regierten sich selbst, so viel es zu regieren gab, und nur bei besonderen Anlässen trat wohl nach Vereinbarung mit den führenden Adeligen eine größere allgemeine, eine Landesversamm-

lung zusammen. Die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände waren im allgemeinen noch, wie Tacitus schildert: Edle, Freie, Hörige, Sklaven; die Menschen seßhaft geworden, Eigentümer, Ackerbauer, und bemüht, durch Lichtung der Wälder den anbaufähigen Teil des Landes zu vermehren; sie hatten sich auch einige der mittlerweile in Landwirtschaft und Handwerk gemachten Fortschritte angeeignet. Karl fand hier die Aufgabe vor, den Raub- und Plünderungszügen eines in gewissem Sinn anarchischen Volkes zu wehren. Seinem Charakter nach aber faßte er diese Aufgabe weiter: diese Raubzüge mußten für immer aufhören, das Sachsenland erobert, unterworfen, christianisiert werden. Es gehört zu seiner, wie zu jeder geschichtlichen Größe unter den Menschen, daß er die einmal angefaßte Aufgabe auch durchführte. Diese Durchführung wurde ihm schwer genug gemacht. Vom vierten Jahr seiner Regierung an, 772, als nach seiner Rückkehr von Italien der Angriffskrieg beschlossen wurde, bis in das folgende Jahrhundert hinein, ein volles Menschenalter, ziehen sich die Kämpfe hin.

Es war zu Anfang mindestens nicht eigentlich ein Religionskrieg, obwohl die Kirche hier eine natürliche Eroberungsaufgabe vor sich sah, dem Heere Reliquien voraufgetragen wurden und zahlreiche Priester es begleiteten. Im Jahre 772 begann der Feldzug mit Eroberung einer Feste an der Diemel, einem linken Nebenfluß der Weser, der Eresburg, und Zerstörung eines in der Nähe gelegenen Heiligtums, der Irminsul; 775, nachdem Karl wieder von Italien, wo er Unruhen zu dämpfen genötigt gewesen, zurück war, wurde der Krieg wieder aufgenommen und 777 war man so weit, daß ein Reichstag auf Sachsenboden zu Paderborn gehalten und eine größere Menge Volks getauft werden konnte. Allein mehr als die südlichen Germanenvölker hing der Sachse an seinen Göttern, und schon im folgenden Jahre, während der gefürchtete Frankenkönig durch die Ereignisse an das andere Ende seines Reichs, nach Spanien gerufen wurde, hatte das „treulose Volk der Sachsen" seine Eide vergessen, und ein westfälischer Edler, **Widukind**, leitete als Herzog eine neue Erhebung: ihr verheerender Zug ging dies-

mal an den Rhein und weit den Rhein hinauf bis in die Gegend von Koblenz. Wieder, wie natürlich, blieb Karl an der Spitze der Heeresmacht eines festgefügten Reichs Sieger: schon hatte er heranwachsende Söhne zur Seite, die ihn, mit dem Königstitel ausgestattet, Pipin in Italien, Ludwig in Aquitanien, unterstützten; der Papst hatte sie gesalbt, als der König im Jahre 781 Rom besuchte. Das sächsische Land erhielt im Jahre 782 eine Organisation und steuerte einen Zehnten an die Kirche: ein großer Reichstag zu Lippspringe schärfte die neuen Ordnungen ein. Aber die Kämpfe hörten damit noch nicht auf. Eben die begonnene fränkische Ordnung rief das Volk zu einem verzweifelten Widerstand aufs neue zu den Waffen. Ein fränkisches Heer erlitt am Süntelberg eine Niederlage, wie einst die Römer im Teutoburger Wald, und eine Massenhinrichtung von angeblich viertausend der Empörer zu Verden an der Aller steigerte nur die Erbitterung: Widukind selbst, der Führer, hatte sich der Rache durch die Flucht zu den Dänen entzogen. Noch zweimal, 783 bei Detmold, siegreich und entscheidend an der Hase, mußte in offener Feldschlacht gekämpft werden, und erst im Jahre 785 trat eine Wendung ein: zwei der Hauptführer, Widukind und Abbio, gaben den Widerstand auf, stellten sich zu Attigny und ließen sich taufen. Mit ihnen und vor ihnen werden viele andere erkannt haben, daß fernerer Kampf aussichtslos war und daß mindestens die Edelinge ihr Interesse finden würden im Verband eines großen Reichs und im Dienst eines mächtigen Königs. Auch so hörten die Unruhen nicht auf, und fast alljährlich wieder waren seit 792 Feldzüge nötig. Unter den Maßregeln der Befriedung war auch das Mittel der Massenverpflanzung: Sachsen nach dem Süden, fränkische Kolonien auf sächsischem Boden, deren Spur heute noch in zahlreichen Ortsnamen fortlebt. Das Heidentum erlosch langsam, die alten Götter lebten noch lange als Dämonen, die Religion als Aberglaube von mancherlei Art, mit Christlichem vermischt, weiter.

Um 804 war der große Kampf zu Ende, der den letzten der germanischen Völkerbünde mit dem fränkischen Reiche verband, das

jetzt alle germanischen Stämme umfaßte, und der in unsrer Geschichte eine ähnliche Bedeutung hat, wie einst in der römischen Geschichte der Krieg und Sieg in den Kämpfen der Römer mit den stammesverwandten Samniten. Keine große Nation erwächst durch freiwilligen und friedlichen Zusammenschluß ihrer Glieder: unter Kampf, mit Blut und Eisen bilden sich die großen nationalen Körper.

Was das römische Kaiserreich nicht hatte durchsetzen können, war hier vollbracht, das Frankenreich Karls des Großen hatte die Elbe und die Eider als Grenzen. Jenseits der Elbe begann eine andere Welt, die der slavischen Stämme, von Süden nach Norden die Tschechen (in Böhmen), die Sorben zwischen Saale und Elbe, die Wilzen zwischen Elbe und Oder, die Abodriten im heutigen Mecklenburg und andere. Diese Völker hatten sich in den einst von den Germanen eingenommenen und während der Zeiten der Völkerwanderungen verlassenen Landschaften festgesetzt, und der Kampf gegen sie hat Karl einmal selbst bis zur Peene und in die Odergegenden geführt; Befestigungen an der Elbe verstärkten und erleichterten den Grenzschutz. Von den Außenländern des fränkischen Reichs erforderten neben dem süditalischen Herzogtum Benevent Bayern und sein Herzog Tassilo besondere Aufmerksamkeit. Dieser, ein Mann schwankenden und schwachen Charakters, hatte einst bei den aquitanischen Wirren den König Pipin im Stiche gelassen, sich seiner Vasallenpflicht entzogen, das Verbrechen der „Harisliz", der Heeresverlassung, begangen, hatte allerdings im Jahre 781 zu Worms Karl gehuldigt und wurde durch ernstliche Bedrohung mit Krieg in seiner zweifelhaften Treue erhalten. Aber wie früher mit den Langobarden so ließ er sich jetzt mit den Avaren, einem türkisch-finnischen, noch ganz rohen Nomadenvolke, das sich in Pannonien festgesetzt hatte, in verräterische Verbindung ein und wurde von einer Reichsversammlung in Ingelheim 788, indem man sich seiner früheren Treulosigkeiten — obgleich er doch über den Gebeinen dreier großen Heiligen: St. Dionysius, St. Martinus und St. Germanus, seine Treue beschworen habe — erinnerte, zum Tode verurteilt, von Karl aber in ein Kloster geschickt. Das Land selbst

hatte Tassilo durch das Bündnis mit den Avaren sich entfremdet, und gerne vertauschte man dort das Regiment eines launenhaften, unzuverlässigen Mannes mit der fränkischen Herrschaft.

Mit den Avaren wurde, nachdem schon im Jahre 791 ein Feldzug sie in ihre Schranken zurückgewiesen hatte, im Jahre 796 endgültig abgerechnet. Sie hatten den Ertrag ihrer Raubzüge hinter einem ausgedehnten Erdwalle, einem großen Ring, in Sicherheit geborgen geglaubt: der Markgraf Erich von Friaul und der Sohn des „großen Königs", Pipin, erstürmten den Ring und ihr Heer machte gewaltige Beute an Edelmetallen und Kostbarkeiten, so daß man eine Teuerung oder unerwartete Steigerung der Preise im Westen mit diesem Siege in Verbindung bringt. Die Bekehrungsarbeit unter diesem noch ganz heidnischen Volke geschah vom Bistum Salzburg aus und man richtete unter allerlei Maßregeln — Verpflanzung und Kolonisation — auch hier eine militärische Grenze, eine Mark mit einem Markgrafen ein. Das Volk der Avaren verlor sich allmählich unter den benachbarten Bevölkerungen.

Auch im Norden, gegen die Dänen, wurde die Grenze, die Eider, behauptet, und soweit es ohne Flotte geschehen konnte, gesichert.

Besondere Aufmerksamkeit erforderten die Beziehungen zu der arabischen Welt und zum oströmischen Reich. Eine Revolution im fernen Osten hatte das regierende Haus, die Omajaden, gestürzt und ein neues mit Abul Abbas, die Abbasiden, erhoben, das seinen Herrschersitz von Damaskus nach Bagdad verlegte: aber ein Sproß aus dem Hause Moarijas, Abderrhaman, war dem Blutbad, mit dem der neue Kalif nach der Weise des Morgenlandes die neue Ära eröffnete, entgangen, hatte in abenteuerlicher Flucht Spanien erreicht und dort ein eigenes Kalifat oder Emirat mit dem Mittelpunkt Cordova aufgerichtet. So gehorchte ein Teil des arabischen Spaniens dem Kalifen zu Bagdad, ein anderer den Omajaden zu Cordova: sehr zum Vorteil des fränkischen Reiches, das vor den Anfällen dieser geteilten und zwiespältigen Macht nunmehr Ruhe und zum mindesten nichts mehr zu fürchten hatte.

Gegen dieses Emirat Cordova verband nun ein gemeinsames Interesse den fränkischen König und den abbasidischen Kalifen zu Bagdad. Gesandtschaften gingen hin und her und Geschenke wurden gewechselt zwischen dem fünften aus dem abbasidischen Hause, Harun al Raschid, einem an Einsicht hervorragenden Herrscher, der seinem großen Zeitgenossen die Höflichkeit erwies, ihm ein Schutzrecht über die Christen und das ihnen wie den Moslims heilige Grab in Jerusalem einzuräumen. Es gibt ein erfreuliches Bild, wenn man von diesem Verkehr und den gegenseitigen Geschenken liest, die sie sich machten: den Elefanten Abul Abbas am fränkischen Hofe und dem Wunder östlichen Kunsthandwerks, das uns der Biograph des großen Königs, Einhard, der sich auf dergleichen verstand, beschreibt, einer Uhr mit allerlei Kunststücken, und Karls Gegengeschenken, friesischen Tuchen, dem Erzeugnis einer der frühesten deutschen Industrien. Im Jahre 777 erschienen Gesandte des abbasidischen Statthalters in Barcelona, Ibn Arabi, in Paderborn, und ein Zug gegen den gemeinsamen Feind, das Emirat von Cordova, wurde verabredet. Dieser aber mißglückte und führte beim Rückzug der fränkischen Streitmacht durch die Tücke der vom Aquitanierherzog Lupus aufgestifteten Basken zu dem unglücklichen Ereignis im Passe von Roncesvalles, einem Überfall, der Karl unter anderem einen seiner besten Krieger, den Markgrafen der Bretagne, Hruotland, kostete: es ist der Held der poetischen Legende Roland, an dessen Namen sich ein ganzer Sagenkreis angeschlossen hat. Noch immer gab es Einfälle der Araber in fränkisches Gebiet und noch im Jahre 793 wurde auf dem alten Schauplatz bei Narbonne gefochten. In dem zunächst gefährdeten Lande Aquitanien hatte Karl die Regierung seinem Sohne Ludwig vertraut; im Jahre 801 wurde das Land jenseits der Pyrenäen bis zum Llobregat als fränkisches Gebiet militärisch und kirchlich organisiert und als „spanische Mark" eingerichtet. Dadurch wurde dem christlichen Elemente im Lande, das sich vor der arabischen Übermacht nach dem äußersten Norden zurückgezogen hatte, wieder ein Halt gegeben.

Die Beziehungen zum oströmischen Reich waren nicht unfreundlich und die Interessen beider Reiche stießen nur etwa in Italien zusammen, wo die Franken seit Pipins Herrschaft und seit dem Sturz des alten Langobardenreichs durch Karl eine so bedeutende Stellung einnahmen und wo die flüchtigen langobardischen Großen bei ihren Erhebungsversuchen den griechischen Hof im Rücken hatten oder zu haben glaubten. Seit 780 führte dort ein ränkevolles, höchst fähiges und energisches Weib, Irene, die Witwe Leos II, für ihren unmündigen Sohn das Regiment, und es kam einmal bis zu einem Plan der Verheiratung dieses ihres Sohnes Constantinus mit einer Tochter des Frankenkönigs, einem Plan, der sich aber zerschlug (788). Mit Mißvergnügen und Mißtrauen sah man dort die wachsende Macht des fränkischen Reichs, um so mehr, als das eigene Reich sich auf der einen Seite gegen die Anfälle der Araber mit Mühe zu wehren hatte, auf der anderen durch innere Parteiung geschwächt war, die ihren Grund in dem Hader um die Verehrung der heiligen Bilder hatte. Den einen war diese ein Götzendienst, den andern ein notwendiger Bestandteil ihres religiösen Bewußtseins: es war eine der großen Fragen der Zeit und des erwachenden christlichen Denkens, die auch im Westen die Gemüter beschäftigte.

Das Jahr 800 brachte ein Ereignis von ungemeiner Bedeutung für die abendländische Welt, obgleich es unmittelbar in den Verhältnissen und besonders in dem Verhältnis des fränkischen Königtums zum Papsttum — wie wir jetzt sagen würden zwischen Kirche und Staat — nichts änderte. Der Papst Hadrian, der dem König in allem zu Willen gewesen war, sich mit der beschränkten Herrschaft auf dem ihm zugewiesenen oder geschenkten Gebiet begnügt und Karl als höchsten Souverän auch über Rom und den Besitz des heiligen Petrus anerkannt hatte, war im Jahre 798 gestorben. An seine Stelle wurde von einer Partei Leo III gewählt, aber von einer anderen, der der römischen Magnaten, heftig angefeindet und schwerer Vergehungen oder Verbrechen beschuldigt. Im Jahre 798 erschien er zu Paderborn beim König Karl, um dessen Vermittelung

oder Hilfe gegen seine Feinde anzurufen. Er wurde von diesem ehrerbietig empfangen und behandelt. Allein auch die Gegner hatten sich an Karl gewandt und dieser kam in die Lage, nach seinem Recht und seiner Pflicht als Patricius und Schutzherr der Kirche über den hart Verklagten zu entscheiden, zu welchem Zwecke er sich im Jahre 800 mit Leo selbst nach Rom begab. Es war eine peinliche Lage, da Leo in der Tat, wie es scheint, kein ganz reines Gewissen hatte: Karl begnügte sich mit einem Reinigungseide und der feierlichen Erklärung Leos, daß er das, wessen man ihn beschuldigte, nicht begangen habe. Wenige Tage später, am Weihnachtstage des Jahres 800 kam es zu einer bedeutungsvollen Szene. Auch der fränkische König war bei dem Gottesdienst in der Peterskirche zugegen: nach der Messe habe Leo dem König eine goldene Krone aufs Haupt gesetzt und die in der Kirche versammelte Menge sei bei dem Anblick in den Zuruf ausgebrochen: „Heil und Sieg dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Imperator Carolus Augustus.“ Dieser selbst aber, wird erzählt, habe unwirsch geäußert, daß er, wenn er von dieser beabsichtigten Aktion vorher gewußt hätte, die Kirche an dem Tage nicht besucht haben würde. Man wird jetzt nicht mehr entscheiden können, ob, wie doch nicht wahrscheinlich, die Sache vorher mit dem Papst verabredet war, oder ob diese Sache selbst, ob nur die Art der Ausführung, ob eine vordringliche Mitwirkung des Papstes die Unzufriedenheit Karls erregt habe: die Macht, welche der Imperatorentitel bedeutete, besaß Karl als fränkischer König bereits und die einst von Pipin an den Papst gerichtete Frage, ob es besser sei, daß, wer die Macht habe, auch den Namen trage, hatte längst ihre Antwort gefunden: auch war der Papst der erste, der dem Imperator kniefällig huldigte und sich damit, was er war, als sein erster Untertan bekannte. Von Bedeutung wurde die Sache dadurch, daß Karl den Titel annahm und durch das, was er selbst und die weitere Entwicklung daraus machte. Für das große Reich in seinen so mannigfachen Bestandteilen war eine einheitliche Form der Regierungsgewalt erwünscht und selbst notwendig und sie konnte

keine andere sein als die in diesem Titel ausgesprochene Erneuerung des Imperium Romanum, das im Bewußtsein der im fränkischen Reich vereinigten Völker noch lebendig war.

Aber auch für das Papsttum war der Akt nicht ohne Bedeutung, wenn er auch für den Augenblick und diesem Papst gegenüber nichts änderte. Man kann nicht umhin, hier einen Blick auf die Entwicklung dieser für unsere Nation so bedeutungs- und verhängnisvollen Macht zu werfen. Den Wahn und die trügerische Vorstellung oder Vorspiegelung von einer unmittelbaren göttlichen Einsetzung des Papsttums muß die geschichtliche Betrachtung verwerfen: etwas Providentielles darf sie, muß sie in dieser Entwicklung gleichwohl anerkennen.

Die ersten Christengemeinden trugen einen wesentlich demokratischen Charakter: dem einen Haupt und Herrn Jesus Christus gegenüber waren die Gläubigen, die „Heiligen", gleich, und die Regierung der Gemeinde, soviel zu regieren war, besorgten nach natürlichem Gesetz und altisraelitischem Vorbild Älteste, Presbyteroi, die wohl auch als Aufseher, Episkopoi, bezeichnet wurden. Über den Gemeinden als eine moralische, aber nicht amtliche Autorität standen, solange sie lebten, die Apostel, und um einen von ihnen, das Haupt der jüdisch-christlichen Richtung gegenüber der freieren, die Verbindlichkeit des jüdischen Gesetzes für die aus den Heiden Herübergekommenen ablehnenden paulinischen Richtung, den Apostel Petrus, rankte sich bald die geschäftige Legende, die von seinem Aufenthalt zu Rom, der Stiftung der dortigen Gemeinde durch ihn und seinem Märtyrertode zu erzählen wußte. Die Gemeinden der Heiligen wuchsen, verbreiteten sich, unterhielten lebhaften Verkehr untereinander, sie brauchten Vertreter bei diesem Verkehr und eine ordnende Instanz bei der Entwicklung eines regelmäßigen Kultus, sowie bei dem natürlichen Streben, aus dem, was erst erfahrene Tatsache religiösen Lebens, schlichte Tatsache gewesen, eine bestimmte Lehre zu entfalten. Der Vorsitzende im Ältestenkollegium wurde allmählich zum Episkopos in besonderem Sinn, zum Bischof. Mit diesen Bischöfen kam ein monarchisches Element in der einzelnen

Gemeinde, ein aristokratisches in der Kirche — der über das ganze römische Reich sich verbreitenden christlichen Gemeinschaft — in die Höhe, und zugleich schuf das bei jedem großen Organismus hervortretende Bedürfnis der Arbeitsteilung und die Erinnerung an das alttestamentliche Beispiel des Stammes Levi einen besonderen Berufsstand, dem der Dienst am Heiligen und die notwendige Vorbereitung für diesen zukam, einen Priesterstand gegenüber dem Volk, einen Klerus gegenüber den Laien. In dieser Kirche innerhalb der Kirche bildeten die Bischöfe die Spitze. Ihr Amt erforderte, seitdem man auch mit der Wissenschaft der höheren Kreise, der griechischen Philosophie, und mit den römischen Gesetzen und Beamten sich auseinanderzusetzen hatte, Träger von persönlicher Bedeutung: bei den Verfolgungen durch die Staatsgewalt, überhaupt in dem langen Kampf mit der alten Ordnung blickten die Gläubigen zu ihren Bischöfen auf und diese erhielten reichliche Gelegenheit, Klugheit, Festigkeit, Märtyrermut zu beweisen. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts war diese Organisation vollendet, war aus der Gemeinde die Kirche und aus dem Glauben eine Theologie erwachsen, und binnen wenigen Menschenaltern, als nach dem letzten Sturm unter Diocletian und nach dem kurzen Versuch, das Heidentum zu restaurieren durch Julian, das Christentum längst eine die Zeit beherrschende Macht und die Religion des Staates geworden war, traten die Bischöfe der großen Hauptstädte Antiochia, Jerusalem, Alexandria, Konstantinopolis, Rom besonders hervor. Unter diesen hatte Rom den alten weltlichen Zauber der Reichshauptstadt und ihrer ruhmvollen Geschichte und die Legende von der Gründung ihrer Gemeinde durch den heiligen Petrus — der einfache Fischer vom galiläischen See war in der Vorstellung der Menschen mittlerweile zum „Fürsten der Apostel" geworden — vor den übrigen Städten voraus. Die Stellung des dortigen Bischofs, die wie von selbst das Bewußtsein einer Art von Primat hervorrief, befestigte sich durch die theologischen Streitigkeiten und Spaltungen, denen der Osten anheimfiel und von denen der Westen verhältnismäßig wenig berührt wurde. Die schiedsrichterliche unparteiische Autorität, welche

diese Differenzen zu erheischen schienen, fand sich in dem Stuhle, der Kathedra des heiligen Petrus, und schon bei den römischen Bischöfen des fünften Jahrhunderts, wie Leo I (440—460), begegnet man dem lebhaften Bewußtsein von dieser überragenden Stellung. Eine weitere Bedeutung gaben dem römischen Bischof die Katastrophen dieses fünften Jahrhunderts — die Überflutung des Westens durch die Germanen, der Hunnensturm, das Erlöschen der Reichsautorität und die Aufrichtung der Germanenherrschaften in Afrika, Gallien, Spanien, Italien. Und wie einer solchen tiefgewurzelten, auf zukunftsvolle Ideen gegründeten Macht alles dienen muß, so wurde eben das Gefährliche, das in der Verschiedenheit der Bekenntnisse der Sieger und der Unterworfenen, der arianischen Ketzerei der germanischen Krieger und dem orthodoxen Glauben der entwaffneten Romanen für die Kirche lag, zu einer neuen Quelle der Macht für den römischen Bischof, zu dem als Einheits- und Mittelpunkt ihres katholischen Glaubens die Untertanen der germanischen Heerkönige, also die Masse des Volks, emporschaute. Wir sind diesem Prozesse gefolgt, der Vernichtung des Vandalen-, des Ostgoten-, zuletzt des westgotischen Reichs, dem entscheidenden Übertritt der Franken zum katholischen Christentum, der christlichen Mission unter den noch heidnischen Bevölkerungen, mit der sich ein ungeheures Gebiet friedlicher Eroberung und ein Übungsfeld aller christlichen Tugenden auftat. Auch diese Mission verlangte eine Leitung und einen Mittelpunkt, der durch den erfolgreichsten der Missionäre, Bonifatius, zu voller Anerkennung und Wirksamkeit gelangte. Ein gemeinsames Interesse führte die Verbindung des fränkischen Königtums und einer aufstrebenden Dynastie mit dem Papsttum herbei: zur gleichen Zeit, wo das Erscheinen einer neuen rivalisierenden Weltreligion, des Islam, auf europäischem Boden einen Gegensatz hervorrief, der wie die weltlichen so auch die geistigen und kirchlichen Kräfte zu neuen Anstrengungen aufrief.

Ungeheuer, unbestritten war die moralische Autorität des Papsttums schon selbst unter Päpsten wie Hadrian und Leo III: in allen schwierigen Fragen, die sich auf dem Gebiet des Glaubens

und der kirchlichen Sitte erheben mochten, holte man das entscheidende Gutachten in Rom. Aber der eigentlich Mächtige war doch der König der Franken, auch in der Kirche. Er war ihr Schirmherr, und der Imperatorenname sprach dies nachdrucksvoller noch als der Titel Patricius aus: in dem a Deo coronato des Zurufs in der Peterskirche spricht sich das Bewußtsein von der kirchlichen Bedeutung des imperatorischen Namens aus: in dem idealgefaßten Reich, dem Gottesstaat, der civitas Dei des heiligen Augustinus nahm Karl die erste Stelle ein. Auch im Weltlichen zog er die Konsequenzen jener Szene: er ließ sich einen neuen, den üblichen Untertaneneid überbietenden oder ergänzenden Eid leisten. Das oströmische Kaisertum erhob keinen Einspruch, obgleich man dort diese Wendung wegen Italiens nicht gerne sah: von den Arabern bedroht und bedrängt und mit Thronstreitigkeiten und Thronwechseln und allerlei Hader, selbst religiöser Parteiung, bei noch fortgärendem Bilderstreit erfüllt, konnte es keinem Einspruch Nachdruck geben, und noch im Todesjahre Karls, im Jahre 814, kam man zu einer Verständigung.

Für Karls Regententätigkeit war der neue Titel, oder wenn man will, die neue Regierungsform sehr förderlich. Sie war der Ausdruck und deshalb ein wirksames Mittel der Einheit, welche zu schaffen die Hauptaufgabe einer Regierung bildet. Und diese Seite seines Waltens, seine Regententätigkeit, nicht seine Kriege, bildet wie bei allen Männern, welche die Erinnerung mit dem Beiwort „der Große“ festgehalten hat, auch seinen Rechtstitel auf sein alle anderen Namen unserer Geschichte überstrahlendes Gedächtnis im Herzen unserer Nation.

Es ist kein Zweifel: der bedeutendste Mann seiner Zeit stand an ihrer wirksamsten Stelle. Und einigermaßen und besser als bei irgend einem seiner Vorgänger können wir uns seine Persönlichkeit vorstellen. Von stattlicher, doch nicht auffallender Größe — sieben seiner Füße mißt Einhard, ein Mann vielseitigen Geistes, der lange genug unter dem Eindruck dieser Persönlichkeit gestanden hat —, von gesundem, durch fleißiges Reiten, Schwimmen, Jagen

und kriegerisches Reisen gestähltem und zum Dienst eines frischen, regsamen, unaufhörlich arbeitenden Geistes bereiten Körper; wie alle wahrhaft großen Männer von idealen Gesichtspunkten geleitet, und dabei offenen Blicks für alle Wirklichkeit und ihre Notwendigkeiten, rasch, beweglich, tätig; er hört wohl, während er sich ankleidet, einen streitigen Fall, den er sich vortragen läßt, und entscheidet ihn; mäßig im Essen und Trinken, bequem in der Kleidung, wenig vom Fasten erbaut wie jeder tätige und gesunde Mensch: den Schnurrbart trägt er nach Weise der Franken. Was ihn vor allem auszeichnete, war der starke und beharrliche Wille, fortzuschreiten, sich selbst und damit sein Volk weiterzubilden: es hat etwas Charakteristisches und beinahe Rührendes, wenn man liest, wie er, wenn er nicht schlafen konnte, sich erhebt und die im Waffendienst schwergewordene Hand im Schreiben übt. Die lateinische Sprache, die ja längst Geschäftssprache in den Reichsangelegenheiten und bis auf einen gewissen Grad selbst Umgangssprache geworden war, war auch ihm geläufig, auch vom Griechischen verstand er etwas. Die Macht und Kraft, die in geistiger Beschäftigung, in wissenschaftlichem Forschen und Fragen liegt, wußte er wohl zu schätzen. Die Theologie, aber auch anderes Wissen, Grammatik, Geschichte, auch etwas Naturgeschichte nahm unter seiner Regierung in der fränkischen Kirche einen Aufschwung, Bibliotheken wurden gegründet und wuchsen an den Bischofssitzen, in den Klöstern: das persönliche Interesse, die Wißbegierde des Herrschers unterstützte die Bestrebungen der Geistlichkeit, die Karl selbst mit weitem Blick auch für die Masse des Volks zugänglich und fruchtbar machen wollte. Anregend scheint hier unter anderem ein Aufenthalt in Rom im Jahre 781 gewirkt zu haben: in seiner Umgebung, zu Aachen oder wo er sonst zu längerem Aufenthalt verweilte, sammelte er einen Kreis von bedeutenden Männern um sich. Es waren Angehörige verschiedener Nationalität, der Angelsachse Alkuin, die Langobarden Petrus von Pisa und der Verfasser einer Geschichte dieses seinen Volks Paulus Diakonus, die Franken Angilbert und Einhard, dieser ein Mann sehr vielseitiger Wissen-

schaft und Begabung, der Gote Theodulf und andere. Sie bildeten einen Kreis, ein Mittleres zwischen einer Akademie und einem Klub oder Kränzchen, in dem der König selbst sich gern bewegte, und man gefiel sich hier darin — auch der König selbst —, sich im Scherz mit alttestamentlichen oder klassischen Namen, König David, Flaccus, Homer zu begrüßen. Eine Anekdote weiß von einem Gespräch Karls mit dem Bedeutendsten aus der Gesellschaft, Alkuin, der ihn selbst in Grammatik und Rhetorik unterrichtete, zu erzählen. „Ja, wenn er doch zwölf Männer in seinem Reich hätte wie den heiligen Augustinus und den heiligen Hieronymus, dann sollte aus dem Reiche etwas werden", äußerte Karl. Der große Lehrer erwiderte fein und geistvoll: „Der Herr Himmels und der Erde hat nur diese zwei gehabt und du verlangst ihrer zwölf!" Indes fehlte es doch an Männern nicht, die diese Seite seiner Regententätigkeit verstanden und unterstützten. Sie waren unter den Bischöfen und auch sonst zu finden, wenn man suchte, und eine stattliche Anzahl solcher wird uns genannt. Leiter der längst bestehenden Hofschule wurde Alkuin, der ein Mann von seltenen Lehrgaben gewesen zu sein scheint: Kloster- und Domschulen mehrten sich, wo Kinder und nicht von Vornehmen allein in Lesen, Schreiben, Religion unterrichtet werden sollten. Karl selbst verschmähte es nicht, zuweilen durch den Besuch einer solchen Schule die Lernenden aufzumuntern und auch die tendenziöse Anekdote von den faulen reichen und den fleißigen armen Schülern und den besten Bistümern, die den letzteren vom Kaiser in Aussicht gestellt wurden, fehlt nicht. Es gab auch Schulen, in denen man lernen konnte, wie man schöne Manuskripte herstellen und sie mit künstlerischen Anfangsbuchstaben und bildlichem Schmuck verzieren konnte. Zu Aachen, Metz, Tours konnte man diese Kunst erlernen, auch Gesang- oder Musikschulen waren vorhanden, und sein Freund, der Papst Hadrian, schickte ihm einmal zwei der gelehrtesten Sänger seiner römischen Kirche, die ihre Kunst, der eine in Metz, der andere in Soissons weitergaben. Was ihn aber hier wie sonst mehr als alles ehrte, ist, daß er über das Nächsterreichbare hinaus auch schon den Volksunter-

richt in weiterem Sinn ins Auge faßte. Allen diesen Bestrebungen kam die Verbindung mit Italien zugute, auch der Baukunst, für welche die vorwärtsschreitende Zeit Aufgaben genug in Palästen und namentlich in Kirchenbauten in Bereitschaft hatte. Karl selbst hatte einen ausgesprochenen Schönheitssinn und war überall sich der Königspflicht bewußt, Beispiel zu geben. Ein Hemmnis war, daß die deutsche Sprache für die wissenschaftlichen und literarischen Zwecke gänzlich hinter der lateinischen zurücktrat. Diese war das Gefäß, in dem alle höheren geistigen Besitztümer beschlossen waren: doch zeigte Karl auch hier schon einen freieren und weiter blickenden Geist und er fühlte sich als Germane. Er gab den Monaten und Winden deutsche Namen, sorgte für Predigt in der Muttersprache, ließ eine Sammlung zu diesem Zwecke zusammenstellen, die dem Volk frommen mochte, indem sie die schwachen Geister unter der Geistlichkeit, welche dieser wichtigsten ihrer Pflichten nicht gewachsen waren, unterstützte: und sehr bemerkenswert ist, daß er frei genug dachte, die volkstümlichen germanischen Heldenlieder zu sammeln, was als noch aus heidnischem Geiste geboren schwerlich bei dem privilegierten geistlichen Stande viel Beifall gefunden haben wird. Das unschätzbare Werk hat sich nicht erhalten: ein sehr empfindlicher Verlust.

Wenn regieren überhaupt wesentlich überall und namentlich in einem aus so verschiedenen Stämmen und Nationen zusammengesetzten Reich einigen, Einheit schaffen bedeutet, so bot sich ihm als die wichtigste Einigungskraft die Kirche dar: das war eine Weisheit, die schon die Geschichte seit Jahrhunderten lehrte. Hier war eine fertige Organisation, hier waren geschäfts-, rede- und schriftgewandte Männer, hier waren die Volks- und Stammverschiedenheiten wo nicht verschwunden, so doch überbrückt durch die den oberen Schichten gemeinsame oder verständliche lateinische Sprache, die heilige Lehre und die heiligen Gebräuche, es waren allenthalben Klöster gegründet oder im Entstehen begriffen, welche zugleich mit dem Christentum auch den Reichsgedanken verbreiteten. Der Kaiser, der dachte und fühlte wie seine ganze Zeit, begünstigte

sie und stützte sich auf sie, ohne jedoch sein eigenes Urteil über kirchliche Dinge gefangen zu geben. In dem sogenannten Bilderstreit, dem Streit um Berechtigung und Bedeutung heiliger Bilder, der im östlichen Reich so große Kämpfe erregte und seitdem, um 726, die Gemüter auch im Abendlande lebhaft beschäftigte, huldigte er einer Ansicht, die dem Bedürfnis und dem Aberglauben der Menge weniger entgegenkam als die des Papstes und vieler der kirchlichen Häupter. Er verdammte die Bilderverehrung als Abgötterei, er wahrte in dieser Frage die Selbständigkeit der fränkischen Kirche gegenüber der griechischen, wo jetzt ein Umschwung zugunsten der Bilder eingetreten war, und dem ihr verbündeten Papst Hadrian. Als oberster Schirmherr der Kirche griff er unbedenklich auch in innere Angelegenheiten ein. Er nahm Stellung in einem dogmatischen Streite, der durch einen Spanier Felix von Urgelli hervorgerufen war: auf Synoden, von 752 bis 799, wurde die Auffassung des Felix, daß Christus nach seiner menschlichen Natur nicht als wirklicher, sondern nur als vom Vater adoptierter Sohn Gottes zu betrachen sei, der Adoptianismus, verhandelt und schließlich verurteilt. Aber dabei stand er in gutem Einvernehmen mit dem Episkopat: er erkannte seine Bedeutung für die Einheit und den Fortschritt des Reiches und den geordneten Gang der Geschäfte. Wichtige Fragen der Gesetzgebung und Politik wurden in Reichsversammlungen beraten, die zugleich Synoden, geistliche Versammlungen waren und wo die Bischöfe, die des Lateinischen völlig mächtig, in ihren besonderen Versammlungen auch das Reden und das Schreiben geübt hatten, ihren Einfluß geltend machten. Und noch war kein Gegensatz zwischen geistlichem und weltlichem Regiment und die Ansicht überwog, daß man als Laie so gut wie als Geistlicher dem Reich Gottes dienen könne, und die Bischöfe, vom Kaiser unmittelbar ernannt, auch wo nach altem Grundsatz eine Wahl durch Klerus und Volk vorausgegangen war, waren und fühlten sich als Beamte und Diener ihres Herrn, des Königs oder Imperators: auch ihr oberster, der von Rom, war nur der erste dieser Diener.

Vielleicht sein größtes Verdienst war die Durchführung der Organisation, die feste Regelung der Verwaltung des großen Reichs. Die Einteilung in Gaue war alt, und auch der Name der Grafen war im fränkischen Lande heimisch: man gab damit das römische comes wieder. Vom König ernannt, ihm verantwortlich, wurden sie, da die Geldwirtschaft noch in ihrer Kindheit war, mit Land aus dem königlichen Besitz besoldet. Ihre Befugnisse waren fest umschrieben: sie befehligten den Heerbann, das Aufgebot ihres Gaues, verwalteten die Rechtsprechung oder Rechtsfindung, förderten das wirtschaftliche Leben. Einen besonderen Rang unter den Grafen nahmen diejenigen in den Grenzgebieten, die Markgrafen, ein; sie hatten entsprechend der Eigenart dieser Gebiete das Vorrecht, den Heerbann, wenn es nottat, von sich aus aufzubieten. Bei Besetzung dieser Stellen waren, wie natürlich, die Franken bevorzugt, auf den Franken stand das Reich, wie heute auf Preußen: aber ein Privilegium war dies nicht. Man nahm womöglich einen im Gau angesehenen und begüterten Mann. Karl sorgte dafür, daß die Beamten in regelmäßiger Fühlung mit dem Zentralpunkte der Verwaltung, mit dem kaiserlichen Hof waren: sie wurden durch kaiserliche Kommissarien, Missi, Sendboten, beaufsichtigt, die nach einer ihnen vom Kaiser gegebenen Instruktion die Gaue regelmäßig bereisten und zum Rechten sahen: die Durchführung der Gesetze hing von diesem nützlichen und beinahe selbstverständlichen, schon vor Karl vorhandenen, aber erst durch seine große Persönlichkeit wirksamen Institute ab. Seinen eigenen Aufenthalt, der nach der Natur seiner Gewalt und ihrer Pflichten häufig wechselte, nahm der Kaiser mit Vorliebe im Mittelpunkt seines Reichs, in den Rheinlanden, Worms, Ingelheim, Nymwegen, Aachen: hier befanden sich die kaiserlichen „Pfalzen", welche Benennung auf das römische palatium (Palast) zurückgeht; es gehört aber zu den wichtigen und grundlegenden Momenten in der Entwicklung unseres Volks, daß es eines einzigen einheitlichen städtischen Mittelpunkts, einer Haupt- und Residenzstadt, immer entbehrt hat.

Wo wir vom Staate sprechen, meinen wir vor allem einen all-

gemeinen und unverbrüchlichen Friedenszustand, bei dem jeder in seiner besonderen Stellung, durch die regelmäßige Regierung und das regelmäßige und ineinandergreifende Spiel ihrer Organe geschützt, in seinen Rechten und Pflichten unbelästigt lebt, ihm Recht geschafft wird, wo er bei deren Ausübung gekränkt worden, aber nicht sich selbst mit Gewalt helfen darf: von Blutrache und Fehderecht der alten Zeit durfte nicht mehr die Rede sein. Im Prinzip waren sie auch in der Tat in Karls Reiche abgeschafft: das Waffentragen in Friedenszeit wurde verboten; in Wirklichkeit wird dies freilich noch oft durchbrochen und nur sehr unvollkommen durchgeführt worden sein. Immerhin aber war jetzt über den ganzen großen Raum ein Friedens- und Rechtszustand hergestellt, und allenthalben setzt eine gedeihliche erwerbende Tätigkeit an, welche die zahlreichen längst vorhandenen Keime des Fortschritts mehrt und fruchtbar macht. Fortwährend wurde dem Urwald durch Rodung fruchtbarer Boden abgewonnen, und hier gingen die Klöster, der Regel des heiligen Benediktus getreu, voran; ihr Landbesitz war der bestverwaltete, und auch das Handwerk, allmählich mannigfaltiger und mit immer größerem Geschick geübt, fand hier seine Pflege. Karl selbst förderte sie mit der vollen Klarheit seines bei allem Idealismus nüchternen Wirklichkeitssinnes und sorgte, daß die zahlreichen Königshöfe, die kaiserlichen Domänen, zu Musterwirtschaften wurden. Sehr ins einzelne geht das berühmte Kapitulare über die Verwaltung der königlichen Hausgüter (de villis) vom Jahre 812, in welchem sehr genaue Vorschriften über alle Teile des Betriebs, Viehstand, Garten, Weinbau, Obst- und Gemüsepflege, landwirtschaftliche Arbeiten, einschlägiges Handwerk, Kleidung, Bereitung von Lebensmitteln und Getränken gegeben waren. Die Königin ist oberste Vorsteherin des königlichen Haushalts; ein königlicher Beamter, von ihr bestimmt, steht an der Spitze, dem eine Reihe niederer Beamter (ministeriales) zu Gebote steht, wie der magister servorum, — Beamte, die das Regiment über die Knechte, die Hintersassen, die Handwerker im einzelnen führen: alljährlich zu Weihnachten erfolgt allgemeine Rech-

nungsablegung. Sein besonderes Augenmerk war auf die Verbesserung und Vermehrung der Verkehrswege gerichtet, dies erste Bedürfnis und die erste Vorbedingung des Fortschritts, der immer durch Austausch von Volk zu Volk, von Landschaft zu Landschaft geschieht. Er ließ bei Mainz eine hölzerne Brücke über den Rhein aufführen und dachte, als sie abbrannte — man glaubte durch die kurzsichtige Bosheit von Schiffern, denen dadurch ihr Fergenlohn geschmälert wurde —, sie durch eine dauernde steinerne zu ersetzen: ganz seinem Geiste und jener besten Charaktereigentümlichkeit gemäß, die einen einmal gefaßten gesunden Gedanken nicht wegwirft, wenn seine Ausführung durch Zufall oder menschliche Beschränktheit vereitelt worden ist. Ein anderer großer Plan, die Verbindung des Rhein- und Donaugebiets durch einen Kanal an der Stelle, wo die Rednitz, welche jenem, und die Altmühl, welche diesem angehört, sich auf einige Meilen nähern, scheiterte und blieb stecken, weil man, wie erwähnt wird, nicht tüchtige Arbeiter in genügender Zahl beisammenhalten konnte: er gibt in jedem Fall Zeugnis von einer aufstrebenden, vorwärts drängenden Zeit, in der vor allem auch der Handel große Aufgaben zu lösen hat.

Eine besondere Rolle spielten hier zwei sehr verschiedene Völker, die Friesen, welche zuerst erkannten, daß das Wasser für ein besseres und einträglicheres Gewerbe bestimmt ist als den Seeraub und die Einfälle in benachbartes Kulturgebiet, und die Juden, das alte Wandervolk aus dem Orient, mit dem es auch jetzt die Fühlung unterhielt. Noch hatte der blinde und fanatische Haß gegen das Volk nicht die Höhe und den giftigen Charakter späterer Zeiten erreicht: dem erleuchteten Geist Karls war er ohnehin fremd. Die Geldwirtschaft, welche den Handel beflügelt, war noch wenig entwickelt, das Metallgeld selten: als allgemeiner Wertmesser und kleine Rechnungsmünze erleichterte es den Handelsverkehr, der, noch überwiegend schlichter Tauschhandel, wie er der Naturalwirtschaft entsprach, in einfachen Formen sich vollzog.

So waltete der große Mann über diesem Reiche und die Erfolge seiner sechsundvierzigjährigen Regierung waren außerordent-

lich. Tief grub sich der Gedanke an diese Zeit und diesen Mann in das Herz zweier Nationen ein, die sich aus seinem Reiche weiterhin zu eigenem Leben lösten, und sie hielten ihn in ihren Liedern und Erzählungen fest: und wenn auch das Gedeihen und der Fortschritt auf dem großen Raume die Kraft einer hervorragenden Persönlichkeit voraussetzte, so blieb doch, auch als diese nicht mehr war, von seinem Werke genug zurück, um den Fortschritt auch in den schlimmen Zeiten zu gewährleisten, die bald folgen sollten. Karl hatte im Jahre 806 für den Fall seines Todes Vorsorge getroffen, und hier zeigt sich ein Mangel, der diesem Reiche anhaftete: es fehlte die Möglichkeit einer Gesetzgebung, mit der man fundamentale Übel der Erbfolge, die doch nicht verborgen sein konnten, hätte beseitigen können. Die Organe für die regelmäßige Gesetzgebung fehlten allerdings nicht: die großen Reichstage und Reichssynoden, auf denen der König oder jetzt Kaiser Gesetze beriet. Zweimal im Jahre, im Herbst und im Frühling als Maifeld, kamen die Großen, die hohen Beamten, die Bischöfe, die notabeln Männer des Reichs zusammen und berieten: die Boten mit den Anfragen und Antworten gingen zwischen dem Palaste und der Versammlung hin und her: die Beschlüsse gingen dann als Kabinettsordre, als Kapitularien, zusammengefaßt und modifiziert, als Wille des Königs und Gesetz ins Land: denn dieser Wille des Herrschers, der kein Despot, aber Monarch in vollem Sinne war, bildete erst das Gesetz. Dies galt wie für die weltlichen so auch für die geistlichen oder kirchlichen Dinge, die in den geistlichen Versammlungen, den Synoden, erwogen wurden. Im übrigen durchdrang sich Geistliches und Weltliches unaufhörlich, und die Geistlichen hatten bei diesen parlamentarischen Vorgängen naturgemäß als die Redegewandteren und wissenschaftlich Gebildeteren einen großen Einfluß, den aber ein so klarer Geist wie Karl sich niemals über den Kopf wachsen ließ. Eine Sammlung der Reichsgesetze gab es noch nicht, sie war auch nach Lage der Dinge noch nicht nötig oder möglich.

Die Frage der Reichsteilung beschäftigte, wie natürlich, die

Gedanken des Herrschers, und sie schien leicht zu lösen, da dem Kaiser drei Söhne in der Vollkraft ihrer Jugend lebten, Karl, Pipin und Ludwig: unter diese sollte das Reich nach Karls Tode geteilt werden, wobei die überwiegend deutschen Teile nebst der Kaiserkrone an den ältesten, der seinen Namen trug, gekommen wären. Diese Teilung machte das rasche Todesgeschick überflüssig, das zwei der Brüder, 810 Pipin, 811 Karl, hinwegraffte und nur Ludwig, wie es scheint den mindesttüchtigen, übrig ließ. Auch er scheint übrigens bei der Verwaltung Aquitaniens und der spanischen Mark, die ihm übertragen war, sich brauchbar erwiesen zu haben: und am 11. September 813 wurde er auf einer Reichsversammlung zu Aachen, die wohl in irgend einer Form ihre Zustimmung zu erkennen gab, als Reichserbe und Mitkaiser angekündigt. Die kaiserliche Krone mußte Ludwig selbst vom Altare nehmen, von einer geistlichen Mitwirkung dabei war nicht die Rede.

Karl überlebte nicht lange diesen Akt, in dem die Erblichkeit der imperatorischen Gewalt sich aussprach. Einige Monate später, am 28. Januar 814, nachdem er sein Haus bestellt und das Abendmahl empfangen hatte, starb er und sein Leichnam wurde zu Aachen in der von ihm nach einem byzantinischen Vorbild in Form eines Achteckes erbauten, im Jahre 805 von Papst Leo III persönlich eingeweihten Marienkirche beigesetzt: in einem Sarkophag römischer Arbeit, auf dem ein Bild aus heidnischer Mythologie, der Raub der Proserpina, erscheint. Ein Chronist weiß nicht Worte genug zu finden, um den Eindruck dieses Todes, das Klagen und Trauern um sein Hinscheiden zu beschreiben: wie ein Vater des Erdkreises, selbst bei den Heiden, geschweige bei den Christen und in seinem ganzen Reiche sei er betrauert worden. Diese allgemeine Trauer war nur das Gefühl und der Widerschein der Sicherheit, dem sich die Bewohner des großen Reiches während Karls Regierung zumal in den letzten vierzehn Jahren mehr und mehr hingegeben hatten: man darf nicht vergessen, daß trotz der Kriege in den Grenzgebieten die Bevölkerungen unter dem starken und zielbewußten Walten des großen Mannes in friedlicher und gedeihlicher Arbeit sich wohl und zufrieden fühlten.

Bronzestatuette Karls des Großen aus dem Domschatz in Metz

Arbeit des neunten Jahrhunderts, jetzt im Musée Carnavalet zu Paris
Neuerlich wurde das Werk wegen der Ähnlichkeit der Züge mit der umstehend abgebildeten Miniature auch als „Karl der Kahle" gedeutet

Karl der Kahle

Miniature einer im Jahre 870 im Kloster Corbie a. d. Somme gefertigten Evangelienhandschrift. Früher im Stifte St. Emmeran zu Regensburg, nunmehr in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München

DAS FRANKENREICH d. MEROWINGER bis 714.
FRISISCHES M.
FRISISCHE
MEER
OCEAN
BRETAGNE
NEUSTRIEN
AUSTRASIEN
AQUITANIEN
VASCONIEN
BURGUND
BERRY
GFSCH. POITOU
GFSCH. AUVERGNE
GFSCH. TOULOUSE
GFSCH. PERIGORD
HZT.
SEPTIMANIEN
SARAGOSSA
NAVARRA
CASTILIEN
LEON
GALLIEN
ITALIEN
FRANKEN
ALEMANNEN
BAIERN
SACHSEN
FRISIEN
Czechen
Avaren
Wenden
Sachsen
Thüringen
Baiern
Alemannen
Franken
Burgund
Aquitanien
Vascogne
Gothen
Longobarden
Rom
Paris
Orleans
Bordeaux
Toulouse
Narbonne
Barcelona
Saragossa
Pamplona
Bayonne
Balearen
Sardinien
Cors
Trier
Metz
Reims
Soissons
Tours
Poitiers
Dijon
Lyon
Arles
Marseille
Ravenna
Mailand
Verona
Regensburg
Mainz
Worms
Speyer
Aachen
Köln
Utrecht
Dorestad
Antwerpen
Gent
Brügge
Boulogne
Amiens
Rouen
Le Mans
Angers
Nantes
Vougé
Bourges
Nevers
Autun
Clermont
Lyon
Vienne
Nimes
Narbonne
Toulouse
Auch
Bayonne
Pamplona
Saragossa
Barcelona
Tortosa
Ebro
Tajo
Guadiana
Duero
Cordova
Toledo
Leon
Castilien
Navarra
Vascogne
Aquitanien
Septimanien
Gfsch. Toulouse
Gfsch. Auvergne
Gfsch. Perigord
Gfsch. Poitou
Berry
Burgund
Bretagne
Kl. Bretagne
Gr. Bretagne
Neustrien
Austrasien
Franken
Alemannen
Baiern
Sachsen
Thüringen
Frisien
Wenden
Avaren
Czechen
Gothen
Longobarden
Rom
Paris
Orleans
Bordeaux
Toulouse
Narbonne
Barcelona
Saragossa
Pamplona
Bayonne
Balearen
Sardinien
Cors
Trier
Metz
Reims
Soissons
Tours
Poitiers
Dijon
Lyon
Arles
Marseille
Ravenna
Mailand
Verona
Regensburg
Mainz
Worms
Speyer
Aachen
Köln
Utrecht
Dorestad
Antwerpen
Gent
Brügge
Boulogne
Amiens
Rouen
Le Mans
Angers
Nantes
Vougé
Bourges
Nevers
Autun
Clermont
Lyon
Vienne
Nimes
Narbonne
Toulouse
Auch
Bayonne
Pamplona
Saragossa
Barcelona
Tortosa
Ebro
Tajo
Guadiana
Duero
Cordova
Toledo
Leon
Castilien
Navarra
Vascogne
Aquitanien
Septimanien
Gfsch. Toulouse
Gfsch. Auvergne
Gfsch. Perigord
Gfsch. Poitou
Berry
Burgund
Bretagne
Kl. Bretagne
Gr. Bretagne
Neustrien
Austrasien
Franken
Alemannen
Baiern
Sachsen
Thüringen
Frisien
Wenden
Avaren
Czechen
Gothen
Longobarden
Rom

ung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

Zweites Buch

Ausgang der Karolinger. Die Kaiser aus dem sächsischen und dem salischen Hause

6. Äußere und innere Verhältnisse Deutschlands unter den späteren Karolingern.

Wenn man die Geschichte eines Volkes, wie häufig geschieht, vorzugsweise in den Persönlichkeiten seiner Häupter und dem Tun und Treiben seiner obersten Schichten sieht, so bietet die Geschichte der hundert Jahre nach Karls des Großen Tod wenig, was der Aufbewahrung im Gedächtnis der Menschen würdig wäre. Der Sohn des Unersetzlichen, Ludwig der Fromme (814—840), war zwar nicht der willenlose Schwächling und Frömmler, als den die populäre Geschichtschreibung, die mit groben Strichen zu zeichnen liebt, ihn dargestellt hat: ein kräftig gebauter Herr, im Bogenschießen und Lanzenwurf geübter ausdauernder Jäger, dabei fleißiger Arbeiter, eifrig und gewissenhaft in allem kirchlichen Werk, der Pflege der Armen, auch in theologischen Dingen, auf welche das höhere Interesse der damaligen Gesellschaft sich konzentrierte, nicht unbewandert. Aber er entbehrte der klaren Bestimmtheit des Wollens und der Harmonie zwischen Denken und Tun, die seinen Vater ausgezeichnet hatte, war von Eindrücken des Augenblicks abhängig, unselbständig und eigensinnig und doch ohne Folgerichtigkeit in seinem Handeln. In Rom, wo der geistliche Stolz und die übertreibende Vorstellung von der Macht des „heiligen Petrus", dem das allgemeine Zeitbewußtsein so weit entgegenkam, längst erwacht war, merkte man sofort, daß der klare und entschlossene Geist Karls fehlte. Nach der Weise geistlichen Ehrgeizes versuchte man bald, wieweit man gehen könne: und im Jahre 816 kam Papst Stephan IV selbst über die Alpen, um sehr überflüssigerweise den Kaiser zu salben und zu krönen. Auch gingen im Anfang die Dinge nicht schlecht: ein regelmäßiger Geschäftsgang war eingerichtet, und es war nur zu loben, daß der Kaiser, dem Beispiel seines Vaters

folgend, im Jahre 817 Anordnungen für den Fall seines Todes traf. Nach diesen sollte sein Sohn Pipin Aquitanien, sein Sohn Ludwig Bayern und die avarische Mark als Könige, der älteste, Lothar, das übrige und die Imperatorenwürde erhalten. Eine Reichsversammlung zu Aachen stimmte zu: der monarchische Gedanke war hier besser gewahrt als bei den früheren fränkischen Teilungen. Die patriarchalische Anschauung, die das Land wie einen Familienbesitz des Königs betrachtete, begann einer höheren politischen Auffassung zu weichen. Diese Ordnung wurde festgehalten gegen die Erhebung eines Neffen des Kaisers, Bernhard, Sohn Pipins, der die ihm durch Karls Testament angewiesene Stellung in Italien gefährdet glaubte: der Aufstand wurde von Ludwig niedergeschlagen, der unglückliche Bernhard, nach der barbarischen Justiz jener Tage zur Blendung verurteilt, starb an den Folgen. Unglücklicherweise trübte sich die Eintracht im kaiserlichen Hause durch eine zweite Heirat Ludwigs mit der Tochter eines bayerischen Magnaten, Judith, im Jahre 819. Als diese im Jahre 823 einen Sohn gebar, für den eine Versorgung zu ermitteln war, erwachte das Mißtrauen. Parteien bildeten sich: man glaubte den schwachen Kaiser ganz unter dem Einfluß der Kaiserin und des von ihr hervorgezogenen Grafen Bernhard, der seither in Barcelona die Verwaltung geführt hatte, eines energischen und rücksichtslosen Mannes. Sein Regiment erregte Unzufriedenheit, die im Jahre 830 zu einer Verschwörung und dem durch Lothar geleiteten Ausbruch und auf einem Reichstag zu Compiegne zu einem Systemwechsel im Sinne der Partei Lothars führte. Graf Bernhard mußte flüchten, die Kaiserin Judith wurde in ein Kloster verwiesen. Allein der Sieg war kurz: der Rückschlag erfolgte noch im gleichen Jahre Herbst 830 auf einem Reichstage zu Nymwegen. Die Kaiserin und Bernhard kehrten zurück, das Gesetz von 817 wurde umgestoßen im Interesse Karls, des Sohnes der zweiten Ehe, den man Karl den Kahlen nennt, dem jetzt das früher Pipin zugedachte oder zugesprochene Aquitanien bestimmt wurde.

Dies führte zu einer neuen Schilderhebung der drei Söhne erster

Ehe. Bei Colmar im Elsaß standen die Heere, Vater und Söhne, sich kampfbereit gegenüber. Unter diesen Wirren hatte sich auch unter der Geistlichkeit eine Partei gebildet, die man die klerikale nennen kann und mit welcher Lothar in Einverständnis trat. Sie setzte sich mit dem Papst Gregor IV in Verbindung, der hier die willkommene Gelegenheit sah, in einer großen Frage, die allerdings das Heil der Seelen und auch das Interesse der Kirche berührte, eine schiedsrichterliche Stellung einzunehmen. Er kam über die Alpen auf den Schauplatz der Ereignisse: und so groß war die Macht des Vorurteils und so gering die Autorität des Kaisers bei seinem Heere oder sein Kleinmut dem Papste gegenüber, daß dieses Heer ihn verließ und ins Lager der Söhne überging: in Scharen verließen sie ihr Lager. Das einzelne des großen Verrats, der hier auf dem Rotfelde geschah (833), kennen wir nicht: spätere Entrüstung hat seinen Namen in „Lügenfeld" umgewandelt. Die Sache der Söhne war siegreich, Lothar führte den Kaiser mit sich und man erkennt die Grausamkeit der mit ihm verbündeten Geistlichkeit darin, daß Ludwig zu einem feierlichen Bußakt in der Kirche des heiligen Medardus in Soissons gezwungen wurde, wobei er ein Bekenntnis seiner Sünden vorlesen mußte (Oktober 833). Mönch zu werden aber, was ihm in seiner Jugend nahegelegen hatte, und damit abzudanken weigerte er sich, und in dieser Welt der Intrige und der krummen Wege, die man mit geistlichen oder kirchlichen Interessen verdeckte, erfolgte auch bald ein neuer Umschwung. Die beiden anderen Brüder und eine im Volk sich geltend machende Stimmung der anderen Partei, die auch unter den Bischöfen und der Geistlichkeit reichlich vertreten war und an den Traditionen der fränkischen Kirche gegenüber den vordringenden römischen Ansprüchen festhielt, wandte sich gegen Lothar, der den Vater freigeben und sich demütigen mußte. Auf dem Reichstag zu Diedenhofen 835 erschien der Kaiser als Sieger und der schlimmste seiner geistlichen Gegner, Ebbo von Reims, wurde seines bischöflichen Amts entsetzt. Ludwig hatte noch einige Jahre verhältnismäßiger Ruhe: indes hörte das Spiel der Ränke nicht auf.

Der Tod des einen der Söhne, Pipin (838), gab Anlaß zu einer neuen Reichsteilung zu Worms 839, bei der Lothar und sein Stiefbruder Karl der Kahle, Judiths Sohn, begünstigt wurden: dieser Teilung widersetzte sich der dritte, König Ludwig, und auf einem Zuge gegen diesen begriffen, zu Ingelheim im Jahre 840, starb der Kaiser. Aus seinen letzten Tagen erhalten wir ein charakteristisches Zeitbild: man hat in das Zimmer des Sterbenden was von Priestern zur Hand war gebracht: den unwilligen oder ängstlichen Ruf des Todkranken: Hutz, Hutz — Hinaus, Hinaus —, der vermutlich den vielen Menschen galt, die dem Kranken lästig waren, deutet der fromme Darsteller dahin, daß der Kaiser wohl einen bösen Geist gesehen und diesem die Türe habe weisen wollen.

Der Streit um das Erbe führte dann Ludwig und Karl den Kahlen gegen Lothar zusammen, der seine kaiserlichen Ansprüche oder Rechte mit Nachdruck geltend machte. Er erlitt jedoch eine erste Niederlage im Ries, einer Landschaft im heutigen bayerischen Schwaben nördlich der Donau, gegen Ludwig 840, eine zweite im folgenden Jahre gegen die vereinigten Brüder bei Fontanetum Juni 841, was die Geistlichen ihres Lagers als Entscheidung Gottes begrüßten, während freilich andere meinten, daß das nicht so leicht zu erkennen sei. Im Februar 842 verbanden sich Karl der Kahle und Ludwig angesichts ihrer Heere zu Straßburg durch einen Eidschwur, den Karl in französischer Sprache, wie sie sich bis dahin allmählich aus dem Vulgärlatein gebildet hatte, Ludwig in deutscher, die hier zum erstenmal als tiudisc, als deutsch, als Sprache des Volks bezeichnet wird, leistete: sie verpflichteten sich, keinen Separatfrieden mit Lothar zu schließen. Indes sprachen Gründe genug für eine Einigung und unter diesen ein sehr dringender: die Heimsuchungen durch die Normannen. Seit dem Ende des achten Jahrhunderts erschienen deren Raubgeschwader von Norwegen und Schweden her an den englischen Küsten und sie fanden, was Karl der Große mit Sorge hatte kommen sehen, jetzt den Weg, der ihrem Piratengewerbe neuen reicheren Raub verhieß, indem die Mündungen der Ströme ihre kleinen Kaperschiffe bequem und leicht bis in das Herz der fränk-

kischen Lande hineinführten. Eine andere Not drängte im Süden: von Afrika her hatten seit 827 die Araber, im Besitz einer Seemacht, auf Sizilien Fuß gefaßt und machten sich auch im unteren Italien Raum. Und nicht minder dringend sprachen die Verhältnisse im Innern. So kam denn im folgenden Jahre, August 843, eine Verständigung zustande in dem berühmten Vertrag von Virodunum oder Verdun. Er ist für die besondere Geschichte des deutschen Volkes gewissermaßen der Ausgangspunkt, indem er Ostfranken- und Westfrankenland deutlich schied: Ludwig erhielt das Gebiet östlich vom Rhein und auf dessen linkem Ufer noch Speyer, Worms und Mainz zugeschieden; Karl das westlich von Maas, Schelde und Rhone gelegene Land; Lothar mit der Kaiserwürde das zwischen beiden gelegene — ein verhältnismäßig schmales Gebiet von Italien bis Friesland, germanische und romanische Bevölkerungen —, ein künstliches Gebilde, Lothari regnum, aus dem erst durch die Ereignisse wieder eine bestimmte Größe und ein ewiger Zankapfel zwischen dem östlichen und dem westlichen Volke hervorging, Lothringen.

Ludwig der Deutsche regierte noch bis 876, ein tüchtiger, kraftvoller Regent: das Zwischenreich verschwand mit Lothars II Tode, und der Verduner Vertrag wurde nun ersetzt durch einen Teilungsvertrag zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen zu Mersen, der Ludwig den östlichen Teil von Lothars Reich, mit einem Teil Frieslands, germanische Bevölkerungen, zuwies, so daß jetzt der Rhein von der Quelle bis zur Mündung durch deutsches Land floß. Es wird berichtet, daß Ludwigs Söhne, Karlmann, Ludwig und Karl, nach des Vaters Tod im Riesgau beim heutigen Nördlingen zusammenkamen, da wo Schwaben, Ostfranken und Bayern sich berührten, und das Reich unter sich teilten: der erstere erhielt Bayern und die Ostmark, Ludwig Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland, Karl Alemannien, während Lothars ehemaliges Reich auf die beiden letzteren je zur Hälfte übergehen sollte. Der westfränkische König, Karl der Kahle, — von unruhigem Ehrgeiz erfüllt, auf Landerwerb erpicht, schon ein echter Franzose — wollte sich den Todesfall zunutze machen, wurde aber von Ludwigs

des Deutschen Sohn Ludwig III bei Andernach geschlagen: im Jahre 878 kam es zwischen Ludwig und dem Nachfolger Karls des Kahlen — dieser selbst war 877 gestorben — zu einem Vergleich. In den folgenden Jahren 880 und 881 wurde das Rheinland besonders schwer durch die Normannen heimgesucht, die Städte Lüttich, Aachen, Köln wurden geplündert, überall die Kirchen und Klöster zerstört. Jener Ludwig III erfocht zwar einmal einen rühmlichen Sieg über einen der normannischen Gewalthaufen, 881 bei Saucourt, den ein gleichzeitiges Lied, ein kostbares Dokument von dieser Zeiten Kraft und Not, das Ludwigslied, in schwungvollen Zeilen

Einan kuning uueiz ih Heizsit her hluduig — —
— Gilobot si thiu godes kraft
Hluduig uuarth sigihaft

verherrlicht. Aber der bedeutende Mann starb 882, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein Reich kam also an seinen Bruder Karl, den sie später den Dicken genannt haben. Er war nicht unfähig, hatte in Italien sich betätigt, 881 in Rom die Kaiserkrone erlangt — Karl III, da man Karl den Kahlen als zweiten zählen kann. Im Jahre 882, unter dem Druck der fortdauernden Normannennot, nach dem Tode des letzten der Nachkommen Karls des Kahlen, huldigten ihm auch die Großen des Westfrankenreichs, und er vereinigte so auf kurze Zeit das Reich Karls des Großen oder seinen Schatten unter einem Haupt. Allein der Mann, dessen Kraft, soviel er deren besitzen mochte, durch eine unheilbare Krankheit gelähmt war, konnte dem ungeheuren Unheil, das im Jahre 885 sich abermals über Westfranken ergoß, den Normannen, auf die Dauer nicht steuern, und da zugleich das Ostreich auch von Osten her, durch die zu einem Großreiche vereinigten Slaven in Mähren und seinen Herrscher Swatopluk, bedroht war, so wurde Karl auf einem Reichstag zu Tribur (887) für regierungsunfähig erklärt und schon im Januar des folgenden Jahres machte der Tod diesem unglücklichen Leben ein Ende. Er verbrachte seine letzte Lebenszeit in der Nähe des Bodensees und liegt auf der Insel Reichenau begraben.

Die Not des Landes, die äußeren Feinde, gestatteten nicht lange

zu zögern; die Magnaten des Reichs mußten sich nach einem geeigneten Herrscher umsehen und hatten es ohne Zweifel schon länger her getan: Arnulf, ein Sohn des 880 verstorbenen Karlmann, ein Enkel Ludwigs des Deutschen, wurde zum König gewählt und er rechtfertigte das Vertrauen. Im Oktober 891 erfocht er an der Spitze des fränkischen Heerbanns einen rühmlichen Sieg über die Normannen bei Löwen an der Dyle, wo sie nach ihrer Weise ein festes Lager aufgeschlagen hatten, und mit nicht geringerer Energie wandte er sich gegen den Feind im Osten, das Slavenreich Swatopluks in Mähren. Wiederholt erschien er in Italien und wurde im Jahre 896, nachdem er das Ansehen des fränkischen Namens wiederhergestellt hatte, von Papst Formosus als Kaiser gekrönt: im Kampfe für die fortdauernde Einheit des Reichs wider die allerwärts aufstrebenden Selbständigkeiten entwickelte er große Energie. Im Dezember 899 starb er. Er hinterließ einen siebenjährigen Knaben, Ludwig, dem er 897 auf einem Reichstage zu Tribur die Nachfolge gesichert hatte. Das Regiment führten für diesen einige der geistlichen Häupter, der Erzbischof Hatto von Mainz, Adalbero von Augsburg, und einige weltliche Große oder große Familien. Noch unter der durch seinen Namen bezeichneten Regierung wurde das Reich von einem neuen und schlimmen Feinde angefallen, dem der Zugang durch die Auflösung von Swatopluks Reich eröffnet war, den Ungarn, durch die sich die üblen Tage der Hunnenzeit erneuerten. Im Jahre 909 drangen sie schon bis nach Alemannien vor: ein Heer, bei welchem der junge König selbst sich befand, wurde im Jahre 910 bei Augsburg geschlagen. Im folgenden Jahre aber starb Ludwig — mit ihm, Ludwig dem Kinde, der nur einen Namen in der Geschichte unseres Volkes bedeutet, war der karolingische Stamm erloschen.

Wenn man die Zeit von Karls des Großen Tode bis zum Aussterben seines Hauses nur nach den Namen der Könige, den Teilungen, den Heimsuchungen durch die Raubvölker, die eine zweite Epoche der Völkerwanderungszeit heraufzuführen drohten, beurteilt, so bietet ihre Geschichte einen trübseligen Anblick und gewährt wenig

Belehrung: um so weniger, als ihre Quellen nur selten, nur da und dort einmal gestatten, von einer hervorragenden oder charakteristischen Gestalt uns ein lebendiges Bild zu machen. Indes dürfen wir nicht vergessen, daß das Leben der Hunderttausende oder Millionen, die man mit dem Worte Volk oder Nation zusammenfaßt, seinen Gang von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr weitergeht, die Arbeit, Saat und Ernte, wenn auch dann und wann, da und dort, durch einen verheerenden Krieg, einen räuberischen Überfall unterbrochen, nie lange stillesteht und wo an einem Orte Wertvolles zerstört wird, an tausend anderen Orten neue Werte geschaffen und Fortschritte gemacht werden, die sich behaupten. Dies gilt auch von dieser Periode im Leben unserer Nation. Der Boden, den sie einnahm, war nun überall von einem seßhaften Volke bewohnt, das das Gedächtnis des Schaffens dieser Zeiten allenthalben in den Namen seiner Dörfer, die auf =ingen oder =ungen, auf =ing oder =ung, auf =hausen oder =hoven, auf =weil oder =weiler, auf =büttel oder =leben, auf =reut oder =roden, auf =berg oder =burg endigen, der Nachwelt bis auf den heutigen Tag überliefert hat. Noch war an Land Überfluß, und langsam, aber stetig wurde mit Axt und Beil und zuweilen auch mit Feuer dem Urwald Ackerboden abgewonnen. Die Errungenschaften römischer Kultur, der Steinbau an Stelle des Holzhauses, die Wassermühlen anstatt der Handmühlen, der Weinbau verbreiteten sich weiter und weiter, Nahrung und Kleidung verbesserte sich, man gewöhnte sich an neue Bedürfnisse und förderte damit die Künste oder Handwerke, die sie befriedigten. Auch die Geldrechnung gewann ein weiteres Gebiet, und Tacitus' bedächtiges Wort „schon haben wir sie auch gelehrt, Geld zu nehmen" war schon weit überholt. Das Münzrecht, wie selbstverständlich, gehörte dem König und unter Pipin lesen wir von einer Münzreform, welche die Silberwährung durchführen sollte, im Jahre 825 gebot Ludwig der Fromme die Einziehung der alten Münzen. So hatte auch der Handel selbst für die Bevölkerungen des inneren Deutschlands seine ersten Stufen lange überschritten, der Marktverkehr entwickelt sich und mit ihm ein reicherer und rascherer Fluß des Lebens.

Die großartige kulturschaffende Arbeit Karls des Großen hatte reiche Früchte getragen, und die Hauptträger dieser Kulturfortschritte waren die Klöster, deren beständig zunehmende Zahl recht eigentlich die Signatur dieser Zeit bildet. Zwar der große freie Sinn, mit dem Karl das Mönchtum dem geistigen Fortschritt hatte dienstbar machen wollen, ging unter seinem beschränkten Nachfolger zurück, und das unfruchtbare asketische Ideal, ein fremdes Gewächs auf diesem abendländischen Boden, überwog in der Schätzung der Menschen. Doch immerhin gaben diese Klöster in ihrer großen Mehrzahl das Beispiel eines streng geregelten, zwischen Arbeit und Gottesdienst geteilten Lebens, und es schließt doch eine ganze Welt von Fortschritten ein, daß nunmehr alle deutschen Stämme die Einheit des christlichen Bekenntnisses und kirchlichen Kultus verband und daß zugleich das Bewußtsein der Pflicht, die heilbringende Lehre weiterzugeben, das „Lehret alle Völker" des Evangeliums in den Herzen erwachte. Es war ein Großes, daß jetzt überall über allem irdischen Leben in Krieg und Frieden eine höhere Autorität waltete, ein Gesetz (ewa), das jedem weltlichen Gebot und Verbot eine Weihe gab, und daß der Gedanke an eine jenseitige und doch überall als gegenwärtig geglaubte und empfundene Welt hier alle Kräfte der Liebe und der Entsagung hervorrief, dort wenigstens den Frevel durch die Furcht vor dereinstiger Vergeltung und die strafende Macht des Gewissens eindämmte. Man gab dem Kaiser, was des Kaisers war: die Bischöfe und Klöster leisteten durch ihre Hintersassen und Vasallen auch Kriegshilfe, und die Privilegiertesten dieser geistlichen Untertanen beteten wenigstens für das Heil des Imperators und die Stabilität des Reichs. Was die Klöster für die damalige Gesellschaft bedeuteten, zeigt ein Blick auf die Geschichte des neben St. Gallen berühmtesten, Fulda. Es weist seit seiner Gründung durch Bonifatius an seiner Spitze eine Reihe bedeutender Männer auf, alle aus angesehenen bayerischen, sächsischen oder fränkischen Geschlechtern, Sturmi, Bangolf, Ratger, Eigil: der berühmteste von allen war Hraban, Rabanus Maurus, auf der Schule von Tours gebildet, Schüler Alkuins, von 822 bis 842

Vorsteher der Klosterschule, ein vornehmer Franke, gelehrter Theologe, Verfasser von Kommentaren zur heiligen Schrift und vieler anderen Bücher, denen es eben durch die Klöster nicht an Lesern fehlen konnte.

Das Wissen stieg und verbreitete sich allmählich. In den Klosterschulen wurde mancherlei auch nicht Theologisches gelehrt, ohne daß freilich neue Ideen erzeugt worden wären. Man verarbeitete das Überlieferte, ohne es wesentlich zu vermehren, und wo auf theologischem Gebiet ein kühner und selbständiger Geist auftrat, dem bekam es übel. Ein solcher war der Sachse Gottschalk, der, wie vielfach geschah, schon als Kind von seinem Vater, einem Grafen, dem Kloster „dargeboten" (oblatus) worden war. Wider seinen Willen darin festgehalten, vertiefte er sich in eigener Gedankenarbeit in die augustinische Lehre von der Prädestination und bildete sie, und zwar in schroffster Fassung, bei sich zu einer festen Überzeugung aus, für deren Wahrheit er, charakteristisch genug, seinen Gegnern anbot, die Feuerprobe zu bestehen. Hraban schrieb gegen ihn; nach mancherlei Geschick geriet Gottschalk in die Hände eines mächtigen Gliedes der Hierarchie, des Erzbischofs Hinkmar von Reims, und verbrachte zwanzig Jahre im Kerker: noch waren wenigstens die Scheiterhaufen nicht angezündet, die später der Wahn und die geistliche Grausamkeit dem, was sie Ketzerei nannten, errichtet hat. An Streitfragen und Polemik fehlte es auch sonst nicht ganz. In einem solchen theologischen Streit stand Hraban gegen den Abt von Corvey, Paschasius Radbertus, welcher der Lehre vom Abendmahl die sehr materielle Ausprägung gab, daß durch das Wort hoc est corpus meum Brot und Wein in den wirklichen Leib Christi kraft göttlicher Allmacht verwandelt werde. Hraban blieb bei einer unbestimmteren, also geistigeren Auffassung: jene gröbere aber, dem Volksverstand gemäßere und bald durch sehr handgreifliche Wundererscheinungen bestätigte drang durch. Auch kriegerischer Mut und Geist fand wohl Gelegenheit, in diesen stürmischen Zeiten sich in den Klöstern zu bewähren: als 915 ein ungarischer Gewalthaufe bis Fulda vordrang, wurde er durch den damaligen Abt Huozzi (Hugo) zurückgeschlagen.

Hraban starb hochbetagt im Jahre 856 als Erzbischof von Mainz. Von wesentlichem Einfluß war, daß die hohen Stufen der Hierarchie noch fast durchgängig von Männern aus adeligen Geschlechtern eingenommen, also die alte Verbindung von Adel und Priestertum aufrecht erhalten wurde. Dies gab den Häuptern der Kirche, namentlich den Inhabern der erzbischöflichen Sitze Mainz, Köln, Trier, Salzburg, denen sich unter Ludwig dem Frommen noch Bremen-Hamburg als Mittelpunkt für die nordische Mission zugesellte, eine große Unabhängigkeit dem König und selbst bis zu einem gewissen Grade dem Papst gegenüber, dessen Macht in dieser Zeit seit dem Tode Karls des Großen beständig fortschritt. Da sich die kaiserliche Autorität durch die Persönlichkeit Ludwigs und weiter durch die Teilungen beständig schwächte und doch das Bedürfnis einer zusammenfassenden Einheit vorhanden war, stieg in demselben Verhältnis das Ansehen des Papstes, und der zielbewußte, klare und feste Mann, der 858—867 diese höchste Stelle in der Kirche einnahm, Nikolaus I, zog auch schon die äußersten Konsequenzen seiner Würde, daß dem Nachfolger des heiligen Petrus die letzte Entscheidung auch in den weltlichen Dingen gebühre. Er fand Gelegenheit, diesen Anspruch in einem schimpflichen Ehe- und Liebeshandel gegen Lothar II geltend zu machen, bei dem er in seiner echten Rolle als Vertreter christlicher strenger Tugend und Verteidiger der gekränkten Unschuld blieb und also auch die Meinung der Menschen für sich hatte, als er in dieser Sache bis zur Absetzung zweier höfisch gesinnter Bischöfe schritt. Seine Anschauungen wurden von einer an Zahl wachsenden Partei geteilt, und er schon konnte sich, in gutem Glauben wie es scheint, auf eine grobe Fälschung beziehen, die aus der Mitte dieser Partei hervorging, der es damals und später auf eine Lüge nicht ankam, wo es die kirchlichen Interessen zu fordern schienen. Dies waren die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalien, eine Sammlung kirchlicher Dokumente, mit Raffinement im Vertrauen auf eine gänzlich unkritische Zeit im hierarchischen Sinn um die Mitte des Jahrhunderts, 829—845, zusammengestellt. Noch drangen

ihre Anschauungen nicht durch, noch behauptete das Königtum seinen Stand gegenüber der Hierarchie, in der Theorie und meist auch in der Praxis; die Wahl der Bischöfe geschah nach kanonischem Recht durch Klerus und Volk, der König bestätigte oder ernannte auch dann und wann geradezu. Seine Missi, seine Kommissare überwachten die Wahlen: und die Päpste, die auf Nikolaus folgten, konnten dessen ausschweifende Ansprüche nicht behaupten.

Denn das Königtum hatte sich längst soweit entwickelt und befestigt, daß es aller Teilungen, Bruderkriege, Niederlagen gegen die Raubvölker ungeachtet nichts von seinem eigenen Nimbus eingebüßt hatte. Es war nicht mehr das altgermanische Königtum. Die römische Vorstellung von der kaiserlichen Gewalt, verstärkt durch christliche Ideen, übte ihre Wirkung, so selbst in äußeren Dingen der Hof- und Beamtenordnung. Die Ämter einer großen Gutswirtschaft, des Oberknechts, des Obermundschenks, des Stallbesorgers, des Getränke- und Vorräteverwalters erschienen wieder als große Hofämter: Seneschall, Schenk, Marschalk, Truchseß, mit ihren Unterbeamten: es gibt Oberköche, Hofbäcker, Kellermeister und gelegentlich erfahren wir die Namen derer, die in Ingelheim bei dem berühmten Besuch der dänischen Herrschaften, des Königs Harold und seiner Gemahlin, am Hofe Ludwigs des Frommen diesen Dienst besorgten: Gunto, Petrus, Otho. In kräftiger Hand war das Königtum noch immer eine große Macht und lebte als ein Unentbehrliches, ja Heiliges im Bewußtsein des Volks, und die Kirche selbst und aus guten Gründen ließ sich angelegen sein, diese Gesinnung und was von Reichseinheit noch vorhanden war, zu verfechten. In allgemeinen Reichsversammlungen gab sich diese Einheit nur noch selten kund. Das Maifeld, das noch unter Karl dem Großen Bedeutung hatte, verschwindet schon unter seinem Nachfolger. Auch gab es kein allgemeines Reichsrecht und Gesetzbuch und konnte es noch nicht geben: aber die Volksrechte, an welche bei der Zusammensetzung des Reichs die Rechtsprechung gebunden war, wurden in dieser Zeit aufgezeichnet und in lateinischer Sprache fixiert, die leges Bajuvariorum, Frisiorum usw., und sie

wurden wo nötig durch Kapitularien, kaiserliche Verordnungen, erklärt und ergänzt. Die Verwaltung, haben wir gesehen, wurde durch Grafen, königliche Beamte, geführt und durch die Missi beaufsichtigt: hier aber griff eine Entwicklung Platz, die dem aristokratischen Prinzip mehr und mehr das Übergewicht über das monarchische geben sollte. Die Grafen, mit großer Amtsgewalt und mit Land als Besoldung ausgestattet, auch sonst meist in ihrem Gau angesessen und begütert, hatten das natürliche Streben, ihr Amt, das auf Wohlverhalten gegeben, also in der Regel lebenslänglich war, auf einen Sohn oder Verwandten übergehen zu sehen und dem widersprach auch gemeinhin das Reichs- oder Landesinteresse nicht: der Gedanke der Erblichkeit solcher Stellung keimte und schlug Wurzel. Außerdem gab es Immunitäten innerhalb der Grafschaft durch Grundherren oder auch Klöster, welche kraft königlichen Privilegiums für ihren Hof oder ihren Bezirk eine eigene Gerichtsbarkeit übten, also dem Grafen und seinem Gericht und dessen Dienern unzugänglich waren. Auch die herzogliche Gewalt lebte wieder auf, die namentlich an den Grenzen und in den auf erobertem Gebiet angelegten Marken und bei der Gefährdung durch die Raubvölker nicht ganz entbehrt werden konnte. Ganz besonders gefördert wurde diese aristokratische Entwicklung durch das Fortschreiten des Lehenswesens. Die alte Gliederung der germanischen Volksgesellschaft in Adelige, Freie, Freigelassene, Hörige, Sklaven blieb, aber den Stand der Freien drückten, bei wachsender Ausdehnung des Reichs und Schwinden der früheren Einfachheit der Verhältnisse, zweierlei Pflichten — die allgemeine Pflicht bei der Rechtsprechung und die allgemeine Heeresdienstpflicht. Jene mußte schon unter Karl dem Großen erleichtert werden durch Einführung der Schöffen: aus der Gesamtzahl der Freien des Gaus wurde eine mäßige Zahl als Schöffen zum Rechtsfinden und Urteilsprechen herausgenommen, so daß der Hundertschaft als Ganzem nur wenige große Fälle, causae majores, blieben und die Verpflichtung des Erscheinens sämtlicher Freien sich auf die wenigen Tage der „echten Things" beschränkte. Eine noch schwerere und bald für viele Gemeinfreie unerträgliche oder unerschwingbare Last

war die aus uralten Tagen überkommene Heerespflichtigkeit. Der Mann mußte für seine Waffen und sonstige Ausrüstung selber sorgen, die Kriege wurden länger und häufig in entfernten Gegenden geführt, und die Beute, durch die man sich früher entschädigte, wurde schmäler und ersetzte nicht, was durch die Abwesenheit des Mannes von seinem Besitz verloren wurde. So ging der Prozeß weiter, der schon vor Karl dem Großen eingesetzt hatte: durch die unerträglichen Lasten des Kriegsdienstes wurden viele Freie gedrängt, veranlaßt, verleitet, ihr Freigut gegen Übernahme dieser Lasten einem Mächtigen, einem großen geistlichen oder weltlichen Herrn, einem reichen Kloster abzutreten, um es von diesem als Leihgut, als „Lehen", zurückzuerhalten. Auf diese Weise wurden die ehedem freien Bauern nach und nach zu Unfreien, während andererseits aus dem Stand der Unfreien durch Herrendienst als Beamte und tapferes Verhalten im Krieg ein neuer Adel, der Amtsadel der Ministerialen, hervorging. Die Großen aber verfügten über eine immer größere Anzahl von Lehensleuten oder Vasallen — das Wort ist vom keltischen gwas abgeleitet und bedeutet „Knecht" —, und dies machte sie selbst ihrem Lehensherrn, dem Könige, gegenüber unabhängiger und gab den Vasallen andererseits einen näheren und unmittelbaren Herrn. Eine Organisation der Gesellschaft vollendete sich hier, deren Anfänge bis in das Merowingerreich zurückgehen, eine Organisation, aus der sich nunmehr jene durchaus eigenartige Staatsform entwickelte, die dem ganzen Mittelalter seinen Charakter aufprägt, die Form des Lehensstaates.

Fragt man endlich nach dem, was zu jeder Zeit ein Volk am tiefsten charakterisiert hat, der Dichtung oder Literatur dieser Periode, so sehen wir, wie durch den Gang, den die Entwicklung genommen hatte, das Alte, Heidnische, Germanische durch das Christliche und Theologische erstickt wurde, und erst allmählich wieder gegenüber der Literatursprache des Lateinischen das Nationale, Deutsche sich emporarbeitete. Was in Zaubersprüchen, in volkstümlichen Rechtsweisungen an Poesie lebte, was die wandernden Sänger in Heldenliedern von den alten Göttern oder Helden — Armin, Odoaker, Attila, Dietrich von Bern — zu erzählen wußten, ist für uns

verloren und nur an den dürftigsten Resten, dem Hildebrandslied, kann man sich eine ungefähre Vorstellung davon machen. Auch hier suchte sich die Poesie allmählich die Stoffe auf, welche die christliche Anschauungswelt bot, und besonders bezeichnend in dieser Richtung sind zwei Dichtungen des neunten Jahrhunderts, welche die evangelische Geschichte dem Volke mundgerecht zu machen strebten: der Heliand (um 830) und der Krist. Jenes, dessen Verfasser unbekannt ist, ist das poetisch wertvollere: in Niederdeutschland, auf sächsischem Boden erwachsen, berichtet es in alliterierenden Versen die evangelische Geschichte in einem Ton und Geist, wie er einem kriegerisch gestimmten Volke zusagen mochte. Christus erscheint als Gefolgsherr, und den Dichter kostet es einige Überwindung, dem milden und friedlichen Geist der christlichen Ursprungszeiten Worte und Gedanken einer kriegerischen Zeit anzupassen; dieses, die Evangelienharmonie des elsässischen Mönchs Otfried zeigt in den lateinischen Überschriften der Kapitel, im Reim, der sich aus der lateinischen Metrik entwickelt hatte und in der ganzen Auffassung und Darstellung des Gegenstandes den kirchlichen Einfluß und den großen Wandel, den die klösterliche Bildung im geistigen Leben hervorgerufen hatte. Von besonderem Interesse aber ist, daß in dem Mönche eine patriotische Ader schlägt: er will, daß man auch in fränkischer Sprache anfange, Gottes Lob zu singen. Der fränkische Stolz, den er aufruft, barg einen echten Keim und Kern deutschen Sinnes, den Karl der Große geweckt hatte und der jetzt durch Übersetzungen, Glossen und Umschreibungen sich des Reichtums der heiligen Schriften und der aus der alten Welt überlieferten Schätze zu bemächtigen strebte.

7. Die Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause.

Ein gefährlicher Augenblick für die deutsche Nation, soweit sie sich bis jetzt hatte bilden können, war mit dem Tode Ludwigs des Kindes eingetreten. Nach Karl dem Großen trat unter der schwachen Regierung Ludwigs des Frommen und unter den Teilungen, die ihr folgten, das Stammesbewußtsein bei den deutschen Bevölkerungen wieder stärker hervor. Sie mußten sich bei der zeitweisen Schwäche der zentralen Gewalt gegen die Anfälle von außen, der Normannen, der Slaven, der Magyaren, so gut es ging selbst helfen, und da die Kirche kein Mittel hatte, zu schützen, ihre Klöster und Kirchen vielmehr der heidnischen Wut dieser Feinde besonders preisgegeben waren, so gewannen einzelne weltliche Große durch Reichtum, durch lange Zugehörigkeit zum Lande, endlich durch besondere Verdienste für sich selbst und ihre Familien eine überwiegende Machtstellung im Lande, und der Name Herzog, Herzogtum ergab sich für diese neue oder wiedererstandene politische Größe ganz von selbst. Sie entstand in den verschiedenen Gebieten auf verschiedene Weise: in Lothringen, Schwaben, Franken im Konkurrenzkampf mächtiger Familien; in Bayern — seine Grenzen reichten vom Lech bis zur Enns — entwickelte sie sich aus der markgräflichen Gewalt und im Kampf gegen die Ungarn, durch welche die Germanisierung der Ostmark zwar aufgehalten, aber nicht zum Stillstand gebracht wurde; in Sachsen, wo Kirche und Bischöfe noch wenig Einfluß hatten, in den Kämpfen mit den Normannen und durch ein hochangesehenes, an Gütern und an bedeutenden Männern besonders reiches Geschlecht, die Nachkommen Liudolfs, die Liudolfinger: der damals an der Spitze stehende Otto dehnte noch ohne besonderen Rechtstitel und Namen diese seine hervorragende Stellung auch über Thüringen aus. Eine

ähnliche Stellung hatten in Lothringen die Konradiner erlangt, aber noch unter der nominellen Oberherrschaft des westfränkischen Königs. In Schwaben kam das Herzogtum im Widerstand gegen die geistliche Macht in die Höhe; die überwiegende Autorität im Lande besaß hier, bald Markgraf bald Herzog genannt, gegenüber einem geistlichen Gegner, dem Bischof Salomo von Konstanz, Burchard, der eben jetzt, im Jahre 911, ein gewaltsames Ende fand, aber eine Witwe, Hadawig, eine Frau von energischem und gebildetem Geist hinterließ. Um die erste Stelle unter den auf deutschem Boden wohnenden Franken warben um jene Zeit zwei große Familien, die in Oberhessen und Thüringen begüterten Konradiner und die Babenberger am oberen Main, und diese unterlagen: der letzte von drei Brüdern, Adalbert, mußte sich nach dem Fall seiner tapfer verteidigten Burg Teres am Main ergeben und wurde enthauptet (906). Auf den Sieger in diesem Kampf, Konrad, richteten sich, zumal er dem karolingischen Hause verwandt war, die Blicke der Führer, als man nach einem neuen König suchte. Denn das Königtum selbst, der königliche Name erwies sich als unentbehrlich, und namentlich die hohe Geistlichkeit setzte ihren Einfluß dafür ein: einer der ihren, Hatto von Mainz, schon bei Arnulf von großem Einfluß, hatte ja unter dem letzten unmündigen König die Regierung geführt. Sie hatte ein weiteres Steigen und damit Übergreifen der weltlichen Aristokratie, eine Zurückdrängung der ihnen günstigen Reichsidee durch den Partikularismus der Stämme zu fürchten, der an einzelnen Punkten selbst den Rückfall ins Heidentum besorgen ließ. Und so wurde noch im Jahre 911 auf einer Versammlung zu Forchheim der Franke Konrad gewählt. Nicht uneben sagt ein Bericht: „Das hatte der große Karl durch die Macht des christlichen Glaubens gewirkt" — die Erinnerung an das unter Karl dem Großen erneuerte Imperium und der Einfluß der Kirche.

Von der Persönlichkeit Konrads I (911—918) verstatten die Quellen nicht ein lebendiges Bild zu gewinnen: kaum daß man einmal ihn in der Beleuchtung des wirklichen Lebens erblickt, etwa bei seinem Besuch in St. Gallen, dem die Schüler des Klosters

drei gute Tage verdankten. Sein politisches Ziel war gegeben: die königliche Autorität der hochgestiegenen herzoglichen Gewalt gegenüber zu behaupten und womöglich wieder zu erhöhen, wobei er sich auf die geistlichen Magnaten, die Bischöfe, stützen zu wollen schien. Schon bald nach dem Antritt seiner Regierung kam er dadurch in Streit mit Heinrich, dem Sohn Ottos des Erlauchten, dem Herzog in Sachsen; es kam zu wiederholten kriegerischen Zügen ohne eigentlichen Erfolg; bei der Eresburg, 915, mischte sich, wie in den Tagen, da die Sachsen noch Heiden waren, fränkisches und sächsisches Blut. Es war dasselbe Jahr, in welchem, eine sichtbare Folge jener selbstmörderischen Kämpfe, mit denen die Geschichte unserer Nation angefüllt ist, die Ungarn in einem ihrer verheerenden Züge, die sich in kurzen Zeiträumen, 911, 913, 915, wiederholten, das deutsche Land bis hoch in den Norden heimsuchten. Im Jahr 907 war der Graf der bayerischen Ostmark, Luitpold, in rühmlichem Kampf gegen sie gefallen, und dessen Sohn Arnulf, sowie der jüngere Burchard und die „missi camerae“, Erchanger und Berthold, in Schwaben stritten seitdem mit wechselndem Erfolg wider sie. Erchanger und Berthold befehdeten aber zugleich mit bitterem Hasse den Freund des Königs, den Bischof Salomo von Konstanz. Dem klugen und gut monarchisch gesinnten Gegner waren sie nicht gewachsen: sie mußten sich auf einer Synode zu Hohenaltheim bei Nördlingen stellen und wurden hier, wo die klerikale Partei überwog, und Untreue gegen den König mit der Exkommunikation bestraft wurde, zur lebenslänglichen Haft im Kloster verurteilt. Der König ließ sie, die geistliche Grausamkeit überbietend, als Aufrührer enthaupten. Diese Handlung der Energie oder der Rache half wenig: die Güter der beiden bereicherten nur den jetzt in Schwaben völlig als Herzog schaltenden Burchard. Und noch weniger richtete der König Konrad gegen Arnulf von Bayern aus. Dieser war der Hohenaltheimer Synode, welche die Macht der Geistlichen bekundete, fern geblieben und verfuhr, wie berichtet wird, willkürlich mit dem Eigentum der Kirche und der Klöster seines Landes: Arnulf wird ähnlich, wie einst Karl Martell in seinem Kampfe gegen die Araber,

zur Abwehr der Ungarn, die doch auch der Kirche und den Klöstern zugute kam, Mittel benötigt haben. Im Jahre 914, auf einem ersten Zuge, hatte ihn Konrad besiegt, und Arnulf war zu den Ungarn entflohen. Der zweite Zug war ohne Ergebnis. Konrads Regierung endete schon im Jahre 918; er starb im rüstigsten Mannesalter, ohne Kinder zu hinterlassen. Es zeugt doch von einem großen politischen Sinn und königlichem Pflichtgefühl, daß er nicht seinen Bruder Eberhard, sondern seinen Gegner Heinrich von Sachsen als seinen Nachfolger bezeichnete: das Reich, soll er geäußert haben, stehe auf den Sachsen. Seine Leiche wurde in Fulda beigesetzt, und Eberhard, der dieser Meinung des Sterbenden zugestimmt hatte, machte sich auf, die Insignien der Königsherrschaft, Schwert und Krone, heilige Lanze und Mantel, dem Sachsen Heinrich zu überbringen.

Er entledigte sich des Auftrags, und zu Fritzlar wurde **Heinrich I** (919—936) von einer Versammlung sächsischer und fränkischer Edler gewählt. Bezeichnend für seine Auffassung des Königtums und wohl nicht bloß für die seine war, daß er die vom Bischof von Mainz angebotene kirchliche Salbung und Krönung ablehnte. Er selbst, im Herzogtum aufgewachsen, steckte sich nicht die hohen Ziele, an welche dieser geistliche Akt erinnerte. Er wahrte das gute Verhältnis zwischen Sachsen und Franken, dem er seine Erhebung verdankte, brachte Burchard, den Herzog in Alemannien, zur Anerkennung der königlichen Oberhoheit, aber ohne daß diese sehr weit gereicht hätte: noch weniger bedeutete die Verständigung mit Arnulf von Bayern, dem ein wichtiges Reservatrecht, die Ernennung der Bischöfe, zugestanden wurde. Einige Erfolge hatte das, was man seine auswärtige Politik nennen kann, im Westen. In den Wirren, die seit 923 im Westfrankenreich um das Königtum der Karolinger sich erhoben und zu einem Thronwechsel führten, rief der Herzog Giselbert von Lothringen, in diese Streitigkeiten verwickelt, seinen Beistand an und bei einem zweiten Zug im Jahre 925 erreichte Heinrich sein Ziel, die Anerkennung seiner Oberhoheit in Lothringen, dessen Herzog Giselbert er 928 seine Tochter Gerberga vermählte. In seinen Kämpfen gegen die Slaven, die ihm

schon als Herzog in Sachsen oblagen, war er im ganzen glücklich. Von ihren vielen kleinen Stämmen besiegte er 928 die Heveller, deren Hauptort Brennaburg er eroberte, ebenso die Dalemincier im gleichen Jahre, und einen großen Sieg erfocht er im Jahre 929 bei ihrer Grenzfeste Lunkini oder Lenzen. In demselben Jahre zwang er den König Wenzeslaus von Böhmen zu Lehenseid und Tributzahlung: die Elbgrenze ward gesichert, über sie hinaus die hegemonische Stellung der Deutschen auch über das größere Reich Böhmen gewonnen.

Schwerer lastete auf dem deutschen Lande die Ungarnplage. Die häßlichen Wilden mit glattrasiertem Schädel, in Fellen statt der Kleider, die Raubtieren gleich das Fleisch roh verschlangen, Pferdemilch und Blut tranken, erschienen den Bevölkerungen wie Unholde im Dienst des Teufels: dieser Ungarnplage wurde Heinrich erst gegen Ende seiner Regierung und auch dann noch nicht völlig Herr, da er, der geographischen Lage und also dem Schicksal Deutschlands entsprechend, stets nach verschiedenen Seiten in Anspruch genommen war und auch keineswegs frei über die Kräfte des Reichs verfügen konnte. Ein glücklicher Zufall im Jahre 924, als die Ungarn in gewohnter Weise unter Verwüstungen bis in altsächsisches Gebiet vordrangen und der König, sehr bezeichnend für den unfertigen Zustand des Reichs, sich noch nicht stark genug fühlte, ihnen im offenen Feld zu begegnen, lieferte ihm einen ihrer großen Stammfürsten oder Häuptlinge in die Hände. Für dessen Freigebung verlangte Heinrich den Frieden, und ein Abkommen ward getroffen, nach dem die Ungarn neun Jahre Waffenstillstand gegen regelmäßige Zahlung einer Geldsumme zugestanden. Die gegebene Frist benützte der König, wie erwähnt, gegen die Slaven und Böhmen, sicherte die Grenze gegen Westen, stellte den Ruf der ostfränkischen Waffen wieder her und traf Vorkehrungen gegen eine demnächst zu erwartende Erneuerung der Ungarneinfälle. Er organisierte eine gewappnete Reiterei, an der die mit Pfeil und Bogen bewaffneten Scharen ihrer leichten Reiter sich brechen sollten, und sorgte für eine ausreichende Zahl fester Plätze in dem bedrohten Lande, nach denen die Bevölkerung bei der Überflutung durch die Reiter-

schwärme sich selbst und ihre wertvollste Habe in Sicherheit bringen könnten, und von denen aus man in der Lage war, einen dauernden und zusammenhängenden Kampf zu führen, dem die Barbaren nicht gewachsen sein würden. Jeder neunte kampffähige Mann sollte nach der Burg sich begeben, die so ihre Besatzung erhielt oder verstärkte; die acht übrigen bestellten für ihn sein Land. Es haben sich aus diesen Burgen zum Teil weiterhin im Sachsenlande Städte und Städtchen entwickelt, doch war die nächste Absicht Heinrichs nur eine militärische und der Gedanke war durch die Natur der Dinge und die Kriegskunst der Vergangenheit gegeben. Die Einrichtung bewährte sich in der Tat, als im Jahre 933 der Vertrag nicht erneuert, die ungarischen Abgesandten, die das Geld einzufordern und vielleicht den Vertrag zu erneuern kamen, abgewiesen worden waren: man soll ihnen, wie die volkstümliche Anekdote oder vielleicht die aus einer sprichwörtlichen Redeweise entstandene Sage berichtet, statt des Geldes einen fetten Hund angeboten haben. Die ungarischen Feinde erscheinen nun mit ganzer Macht und in alter Weise, trafen aber — weder Ort noch Zeit ist völlig sicher — in der Merseburger Gegend auf das königliche Heer. Ihre eigene Macht hatte sich in einzelne Haufen zersplittert, eine eigentliche Schlacht scheinen sie nicht gewagt zu haben: in jedem Falle wurde ihr Rückzug ihnen verderblich, und auf sechsunddreißigtausend gibt der sächsische Geschichtschreiber die Zahl ihrer Gefallenen an. Das Sachsenland und die benachbarten Marken waren so von den Unholden befreit.

Die letzte Tätigkeit Heinrichs galt der Abwehr der Dänen. Er richtete das Land zwischen Eider und Schley als Mark — Mark Schleswig — ein, und die Bekämpfung der Dänen führte zur Annäherung an die Stammverwandten jenseits der See, die Angelsachsen: verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den königlichen Familien wurden angeknüpft. So hatte der erste König aus sächsischem Stamm ein gutes und wohltätiges Tagewerk geschafft. Das Verhältnis zum westfränkischen Reich hatte er geordnet und gesichert, die verschiedenen Feinde an den Grenzen zurückgedrängt, im Innern zwar nicht die volle Autorität Karls des Großen und

seine Verfassung, aber doch immerhin eine königliche Macht und befriedigende Ordnung, teils wirklich aufgerichtet, teils wenigstens angebahnt. Und jetzt konnte man auch die Blicke wieder auf Italien richten: schon für die nächste Zukunft soll Heinrich an einen Zug dorthin gedacht haben, was doch kaum etwas anderes als die Erneuerung des Imperiums bedeutet haben würde. Allein schon war ihm das Ziel gesteckt. Bei einer Jagd im Harz, bei Bodenfeld, traf ihn ein Schlagfluß; nach Erfurt, wohin eine Anzahl von Fürsten beschieden war, zurückgebracht, entschied er noch die Sukzessionsfrage: zu Memleben im Frühling des Jahres 936 verschied er.

Von Teilung war der Natur der Königsherrschaft nach, wie sie sich entwickelt hatte, nicht mehr die Rede. Der älteste Sohn aus Heinrichs Ehe mit der angelsächsischen Mathilde, Otto, war Nachfolger, gegen die Meinung oder Neigung der Königin, die den Jüngeren, Heinrich, vorgezogen hätte aus dem etwas byzantinisch anmutenden Grunde, weil er „im Purpur geboren sei" — zur Welt gekommen war, als ihr Gatte nicht mehr bloß Herzog, sondern schon König war. Otto I (936—973) war sehr verschieden von seinem Vater, der sich das Ziel nicht hoch gesteckt hatte und auch in seinen Lebensgewohnheiten sehr einfach gewesen war. Heinrich, vor seiner Wahl selbst Herzog, teilte einigermaßen die Anschauungen dieser neu oder wieder emporgekommenen Macht und war zufrieden, den Herzogen gegenüber als erster unter Gleichen zu herrschen; mit der Kirche, den Bischöfen, welche dem Herzogtum und seinen Eingriffen gegenüber das Königtum und die Reichseinheit hochhielten, suchte er nicht die enge Verbindung wie Konrad I in den Tagen der Hohenaltheimer Synode. Er war durchaus eine weltliche Natur und wollte auch von den geistigen Bestrebungen im Sinne Karls des Großen nicht viel wissen: es ist charakteristisch genug, daß er seine Söhne ohne Latein, ja ohne die Kunst des Lesens aufwachsen ließ. Dies ward jetzt anders: Otto, früh selbständig, schlug andere Wege ein als sein Vater. Schon die Thronbesteigung fand diesmal in sehr feierlicher Weise statt: zu Aachen in Gegenwart vieler Großen und dreier Herzoge, Arnulfs von

Bayern, Giselberts von Lothringen, Hermanns von Schwaben; auch der Bruder Konrads I, Eberhard von Franken, war zugegen. Sie waren die ersten, welche dem König Treue gelobten; beim Königsmahl versahen sie die alten Hofdienste als Schenk, Truchseß, Marschalk. Auch die Kirche hatte ihr Teil, die Salbung fehlte diesmal nicht. Der Erzbischof von Mainz vollzog sie: im Gotteshause vor einer großen Menge von Geistlichen und Laien stellte er — wie denn die Kirche solche Szenen liebt und zu benützen weiß — den noch sehr jugendlichen König — er war im Jahre 912 geboren — als den von Gott erwählten, von König Heinrich bezeichneten und von den Fürsten zum König gemachten vor, bekleidete ihn nach dem freudigen Zuruf der versammelten Menge mit den Insignien der königlichen Würde und salbte ihn mit dem heiligen Öle. Die besondere Feierlichkeit, mit der man den Anfang dieser Regierung begleitete, war nicht ohne Bedeutung. Im westfränkischen Reich war eben in jenem Jahre das karolingische Königtum wieder aufgelebt, der einzige noch lebende Karolinger, Ludwig, wurde dort auf den Thron erhoben und konnte möglicherweise die Ansprüche der karolingischen Zeiten erneuern: mit Ottos Königtum und seiner feierlichen Einsetzung war nachdrücklich die Selbständigkeit des deutschen Reichs in seinem damaligen Besitzstande ausgesprochen. Auch den Herzogen mußte sie als Bestätigung des unter Heinrich gewordenen Zustands willkommen sein, da ihre Stellung doch immerhin nur eine faktische, nicht auf unzweifelhaften Rechtstiteln beruhende war.

Der vierundzwanzigjährige König fand bald Gelegenheit, sich zu betätigen. Die Böhmen und andere slavische Stämme schüttelten das ihnen auferlegte Joch ab; die Ungarn unternahmen 937 einen Raubzug, der sie, als Otto ihnen in Franken entgegentrat, ins Westfrankenland und bis nach Aquitanien führte. Auf der anderen Seite drangen ihre Haufen in Italien ein und gelangten bis in die Gegend von Neapel: das Deutsche Reich allein bildete eine Schutzwehr gegen diese allgemeine Plage. Größere Schwierigkeiten erwuchsen ihm bald im Innern. Die Eifersucht zwischen Sachsen und Franken machte sich geltend; diese fanden, daß den Sachsen,

seitdem ein König aus ihrem Stamm regiere, der Kamm geschwollen sei, und jener Eberhard, der Bruder Konrads I, griff, als ein sächsischer Edler ihm den Vasallendienst weigerte, zur Selbsthilfe, wofür ihn dann der König zu einer Buße und die Leute, die bei der Zerstörung der Burg Brunings Dienste getan, zu einer empfindlichen Ehrenstrafe, deren Beschimpfendes auf ihren Herrn zurückfiel, dem Hundetragen, verurteilte. Eberhard verband sich mit Thankmar, einem Halbbruder des Königs, der Grund zur Unzufriedenheit hatte oder unschwer fand: aber dieser ward leicht überwältigt; in der Kapelle der Eresburg wurde er im Kampfe getötet, und Eberhard unterwarf sich. Bei diesem Aufruhr war Ottos jüngerer Bruder, Heinrich, in die Hände der Aufständischen gefallen, und Eberhard verständigte sich mit seinem Gefangenen: es war deutlich genug, daß die Politik des Königs auf die Erniedrigung der Herzoge gerichtet war. Und diesmal steckten sie sich das Ziel höher: Entthronung des Königs und Erhebung des im Purpur geborenen Jüngeren an seine Stelle, der sich nur hätte halten können, wenn er in die Bahnen Heinrichs I zurücklenkte. Dieser Heinrich der Jüngere, Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen vereinigten sich und suchten einen Rückhalt an dem karolingischen König in Westfranken. Aber Otto brachte ihren Streitkräften bei Birten am Niederrhein einen Schlag bei; entschieden wurde der Krieg am Mittelrhein, bei Andernach, wo Eberhard und Giselbert Ottos Heeresmacht angriffen, den Rhein überschritten, aber bei dem Zusammenstoß auf eine Weise, die verschieden überliefert wird, ihren Untergang fanden. Nach der einen Erzählung wäre Eberhard im Kampfe gefallen, Giselbert, als der mit Flüchtenden überfüllte Kahn umschlug, im Rhein ertrunken: ein ungeheurer Glücksfall für den König. Im Jahre 938 war seine Politik in Bayern erfolgreich. Der Sohn Arnulfs weigerte die Huldigung, wurde in einem Feldzug überwunden und flüchtig, das Herzogtum an seinen Oheim, Berthold von Kärnthen, gegeben, der Herzog also vom König ernannt; die Bischöfe des Landes aber wurden nicht mehr vom Herzog, sondern vom König bestimmt, wie zu Karls des Großen

Zeit, dem Partikularismus also ward diese Stütze wieder entzogen.

Eine zweite Verschwörung bildete sich, bei der auf die Unzufriedenheit unter den slavischen Stämmen gerechnet wurde. Deren Grimm war gerechtfertigt durch die grausame und hinterlistige Art, mit der Ottos Markgraf Gero sie niederhielt: er hatte einmal eine Anzahl ihrer Häuptlinge zu einem Gastmahl geladen und dabei niederhauen lassen. Heinrich selbst soll um einen Plan, den König zu ermorden, gewußt haben, doch ist seine unmittelbare Teilnahme an der Verschwörung zweifelhaft: wenigstens kam es noch im gleichen Jahre 941 zu seiner Aussöhnung mit Otto, bei dem Großmut gegen seine Feinde einen rühmlichen Charakterzug bildete; es gelang ihm offenbar, den Bruder für die Gedanken seiner Politik zu gewinnen, und er ernannte ihn weiterhin auch zum Herzog in Bayern. Auch die Mutter Mathilde machte jetzt ihren Frieden mit Otto.

Um das Jahr 947 war dessen Stellung nach allen Seiten hin befestigt. Die Marken gegen die Slaven und Dänen wurden mit Kraft behauptet, jene von Gero, diese von Hermann aus dem im Sachsenlande hochangesehenen Hause der Billunger; auch das Christentum drang wieder vor, dort wurden die Bistümer Havelberg (941) und Brandenburg (948), hier die von Ripen, Aarhus und Schleswig (948) errichtet. 950 unterwarf sich, ohne es auf einen ernstlichen Krieg ankommen zu lassen, Boleslav von Böhmen. In Deutschland waren, dank Ottos geschickter und zielbewußter Politik, die Herzogtümer alle in seiner Hand oder in der seiner Verwandten und Zugewandten. Sachsen und Franken hatte er selbst, Bayern seit 947 sein Bruder Heinrich, Lothringen Konrad der Rote, dem er seine Tochter Liutgarde vermählte, Schwaben nach Hermanns Tode sein noch jugendlicher Sohn Liudolf (949), der mit einer Tochter Hermanns vermählt war. In der Tat war das Herzogtum beinahe wieder ein Kronamt geworden, über das der Herrscher frei verfügte. Mit großem Geschick hatte Otto seiner Politik auch das geistliche Element, die Bischöfe, dienstbar gemacht. Sie waren seine natürlichen Verbündeten gegen den Partikularismus des

Herzogtums; ihre Stellung und ihr Einfluß war größer als Glieder einer Reichskirche denn nur als Magnaten einer Landeskirche: indem Otto sie mehr noch als bisher zu den Geschäften der Regierung heranzog, gab er ihnen eine größere politische Bedeutung, die einstweilen nicht gefährlich war, da er sie ernannte oder unter seinem Einfluß wählen ließ. Mit den von Otto in den großen Herzogtümern — Schwaben, Bayern, Sachsen und Lothringen — den Herzogen gewissermaßen zur Seite eingesetzten „Pfalzgrafen", deren ursprüngliche Stellung sich mit derjenigen der missi Karls des Großen berührte, beabsichtigte der König, Beamte zu schaffen, deren Aufgabe es wäre, die Rechte des Königs gegenüber den Herzogen zu wahren. Die weitere Entwicklung war freilich auch hier dieselbe wie bei den übrigen höheren Beamten im Lehensstaate; auch die Pfalzgrafen wurden bald selbst Landesfürsten und Territorialherren und vergaßen der ursprünglichen Bestimmung ihrer Stellung. Eine ähnliche Entwicklung nahm auch das wohl schon auf die Karolinger zurückgehende Amt der Burggrafen; ursprünglich kaiserliche Vögte und Gerichtsherren in den Städten wurden auch sie Territorialherren, und das zur Stärkung der kaiserlichen Gewalt eingesetzte Amt diente nur noch zur Erhöhung der Macht des Inhabers.

In Wahrheit hatte Otto übrigens jetzt — auch in den Händeln des Westfrankenreichs sprach er das entscheidende Wort — eine imperatorische Stellung. Sie legte ihm auch Pflichten gegen Italien auf, das eine besondere Bedeutung auch für sein Reich hatte, weil es die erste Stadt des Westens, Rom, in sich schloß, und diese Stadt als der Sitz des ersten Bischofs und Oberhaupts der christlichen Kirche wie als vornehmster aller Wallfahrtsorte, der die Gräber der beiden großen Apostel umschloß, ihre bedeutsame Stellung aufs neue gewonnen oder in neuer Gestalt fortgesetzt hatte.

Die Zustände dieses Landes waren seit lange äußerst verworren. Das Kaisertum bedeutete hier seit Arnulfs Tode nichts mehr. Der kaiserliche Titel bezeichnete oder dekorierte nur die wechselnden Gewalthaber in dem ewigen Gegeneinander von rivalisierenden Ehrgeizigen oder Machtgierigen. Im Jahre 901 erlangte

ihn Ludwig II von Burgund, im Jahre 915 sein Gegner, Herzog Berengar von Friaul; nach dessen Tode oder Ermordung 924 standen sich ein neuer König von Burgund, Hugo, und ein Markgraf Berengar von Ivrea gegenüber. Die Araber, die eine Burg am Garigliano erbaut hatten, suchten ganz Mittelitalien mit Brandschatzungen heim und drangen im Jahre 926 bis vor Rom. Oberitalien beunruhigten sie in derselben Weise von dem Raubnest aus, das sie in Frazinetum an der südgallischen Küste sich gegründet hatten; von Osten her kamen seit 899 die Ungarn, deren Züge sich erstreckten, soweit es etwas zu rauben gab. Die Unsicherheit aller Verhältnisse, der Wechsel der Herren, die vielgestaltige Not rief sittliche Verwilderung, Tyrannei, Treulosigkeit, Zügellosigkeit hervor, und unheilvoll wurde vor allem, daß die Stätte, die im Bewußtsein der Zeit die höchste Autorität in sich schloß, die allgemeine Orakelstätte der Christenheit — Rom — von diesem Verderben mitergriffen wurde. Das Papsttum selbst war nur eine Karte im Spiel oder Streit der Parteien geworden: eine Adelsfaktion und mächtige Familie oder ein paar ränkevolle und zuchtlose vornehme Weiber bestimmten die zu Wählenden und beherrschten die Wahlen: eine derselben, Marozia, ließ von ihren zwei Söhnen den einen als Johann XI zum Papst ausrufen, während der andere, Alberich, die weltliche Gewalt ausübte. Zunächst aber waren es die Verhältnisse in Oberitalien, dem Langobardenreich, das ja früher mit dem fränkischen Reich verbunden gewesen war, die den König Otto nach Italien riefen. Diese Verhältnisse bilden nur entfernt einen Bestandteil der deutschen Geschichte: die Summe ist, daß seine Hilfe in Anspruch genommen wurde von der noch jugendlichen, ebenso wegen ihrer Anmut als ihrer Tugend gerühmten Witwe Lothars, eines Sohnes des Königs Hugo von Burgund, Adelheid, welche Titel und Ansprüche einer Königin von Italien besaß und von jenem Berengar von Ivrea zu einer Heirat mit seinem Sohne Adalbert genötigt werden sollte; es gelang ihr, aus dem strengen Gewahrsam, in dem sie in der Burg Garda am Gardasee festgehalten wurde, zu fliehen und von der Burg Canossa aus, wo sie bei dem Bischof von

Reggio eine Zuflucht gefunden hatte, eine Botschaft an den ostfränkischen König ergehen zu lassen (950). Von seinem Bruder Heinrich begleitet, setzte dieser sich im Frühjahr 951 in Bewegung: er fand in Oberitalien wenig Widerstand, und da seine erste Gemahlin Editha 946 gestorben war, trug er Adelheid seine Hand an und ließ sie, nachdem sie zugesagt hatte, durch Heinrich feierlich nach Pavia geleiten, wo die Vermählung stattfand. Otto kehrte mit Adelheid, er selbst nun auch König von Italien — im sechzehnten Jahr seines Königtums im Frankenlande, im ersten des Königtums in Italien, wie es in den Urkunden heißt, — nach Deutschland zurück. Der Einfluß der schönen und klugen Frau machte sich fühlbar, und während Ottos Bruder, Heinrich von Bayern, sich ihr anschloß, fühlten sich Liudolf, Ottos Sohn aus erster Ehe und designierter Nachfolger, und Konrad von Lothringen, der Schwiegersohn des Königs, zurückgesetzt. Mit Berengar hatte dieser seinen Frieden gemacht: er und sein Sohn erschienen 952 auf einem Reichstag zu Augsburg und hier wurden die Dinge geordnet: Berengar huldigte und zahlte Tribut. Der König erschien auf jener Versammlung in der ganzen Fülle seiner Macht. Allein Liudolf und Konrad, unterstützt durch eine gewisse Aufregung im Volk und unter den weltlichen Großen über den so entschieden monarchischen Gang der Politik Ottos, überraschten den König mit bestimmten Forderungen, die wir nicht im einzelnen kennen, zu Mainz. Otto merkte zu spät, daß er in ihrer Gewalt war, und mußte sich diesen Forderungen fügen; beinahe hätte er, sagt eine alte Quelle, im Frankenland den König verloren. Er fand ihn wieder, als er nach seinem Heimatland, nach Sachsen zurückkehrte: er widerrief die ihm abgetrotzten Zusagen. Vor einem Reichstag zu Fritzlar im Mai 953 sollten die beiden erscheinen: aber nur ihr Verbündeter, der Erzbischof Friedrich von Mainz, erschien, dessen Opposition gegen den König, wie es scheint, ernste politische und kirchliche Gründe hatte: ihm als Geistlichen, der überall Verehrung genoß, konnte und wollte der König nichts anhaben. Die Stimmung der Versammlung war für Otto, doch war die Aufregung im Volke über dieses neue und

schwerere Zerwürfnis im herrschenden Hause groß; man sprach überall davon, und interessant ist, wie die Sache am Hofe des omajadischen Kalifen von Cordova, Abderrhamans III, besprochen wurde. Eben in jenem Jahre ging eine Gesandtschaft Ottos dorthin, und der Bericht ist ebenso für die große Stellung Ottos wie für das eigentümliche Verhältnis der beiden Welten, der islamitischen und der christlichen, zueinander charakteristisch. Man hatte Mühe, einen Mann zu finden, der den heiklen Auftrag übernahm, denn der Verkehr war durch die feindselige Theologie der beiden Religionen erschwert, die auch in die gewechselten diplomatischen Schriftstücke eindrang. Ein Mönch Johannes aus dem Kloster Gorze hatte den Mut; mit zwei anderen erreicht er sein Ziel; endlich empfängt ihn der Kalif, vor dem jener in seinem Mönchshabit erscheint. Bei der zweiten Audienz kam die Rede auch auf die Verhältnisse in Ottos Reich. Abderrhaman erkennt seine Macht und die Kraft seiner Regierung an: nur in einem, findet er, zeige er sich wenig umsichtig: er behalte die Macht nicht in einer einzigen Hand, überlasse Teile seines Reichs seinen Anverwandten: sein Schwiegersohn und, von diesem verführt, auch sein Sohn seien ja in Empörung wider ihn.

In der Tat ließen sich die Dinge gefährlich an. Der König machte seinen jüngsten Bruder Bruno zum Erzbischof von Köln und übertrug ihm, seiner Politik getreu, zugleich die Verwaltung Lothringens (953): mit einem Heere zog er gegen Mainz, wo gewissermaßen die Verschwörung ihr Hauptquartier hatte. Eine Zusammenkunft vor den Toren von Mainz, bei der Bruno den beiden Führern der Rebellen ins Gewissen geredet haben soll, war ohne Erfolg: und von Mainz wie nachher von Regensburg mußte das königliche Heer ablassen. Schroffer als je standen die beiden Parteien einander gegenüber, namentlich mit persönlichem Hasse, von dem Otto frei war, der Oheim Heinrich von Bayern und Liudolf. Indes die Gefahr, die noch immer von den Ungarn drohte — sie rüsteten sich, wie man wußte, von neuem zu einem großen Einfall in Deutschland —, führte noch einmal zu Verhandlungen. Auf einem Tage zu Langenzenn bei Nürnberg traf der König mit

den Unzufriedenen zusammen, der Erzbischof Friedrich und Konrad von Lothringen fügten sich, Liudolf aber ritt unversöhnt von dannen. Vor Regensburg wurde noch einmal gekämpft; dem Bischof Udalrich von Augsburg gelang es, Friedensunterhandlungen herbeizuführen; im Herbst 954 erschien Liudolf reumütig vor seinem Vater und unterwarf sich. Auf einer neuen Versammlung wurden die Dinge so geordnet, daß Konrad und Liudolf des Herzogtums, das der König als ein von ihm verliehenes Amt betrachtete und betrachtet wissen wollte, entsetzt wurden, aber ihre Eigengüter behielten.

Die Ungarn, welche auf diese Entzweiungen gerechnet hatten, sahen sich in ihrer Rechnung getäuscht. Man gab der Partei Liudolfs und Konrads und diesen selbst schuld, daß sie aus Haß gegen Herzog Heinrich, der bis dahin dem gefürchteten Feind einigermaßen gewehrt hatte, mit diesem Einverständnisse unterhalten hätten, und ihre Unterwerfung beweist, daß sie bei dem Unwillen, den dieser Glaube oder Verdacht im Volke erregte, den Boden unter den Füßen schwanken fühlten. Die Ungarn unternahmen gleichwohl ihren Zug, mit einem großen Heere rückten sie heran und waren schon bis zum Lech vorgedrungen. Mit Mühe hielt sich der Bischof Udalrich mit einer kleinen Streitmacht zu Augsburg — mitten unter den Kriegern sah man ihn in seinem geistlichen Gewande, und er war nicht der einzige Bischof in diesen Tagen, der gelegentlich Krieger und Feldherr wurde. Aber Otto selbst rückte jetzt mit einem Heere, Bayern, Schwaben, Sachsen, Böhmen, heran, zu denen Konrad mit den Franken stieß, ein erprobter Kriegsmann und jetzt auf der rechten Seite. Im August 955 kam es auf dem Lechfeld zu der Schlacht, die eine große Entscheidung bringen mußte. Einen Augenblick stand sie für die deutsche Sache ungünstig. Es gelang einem Teil der Ungarn, in den Rücken des Heeres zu kommen, wo sie sich auf das von den Böhmen gehütete Gepäck, eine lockende Beute, warfen: aber der Lothringer kam über sie und warf sie auseinander, und die Angriffe der wilden Reiter prallten an der festen Haltung der besser bewaffneten, zu gutem Teil in den Kriegen gegen die Slaven, von denen sie herkamen,

geübten deutschen Krieger ab. Der König selbst, wird erzählt, nahm persönlich an dem Kampfe seinen Teil, und Konrad, von einem ungarischen Pfeil tödlich getroffen, sühnte, was er am Reiche verbrochen, durch einen rühmlichen Tod. Ein großer Sieg ward erfochten, das ungarische Heer flüchtig, aufgelöst, die Kraft des Raubvolks gebrochen und ihren Einfällen auf immer ein Ziel gesetzt: der Erzengel Michael, dessen Bild auf einer Lanze das Wahrzeichen des deutschen Heeres in der Schlacht gewesen, hatte sich bewährt. Es war ein Sieg von ähnlicher Bedeutung wie der, den Karl Martell zwei Jahrhunderte früher dem Islam abgewonnen hatte.

Es wird erzählt, daß Otto am Abend des heißen Tages von seinem Gefolge in altrömischer Weise als Imperator begrüßt worden sei: seine Stellung war jetzt in der Tat von der Art, daß der Gedanke an eine Erneuerung des Imperiums im Sinne Karls des Großen von selbst sich nahelegte. Die Lage in Deutschland war jetzt einer ruhigen Entwicklung günstig geworden. Noch im Jahre der Schlacht auf dem Lechfeld wurde ein Sieg über die Wenden erfochten, mit denen der mit großer gegenseitiger Grausamkeit geführte Grenzkrieg immer wieder sich erneuerte, und an diesem Kampf nahm auch Liudolf teil; das Herzogtum Bayern, 955, im Jahre der Schlacht durch den Tod Heinrichs erledigt, ging auf dessen vierjährigen Sohn Heinrich unter Vormundschaft seiner Mutter Judith, der Tochter des einstigen Herzogs Arnulf, über. Als Liudolf, der im Jahre 956 zur Züchtigung des abgefallenen Berengar nach Italien entsandt, dort 957 am Fieber verstarb, rückte Ottos Sohn aus der Ehe mit Adelheid an seine Stelle, und dieser Otto, ein siebenjähriger Knabe, wurde 961 zu Worms von den Bischöfen und Großen zum König gewählt, das hieß als Nachfolger anerkannt. Otto I, selbständigen und überlegenen Geistes wie er war, hatte das Glück, in seinem Bruder Bruno, dem Erzbischof, einen überaus fähigen, von allen geehrten, in wahrer Treue selbständigen Gehilfen und Diener zu besitzen, der ihn in wichtigen Beziehungen, der Förderung des geistigen Lebens in Wissenschaft und Kunst z. B., zu ergänzen, in allen zu unterstützen verstand. Von Otto

selbst wird erwähnt — was bei seinem Vater, einem Kriegsmann ohne Sinn für höhere Bildung, sich von selbst verstand —, daß er in seiner Jugend weder lesen noch schreiben lernte: erst nach Edithas Tode, als er das dreißigste Jahr schon überschritten hatte, habe er angefangen, Bücher zu lesen, und es dann, fügt der sächsische Geschichtschreiber hinzu, schnell zu vollem Verstehen gebracht. Bruno dagegen, früh zum Geistlichen bestimmt und frühreif, schon als fünfzehnjähriger Jüngling in die Geschäfte der Reichskanzlei gezogen, für die er eine große Befähigung zeigte, ein Mann von sicherem Pflichtgefühl und klarem Verstand, verwaltete das erzbischöfliche Amt, das ihm sein Bruder im Jahre 953 übertrug, ebenso würdig, wie er die Angelegenheiten des Herzogtums geschickt leitete. Seine Bibliothek, rühmte man, habe er auf den Reisen, zu denen ihn seine Stellung nötigte, stets wie Israel die Bundeslade mit sich geführt: seine asketische Lebensweise, in der die Frömmigkeit der Zeit ihren Ausdruck suchte, hinderte ihn aber nicht, als Kanzler seines Bruders, sich den Geschäften des Reichs und der Politik mit allem Eifer zu widmen.

Bruno ist ein Beispiel für die Bedeutung der hohen Geistlichkeit in Ottos Reich: die Bischöfe bilden allmählich den weltlichen Großen gegenüber eine geistliche Aristokratie, die nicht minder Land und Leute zu regieren haben als die weltliche und sich dieser Stellung mehr und mehr bewußt sind. Auch wurde jetzt die christliche Eroberungspolitik, die Mission, mit Nachdruck wieder aufgenommen: teils von Hamburg aus in den 947 neugegründeten Bistümern Schleswig, Ripen und Aarhus und in den noch heidnischen Ländern Dänemark und Schweden, teils im Osten gegen die Wenden von den ebenfalls neugegründeten Bischofssitzen Brandenburg und Havelberg und weiterhin Magdeburg, dem wohlgelegenen Handelsplatz an der Elbe, aus: dieser Gründung wandte Otto ganz besonders seine Gunst und seine Aufmerksamkeit zu. Bis dahin hatte man die Bekehrungsarbeit unter den Wenden gänzlich verabsäumt: bei dem furchtbaren gegenseitigen Haß und bei dem niedrigen Kulturstand der Wenden schien sie ganz aussichtslos: jetzt wurde sie, anfangs und noch

lange mit sehr geringem Erfolg, zugleich mit Kolonisationen im Lande jenseits der Elbe bis zur Oder in Angriff genommen.

In Rom hatte sich, wie erwähnt, ein Sohn der Marozia, Alberich, der Herrschaft bemächtigt und mit ihr auch die Verfügung über das Papsttum in seine Hände gebracht. Sein Bruder Johann XI war Papst seit 932, und er behauptete sich in seiner Stellung, ein Beweis, was ein kraftvoller Mann im damaligen Italien fertig bringen konnte, bis zu seinem Tode, einundzwanzig Jahre lang. Sein Sohn Octavianus ließ sich zum Papste wählen, Johann XII, eine lasterhafte und tyrannische Natur, und dieser Papst sah sich inmitten der Schwierigkeiten, die ihm von Ober- wie von Unteritalien her und in Rom selbst drohten, veranlaßt, den deutschen König zu Hilfe zu rufen, an den sich aber auch die Partei seiner Gegner wandte. Im August 961 brach Otto zu dem großen Unternehmen auf. Wenn man in der Folgezeit sich in Klagen und Vorwürfen über diese nunmehr unwiderrufliche, wie ein Nessushemd dem deutschen Königtum anklebende Verbindung mit Italien ergangen hat, so entsprach dies nicht der in Deutschland und namentlich in den geistlichen Kreisen herrschenden Stimmung und entspricht auch nicht der nüchternen und gerechten Auffassung, welche der geschichtliche Zusammenhang der Ereignisse an die Hand gibt. Otto hatte das ostfränkische Reich in eine feste Ordnung gebracht, und wir sahen, welche bedeutungsvolle Rolle dabei das kirchliche Element und die Bischöfe spielten: sie hatten ihr Oberhaupt und ihren Einheitspunkt in Rom, im Papsttum, und es war ihr und damit der ganzen, nicht bloß der deutschen Christenheit dringendes Interesse, daß dem Greuel an heiliger Stätte ein Ende gemacht werde. Das aber konnte nicht von irgend einem der italienischen Kleinfürsten oder Raubfürsten, keinem Gewaltigen des Augenblicks, keinem Herzog von Benevent oder Spoleto noch auch von dem griechischen Kaiser geschehen, sondern nur von dem, der jetzt unbezweifelt der erste weltliche Herrscher in der Welt war und dessen Haus durch zwei bedeutende und würdige Geistliche, den Erzbischof von Köln und den von Mainz, Bruno, des Königs Bruder, und Wilhelm, seinen

Sohn aus früherer illegitimer Verbindung, gestützt und vertreten war.

Am 31. Januar 962 erreichte Otto Rom und ward am 2. Februar von Papst Johann XII feierlich zum Kaiser gekrönt. Ein Dokument ward aufgesetzt und beschworen — eine prächtige Ausfertigung davon bewahrt noch das Archiv des Vatikans, — wonach, unter Anknüpfung an frühere Vereinbarungen unter Ludwig dem Frommen und Lothar I (824) dem Papst seine Gerechtsame gesichert, hinsichtlich der Papstwahl aber die bedeutsame Bestimmung getroffen wird, daß, wenn die Wahl nach alter Weise vollzogen ist, beim Kaiser angefragt, also die Bestätigung nachgesucht werden muß, und daß dann erst die feierliche Weihe, die Konsekration, erfolgen darf: der Klerus und die Nobilität wurden auf diese Bestimmung eidlich verpflichtet. Während Otto nun sich aufmachte, um in Oberitalien mit Berengar und dessen Sohn Adalbert ins reine zu kommen, übte der nichtswürdige Papst Johannes Verrat. Er trat in Verbindung mit Adalbert sowie mit dem griechischen Kaiser, und soll sogar heimlich die Ungarn zu einem Einfall in das Gebiet des Kaisers aufgestiftet haben, so daß dieser 963 nochmals mit einem Heere gegen Rom ziehen mußte. Der Papst verließ mit Adalbert, den er aufgenommen, die Stadt, und eine Synode, auf der die Gegenpartei überwog, brachte ihre Klagen gegen „das reißende Tier", den Papst Johannes, zur Sprache und bat den Kaiser, sie von diesem Ungeheuer zu befreien. Unter seinem Einfluß wurde ein neuer Papst, ein Laie, Leo VIII, gewählt, nachdem er an einem Tage die verschiedenen Stufen der Priesterweihe durchgemacht hatte. Noch einmal kehrte Johannes zurück, starb aber bald in der Blüte seiner Sünden; wieder mußte Otto den Weg nach Rom nehmen. Er behauptete seinen Papst, dem er aber nur die geistliche Gewalt beließ.

Anfang 965 kehrte Otto nach Deutschland zurück, freudig empfangen von seiner Familie, seiner alten Mutter Mathilde, die in Quedlinburg lebte, den Erzbischöfen von Köln und von Mainz, dem er die Erziehung des Thronfolgers und die Verwaltung der Reichsgeschäfte während seiner Abwesenheit vertraut hatte. Aber noch einmal machten die Verhältnisse in Rom und in Oberitalien einen Zug

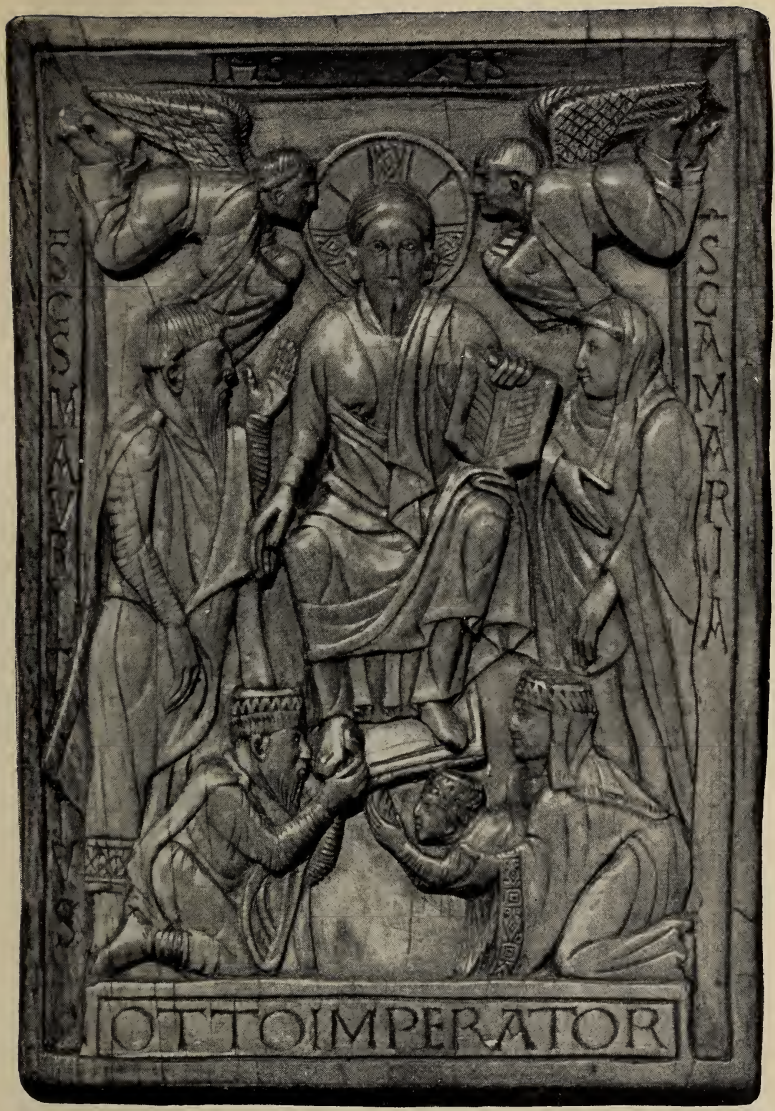
über die Alpen nötig. Und jetzt trat der Kaiser mit Strenge auf: der Abfall wurde als Verbrechen geahndet, dreizehn Rebellen wurden hingerichtet. Mit dem neuen Papste Johann XIII trat er in ein enges Verhältnis, und mit dessen Mitwirkung wurden wichtige und schwierige Kirchenverhältnisse, die Erhebung Magdeburgs zum Erzbistum und die Beziehungen zu den diesem zugewiesenen neuen Bistümern, Merseburg, Zeitz, Meißen, geordnet. Nachdem Streitigkeiten um die Grenzen der Sprengel, die lange Zeit in Anspruch nahmen, beigelegt waren, konnte die Mission jenseits der Elbe energischer einsetzen. Am Weihnachtstag 967 wurde der dreizehnjährige Knabe Otto in Rom gekrönt und damit schien die neue Ordnung, ein Erbkaisertum, gesichert.

Die Stellung, die Otto I in Italien gewann, und die Wiederaufnahme des kaiserlichen Titels brachten ihn auch in Beziehungen zu dem byzantinischen Reiche, das auf seinen italienischen Besitz noch keineswegs verzichtet hatte. Die beiden Reiche hatten aber ein gemeinsames Interesse gegen die von Süden her andrängenden Araber, die, wie erwähnt, sich Siziliens bemächtigt und auch auf dem Festlande Fuß gefaßt hatten. Eine Gesandtschaft mit dem Bischof Liudprand ging 968 nach Konstantinopel. Der Gesandte, der uns eine offenbar karikierte Beschreibung des byzantinischen Hofes gibt, war ungeschickt gewählt und richtete nichts aus: das Projekt einer dynastischen Heirat, das Otto gefaßt hatte, fand erst einen günstigeren Boden, als durch eine Palastrevolution der Kaiser Nikephoros Phokas gestürzt und ein anderer, Johannes Tzimiszes, erhoben wurde. Eine neue Gesandtschaft erlangte die Einwilligung des Kaisers zu der Vermählung der Prinzessin Theophano aus dem Kaiserhause der Porphyrogeniti mit dem jungen Kaiser Otto, und im April des Jahres 972 fand unter dem Segen des Papstes Johannes XIII zu Rom die Trauung statt.

Nicht lange darauf kam dies große, an Erfolgen reiche Regentenleben zum Abschluß. Mit dem jungen Paare kehrte Otto I im August 972 nach Deutschland zurück. Im September findet man ihn in Ingelheim auf einer großen Versammlung, wo auch nicht wenige Gesandte fremder Reiche sich einfanden, im Oktober in Tribur, Weihnachten feiert er in Frankfurt, den Palmsonntag 973

in Magdeburg, Ostern in Quedlinburg. Es ist für Ottos Regierung bezeichnend und so wie in Deutschland die Dinge lagen, rühmlich, daß er nirgends lange seinen Aufenthalt nehmen kann: am Himmelfahrtstag ist er in Merseburg, und überall gibt es Geschäfte und große Interessen, die der Entscheidung durch eine maßgebende Autorität und einen Mann, der weiß, was er will, harren; hier unter anderem trifft ihn eine Gesandtschaft aus Afrika, von einem Kalifen aus fatimidischem Hause, denn auch diese Verhältnisse mußte sein Blick umspannen. Im ganzen konnte Otto mit Befriedigung auf das Erreichte sehen und noch stand er erst an der Schwelle des Greisenalters, im sechzigsten Lebensjahre, als ihn — es war am 7. Mai 973 — zu Memleben, wo auch sein Vater gestorben war, ein rascher Tod dahinraffte, den niemand so nahe geglaubt hatte. Seine Gebeine ruhen neben denen seiner ersten Gattin Editha in der Moritzkirche in der von ihm gegründeten Bischofsstadt Magdeburg.

Man hat ihn den Großen genannt, und ohne Zweifel war er ein großer Herrscher und eine groß angelegte Natur. Er hat die partikularistischen Kräfte in Deutschland energisch und geschickt niedergehalten und indem er die Herzogtümer selbst verwaltete oder an Glieder seines Hauses brachte, das Einheitsmoment gestärkt und zugleich durch die Stellung, die er den Bischöfen gab, das Reich einigermaßen organisiert; er hat dieses Reich bis an die Oder ausgedehnt und durch die mit Konsequenz erstrebte Schöpfung des Erzbistums Magdeburg mit seinen Suffraganen der christlichen Mission den Weg zu dem rohen und stumpfen Wendenvolke und zugleich die Kolonisation im slavischen Gebiet eröffnet; durch den großen Sieg über die Ungarn hat er diese zu einem seßhaften Leben genötigt und gleichfalls dem Christentum den Zugang zu ihnen verschafft. Dies ging hier leichter vonstatten als bei den Wenden, weil durch die Masse der Gefangenen, welche die Ungarn von ihren Raubzügen mitgebracht hatten, schon für beides vorgearbeitet war. Im Süden, in Italien, stellte er, nicht unbedingt zum Heile, die deutsche Oberherrschaft wieder her: aber freilich nicht mit der Stellung, die Karl der Große gehabt hatte. Man empfand und haßte jetzt die deutsche Herr-



Otto der Große mit Gemahlin und Sohn
Elfenbeintafel des zehnten Jahrhunderts, in der Sammlung Trivulzio zu Mailand

Otto III. empfängt die Huldigung der Nationen Germania, Francia, Alamannia und Italia
Gleichzeitige, wahrscheinlich der Trierer Malschule entstammende Miniature. (Musée Condé in Chantilly)

schaft dort als Fremdherrschaft, und der Papst war nicht mehr wie unter Karl dem Großen nur der erste Bischof des Reichs, sondern er war im Bewußtsein der Zeit und auch Ottos selber das Haupt der Kirche: es ist merkwürdig, wie wenig die Unwürdigkeit der Personen, selbst jenes Johann XII, die kirchliche Wirksamkeit des Papsttums hemmte. Der König bat, der Papst gewährte, wo es sich um eine Maßregel, wie die Errichtung eines Erzbistums wie Magdeburg handelte.

Ruhig, als schon gekrönter Kaiser, ein achtzehnjähriger Jüngling, trat sein Sohn Otto II (973—983) das Erbe an. Von derjenigen Seite, von der man es am ehesten hätte erwarten können, von Liudolfs Sohn Otto wurde die Nachfolge nicht angefochten. Dieser war mit dem jungen Kaiser zusammen unter der Obhut der Großmutter Mathilde aufgewachsen und blieb seinem vom Geschick bevorzugten Vetter treu ergeben, der ihn nach Herzog Burkhards Tode mit Schwaben belehnte. Aber von einer anderen Seite regte sich Widerstand. In dem Sohne Heinrichs von Bayern, der, wie erwähnt, im Jahre der Ungarnschlacht 955 gestorben war, Heinrich II, lebte derselbe Ehrgeiz, der einst den Vater gegen den älteren, aber nicht im Purpur geborenen Bruder in die Waffen gerufen hatte. Otto, klein von Gestalt, aber von kräftigem Körper, besaß, wenn nicht die folgerichtige und staatsmännische Kraft seines Vaters, so doch kriegerische und jugendliche Energie: im Jahre 976 mußte Heinrich II nach Böhmen flüchten und als er im Jahre 977 mit Hilfe des Bischofs Heinrich von Augsburg und des Markgrafen Heinrich von Kärnten — den Krieg der drei Heinriche nennt man diesen Kampf in dem Chaos deutscher Kriege — die Feindseligkeiten erneuerte, wurden sie durch den Kaiser, den Otto von Schwaben treulich unterstützte, besiegt und unterworfen. Otto war entschlossen, das übermächtige bayerische Herzogtum zu schwächen, das seit der Schlacht auf dem Lechfeld auch wieder die Kolonisation in der Ostmark erfolgreich aufgenommen hatte. Die letztere wurde von Bayern abgetrennt und dem Babenberger Liutpold verliehen. Mit dieser Belehnung tritt Österreich in die Geschichte ein. Zugleich wurden die südlichen Marken, Kärnten, Steiermark, Krain, die ebenfalls bisher zu Bayern

in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, in ein selbständiges Herzogtum verwandelt. Rühmlicher noch als dieser Krieg der drei Heinriche endete im gleichen Jahre ein Zug, zu welchem der westfränkische König Lothar den Kaiser nötigte. Lothar überfiel ohne irgendeinen stichhaltigen Grund Lothringen und drehte den Adler auf der Pfalz zu Aachen nach Westen, zum Zeichen, wohin das Land jetzt gehöre: Otto sammelte rasch ein Heer, zu dem seine Sachsen freudig herbeiströmten. In glücklichem Zuge, ohne eigentlichen Widerstand kam er bis vor Paris: auf dem Montmartre, dem Märtyrerberge, im Angesichte der Stadt stimmte das Heer ein Halleluja an. Nach dieser wirkungsvollen Demonstration ging er wieder zurück. Bald fand sich Lothar in einer Lage, wo ihm die Herstellung der Freundschaft mit dem ostfränkischen Reich erwünscht sein mußte, und 980 bei einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Fürsten entsagte er seinen Ansprüchen.

Der kaiserliche Titel aber legte Otto die verhängnisvolle Pflicht auf, nachdem sein Ansehen diesseits der Alpen einigermaßen festgestellt war, nunmehr diese Stellung auch in Italien zu behaupten. Während das griechische Reich durch innere und äußere Schwierigkeiten für nachdrückliche auswärtige Aktionen gelähmt war, hatten die Ismaeliten, wie unsere Quellenschriften die Sarazenen nennen, unter Herrschern aus der Dynastie der Fatimiden ihre Macht in Italien weit ausgebreitet. Sie geboten auf der ganzen Nordküste von Afrika, von Ägypten bis zum Atlantischen Meer: und von der Insel Sizilien, deren sie sich völlig bemeistert hatten, drangen sie auch in Italien immer stärker an und bedrohten die Vormauer der christlichen Welt im Süden, die Fürstentümer Benevent und Capua. Eine enge Allianz zwischen Griechen und Deutschen, die das gleiche Interesse gegen diese Feinde hatten, wäre hier am Platze gewesen; es kam aber zu einer solchen nicht, obgleich Theophanos Brüder in Konstantinopel regierten. Otto unternahm also das Wagnis allein und steckte sich das Ziel hoch: die Eroberung von Unteritalien. Im Jahre 980 ging er mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohn über die Alpen. Das Unternehmen war so, wie jetzt die Kriege mit den aus Vasallen zusammengesetzten Heeren

geführt wurden, in Deutschland, namentlich im Süden nicht unpopulär: aber es endete unglücklich. Der Feldzug, im Herbst 981 begonnen, brachte, wie unsere mangelhaften Nachrichten lauten, allerdings zuerst einen großen Sieg bei Colonna, südlich von Tarent wie angenommen wird, bei dem der sarazenische Führer Abul Kasem selbst — der Führer dieser Heiden, Bullikasinus, wie die Deutschen den fremden Namen sich zurecht machten, — fiel: kurze Zeit darauf aber geriet das schwache kaiserliche Heer in jener süditalischen Küstengegend in einen Hinterhalt und erlitt eine völlige Niederlage. Das einzelne erscheint fast sagenhaft; der Kaiser selbst entrann mit Not an die Küste, wo er ein griechisches Fahrzeug traf, das ihn aufnahm. Aber, so fährt die Erzählung fort, die Mannschaft habe ihn nicht erkannt, oder ihn als kostbaren Gefangenen oder Halbgefangenen nach Konstantinopel bringen oder festhalten wollen. Das Schiff habe ihn an einen Ort gebracht, wo er seine Freunde vermuten konnte: ihrer ansichtig habe er das Schiff verlassen, sich ins Meer geworfen und schwimmend das Ufer erreicht. Die Erzählung, deren Einzelheiten etwas abenteuerlich klingen, spiegelt in jedem Fall ein rasch entschlossenes Wesen des Kaisers und andernteils die zweideutige Stellung der Griechen bei diesem seinem Unternehmen wieder.

Die Unglücksbotschaft von der Niederlage fand ihren Weg rasch über die Alpen und rief die Feinde, die Dänen und die Slavenstämme im Osten, zu einer blutigen Erhebung gegen das aufgedrungene Christentum und die deutsche Herrschaft auf: die lokalen Gewalten erwehrten sich ihrer so gut sie konnten: das wenige, was seither gewonnen war, ging wieder verloren. Otto verzichtete aber auf sein Ziel im Süden nicht. Auf einer großen Versammlung zu Verona, bei der viele deutsche und italienische Fürsten zugegen waren und auf der sein dreijähriger Knabe als künftiger König und Kaiser bezeichnet wurde, traf man Vorbereitungen zu einem neuen Zuge. Allein das Unheil, das mehr als einmal im Lauf seiner Geschichte Deutschland betroffen hat, — der unzeitige Tod seines Führers in entscheidungsvoller Zeit — ereignete sich auch hier: Otto II starb am 7. Dezember 983 am Fieber zu Rom,

wo soeben ein ihm ergebener Papst, Johann XIV, eingesetzt worden war, nach einer nur zehnjährigen Regierung.

Der dreijährige Knabe, der ihm folgte, dessen Nachfolge zunächst von niemand angefochten wurde, Otto III (983—1002), befand sich unter der Hut des Erzbischofs Warin in Köln. Angesichts der Lage erhob der abgesetzte Herzog von Bayern, Heinrich II, der im Gewahrsam des Bischofs von Utrecht lebte, als nächster männlicher Verwandter Anspruch auf die Vormundschaft. Er verließ Utrecht mit Zulassung oder Begünstigung des Bischofs und Warin übergab ihm das königliche Kind. Aber seine Gedanken gingen höher: die alten Ideen und Illusionen vom besseren Rechte des im Purpur Geborenen regten sich: er betrachtete sich als Haupt der jüngeren, aber besser berechtigten Linie, und er hatte eine Partei für sich, die mit dem ottonischen Regierungssystem unzufrieden war. Auch er war von sächsischem Stamm und versuchte nun zunächst im Sachsenlande sein Heil. Allein dort fand er Widerstand. Die Partei des ottonischen Systems, von dem geistlichen Stande oder seiner großen Mehrheit getragen, von einem klugen und energischen Haupte, dem Erzbischof Willigis von Mainz, einem Sachsen von geringer Herkunft, geleitet, war die stärkere. Als sich die gleichgesinnten Großen in stattlicher Zahl um die beiden kaiserlichen Frauen Adelheid und Theophano zusammenfanden, lenkte Heinrich ein, und auf einer großen Versammlung zu Rara (Rohr bei Meiningen), die ungewöhnlich zahlreich von beiden Parteien besucht war, unterwarf er sich, lieferte das königliche Kind in die rechten Hände und erhielt dafür die Zusicherung der Wiedereinsetzung in Bayern. Die Vormundschaft und Regierung des Reichs führte jetzt die Kaiserin-Witwe Theophano. In der zartgebauten Griechin lebte ein feiner Geist und ein angeborenes Verständnis für die Ziele und Mittel der Regierungskunst: neben ihr standen die beiden anderen königlichen Frauen, Adelheid die Großmutter, und Mathilde die Tante des jungen Kaisers, Schwester Ottos II: der vornehmste Ratgeber war der Reichskanzler Willigis. Acht Jahre führte Theophano mit geschickter Hand das Regiment, bis 991, wo die noch junge Frau starb: sie hinterließ ein rühmliches Andenken bei den Deutschen.

Im Jahre 994 trat Otto III selbst die Regierung an, eben erst zum Jüngling herangewachsen: bei großer Begabung frühreif, ohne daß die widersprechenden Einflüsse in seiner Erziehung und die schwankenden Regungen und Übertreibungen der Jugend noch sich ausgeglichen hatten. Griechischer Einfluß zeigte sich auch darin, daß er früh eine große Vorstellung von seiner kaiserlichen Würde und Machtstellung hegte und daß er andrerseits diese große Vorstellung vor sich selbst und vor dem christlichen Bewußtsein, das die Demut vorschreibt, mit der hohen und mystischen Aufgabe des Kaisertums rechtfertigte. Zu Extremen geneigt wie die Jugend zu sein pflegt, liebte und pflegte er nach byzantinischer Weise den kaiserlichen Glanz, und der Hof war auf byzantinische Weise eingerichtet: auf der anderen Seite ließ er sich von den geistlichen Übertreibungen des Zeitalters, dem durch viele große Heilige und deren geringere Nachahmer vertretenen Asketentum, imponieren. Im Jahre 995 begab er sich, eingeladen von Papst Johann XV, der sich unter dem Druck einer Adelskoterie und eines Mannes aus dem reichen Hause der Crescentier, Johannes Crescentius, unbehaglich fühlte, ein erstes Mal nach Italien, mit Erzbischof Willigis und anderem großen geistlichen und weltlichen Gefolge. Er fand, da Johannes eben gestorben war, sogleich Gelegenheit, den Römern einen Papst vorzuschlagen oder zu geben: einen Deutschen, seinen Verwandten, Enkel Konrads des Roten, Bruno, einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren, und dieser, Gregor V, vollzog im Mai 996 die Krönung. Eine Intrige des zweiten Crescentius, der einen Papst von seiner Partei dem kaiserlichen entgegenstellte, rief ihn im November 997 ein zweites Mal nach Italien; in seiner Begleitung befand sich diesmal ein Gelehrter, Erzbischof Gerbert von Reims, der schon die Aufmerksamkeit Ottos II auf sich gezogen hatte und der auf den jungen Kaiser noch größeren Einfluß übte. Aus Aurillac im Westfrankenreich gebürtig, hatte Gerbert sich früh durch ein in dieser Zeit außergewöhnliches vielseitiges Wissen hervorgetan, das er zum Teil den Bestrebungen dankte, die in den arabischen Schulen Spaniens blühten. Ehrgeizig, eitel, weltklug, hatte er es in den Wirren

des westfränkischen Reiches bis zum Erzbischof von Reims gebracht, und Otto hatte den Mann in einem Schreiben, das einen noch sehr unreifen Charakter trägt, eingeladen, seiner sächsischen Rustizität, wie er sich ausdrückt, zu Hilfe zu kommen und was etwa von griechischer Subtilität in ihm, dem Kaiser, sei, zu beleben. Gerbert folgte der Einladung, auch Magdeburg sah jetzt den großen Gelehrten, dem die Volksstimme Zauberkräfte zuschrieb. Er widmete Otto III 997 eine Schrift, die den Titel führt: „Von Vernunft und dem Gebrauche der Vernunft", und die sich in der Richtung des Scotus Erigena bewegte, der ein Jahrhundert früher lehrte. Der Kaiser fand keinen Widerstand, Crescentius wurde enthauptet, Gerbert Erzbischof von Ravenna, und als Gregor V im Februar 999 dem Klima erlag, sogar auf den päpstlichen Stuhl erhoben: Silvester II.

Ein eigentümliches Zusammenwirken und Spielen mit kühnen Ideen begann jetzt: Otto gedachte das römische Imperium im Geiste Karls des Großen, ja über ihn hinaus als Weltherrschaft, der die übrigen Nationen untertan sein sollten, aufzurichten: in enger Gemeinschaft mit dem Papsttum. Entweder Rom oder Aachen sollte dessen Mittelpunkt sein: nach seiner Rückkehr nach Deutschland stieg er selbst zu Aachen in die Gruft hinab, wo sein großes Vorbild im Sarge lag. Diese Ideale trübten ihm einigermaßen den Sinn für die nüchterne Wirklichkeit, und indem Otto mit den altrömischen Formeln spielte, betrachtete er es als einen großen Erfolg, daß er seinem „Freund und Bundesgenossen" Boleslaw von Polen nach altrömischer Weise den königlichen Titel verleihen konnte, wie auch dem ungarischen Fürsten Weik, der als Christ den Namen Stephan annahm. Er beachtete es nicht, daß, indem beide in ihren Ländern eigene Erzstifte errichteten und sich so von der deutschen Kirche emanzipierten, auch ihre Abhängigkeit vom Reich sich lockerte. Zum drittenmal besuchte Otto Italien und Rom im Jahre 1001. Er machte hier die Erfahrung, daß, wenn er Rom zur Welthauptstadt in seinem Sinn machen wollte, die Römer selbst damit keineswegs einverstanden waren; bei einem Tumult soll er ihnen in lebhafter Rede ihre Undankbarkeit vor-

gehalten haben; vergebens: er war ihnen ein Fremder. In Deutschland war man ebenso unzufrieden mit seiner Vorliebe für Italien. Bei der Verbindung des Kaisertums und des Papsttums machte dieses das bessere Geschäft, und es ward in Deutschland übel vermerkt, daß in einer Angelegenheit, die zwei der bedeutendsten Häupter der deutschen Kirche, Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim, entzweite, in dem Streit um das auf der Grenze der beiden Sprengel gelegene Stift Gandersheim der Papst sich einmischte. Es war ein Streit, bei dem wichtige Rechts- und Prinzipienfragen ins Spiel kamen, und die öffentliche Meinung, sofern man von einer solchen sprechen kann, auf Willigis' Seite war, der sich auch der Entscheidung für Bernward durch Papst und Kaiser nicht fügte. Diese Sache war noch unausgeglichen, als Otto im Januar 1002 erkrankte und zu Paterno auf dem Berge Soracte in der Nähe von Rom erst zweiundzwanzig Jahre alt am römischen Klima starb wie sein Vater. Für die Nation und vielleicht auch für ihn selbst kein Unglück, da seine unklaren und phantastischen Ideen, sein Schwanken zwischen imperialistischem Selbst- und Hochgefühl und einer bis zum Asketentum sich steigernden religiösen Schwärmerei kein heilsames Regiment verhieß. Einen der frommen Büßer, die auf einer kleinen Insel bei Ravenna ihr Wesen hatten, den heiligen Romuald, suchte er persönlich auf, und mit einem andern Manne gleicher schwärmerischer Richtung, einem vornehmen Tschechen Woytech, mit seinem mönchischen Namen Adalbert genannt, den Otto II zum Bischof von Prag gemacht hatte gegen seine Neigung und Begabung, verband ihn eine enge Freundschaft. Der Märtyrertod, den dieser Schwärmer unter den eben erst von Polen aus bekehrten Preußen fand, veranlaßte ihn zu einem förmlichen Kultus dieses neuen Heiligen. Ottos Leiche wurde nicht ohne Mühe durch das unsichere italische Land nach Deutschland gebracht und dort, wie der jugendliche Kaiser selbst noch gewünscht hatte, im Dom zu Aachen, an der Seite Karls des Großen, beigesetzt.

Otto war noch unvermählt, als er starb. Während um diese Zeit im Westfrankenreiche, seitdem 987 der Herzog von Francien, Hugo, zum König erhoben worden war, die neue Dynastie der

Kapetinger den Vorzug hatte, in ruhiger Folge langer Regierungen von Vater zu Sohn während mehrerer Generationen sich einzuwurzeln, war in Deutschland mit dem Erlöschen der Hauptlinie des sächsischen Stammes das Prinzip der Vererbung der königlichen Krone bereits wieder erschüttert. Die nächste Anwartschaft hatte das Haupt der jüngeren, von König Heinrichs I zweitem Sohne, Ottos I Bruder Heinrich, abstammenden Linie, ein Enkel dieses Herzogs von Bayern von dessen Sohne Heinrich (II) — Herzog Heinrich von Bayern. Aber er hatte eine Partei gegen sich; eine Versammlung zu Aachen erklärte sich für Herzog Hermann von Schwaben, und noch ein dritter Bewerber erstand, Ekkehard Markgraf von Meißen, der hauptsächlich unter den Sachsen Anklang fand. Die Parteiung war lebhaft, auch unter der Geistlichkeit: der einflußreichste unter den Bischöfen, Erzbischof Willigis von Mainz, aber erklärte sich für Heinrich, also für das Erbrecht, und dieser gewann mehr und mehr Boden: auch in Sachsen, nachdem Ekkehard eben zu rechter Zeit durch einen zufälligen Angriff oder Überfall umgekommen war und Heinrich ihnen ein Regiment nach ihren Gesetzen zugesagt hatte, und in Schwaben, wo Hermann seine Sache als aussichtslos aufgab. Nieder- und Oberlothringen folgten, Franken und Bayern gehörten ihm schon und so hatte er nunmehr die fünf großen Stammlande Germaniens beisammen.

An Heinrich II (1002—1024) haftet der Beiname des Heiligen und man hat ihn sich zuweilen als eine Art Ludwig den Frommen, als einen schwachen und von der Geistlichkeit abhängigen Mann vorgestellt. Er war es in seinem Denken nicht mehr als seine Zeit überhaupt, im übrigen aber erkennt man in ihm einen höchst tüchtigen, wohlüberlegenden, seiner Ziele bewußten und ihnen mit Kraft und Folgerichtigkeit nachstrebenden Herrscher, der in einem kränklichen Körper eine starke Seele, einen hellen Verstand und einen geduldigen, aber keineswegs schwankenden Willen hegte, und dem nur das, was die Menschen das Glück nennen, fehlte.

Seine erste Tätigkeit mußte er gegen Osten richten, August 1003, gegen einen oder einige unzufriedene Großen und gegen den kühn

ausgreifenden König von Polen Boleslav Chrobry, der mit ihnen Verbindungen hatte. Er nahm im Kampfe gegen diesen kein Ärgernis daran, sich der noch heidnischen oder wieder heidnisch gewordenen Liutizen zu bedienen; über Bayern, auf das sich einer jener Unzufriedenen Hoffnung gemacht hatte, verfügte er zugunsten eines Bruders seiner Gemahlin Kunigunde, Heinrich von Luxemburg. Im Frühjahr 1004 ging er zum erstenmal über die Alpen: Deutschland konnte seine Stellung in diesem Lande nicht mehr aufgeben. Er fand nicht viel Widerstand, zog in Pavia ein, wurde von dem Erzbischof von Mailand gekrönt (Mai 1004), ging aber nicht weiter, da ihn die um sich greifende Macht Boleslavs zurückrief. Der Krieg mit diesem, der seine Macht auch über Böhmen erstreckte, dauerte mit Unterbrechungen auch die folgenden Jahre und endigte zunächst mit einem Frieden, der wenigstens das Land zwischen Elbe und Oder, die Errungenschaft der ottonischen Zeit, sicher stellte.

In Deutschland hielt sich Heinrich im ganzen an das System Ottos, die Regierung mit Hilfe der Bischöfe zu führen, aber unverbrüchlich stand ihm der Grundsatz fest, die Bischöfe zu ernennen, und er setzte dabei auch seinen Willen durch. So bei dem mit großer Hartnäckigkeit von ihm verfolgten Plan der Stiftung eines Bistums Bamberg, der ihm durch den Bischof von Würzburg erschwert wurde: dieser verlangte die Unterordnung des neuen Bistums unter Würzburg. Man sieht, die Bischöfe waren Fürsten geworden: Herrschaft über Land und Leute, geistlicher und weltlicher Hochmut schossen neben den bischöflichen Tugenden auf und spielten bei der großen und wichtigen Stellung, die der Episkopat in dem Regierungssystem der Ottonen gewonnen hatte, eine große Rolle. Eine Synode ward berufen nach Frankfurt, bei der Willigis den Vorsitz führte und bei der der König selbst — offenbar war er der Rede nicht wenig mächtig — das Wort nahm. Er setzte hier wie überall seinen Willen durch, ernannte den ersten Bischof, den Willigis von Mainz konsekrierte, und stattete das neue Stift reich mit Königsgut aus. Seine Stärke dem weltlichen Adel gegenüber, der immer die Hand am Schwertgriff hatte, beruhte haupt-

sächlich auf den Bischöfen, deren Vasallen seine Streitkräfte verstärkten oder großenteils ausmachten. Über die Besetzung einer dieser wichtigen Positionen, des Erzbistums Trier, kam es zum Streit mit den luxemburgischen Schwägern des Königs und zu einer Belagerung von Metz, bei der auch heidnische Slaven, Liutizen, zum Ärgernis frommer Seelen, in der Reihe der Königlichen standen. Inmitten solcher Schwierigkeiten, die Heinrichs Leben zu einem ruhelosen Wandern machten, mußte er ein Heer zu einem neuen Zug nach Italien sammeln. In Rom war Papst Silvester bald nach Otto III gestorben. Stadt und Papsttum war wieder dem Hader der Parteien anheimgefallen: die Partei der Crescentier — es war der dritte bedeutende Mann dieses Namens — stand gegen die mächtige Familie der Grafen von Tusculum. Vom Papst der tusculanischen Partei wurde Heinrich im Februar 1014 zum Kaiser gekrönt; doch erfolgten auch diesmal Zusammenstöße der beiden Nationalitäten, und die Nachrichten von neuen Feindseligkeiten des alten Gegners Boleslav riefen Heinrich bald nach Deutschland zurück. Jenem gegenüber wurde in zwei Feldzügen, 1015 und 1017, nichts Entscheidendes erreicht, doch wurde der kühne Flug des Polenfürsten durch Feinde anderer Art, die Russen, gehemmt. Glücklicher war Heinrich in Burgund, dessen kinderloser König Rudolf III, sein Oheim, ihn in einem Abkommen zu Straßburg 1016 zum Erben bestimmt hatte, was freilich einer Partei unter den Großen des Landes nicht paßte. Im Jahre 1021 nötigten den Kaiser die Verhältnisse Italiens, zum drittenmal an einen Römerzug zu denken. Die dortige Lage war sehr verworren: in Unteritalien befanden sich die Griechen, die ihren Ansprüchen auf den italienischen Besitz noch immer nicht entsagt hatten, mit den Sarazenen im Kampfe, und die früheren langobardischen Fürstentümer hielten sich mit Mühe. In diese Verhältnisse griff im Jahre 1016, wie durch einen Zufall hergeweht, eine neue Macht ein, die für Italien und die allgemeine Entwicklung von Bedeutung werden sollte: auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande kamen vierzig Pilger aus der Normandie, die sich im Dienste eines Fürsten von Salerno gegen die Sarazenen

verwenden ließen und die dann andere aus ihrer Heimat nachzogen. Am Hofe des deutschen Königs erschien der eine und der andere flüchtige Italiener, der von ihm die Herstellung erwartete. Und im Jahre 1020 kam Papst Benedikt selbst, der in Sorge war, daß, wenn die Vormauer gegen die andrängende griechische Macht, die süditalischen Fürstentümer, an Byzanz zurückfiele, auch Rom selbst diesem Schicksal nicht würde entgehen können. So unternahm denn Heinrich im November 1021 seinen dritten Zug nach Italien, und mit dem Papst zog er am 3. März 1022 in Benevent ein. Die Einigkeit von Kaiser und Papst gab sich auch auf einer Synode zu Pavia kund, wo Heinrich, für den diese Synoden ein nicht unbedeutendes Regierungsmittel bildeten, auch selbst das Wort ergriff. Er sah seinen Königsberuf sehr praktisch vor allem in Förderung des Friedenszustandes innerhalb seiner Machtsphäre und er berührte sich hier mit einer Bewegung in der geistlichen Welt und mit Reformideen, die in einem aquitanischen Kloster, Clugny, Cluniacum, einen Mittelpunkt gefunden hatten. In den Zusammenhang mit diesen Gedanken der Herstellung eines allgemeinen Friedenszustandes gehört auch eine Begegnung mit dem westfränkischen König Robert, dem zweiten König aus dem kapetingischen Hause: man verständigte sich über Lothringen, das in seiner Unterordnung unter den deutschen König und römischen Kaiser verblieb (1023). Im nächsten Jahre aber trübten sich die Friedensaussichten wieder durch den Tod des Papstes Benedikt, dem einen Monat später der des Kaisers selbst auf Burg Grona bei Göttingen folgte, Juli 1024. Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: mit Kraft und unermüdlicher Hingebung widmete er sich der Aufgabe des Friedeschaffens in einer Zeit, wo die Selbstsucht von groß und klein sofort zum Schwerte griff. Noch in seinen letzten Jahren mußte er es gegen einen Grafen Otto von Hammerstein ziehen, der in einer von der Kirche verbotenen Ehe lebte und, der Kirche und dem König trotzend, an seiner Gattin Irmengard festhielt. Heinrich fand seine letzte Ruhestätte in dem von ihm begründeten Dom zu Bamberg.

8. Der Investiturstreit. Die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Haus.

In dem Jahrhundert, in welchem das Haus der Liudolfinger, die sächsische Dynastie, die Regierung geführt hatte, war die deutsche Nation sehr wesentlich fortgeschritten. Sie hatte sich an Zahl stark vermehrt und eine wirkliche Organisation erhalten. Die Raubvölker, die Normannen, die Magyaren, die Slaven, waren gebändigt oder ihr verheerender Strom hatte ein regelmäßiges Bette und den Weg zu zivilisierten Zuständen gefunden; östlich der Elbe hatte deutsche Kolonisation, wenn auch kaum das Christentum, Wurzel gefaßt; im Norden hatte man sich der Dänen, im Süden der Araber und der Griechen erwehrt: und im eigenen Lande, in der Mitte Deutschlands, erkennt man aus der Menge neuauftauchender Namen von Dörfern, Klöstern, kleinen Städten, daß die fortschreitende Lichtung des Urwalds den Boden für werteschaffende Menschenarbeit im weitesten Umfange zugänglich gemacht hatte. Auch der staatliche Gedanke war fortgeschritten und hatte höhere Stufen erreicht. Der Lehensstaat, die gesellschaftliche Ordnung, nach der jeder deutlich bestimmte Pflichten zu leisten und dafür seinen vertragsmäßigen Lohn in Rechten und Besitz zu empfangen hatte, war nahezu vollendet; sein Prinzip, bei dem jeder seinen unmittelbaren Herrn und Vorgesetzten über sich hatte, durchdrang und beherrschte das Leben, das im übrigen überall von kirchlichen Geboten und Formen, — von der Macht, die man, als wäre sie selbst eine Gottheit, die heilige Kirche nannte, — umhegt und umgeben war. Sie war die eigentlich herrschende, allgegenwärtige, absolute Macht und sie verschlang sich in fördernder und segensreicher Weise mit dem Staate. Sie schärfte den Mächtigen das Gewissen und hielt den Mißbrauch und die Gewalttat einigermaßen im Zaum und sie

nahm durch die Stellung, welche die Bischöfe, die Hierarchie, in dieser Zeit vollends erlangt hatten, teil an seiner Regierung. Die Bischofssitze und die entweder von ihnen ins Leben gerufenen oder von ihnen geleiteten und beaufsichtigten Klöster, die sich ungemein vermehrt hatten, waren für jede Gegend Mittelpunkte höheren geistigen und Kulturlebens und sie waren, z. B. St. Gallen, sich dessen bewußt, daß sie nicht bloß das asketische Leben und ein unbestimmtes Schwelgen in Andacht, sondern auch eine Mission des Diesseits zu erfüllen hatten. Mit jedem Kloster war eine Schule verbunden, die mittelbar und allmählich auch unmittelbar einiges Licht auch auf die Laien ausstrahlte, und der Ruhm, den einzelne dieser Schulen genossen, wie St. Gallen oder Reichenau oder Fulda oder Corvey oder Lüttich, beweist, daß gelehrte Bildung im Preise gestiegen war. Es gibt ein freundliches und erfreuliches Bild, wo die Quellen uns verstatten, einen Bischof wie Ottos I Bruder Bruno oder die imposante Gestalt des Erzbischofs Willigis von Mainz oder Bernward von Hildesheim bei ihrer Tagesarbeit zu beobachten. Der Bischof Bernward erhebt sich zu früher Stunde, erfüllt seine geistlichen Pflichten, liest die Messe, dann schlichtet er Rechtshändel, die etwa an ihn gebracht werden, vermittelt Vergleiche, gibt Anordnungen für die Verpflegung der Armen, an denen es an diesen Stätten niemals fehlen konnte. Die verschiedenen Anstalten, die Bauhütte, mit der auch eine Werkstätte für Erzguß verbunden war, die Schule, die Bibliothek, die Schreibstube, wo die Manuskripte hergestellt wurden, werden besucht; ein bescheidenes Mahl, eine kurze Rast unterbrechen die segensreiche Tätigkeit, wenn nicht der Dienst des Kaisers, die Teilnahme an einer Synode oder vielleicht ein Heereszug, bei dem er seine Vasallen selbst zu begleiten veranlaßt ist, ihn in die Ferne ruft. Das literarische Leben hatte seine Stätte in den Klöstern; es schritt weiter, wenn man auch nach einem bahnbrechenden Genius in dieser Zeit sich vergebens umsieht. Die alten Klassiker wurden hier abgeschrieben und mithin gelesen, und der Verkehr von einem Kloster zum anderen, das Kommen und Gehen der Mönche war lebhaft. Charakteristisch für die Zeit ist eine

Schularbeit aus dem Kloster St. Gallen, vom Helden Waltarius, Waltarius manu fortis, wo ein Stoff der altgermanischen Heldensage in lateinischen Hexametern behandelt ist. Heiligenleben, Psalmenübersetzungen, rhetorische Schriften, eine sangallische Chronik, ein sangallischer Aristoteles, Erbauungsbücher, aber kein theologisches Hauptwerk treten uns entgegen. Auch weniger ernste Lektüre, wie die Lustspiele des Terenz wurden hier vervielfältigt und fanden ihre Leser: eine Nonne des Klosters Gandersheim, die erste deutsche Schriftstellerin, soweit wir wissen, Hrotsuith oder Roswitha, setzte dem Terenz sechs christliche Komödien in Latein entgegen, in denen der Kaiser Constantinus und Julianus der Abtrünnige sich gegenübertreten: die Tugend siegt, nachdem das Laster und ohne Prüderie sich ausgesprochen hat. Sie erzählte auch in lateinischen Hexametern das Leben Ottos des Großen, eine ergebene Dienerin des kaiserlichen Hauses. Allmählich wurde durch diese Berührung mit Weltlichem und einzelne Mißbräuche und Ärgernisse, die bei einem so allgemeinen Phänomen wie dem Mönchtum und Klosterleben niemals ganz fehlen, das Bedürfnis nach Reformen hervorgerufen; es hatte seinen Ausgangspunkt in jenem aquitanischen Kloster Clugny, dessen schon bei Heinrich II Erwähnung geschah, griff dann weiter nach Lothringen über und wurde von einzelnen Bischöfen und namentlich auch von König Heinrich II mit Ernst erfaßt und verfolgt: eine Bewegung, die, aus dem Geiste der Zeit entsprungen, eine große Zukunft vor sich hatte. Noch war die Bildung überwiegend geistlich und lateinisch, das Wissen auf ein enges Gebiet beschränkt, wenn auch manche einzelne, wie jener Gerbert von Reims, der allen Späteren als Zauberer galt, ziemlich mannigfaltige Kenntnisse neben seiner Arbeit als Geistlicher und Politiker in seinem vielanschlägigen Kopfe beherbergte. Das Lateinische überwog, und dies und die Kunst des Lesens und Schreibens, ein Privilegium des geistlichen Standes, drang noch erst wenig in die Laienwelt vor. Indes auch der Gesichtskreis der Laienwelt erweiterte sich mehr und mehr. Es kann doch nicht ohne Wirkung gewesen sein, daß jetzt so viele, durch ihre Vasallenpflicht zum Heeresdienst herangezogen, fremdes

Heinrich II

Gleichzeitige Miniature einer für das Bamberger Domstift wahrscheinlich in Bamberg gefertigten liturgischen Handschrift. (Kgl. öffentliche Bibliothek zu Bamberg)

Konrad II und seine Gemahlin Gisela

Miniature einer vor dem Jahre 1046 in Echternach gefertigten und vom Kaiserpaar dem Speyerer Dom geschenkten Evangelienhandschrift (jetzt im Escorial bei Madrid)

Land und fremde Sitten, namentlich in Italien kennen lernten, wo die Verbindung mit Kunst und Kultur des Altertums niemals ganz aufgehört hatte, wenn auch in Rom und sonst manches Monument aus der Heidenzeit seine Steine für Burgen und Festen hergeben mußte. Auf der anderen Seite vertiefte sich eben durch Vergleichung mit der Fremde das Heimatsgefühl; dem sächsischen Geschichtschreiber Widukind ist, wie unseren heutigen Partikularisten, sein Sachsenvolk der Inbegriff aller löblichen Eigenschaften, und in dem Herzogtum war ein Kristallisationspunkt — und er war nicht der einzige — für neue Stammbildungen gegeben. Aber das Königtum war doch unentbehrlich und seine Erblichkeit bildete schließlich für die weltlichen Großen selbst, Grafen, Markgrafen, Herzoge, bei denen die Erblichkeit schon die Regel oder doch das den Beteiligten vorschwebende Ziel war, eine Gewähr des bestehenden Rechtszustandes: vor allem war dies bei den Bischöfen der Fall, deren Interesse vorläufig unauflöslich an das Königtum geknüpft war.

Die Neubesetzung des deutschen Thrones erfolgte diesmal ziemlich rasch. Die Geschäfte während der kurzen Zwischenzeit verwaltete die Kaiserin-Witwe Kunigunde. Nach dem Erlöschen der beiden Zweige des liudolfinischen Hauses, des sächsischen und nun auch des bayerischen, richteten sich die Blicke auf zwei verwandte fränkische Große, beide Enkel Konrads des Roten, der eine Tochter Ottos I zur Frau gehabt hatte, beide des Namens Konrad. Der ältere der beiden Vettern und der bedeutendere war mit einer Frau von hohem Rang und großer Begabung, Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, vermählt: ein Mann festen Charakters, bestimmten unbeugsamen Willens und großer staatsmännischer Einsicht. Eine Wahlversammlung wurde nach Mainz ausgeschrieben und Anfang September 1024 trafen sich dort an beiden Ufern des Rheins in großer Zahl die deutschen Fürsten mit ihrem Gefolge. Zu Kamba am Rhein fand die Wahl statt, die, nachdem der jüngere Konrad zurückgetreten war, nun einstimmig auf den älteren fiel.

Man hatte eine gute Wahl getroffen. Hier in Mainz wurde am 8. September **Konrad II** (1024—1056) von dem Erzbischof Aribo

gesalbt und gekrönt: die Krönung seiner Gemahlin vollzog, da Aribo ihre Ehe wegen zu naher Verwandtschaft für den kanonischen Gesetzen nicht gemäß hielt, der Erzbischof Piligrim von Köln. Der neue König trat von Anfang an mit voller Sicherheit auf: in Sachsen, zu Quedlinburg, wurde er von den Frauen des ottonischen Hauses, den Äbtissinnen von Quedlinburg und von Gandersheim, begrüßt und überall wurde er ohne Bedenken anerkannt. Die Schwierigkeiten aber zögerten nicht sich einzustellen. Eine Opposition bildete sich im Jahre 1025 um die Herzoge von Ober- und Niederlothringen, Konrad den Jüngeren und des Kaisers Stiefsohn Herzog Ernst von Schwaben: es handelte sich um ein für das Reich sehr wichtiges Streitobjekt, das Erbe von Burgund. Doch kam es noch nicht zum offenen Kampfe, und Konrad konnte 1026 seinen ersten Zug nach Italien unternehmen, wozu ihn die Nachrichten von den weitgehenden Plänen des oströmischen Kaisers Basilius II, gewisse Ausschreitungen der deutschfeindlichen Partei in der Lombardei und der erste unter den geistlichen Großen dieses Landes, der Erzbischof Aribert von Mailand, aufforderten. Konrad war Herr der Lage; der Papst, Johann XIX, fand an ihm einen Rückhalt wider die Gegenpartei und die griechischen Pläne, und am Osterfest 1027 wurde er mit Gisela von diesem gekrönt. Dieser Aufenthalt zeigt das deutsche Königtum auf seiner Höhe. Konrad fand dort in Rom einen jungen Mann von Bedeutung vor, den mächtigen König Kanut, der Dänemark und England unter seinem Szepter vereinigte, und auf einer Pilgerfahrt begriffen, engere Fühlung mit Papst und christlicher Kirche suchte. Mit diesem stellte Konrad ein für den ganzen Norden wichtiges gutes Verhältnis her, indem er ihm die Mark Schleswig überließ. Auch mit dem König Robert von Frankreich stand er in bestem Einvernehmen und in Unteritalien behauptete er die Oberherrlichkeit über die kleinen, bald von den Griechen, bald von den Sarazenen bedrohten Fürstentümer: in lebhaften Farben schildert ein Brief des Königs Kanut den Eindruck, den er von der Macht des deutschen Königs erhielt. Der Papst war völlig von ihm abhängig, und Konrad trat als

Herr auf, da das Papsttum wieder den Parteien, der tuskulanischen und der der Crescentier, verfallen und bei Johann XIX außerdem in sehr unwürdigen Händen war. Hier wie in Deutschland jedoch übte er auch in Bezug auf die Kirche die königlichen Rechte mit fester Hand, wie Karl der Große sie geübt hatte, jedoch benützte er sie nicht im Sinne der kirchlichen Reform, für die ihm der rechte Sinn und Antrieb fehlte.

Der Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, die ihn in Deutschland erwarteten, wurde der Kaiser, wenn auch nicht ohne Mühe Herr. Es handelte sich zunächst um Burgund, auf das sein Stiefsohn Ernst, als Sohn seiner Mutter Gisela, einer Nichte des burgundischen Königs, Ansprüche machen zu dürfen glaubte; mit dem jüngeren Konrad und einem Grafen Welf, dem in der Folge zu so großer Bedeutung gelangten oberschwäbischen Geschlecht entsprossen, erhob er sich in Waffen. Allein der Kaiser erwies sich, von Italien zurückgekehrt, als der Mächtigere. Das eben erledigte Herzogtum Bayern übertrug er auf seinen jugendlichen Sohn Heinrich und beschied den Herzog Ernst auf einen Tag nach Ulm (1027). Ernst erschien, auf seine zahlreichen Vasallen vertrauend, zuversichtlich. Aber er täuschte sich über die Stärke dieser Stütze. Konrad bewies seinen staatsmännischen Geist, indem er eine längst begonnene politische und gesellschaftliche Bewegung begünstigte: sie bestand darin, daß, seitdem die Erblichkeit der großen Lehen tatsächlich Regel geworden war, die Vasallen dieser Großen, sehr gegen deren Interesse, die Erblichkeit auch für ihre, die kleineren Lehen, verlangten. Sie hatten den Kaiser auf ihrer Seite, der wohl erkannte, daß sich hier dem Königtum ein Weg zeige, mit dem Volke, zunächst mit einem wichtigen Bestandteil des Volks, wieder in Fühlung zu treten, indem er dessen Interesse dem Hochadel wie auch der zum Hochadel gehörigen Geistlichkeit gegenüber vertrete, — der Aristokratie, die sich zwischen König und Volk geschoben hatte. Ernsts Gefolgsleute erklärten ihrem Herzog, daß sie freie Männer und ihm nicht verpflichtet seien gegen den, in dem sie den Schirmherrn ihrer Freiheiten und ihrer Rechte sahen. Er mußte sich unterwerfen und wurde

für einige Zeit nach der Feste Giebichenstein bei Halle gebracht (1027). Sein Herzogtum nahm der Kaiser einstweilen selbst in Verwaltung; auch die übrigen, Welf und Konrad, mußten sich fügen.

In den nächsten Jahren beschäftigten den Kaiser die Angelegenheiten im Osten, Polen und Ungarn. Der Sohn Boleslav Chrobrys, Mieško, hielt an der Politik seines Vaters fest, der sich als selbständiger König geriert hatte, und unterhielt Einverständnisse mit des Kaisers Gegnern; ebenso die Ungarn: gegen beide hatte Konrad einen Verbündeten an dem Herzog Bretislav von Böhmen. Mit Ungarn kam ein Friede zustande, den des Kaisers Sohn, der junge Bayernherzog, auf eigene Hand mit ihrem König Stephan abschloß; gegen Polen richtete man auf einem ersten Zuge 1029 nichts aus. Im folgenden Jahre 1030 war eine Versöhnung mit dem Herzog Ernst versucht worden. Auf Giselas Bitte ward er aus der Haft entlassen: Konrad verlangte von ihm, daß er Verbindungen mit Freunden, die des Kaisers Feinde seien, entsage, besonders der mit Graf Werner von Kyburg, der als Reichsfeind geächtet war und sich noch immer nicht unterworfen hatte. Ernst weigerte sich und verfiel nun selbst der Reichsacht, der die Kirche den Bann hinzufügte. Allein die Hoffnung, die er auf die Verbindung mit dem Grafen Odo von Champagne, einem anderen Prätendenten der Krone von Burgund, setzte, trog: dieser selbst wehrte sich mit Mühe gegen den französischen König und andere Gegner. Ernst warf sich mit dem Grafen Werner und einem Rest von Getreuen und Heimatlosen in den Schwarzwald und führte ein Stegreifleben, bis eine überlegene Reichsmacht unter Graf Mangold in einem letzten Kampfe im Höllental sie nach verzweifelter Gegenwehr überwältigte: die Führer alle, Mangold, der Vogt vom Kloster Reichenau, Ernst selbst, der ehemalige Herzog von Schwaben, und der Graf Werner von Kyburg fielen. Das Herzogtum wurde dem jüngeren Bruder Hermann zuteil; das traurige, aber selbstverschuldete Geschick des Herzog Ernst hielten die wandernden Spielleute in Sagen und Liedern fest, in denen sich seine Gestalt zugleich mit der eines früheren Empörers, Ottos I Sohn Liudolf, verschmolz.

Noch im gleichen Jahre erneuerte Konrad den Krieg gegen Polen mit starkem Heer und glücklichem Erfolg: Mieško kam selbst bald in die Lage, zum Kaiser seine Zuflucht zu nehmen und sich von ihm in sein Reich zurückführen zu lassen. Die wichtige Erwerbung von Burgund wurde jetzt gesichert. Im Jahre 1027 war es zu einer Regelung zwischen Konrad und dem alten König Rudolf gekommen: in dessen Auftrag und nach dessen letztem Willen wurden, als er 1032 starb, die Krone und die Lanze des heiligen Mauritius, alte Symbole des burgundischen Königtums, an den Kaiser gebracht. Er wurde im Jahre 1033 gekrönt, mußte aber doch die Anerkennung seiner Autorität noch einmal von einer widerspenstigen Partei der Großen und dem von ihr begünstigten Odo von Champagne erstreiten. Odo fiel mit Heereskraft in Lothringen ein; der Kaiser vergalt es durch einen Zug nach der Champagne, und da er den König Heinrich von Frankreich zum Verbündeten hatte und Odo in Lothringen kräftigen Widerstand fand, fügte sich dieser und versprach, sich einem Fürstengericht zu stellen, wie und wo es dem Kaiser gefallen würde. Im Jahre 1037 riefen ihn die Verhältnisse der Lombardei ein zweites Mal nach Italien. Der machtgierige Erzbischof von Mailand, Aribert, derselbe, der Konrad zwölf Jahre früher nach Italien gerufen hatte, hatte sich durch sein herrisches Umsichgreifen in schwere Händel verstrickt. Der Gegensatz der Träger der großen gegenüber den kleinen Lehen, der Kapitane und der Valvassoren, trat in Italien noch schärfer und bewußter als in Deutschland auf: der Erzbischof stützte sich auf jene und drückte diese, welche sich nun an den Kaiser wandten. Der Kaiser kam und berief eine Versammlung nach Pavia: die Valvassoren hatten eine gesetzliche Regelung ihrer Lage verlangt, und Konrad hatte ihnen die Antwort gegeben, wenn sie nach Gesetzen hungerten, so könne ihr Hunger gestillt werden. Als in Pavia der hartverklagte und trotzige Pfaffenfürst zur Rechtfertigung und zum Verzicht auf den zu Unrecht erworbenen Besitz aufgefordert wurde, weigerte er sich, auf irgendwessen Geheiß etwas von dem, was dem heiligen Ambrosius erworben sei, herauszugeben. Es kam

bis zur Verhaftung des Erzbischofs, und als er aus dem Gewahrsam nach Mailand entwich, zum förmlichen Krieg und einer Belagerung der Stadt; der Kaiser aber erließ nun im Jahre 1037 ein Gesetz, nach dem niemanden sein Lehen entzogen werden dürfe außer aus gerechter Ursache nach dem Urteil seiner Pares — eines Gerichtes von seinesgleichen. Er gewann durch diese Konstitution von Pavia die Valvassoren völlig für sich und entsetzte Aribert kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit und ohne Mitwirkung einer Synode.

Von Odo, der noch einmal sich erhoben hatte, war nichts mehr zu besorgen. In einem Gefecht bei Bar 1037 war er von dem Herzog Gozelo von Lothringen besiegt worden und wurde auf dem Rückzug erschlagen. Noch einmal griff Konrad in die italischen Dinge ein, indem er in Unteritalien die Normannen mit der Grafschaft Aversa belehnte: durch die Erwerbung von Burgund, welche den Besitz der wichtigsten Alpenpässe in sich schloß, war die Stellung Italien gegenüber wesentlich verbessert. Von dort zurückgekehrt, setzte er seinen Sohn Heinrich an Stelle seines Stiefsohns Hermann, der, wie so viele, dem Klima Italiens zum Opfer gefallen war, zum Herzog von Schwaben ein und übertrug ihm im Oktober 1038 zu Solothurn auch die Regierung von Burgund. Aber er selbst war schon am Ziel: im Juni 1039 zu Utrecht schloß dieser kluge, klare, gewissenhaft tätige Fürst sein an Erfolgen reiches Leben. Ihn beherrschte ganz die politische Auffassung des Königtums und seiner Pflichten, auch in seiner Stellung zu Kirche und Geistlichkeit: seinen Rechten vergab er nichts, er machte sie nachdrücklich, ja zuweilen mit Härte geltend. Den großen Sinn freilich, mit dem Karl der Große die kirchlichen Kräfte zur Förderung der Bildung und des geistigen Fortschritts benützt hatte, besaß er nicht: literarischen und künstlerischen Bestrebungen stand er überhaupt ziemlich fern, und so griff er auch die Aufgabe nicht an, welche sich in seinen Tagen mehr und mehr gebieterisch stellte — die Reform der Kirche und vor allem der das geistige Leben beherrschenden Klöster.

Siegel Konrads II
Von einer Urkunde vom 1. Mai 1039 im Münchener Reichsarchiv

Bleibulle Heinrichs III
Von einer Urkunde vom 20. November 1055 im Münchener Reichsarchiv

Heinrich III und seine Gemahlin Agnes

Miniature einer vor dem Jahre 1046 in Echternach gefertigten und vom Kaiserpaar dem Speyerer Dom geschenkten Evangelienhandschrift (jetzt im Escorial bei Madrid)

Die Verhältnisse des Reichs waren aufs beste geordnet, und ohne Zwischenregierung folgte ihm sein Sohn Heinrich III (1039—1056), ein Jüngling von einundzwanzig Jahren, mit der Reife und dem Ernst eines Mannes. Früh in die Geschäfte eingeführt, verband er mit der soliden Tüchtigkeit und der Gewissenhaftigkeit des Vaters einen religiösen Sinn und einen freieren, auf das Ideale gerichteten Geist. Die cluniacensische Reformpartei, die für die Klöster das strenge Leben nach der ursprünglichen Benediktinerregel verlangte und noch über sie hinaus Wert auf die Askese legte, hatte auch schon in Deutschland Anhänger: von Hirschau und St. Blasien, den beiden Schwarzwaldklöstern, aus wurden ihre Gedanken eifrig verbreitet. Das naive, arbeitsame und heitere Mönchtum, wie es einst in St. Gallen oder Fulda geblüht hatte, genügte den Neuerern nicht. Sie forderten die unbedingte Geltung der kirchlichen Kanones, besonders aber waren es zwei Punkte, an denen sie Anstoß nahmen: sie bezeichneten sie mit einem biblischen Ausdruck als Simonie und als Nikolaismus. In der Apostelgeschichte ist von einem Magier Simon die Rede, der den Aposteln Geld bot, damit sie ihm die Gabe verleihen sollten, durch Handauflegung den heiligen Geist mitzuteilen, und in der Offenbarung Johannis von der unzüchtigen Lehre der Nikolaiten. Die Eiferer deuteten die letztere Stelle auf die von den kirchlichen Kanones verbotene, aber unter dem niederen Klerus sehr gewöhnliche Ehe der Priester und das erstere auf das Erkaufen oder Erlangen einer geistlichen Stellung für Geld und Genuß, und einmal im Zuge, verwarfen sie überhaupt jede Annahme einer geistlichen Stellung aus Laienhand. Zu leugnen war nicht, daß in beiden Richtungen grobe Mißstände weit verbreitet waren, und so hatten die cluniacensisch Gesinnten bei ihrer Bekämpfung einen starken Verbündeten in der Volksstimmung. Diese Verhältnisse verwickelten sich und gewannen eine große geschichtliche Wichtigkeit, weil in den letzten Jahrzehnten das Papsttum selbst dem Unheil der Simonie und zuweilen mehr noch dem des Nikolaismus verfallen und also vor allem der Reform bedürftig war. Konrad hatte sich begnügt, bei der Auswahl der Bischöfe

mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu verfahren, Heinrich erkannte hier eine ernste, ihm von Gott auferlegte Pflicht und Aufgabe, der er nicht gemeint war sich zu entziehen.

In den ersten Jahren seiner Regierung wurde er durch Kämpfe anderer Art in Anspruch genommen: in Böhmen, wo er im Jahre 1041 den Herzog demütigte; in Ungarn, wo Christentum und Heidentum noch im Streite lagen und er nach einem großen Siege an der Raab, bei Menfö im Juli 1044, einen von der Gegenpartei vertriebenen König Peter als seinen Vasallen einsetzte; sowie durch allerlei Wirren in Lothringen: auch hier wurde er des Gegners, des Herzogs Gottfried des „Bärtigen", Meister, empfing seine Unterwerfung, setzte ihn aber in sein Herzogtum wieder ein.

Im Herbst 1046 unternahm er den Zug über die Alpen. Dort zu Rom selbst war in dem verworrenen Streit der Parteien oder Coterien um das Papsttum ein flagranter Akt von Simonie geschehen: der Papst Benedikt IX, mit dem Konrad sich in gutem Einvernehmen gehalten hatte, trat gegen eine namhafte Geldzahlung das hoheprieſterliche Amt an einen neuen, einen Mann von unbescholtenem Rufe, Gregor VI, ab. Dieser kam dem Kaiser bis Sutri entgegen, wohin Heinrich eine Synode berufen hatte, und hier fiel eine wichtige Entscheidung. Gregor sprach sich, da der Papst von niemand gerichtet werden konnte, selbst das Urteil und entsagte; der von der Gegenpartei erhobene Silvester III wurde von der Versammlung abgesetzt. Benedikt IX verschwand ganz von selbst, und in Rom angelangt, gab der deutsche König nunmehr der Kirche ein würdiges Haupt, einen Deutschen, Suitger, Bischof von Bamberg, der dann — Clemens II — den König alsbald krönte und im Einklang mit ihm das Werk der Reform begann. Unglücklicherweise starb er schon im Oktober 1047, auch ein zweiter Deutscher, Damasus II, starb wenige Wochen nach seiner Einsetzung, im August 1048. Nie war die kaiserliche Entscheidung nötiger und willkommener. Eine römische Gesandtschaft erschien, um den Kaiser, dessen ernster kirchlicher Sinn so unbezweifelt war als jetzt sein Recht, den obersten der Bischöfe, den Papst zu be-

stimmen, zur Ausübung dieses Rechts aufzufordern. Auf einem Reichstage zu Worms ernannte Heinrich III einen tadellosen Mann, seinen Verwandten, den siebenundvierzigjährigen Bischof Brun von Toul, dessen Frömmigkeit und heiliger Wandel ebenso anerkannt war wie seine körperliche und geistige Frische und Tatkraft. Widerstrebend nahm er an, stellte aber eine bedeutungsvolle Bedingung — daß Klerus und Volk von Rom mit dem Geschehenen übereinstimme. Er war also ein Mann der cluniacensischen Anschauung, was aber, da beide Männer in dem guten Ziele der kirchlichen Reform und in gutem Willen übereinstimmten, zu keinem Konflikt mit dem Kaiser führte. Ein redender Protest gegen die letzten Zeiten des Papsttums, in demütiger Haltung als betender Mönch zog der neue Papst, Leo IX, mit seiner Begleitung in Rom ein. Er griff die Leitung und Reform der Kirche mit fester Hand an, ging wiederholt und zu längerem Aufenthalt über die Alpen. Er war der erste Papst, der die Regierung der Kirche zu einer Wahrheit machte, Synoden abhielt, die Kirchen und Klöster besuchte und die kirchlichen Gebote gegen Simonie und Priesterehe einschärfen ließ. Er belebte alles durch seine zugleich feste und gewinnende Persönlichkeit, hielt sich auch dem Volk nicht ferne, dem diese neue Erscheinung nicht wenig imponierte. Auch den weltlichen Aufgaben, welche die ausgesetzte Lage Roms stellte, blieb er nicht völlig fremd. Die neue Macht der Normannen, an deren Spitze ein rücksichtsloser und listiger Gewaltmensch, Robert Guiscard, stand, griff um sich und stieß auch mit den römischen Interessen zusammen. Der Papst Leo selbst zog mit zu Felde gegen die gewalttätigen Ritter: nach einer Niederlage, die das Heer erlitt, geriet er selbst in die Hände der Sieger. Diese aber behandelten ihn mit Ehrerbietung; sie forderten nur, daß der Papst sie von dem über sie verhängten Bann löse, und geleiteten ihn, nachdem dies geschehen, sicher nach Benevent. Zu Rom machte man ihm, und nicht mit Unrecht, den verfehlten Zug und die Niederlage des schlechtgerüsteten Heeres zum Vorwurf. Nicht lange später, April 1054, starb Leo, und wiederum erschien eine Gesandtschaft bei Heinrich, an

der Spitze der Subdiakon Hildebrand, den Leo sich einst aus dem Kloster Clugny geholt hatte und der unter den Männern, auf deren Rat er hörte, als der bedeutendste hervortrat. Heinrich ernannte den Bischof Gebhard von Eichstätt, der in Bayern für das Kind, das im Jahre 1050 dem kaiserlichen Paare geboren worden, die Geschäfte leitete, und der allen erwünscht war, Viktor II. Auch er war ein Mann der reformatorischen Richtung, mit dem Heinrich in voller Einigkeit handelte. Die Vorgänge in Ungarn, wo eine heidnische Reaktion eingetreten und Heinrichs Schützling Peter vertrieben worden war, und die Intrige, die der unruhige Herzog Gottfried von Lothringen spann, berühren die deutsche Geschichte nicht tiefer: sie führte Heinrich im Jahre 1055 ein zweites Mal nach Italien. Die Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe wurden erneuert, und der Papst Viktor erschien im folgenden Jahre, September 1056, am kaiserlichen Hofe in Deutschland zum Besuch bei seinen kaiserlichen Freunden. Er war zu einem Sterbenden gekommen: erst neununddreißig Jahre alt, erlag Heinrich III einer Krankheit, die er anscheinend schon längere Zeit in sich trug, auf seiner Burg Bodfeld im Harz, am 5. Oktober 1056.

Dieser vorzeitige Todesfall war ein schweres Unglück für unsere Nation. Er beraubte sie eines ernsten, gewissenhaften, welterfahrenen und doch idealgesinnten Fürsten, dessen geistiges Gleichgewicht keine Leidenschaft trübte. Heinrich war zweimal vermählt gewesen, das erstemal mit einer dänischen Prinzessin Gunhild, die bald starb, und dann mit einer aquitanischen Fürstentochter Agnes, aus dem Hause, dem das Kloster Clugny seine Gründung verdankte; die Ehe mißfiel einem Teil der Geistlichkeit, weil die Ehegatten in einem Grade, den eine sinnlose Kirchensatzung verbot, miteinander verwandt waren. Aus dieser Ehe war ein Knabe entsprossen, dessen Nachfolgerecht, nachdem es 1053 ausdrücklich von einer Fürstenversammlung bestätigt worden war, von niemand angefochten wurde, Heinrich IV (1056—1106). Er war beim Tode des Vaters erst sechs Jahre alt und stand zunächst unter der Obhut seiner Mutter, die mit dem Mann ihres Vertrauens, dem Bischof Heinrich von Augsburg, die Regierung

führte. Agnes war der schweren Aufgabe in keiner Weise gewachsen, beschränkt, der ringsum lauernden Gewalt und List fast wehrlos preisgegeben, in der Weise der Zeit aus devoter Angst um ihr Seelenheil der Geistlichkeit schmeichelnd, wie sie denn nach Clugny schrieb, daß die Gebete der frommen Gesellschaft dort ihren Gemahl wohl hätten am Leben erhalten können, wenn es ihr Wille gewesen wäre. Unter solchem Regiment gewann jede Opposition alsbald Kraft und Mut, und zuerst nahm, da Viktor II unglücklicherweise schon im Juli 1057 dem Kaiser im Tode folgte, die römische Frage, die Frage der Neubesetzung des päpstlichen Stuhls, eine Wendung, die für das Königtum wenig Gutes verhieß. Ein Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, der mittlerweile durch eine Heirat mit der Witwe des Markgrafen Bonifatius von Toskana sich auch eine Stellung in Italien gegründet hatte, Kardinal Friedrich, ließ sich zum Papst erheben, starb aber, noch ehe die Intrige gefährlich hätte werden können, schon im März des folgenden Jahres. Wiederum stand die Partei des römischen Adels gegen die von Hildebrand geleitete der Reform; diese wählte, während der tusculanische Papst aus Rom zu weichen genötigt war, den Bischof Gerhard von Florenz, und dieser, Nikolaus II, ging nun mit Entschiedenheit vor. Er regulierte in einem folgereichen Dekret die Papstwahl so, daß künftighin diese Wahl nach vorgängiger Beratung der Kardinalbischöfe — der sieben Bischöfe der Diözese Rom — allein durch die Kardinäle, d. h. also die Geistlichkeit der Hauptkirchen von Rom, dem cardo orbis, lediglich unter nachträglicher Zustimmung des übrigen Klerus und des Volks von Rom, getätigt werden solle, wobei der Mitwirkung oder Approbation des jungen Königs, wenn er die Kaiserwürde erlangt haben würde, nur mit kluggestellten allgemeinen Worten gedacht war (1059). Bei der zunehmenden Zerrüttung der Verhältnisse in Deutschland hatte die Partei ziemlich freie Hand. Als Nikolaus im Jahre 1061 starb, erhob die von Hildebrand geführte Partei, ohne die Entscheidung des deutschen Hofes abzuwarten, einen neuen Papst, Alexander II, und nun erst machte die deutsche Regierung von ihrem Recht Ge-

brauch und ernannte den Bischof von Parma, Cadalus, zum Papst, der — Honorius II — im April 1062 zwar in Rom anlangte, sich aber nicht halten konnte und von Deutschland her nicht unterstützt wieder abzog.

Auch sonst hatte die Regentin kein Glück. In Ungarn, wohin sie eine ihrer Töchter verheiratet hatte, wurde ihr Schwiegersohn, König Andreas, von einer deutschfeindlichen Partei gestürzt, und während sie ihre Stellung zu festigen suchte, indem sie ihren präsumptiven Schwiegersohn, einen schwäbischen Magnaten, Rudolf von Rheinfelden, zum Herzog in Schwaben und einen kraftvollen sächsischen Edeln, Otto von Nordheim, zum Herzog in Bayern machte, wurde sie im März 1062 von einem Staatsstreich überrascht, der ihr das Heft völlig aus der Hand schlug.

Das allgemeine Mißvergnügen, das diese schwache und launische Regierung erregte, und gewissenloser Ehrgeiz brachte einige der Großen des Reichs und an ihrer Spitze den Erzbischof Anno von Köln zu dem Plane, das Regiment und den königlichen Knaben in ihre Hand zu bringen. Dieser befand sich Ostern 1062 mit seiner Mutter zu St. Swibertswert am Rhein. Anno lud den zwölfjährigen Knaben ein, sich sein Schiff anzusehen, das am Ufer des Rheins angelegt hatte: als Heinrich es betreten, stießen die Ruderer ab. Als er merkte, worauf es abgesehen war, warf der Knabe sich mit jener raschen Entschlossenheit, die er auch in späteren Tagen bewies, ins Wasser, um aus den Händen der Gewalt zu entkommen. Vergebens: er wurde aufgefischt und zurückgebracht, und das Schiff fuhr mit seiner kostbaren Ladung rheinaufwärts nach Köln. Die Kaiserin war wehrlos, Anno übernahm die Erziehung des Knaben und führte die Reichsgeschäfte: aber die Eifersucht der Genossen der Verschwörung überließ ihm die Regierung nicht völlig, und er mußte einen zweiten Mann aus der hohen Geistlichkeit heranziehen, der schon bei Heinrich III in Ansehen gestanden hatte und in den Reihen der Bischöfe unzweifelhaft der bedeutendste war, den Erzbischof Adalbert von Bremen. Adalbert war ein genialer Mann, hochfliegender und etwas phantastischer Pläne

voll, voll Ehrgeiz für die Ehre und Macht seines Erzbistums, herrisch und zugleich, wenn er wollte, herablassend und gewinnend, von strenger Sitte wie Anno, dem aber, einer harten und strengen Natur, Adalberts geistige Überlegenheit fehlte. Heinrich III hatte ihn einst zum Papst machen wollen, Adalbert zog aber seinen nordischen Bischofssitz vor, von dem aus sein Einfluß weit nach Norden ausgriff und den er zu einem nordischen Patriarchat auszugestalten plante. In der Tat wäre dies gegenüber den noch unbekehrten oder erst halb der Kirche gewonnenen Slaven- und skandinavischen Ländern ein nützlicheres und aussichtsreicheres Arbeitsgebiet gewesen als die Welt von Ränken, Gewalt und List, die sich um den päpstlichen Stuhl zu Rom drängte. Er sah weiter als Anno, ein Mann engen Geistes, befangen in mönchischer Frömmigkeit, mit der gleichwohl Machtgier und List sich verband, und er wußte den heranwachsenden königlichen Knaben, der von nicht gewöhnlicher Begabung und Regsamkeit des Geistes war, besser zu behandeln als dieser. Auch war er, und darin bestärkte ihn der zunehmende Übermut der weltlichen Reichsfürsten, ein überzeugter Verfechter einer starken monarchischen Gewalt. Im Jahre 1063 machte der junge König einen großen und auch glücklichen Feldzug nach Ungarn mit. Die Regentschaft hatte noch die wichtige römische Frage des Schisma zu lösen: Alexander und Honorius hatten sich an den deutschen Hof gewandt. Auf einem Konzil, das zu Pfingsten 1064 in Mantua gehalten wurde, ward Alexander anerkannt, Cadalus fallen gelassen: ein Beweis der schwachen und schwankenden Behandlung der großen Angelegenheiten durch die damalige Regierung. Die Kaiserin Agnes bedeutete nichts, sie ließ geschehen, was in ihrem Namen geschah, sie sehnte sich nach der Zeit, wo sie ihren klösterlichen Neigungen folgen und Nonne werden konnte.

Der König war jetzt in sein fünfzehntes Jahr eingetreten und wurde 1065 mit dem Schwert umgürtet; sein erster Ratgeber blieb Adalbert, sein gewöhnlicher Aufenthalt war Goslar, auf Sachsenboden. Schon Heinrich III hatte dort dem deutschen Königtum eine feste militärische Stellung zu gründen begonnen, einige Burgen

gebaut und mit Besatzungen seiner Dienstmannen belegt. Mit Mißtrauen folgte man dem unter dem neuen Regimente im sächsischen Lande, wo von lange her überdies bittere Feindschaft bestand zwischen der vornehmsten Familie des Landes, den Billungern, und dem Erzbischof Adalbert. Der ganze Hochadel, weltlicher und geistlicher, war mit dem letzteren unzufrieden, weil man ihm die Richtung des jungen Königs auf Befestigung seiner Herrschaft schuld gab, und vor allem, weil er, was der Mittelschlag der Menschen am wenigsten verzeiht, sie weit übersah. Die Opposition, der auch der Erzbischof Anno angehörte, hatte auf einem Fürstentag zu Tribur, 1066, auf dem auch Adalbert und der junge König erschienen, die Oberhand: der Erzbischof wurde gestürzt und kehrte in seinen Sprengel zurück, den jungen König selbst aber zwangen die geistlichen Fürsten, sich, der noch kaum dem Knabenalter entwachsen war, zu vermählen, und zwar mit einer ihm schon von seinem Vater in der Wiege verlobten Braut, Berta von Susa, Juli 1066. Schwer trug Heinrich an dem ihm aufgezwungenen Joch: die aufgedrungene Gemahlin, deren Wert er erst später erkannte, war ihm zuwider, und bei wachsender Selbständigkeit, im Jahre 1069, rief er Adalbert an den Hof zurück.

Diese Wendung regte in Sachsen die Unzufriedenheit von neuem auf. Man fürchtete dort für die alten Rechte, die einst Heinrich II dem Lande zugesichert hatte, und zu gleicher Zeit geriet der König in bitteren Streit mit der bedeutendsten Persönlichkeit unter dem Fürstenadel, Otto von Nordheim, einem Manne von großer Kraft, rücksichtslos, wo er ein Ziel verfolgte, dabei klug und verschwiegen: der König beschuldigte ihn, Pläne zu seiner Ermordung gehegt zu haben, und Otto lehnte den angesonnenen gerichtlichen Zweikampf ab. Bei den Kämpfen, die daraus entsprangen, hatte der König kein Glück. Im Jahre 1072 starb Adalbert von Bremen, ohne von seinen weitgehenden Plänen etwas verwirklicht zu haben; im gleichen Jahre der Herzog Ordulf von Sachsen, das Haupt der Billunger: dessen Sohn Magnus war in des Königs Hände gefallen, und dieser verlangte als Preis seiner Freilassung den Verzicht auf das Herzogtum. Die

Spannung ward immer stärker, und als Heinrich 1073 die sächsischen Großen nach Goslar zur Verhandlung entboten hatte, aber nachdem er sie einen Tag hatte warten lassen, selbst nicht erschienen war — er wird seine Gründe gehabt haben, die Versammelten aber faßten es als Beleidigung auf —, da schlug die schon zuvor aufs äußerste gereizte Stimmung in offene Empörung aus, bei der es gelang, auch die bäuerliche Bevölkerung an die Seite des Adels zu bringen. Mit Übermacht bestürmten sie die vornehmste der königlichen Zwingburgen, die Harzburg: der König, dieser Streitmacht nicht gewachsen, entwich bei Nacht mit nur wenigen seiner Getreuen und gelangte durch die Wälder glücklich nach Kloster Hersfeld.

Unterhandlungen wurden versucht, allein Heinrich verwarf die Bedingungen, welche die Empörer stellten, deren letzten Zweck, seine Absetzung, er wohl erkannte. Doch war er für den Augenblick zu ihrer Überwindung nicht stark genug, und so kam es doch zu einem Abkommen, 1074 zu Gerstungen, in welchem dem sächsischen Lande zugestanden wurde, was es verlangte: Schleifung der Burgen und ein weitgehendes Maß von partikularer Unabhängigkeit. Indes man hatte nicht ungestraft diesen König zum Feinde. Es gab im Reich unter den Fürsten und Bischöfen auch solche, die weiter sahen und die Notwendigkeit einer starken Königsgewalt gegenüber den Prätentionen erkannten, die immer nachdrücklicher von der hierarchischen Partei in Rom erhoben und dabei auch in Deutschland von einer klerikalen und reformfreundlichen Stimmung unterstützt wurden. Auch traten neue politische und soziale Strömungen und Kräfte in Wirksamkeit: durch die Politik Konrads II war ein bedeutsamer politischer Faktor in die Höhe gekommen — die Ministerialen, die Beamten auf den königlichen Gütern und auf dem bischöflichen oder weltlichen Großgrundbesitz, diejenigen Untervasallen, in deren Händen die allmählich mit steigender Kultur verwickelter werdende Verwaltung lag und von denen naturgemäß der König die größte Anzahl hatte, — und neben ihnen verwandte Elemente in den heranwachsenden Städten — also ein werdender Bürger- oder Mittelstand. Es hatte eine Art Umschwung der öffentlichen Meinung statt-

gefunden: bei der Schleifung der Burgen im Sachsenland, namentlich der Harzburg, war es nicht ohne arge kirchenschänderische Greuel abgegangen, selbst die Gräber und die Kirchen mit ihren Reliquien und Heiligengebeinen waren von den wütenden Bauern nicht geschont worden. Das war mehr, als die damalige Zeit, die Bischöfe, die Mönche, selbst der Papst ertragen konnte, und ein Symptom der Stimmung lag auch in den gleichzeitigen Vorgängen zu Köln. Man war hier auf den Erzbischof Anno und den barschen Übermut seiner Diener ohnehin nicht gut zu sprechen. Bei einer zufälligen Gelegenheit kam die Erbitterung zum Ausbruch und führte zu schweren Exzessen gegen den erzbischöflichen Palast. Anno verließ die Stadt, kehrte aber bald mit Kriegsvolk zurück und übte Vergeltung. Der Umschwung kam dem König zugute: unter den größeren Fürsten schloß sich, sehr im Gegensatz zu der Politik Gottfrieds des Bärtigen, dessen Sohn, Gottfried „der Bucklige", seit 1070 Herzog von Lothringen — er war der Gemahl der Gräfin Mathilde von Tuscien, die jedoch, fern von dem Gatten, auf ihrer Burg Canossa ganz dem Dienste der Kirche lebte —, dem König und der Sache des Reiches an. Wesentlich ihm hatte Heinrich es zu danken, daß er über ein stattliches Heer verfügen konnte. In der Nähe von Langensalza, an der Unstrut erfolgte Juni 1075 der Zusammenstoß mit den sächsischen Gegnern. Heinrich gewann einen vollständigen Sieg über die Aufrührer, der so entscheidend war, daß diese ihre Sache verloren gaben und sich im Oktober zu Spier bei Sondershausen unterwarfen. Es war ein großer Triumph: die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, Otto von Nordheim, Herzog Magnus und viele andere, Adel und Freie wurden in Haft genommen, das Volk, soweit es nicht auf der Flucht getötet wurde, ward entlassen.

Der Sieg aber, der den jungen König mit großem Selbst- und Machtgefühl erfüllte, war vielen gar zu vollständig, und vor allen einem, der mittlerweile auch der Form nach an die erste und entscheidende Stelle getreten war, die er tatsächlich schon längst eingenommen hatte: dem Papst Gregor VII, Hildebrand, dem Haupt

und bedeutendsten Mann der cluniacensischen Reformpartei. Das Papsttum hatte in der Allianz mit den Normannen einen Rückhalt, ein weltliches Schwert gewonnen: und wie sehr dieses geistliche Reich schon auch ein Reich dieser Welt zu werden begann, bewies der werktätige Anteil des Papstes Alexander II an dem Unternehmen, das im Jahre 1066 den Herzog Wilhelm von der Normandie nach England und dort zur Aufrichtung eines normannischen Königtums führte. Dieser Papst war im April 1073 gestorben, und nun wurde vom Volk stürmisch der Archidiakonus Hildebrand verlangt und rasch und formlos als Papst gewählt: er konnte sich der Aufgabe, nunmehr seine Gedanken und Ideale selbst an der entscheidenden Stelle zu vertreten, nicht entziehen. Gregor VII hatte schon die Fünfzig überschritten und seine innere Entwicklung war abgeschlossen; ihn beherrschte völlig und ausschließlich der Gedanke der Omnipotenz der Kirche. Nichts menschlich Anziehendes, nichts von Freude an Gottes reicher Welt war in ihm: mit harter mönchischer und romanischer Logik zog er die Folgerungen aus jenem einfachen Obersatz von ungeheurer Oberflächlichkeit, daß das Geistliche höher sei als das Weltliche und darum der Priester höher als der Laie, daß also alles, Bischöfe, Könige, Fürsten, ja alle Reiche, Länder und Nationen, dem Wort des Priesters, des Papstes, des heiligen Petrus, Gottes unterworfen seien, der in ihm seinen Willen offenbare: und ein mächtiger Wille lebte in dem kleinen, häßlichen Manne, der seine Umgebungen völlig beherrschte und unterwarf. Dabei war er geschäftserfahren, weltklug, durchaus ein großer Politiker, und scharfblickend genug, um zu erkennen, was Zeit und Welt ihm bei dem notwendigen Kampfe um das große Ziel an Bundesgenossen und Hilfsmitteln liefern konnte.

Das erste war, daß Gregor die Verhältnisse in Unteritalien zu ordnen suchte. Danach erneuerte er im März 1074 die Dekrete gegen die Priesterehe und Simonie, lud auch mehrere deutsche Bischöfe unter der Anklage, sich einer solchen schuldig gemacht zu haben, vor seinen Richterstuhl. Dann aber folgte die Fastensynode des Laterans, 24.—28. Februar 1075, wo er dem Verbot der Simonie

eine ganz neue Zuspitzung und Ausprägung gab: er erklärte kraft apostolischer Machtvollkommenheit jede Besetzung der Kirchenämter durch die weltliche Gewalt, die sogenannte „Laieninvestitur", als Simonie und erließ ein strenges Verbot dagegen. Die Bedeutung dieser Maßregel liegt auf der Hand. Wenn der Papst den Kaiser hinderte, die Bischöfe und Klosteräbte zu ernennen, oder, wie der Ausdruck lautete, zu investieren, d. h. mit den Abzeichen ihrer Würde, Ring und Stab, zu bekleiden, so entzog er dem König eines der wesentlichsten Hoheitsrechte, wobei zu bedenken ist, daß die Bischöfe und Äbte nicht nur geistliche Würdenträger, sondern zugleich Reichsfürsten waren, denen die Herrschaft über Land und Leute zustand. Die ganze bisherige Politik der Kaiser war darauf gegründet, sich in den geistlichen Würdenträgern ein Gegengewicht gegen den Ehrgeiz der weltlichen Großen zu verschaffen: es war für sie also ganz besonders geboten, Einfluß auf deren Ernennung zu üben. Heinrich hat, wie es scheint, mit scharfem Blick sofort die Tragweite jener Edikte erfaßt und war sich darüber im klaren, daß er sich ihnen nicht unterwerfen dürfe. Ihm gebührt, um das schon hier auszusprechen, für diese Einsicht wie auch für den Mut, mit dem er die Folgen zog und den Kampf aufnahm, sowie für die zähe Tapferkeit, mit der er ihn durchführte, der dauernde Dank seines Volkes. Eine besondere Tragik aber erhielt dieser Kampf, der das Reich in seinen Grundfesten erschütterte, dadurch, daß die Kaiser, zumal Heinrich III, selbst es waren, die durch ihre Reform des Papsttums dieses erst für jenen Kampf tüchtig gemacht hatten.

Das Verhältnis des Papstes zu dem deutschen König war bis dahin nicht unfreundlich: die Mehrzahl der Bischöfe war von Gregors Wahl wenig erbaut gewesen, und unter der niederen Geistlichkeit erregte der Zölibatzwang Erbitterung. So war für den Papst Vorsicht geboten, und er schwieg zunächst noch, als der König fortfuhr, Bischöfe einzusetzen. Nun aber kam der Umschwung gerade durch Heinrichs Sieg über die Rebellen, infolgedessen seine Stellung einen Augenblick anscheinend sehr stark war. Allein Gregor kannte deren Schwächen, die feindselige Stimmung der drei süddeutschen

Herzoge und so mancher anderen, denen die Regierungsweise des Königs, das Regiment seiner Vertrauten, auf das er den Großen keinen Einfluß gestattete, aufs äußerste mißfiel. Das Bemühen des jungen Mannes, den ihm verhaßten Ehebund zu lösen, gab Anstoß; auch über seinen Lebenswandel gingen nachteilige Gerüchte um. Und hier, wo Gregor gewissermaßen im Recht schien und jedenfalls in seiner priesterlichen Sphäre war, setzte er an. Im Dezember 1075 richtete er ein sehr schroffes Schreiben an den König, worin er ihm den Verkehr mit seinen gebannten Räten und anderes vorwirft, und indem er an die Verwerfung Sauls erinnert, seine mögliche Absetzung andeutet, ihn mit der Exkommunikation bedroht. Unumwundener noch waren die Instruktionen der geheimen Boten, die er an ihn sandte, er setzte ihm eine kurze Frist zur Buße.

Heinrich, aufs äußerste empört und seine Macht überschätzend, gestützt auf die augenblicklich so günstig für ihn sich darstellende Lage und auf die unter dem deutschen Episkopat vorwaltende Stimmung, berief eine Versammlung der Bischöfe auf den Januar 1076 nach Worms. Sie erschienen sehr zahlreich, auch die lombardischen, und die Stimmung war sehr erbittert gegen den Papst, gegen den sie mit Recht klagten, daß er ihre Rechte wie die des Königs mißachte. Nach der Art der Polemik jener Tage waren die Beschwerden reichlich mit persönlichen Invektiven und Übertreibungen gemischt. Die Synode erklärte, daß er — denn freilich der Papst konnte von niemand gerichtet werden — gar nicht Papst sei noch jemals habe sein können, und kündigte ihm den Gehorsam auf. Nach dem Rechte, so war der Gesichtspunkt des Königs und der ihrige, stehe die Kirche nach Gottes Ordnung auf beiden, dem Königtum und dem Priestertum, regnum und sacerdotium: Gregor war ihnen der Usurpator, der diese Ordnung zerstöre, indem er das Zusammenwirken beider aufhebe. Den Erklärungen der deutschen Bischöfe in Worms traten die Bischöfe der Lombardei auf einer Synode zu Piacenza bei. Der Papst empfing die Gesandten, die die Erklärung überbrachten, vor einer Versammlung im Lateran. Die Vorlesung des königlichen Schreibens mit der Aufforderung,

herabzusteigen vom päpstlichen Stuhl, erregte einen Sturm, der das Leben der Gesandten bedrohte, und gab dem Papst nur Gelegenheit zu einer sehr effektvollen Szene: in Form eines Gebets an den Apostel Petrus sprach er die Exkommunikation des Königs aus, entsetzte ihn des Reichs und entband seine Untertanen von dem Eid, den sie ihm geleistet hatten. Er schloß mit jenem Schriftwort, auf das die Kirche, seinen ursprünglichen Sinn verkennend und mißdeutend, ihren Herrschaftsanspruch gründete: „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Gemeinde gründen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Den päpstlichen Aufruf zur Empörung erwiderte Heinrich mit einem nicht minder nachdrücklichen Schreiben, worin auch er Worte der Schrift nicht spart, und „dem falschen Mönch" ein „descende, descende!", „steige herab, steige herab!", zuruft.

Schon sehr bald, noch im Laufe des Jahres 1076, ward klar, daß der Bann des Papstes wirksamer war als das Wort des Königs. Denn hinter jenem stand der ganze Glaube und Wahnglaube der Zeit und außerdem die vielgestaltige Feindschaft, die Heinrich sich erweckt hatte. Eben jetzt verlor er seinen zuverlässigsten Anhänger unter den Fürsten, den Herzog Gottfried von Lothringen, durch den Tod; die anderen, Herzog Rudolf von Schwaben, Herzog Berthold von Kärnten, Herzog Welf von Bayern, der an Stelle seines Schwiegervaters Otto von Nordheim mit diesem Herzogtum belehnt, doch ins Lager der Gegner Heinrichs überging, scheinen früh die Absetzung des Königs geplant zu haben. Mit ihnen verbanden und verstanden sich die Bischöfe, die aus Überzeugung oder Interesse zu Gregor hielten, der vornehmste Hermann von Metz, und auch unter den Mächtigen vom zweiten Rang waren viele, denen Heinrich und sein Regiment mißfiel und seine Macht nach dem Tage von Gerstungen zu groß schien. Ihnen allen war des Königs Konflikt mit dem Papste willkommen, der päpstliche Bann ein erwünschter Bundesgenosse, und das erste Symptom oder die erste Folge dieser gefährlichen Konspiration war, daß die sächsischen Gefangenen, die nicht unmittelbar in dem Gewahrsam des Königs sich befanden und einigen von ihren Teilnehmern oder Mitwissern zur Bewachung vertraut

waren, aus ihrer Haft entlassen wurden und nun, ein Billunger unter ihnen, in Sachsen erschienen. Der Aufstand flammte wieder auf; auch Otto von Nordheim, der, schon im Jahre 1075 vom König selbst aus seiner Haft freigegeben, eine Zeitlang in seinem Dienst und Vertrauen gestanden hatte, schloß sich ihm an. Heinrichs Lage wurde schlimm und schlimmer. Die Exkommunikation wirkte wie ein Gift, und auch die Bischöfe, welche zu Worms dem Papst aufgesagt hatten, verloren sich einer nach dem andern. Die Versammlungen, vom König nach Worms, dann nach Mainz berufen, waren wenig besucht und also erfolglos: die aufständischen Fürsten aber hatten kein Gefühl dafür, daß in diesem Kampf zwischen Königtum und Papsttum auch ihre Ehre und ihr Recht gefährdet war. In einem Schreiben vom September 1076 gebärdet Gregor sich ganz als Herrn der Lage, und er war es: mit dem natürlichen Hochmut des an die höchste Stelle emporgestiegenen Plebejers — er war der Sohn eines Landmanns in einem toskanischen Dorfe — verband sich der Priesterstolz, der sich hinter der Idee der Kirche und dem Namen des heiligen Petrus, die beide für diese Priester und für die Bevölkerungen längst gewissermaßen Gottheiten geworden waren, ihnen selbst unbewußt, versteckte und der selbst ihre Leidenschaften rechtfertigte oder veredelte. In dem Bann über den König, den er selbst verhängt hatte, sah Gregor ein Urteil des heiligen Geistes. Ändert der König seinen verstockten Sinn, bekehrt er sich aufrichtig, leistet er der Kirche Genugtuung, gut — wo nicht, so werden die Fürsten ihm, dem Papst, einen geeigneten nennen, der an seine Stelle trete, den er bestätigen könne. Offenbar war er mit den Fürsten im Einverständnis, und es begannen traurige und schmähliche Tage unserer Geschichte. Die Fürsten der feindlichen Partei, welche die Oberhand hatten, traten ohne königliche Ladung zu Tribur zusammen, ohne große kriegerische Macht; der König, von Truppen begleitet, aber ohne Vertrauen zu seiner Sache, weilte am anderen Ufer zu Oppenheim. Zum Kampfe kam es nicht: die Fürsten taten ihm kund, daß sie ihn nicht mehr als König anerkennen würden, wenn er nicht bis zum Februar

des folgenden Jahres — eine kurze Frist, denn man stand schon im Oktober — sich vom Bann gelöst haben würde. Eine Versammlung war in Aussicht genommen auf die Zeit, wo die Verhängung des Banns sich jähren mußte, zu Augsburg, auf der auch der Papst erscheinen und, so wie die Dinge lagen, entscheiden würde. Dahin war es gekommen, daß diesem von den deutschen Fürsten, also gewissermaßen im Namen des deutschen Volks selbst, die Verfügung über die deutsche Krone entgegengebracht wurde. Aber sie hatten es mit einem klugen Gegner zu tun, der jetzt die niederträchtige Intrige mit einem sehr unerwarteten Schritt kreuzte. Er hatte sich nach Speyer begeben, wo er wie ein Privatmann lebte: plötzlich erfuhr man, daß er auf dem Wege nach Italien sei.

Dem war so: mitten im strengsten Winter, nur von seiner Gemahlin Berta und wenigen Getreuen begleitet, war Heinrich über Burgund aufgebrochen und vollbrachte, da die süddeutschen Alpenwege von seinen Gegnern gesperrt waren, die überaus beschwerliche und gefahrvolle Reise über den tief verschneiten und vereisten Paß des Mont Cenis. Man dachte, daß er, gestützt etwa auf die dem Papst höchst ungünstige Stimmung in der Lombardei, mit Gewalt gegen Gregor vorzugehen gedenke, und alsbald sammelten sich in der Tat dessen Gegner, die von ihm gebannten Bischöfe und sonstiger Anhang des Königs um ihn, und er konnte als solcher auftreten. Gregor selbst, schon zur Reise nach Deutschland fertig, fürchtete einen kriegerischen Streich und hatte sich nach dem festen Schlosse seiner getreuesten Anhängerin, der Großgräfin Mathilde von Tuscien, Canossa, begeben. Abt Hugo von Clugny, der einst den König aus der Taufe gehoben hatte, machte einen Vermittlungsversuch, dem aber Heinrich, der seinen eigenen Weg ging, zuvorkam. Mit geringem, friedlichem Gefolge erschien der König, kaum daß er sich in Susa bei seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid, ein wenig erholt hatte, vor den Toren des Bergschlosses: der Zugang zum Papst war versagt, im Gewand eines Büßenden und barfuß verharrte er trotz strenger Kälte drei Tage zwischen den Ringmauern der Burg. Sein Gedanke war,

Ruinen der Burg Canossa

Rudolf von Schwaben
Grabplatte im Dom zu Merseburg

nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch moralischen Zwang die Lösung vom Banne zu erwirken: und Gregor, nach drei Tagen, währenddem die Markgräfin, eine Verwandte Heinrichs, und der Abt von Clugny ihm zusprachen, entschloß sich, sehr ungern, zu tun, was seine Pflicht als Priester gebieterisch verlangte, wogegen aber der Politiker in ihm sich sträubte: er löste Heinrich vom Banne. Er brach damit auch der deutschen Opposition sein sei es ausdrückliches sei es stillschweigendes Versprechen. Man hat lange diese Szene, die in dem tuskischen Bergschloß sich abspielte, als tiefste Demütigung und Schmach für das deutsche Königtum angesehen, und der Gang nach Canossa ist zum Sprichwort für jede Unterwürfigkeit und Niederlage weltlichen Rechts vor geistlicher Überhebung geworden. Mit Unrecht: der kirchliche Bußakt selbst hatte nichts, was den König in den Augen seiner Zeitgenossen herabgewürdigt hätte: König Heinrich tat nichts anderes, als was einst der große Kaiser Theodosius vor dem heiligen Ambrosius in Mailand getan, was ein Jahrhundert später der mächtigste und selbstbewußteste der deutschen Kaiser, Friedrich Barbarossa, vor Alexander III tat; und die Bedingungen, mit denen Gregor die Erteilung der Absolution beschwert haben soll, das Versprechen, an einem vom Papst zu bestimmenden Tage sich einem Rechtsverfahren zu unterwerfen und dem Papst in allem zu gehorchen, sowie das Ansinnen, bei der gemeinsamen Abendmahlsfeier auf die Hostie zu schwören, daß er, Heinrich, an den ihm vorgeworfenen Sünden unschuldig sei, so wie der Papst dies tat: das alles, selbst wenn es nicht wie das letztere ganz erfunden ist, beweist nur, daß man in diesen Kreisen die Niederlage empfand und zu verdecken suchte. In Summa: hier ist Politik und nicht Religion, und politisch betrachtet war der Sieger König Heinrich und der Überwundene war der Papst Gregor.

Zunächst bei den lombardischen Freunden des Königs rief der Vorgang keine Verstimmung hervor: man verstand sich. Der Hauptzweck war erreicht: der Bann war von ihm genommen und er war wieder König, der Bund des Papstes mit den deutschen Fürsten war gesprengt und die geplante Augsburger Versammlung gegenstands-

los: man darf es dem Berichterstatter wohl glauben, daß die Nachricht von Canossa das fürstliche Lager wie ein Donnerschlag getroffen habe. Die Schmach dieser Versammlung, auf der der Papst über die deutsche Krone verfügt haben würde, — das ist Heinrichs Verdienst und das Ergebnis des Tags von Canossa — sollte sich nicht vollenden. Da die Opposition jetzt den Verrat nicht mit Hilfe des Papstes vollenden konnte, mußte sie ihn auf eigene Hand vollführen.

Im März 1077 traten sie demgemäß zu Forchheim zusammen und wählten — so viele anwesend waren, denn mancher, der sich bis dahin den halben Verrat nicht übel genommen hatte, scheute jetzt doch vor dem ganzen zurück — auf den Vorschlag des Erzbischofs von Mainz den Herzog Rudolf von Schwaben zum König. Er empfing Salböl und Krone zu Mainz, aber seine Stellung war von Anfang an zweideutig und schwankend. An Bedeutung und Begabung war er Heinrich bei weitem nicht gleich, und seine Sitten waren nicht reiner: darüber sah die hochkirchliche Partei weg, die jederzeit nachsichtig gegen ihre Freunde, grausam und klatschsüchtig gegen ihre Feinde zu sein pflegt. Sehr zweideutig war aber die Stellung des Papstes in der nächsten Zeit. Seine Legaten waren in Forchheim zwar zugegen, sprachen aber keine Zustimmung aus: er ließ es zu, daß da und dort ein Bischof von der Partei St. Peters auf eigene Hand den Bann über Heinrich aussprach, tat aber selbst nichts dergleichen. Sein Gedanke war, daß ihm schließlich bei diesem Thronstreit doch die Entscheidung zufallen werde. Die Stellung Heinrichs, der klug den Papst nicht reizte, besserte sich zusehends; die Stimmung im Volke, namentlich in den Rheinstädten, war für ihn, selbst in Schwaben, dem Herzogtum Rudolfs, fand er Anhang und bald eine Stütze in einem begüterten Magnaten des Landes, Friedrich von Büren. Längere Zeit hielt Gregor an sich; Heinrichs Gesandte forderten die Verwerfung des Usurpators, aber er ergriff weder für den einen noch für den anderen Partei. Inzwischen nahm der bürgerliche Krieg, von beiden Seiten erbarmungslos geführt, seinen Fortgang nun schon ins dritte Jahr. Nachdem bisher hauptsächlich Süddeutschland

der Schauplatz der Kämpfe und Verwüstungen gewesen war, beschloß Heinrich, im Januar 1080, von Mainz aus, wo er Weihnachten gefeiert hatte, einen Vorstoß nach Sachsen, also ins Herz des Gegners, zu führen. Bei Flarchheim, südlich von Mühlhausen, kam es am 27. Januar zur Schlacht. Auch seinen alten Widersacher Otto von Nordheim fand Heinrich neben Rudolf im feindlichen Heer; der Tag endete zu Heinrichs Ungunsten, der Erfolg war auf Rudolfs Seite. Und nun erst entschied sich auch Gregor. Im März auf der Fastensynode zu Rom erneuerte er — an Vorwand oder Grund konnte es nicht fehlen — den Bann über Heinrich im Namen der Apostel Petrus und Paulus, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, indem er zugleich das Verbot der Laieninvestitur wiederholte, und dies alles in jener wilden Sprache geistlicher Leidenschaft, die er seinen Nachfolgern vererbte und die ihn selbst bis an die Grenze des Wahnsinns führte. Der Haß oder der göttliche Zorn, den sein frommer Haß voraussetzte, machte ihn zuversichtlich, er weissagte binnen Jahresfrist den Tod des falschen Königs. Aber früher und anders, als er dachte, sollte dieser Orakelspruch in Erfüllung gehen. Im Oktober, bei Hohenmölsen an der Elster, stießen die Heere der Gegner noch einmal zusammen. Auch diesmal errangen die Sachsen und ihr bewährter Führer, Otto von Nordheim, der übrigens an Heinrich jetzt einen ebenbürtigen Gegner und Truppenführer fand, den Sieg. Aber ein unvorhergesehenes Ereignis verwandelte ihn in eine schwere Niederlage: Herzog Rudolf, der König der Partei St. Peter, war in der Schlacht tödlich verwundet worden und starb noch denselben Abend. Man schmückte das Ereignis mit besonderen Zügen aus: jene Hand sei ihm abgehauen worden, habe er sterbend geäußert, mit der er dem König Heinrich einst Treue gelobt habe; die tödliche Wunde habe er empfangen, indem der Neffe des lothringischen Herzogs, Gottfried von Bouillon, der sich bald einen großen Namen machen sollte, ihm die Lanze mit dem Reichsbanner in den Leib gestoßen habe.

In weiten Kreisen wurde der Ausgang als ein Gottesurteil angesehen und machte um so mehr Eindruck, als die vermessene Prophezeiung Gregors bekannt geworden war: schon machte sich

eine öffentliche Meinung und die Wirkung publizistischer Schriften geltend, welche, in den Klöstern hergestellt und dann durch die vielfach wandernden Mönche weitergetragen, von Hand zu Hand gingen und von denen nicht wenige die Sache des Königs und mit guten Gründen verfochten. Auf Gregor machten diese keinen Eindruck: seine leidenschaftliche Seele und sein aufs äußerste gereiztes und gesteigertes Selbstgefühl erging sich in Bildern des Kampfes: „verflucht sei, wer seine Hand enthält vom Blute".

Allein der Bann, ein von allen Seiten gebrauchtes und mißbrauchtes Mittel, entfaltete diesmal nur geringe Kraft, und Heinrich konnte nun seinerseits zum Angriff übergehen. Noch vor der Schlacht bei Hohenmölsen, im Juni 1080, war eine Synode — etwa dreißig Bischöfe — zu Brixen zusammengetreten, die der König selbst besuchte: hier wurde, in demselben Stil, in dem Gregor seine Gegner anredete, seine Absetzung ausgesprochen und an seine Stelle ein Mann ohne Tadel, Wibert, der Erzbischof von Ravenna, in den kanonischen Formen gewählt und vom König ernannt. Der Tod Rudolfs und ein Erfolg der Lombarden über eine Streitmacht der Gräfin Mathilde machte es Heinrich möglich, über die Alpen zu gehen, und im Mai 1081 erschien er mit seinem Papst — er nannte sich Clemens III — vor Rom, mußte aber wieder zurück: in Deutschland schritt die Opposition, Sachsen und Schwaben, zur Wahl eines Nachfolgers für Rudolf, den sie in einem Grafen Hermann von Luxemburg fanden. Dieser machte aber keine Fortschritte und konnte dem Papst keine Hilfe bringen. Im Jahre 1083 starb vielmehr die Hauptstütze der gregorianischen Partei in Deutschland, Otto von Nordheim, der in Sachsen, dem Zentrum der feindlichen Kräfte, allmächtig gewesen war; im September 1088 starb der Gegenkönig selbst, ruhmlos und machtlos, obgleich er in dem endlosen Bürgerkrieg 1086 noch einmal einen unfruchtbaren Sieg, bei Bleichfeld in der Nähe von Würzburg über Heinrich gewonnen hatte. Noch einmal, 1082, erschien Heinrich vor Rom, wiederum vergebens, der Krieg ging weiter; erst im Juni 1083 nahm er die Leostadt, während Gregor in die

Engelsburg flüchtete. Gegen Ende des Jahres führte er seinen Papst in St. Peter ein, und dieser krönte ihn am 31. März 1084 als Kaiser. Verhandlungen in diesem Stadium der Verwicklung führten zu nichts, und die Dinge spitzten sich aufs neue zu, jetzt, wo Papst wider Papst gleichsam auf Schußweite sich gegenüberstanden. Noch hatte Gregor eine Macht zur Verfügung, die Normannen. Der große Kriegsmann an ihrer Spitze, Robert Guiscard, war von seinen gegen das byzantinische Reich gerichteten Plänen zurückgekommen und stand jetzt wieder seinem Lehensherrn, dem Papst, zur Verfügung. Mit bedeutender Macht rückte er, von diesem gerufen, heran; Heinrich, nicht stark genug ihm zu begegnen, verließ mit Clemens die Stadt. Robert zog ein, und seine Normannen, denen Gregor nicht wehren konnte oder wollte, suchten nun die Stadt mit allen Greueln der Plünderung und Vergewaltigung heim. Unter den Flüchen der Bevölkerung verließen sie Rom, mit ihnen Gregor, der nach ihren Schandtaten dort zu bleiben nicht wagen konnte. Mitten in diesem Wirrwarr von Greueln und durcheinandergärenden Interessen, mit dem Gedanken an Rückkehr nach Rom beschäftigt, zu Salerno, wo er Aufenthalt genommen, starb er 25. Mai 1085.

Man hat eine letzte Äußerung von ihm aufbewahrt: er habe Gerechtigkeit geliebt und Unrecht gehaßt, deshalb sterbe er im Elend. Die Worte klingen glaubhaft genug, da er auch sonst die Gerechtigkeit mit Vorliebe im Munde führte; sie bezeichnen als Schlußwort eines Lebens inmitten einer gewaltsamen Zeit, wo so oft das Unrecht und die Gewalt triumphierte, ein ungeheuerliches Maß von Selbstbewußtsein, das nur deshalb erträglich und selbst bis zu einem gewissen Grade bewundernswert ist, weil es bei diesem Papst mit dem Gedanken, für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau, des Apostels Petrus und der Kirche zu streiten, in eins zusammenfloß. Von Christus ist hier wenig, von Jesus von Nazareth ist hier gar nicht die Rede. Die himmlische Milde der Religion Jesu Christi, der ebenso tiefe wie einfache Gedanke vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, geschweige jenes: „das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, es ist inwendig in euch“

ist verschwunden, und durch ihn, Gregor VII, hat in weiten Kreisen die Verkehrung dieses Reichs erbarmender Liebe in ein Reich voll Haß und Verfolgung überhandgenommen. Für unsere Nation war dieses Menschenleben nur von unheilvoller Bedeutung. Mit dem trügerischen Satze, daß Geistliches höher sei als Weltliches, aus dem dann alles Weitere von selber fließt, hat er das Bewußtsein von der Heiligkeit auch des staatlichen Rechts verdunkelt und verwirrt, ja alles Recht überhaupt in dem ungeheuerlichen Gedanken von der Allmacht und Unfehlbarkeit des Papsts untergehen lassen. Die Bischöfe kann er ohne Mitwirkung der Synoden absetzen oder wiedereinsetzen, Bistümer vereinigen oder teilen, Gesetze geben, selbst Kaiser und Könige absetzen und einsetzen, während er selbst keiner Bestätigung durch den Kaiser bedarf, und einmal kanonisch gewählt, von niemand, keiner irdischen Instanz gerichtet werden darf. Er macht das gesamte Priestertum zum Mitschuldigen, indem er es in maßlosen Worten erhebt: mit dem Hasse des Emporkömmlings spricht er von den weltlichen Fürsten: wie den Revolutionären späterer Zeiten sind sie ihm die Nachfolger von Tyrannen und Mördern. Bei dem Bedürfnis jener Zeit, das sich von selbst gebildet hatte und durch viele edle Beispiele charaktervoller Entsagung genährt worden war, gelang ihm, die Ehelosigkeit des priesterlichen Standes wenigstens im Prinzip durchzusetzen und damit einer im tiefsten Grunde unsittlichen und niedrigen Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter Eingang zu schaffen. Um das andere seiner Ziele, die Beseitigung der Investitur der Geistlichen durch Laienhand, ging der Streit weiter, und das, was er und seine Partei die Simonie nannten, Erlangung geistlicher Würden durch sehr weltliche Mittel und, mittelbar und unmittelbar, sehr unreine Hände, ist niemals beseitigt worden. Mit großer Kraft des Geistes, mit unbeugsamer Kühnheit, mit gewaltiger Konsequenz hat er diese Ziele verfolgt und seine Umgebung unbedingt und fast mit dämonischer Gewalt beherrscht: sein Untergang hat etwas von tragischer Größe, wie das Schicksal des unglücklichen Herrschers, der ihm gegenüber die Heiligkeit des Rechts und des Staates vertrat.

Wir müssen dies unglückliche Regentenleben bis zu seinem Ende verfolgen. In der nächsten Zeit nach Gregors Tode behauptete sich Wibert, der kaiserliche Papst, in Rom, obgleich die Gregorianer alsbald einen von ihrer Richtung, den Abt Desiderius von Monte Cassino, und nach dessen Tode den Bischof von Ostia, Urban II, entfernt von Rom gewählt hatten, der aber seinen Aufenthalt zunächst bei den Normannen nehmen mußte. Er war nicht minder entschlossen als Gregor, aber geschmeidiger, feiner als Gregor. Eine Heirat, zu der er die über vierzigjährige Großgräfin Mathilde zu bestimmen wußte, mit dem jungen Herzog Welf von Bayern (1089) ergab eine politische Lage, welche die Stellung Wiberts erschütterte und Heinrich im Jahre 1090 noch einmal zu einem Zug über die Alpen veranlaßte, bei dem er die Gräfin hart bedrängte, ohne sie doch zur Anerkennung seines Papstes bringen zu können. Die Gregorianer bildeten eine starke Partei und sie besaßen an Urban ein kluges Haupt; es verstärkte sie eine in Italien weitverbreitete Strömung gegen die Abhängigkeit vom deutschen Königtum, und sie hatten einen großen und unerwarteten Erfolg, indem sie Heinrichs Sohn Konrad, den Erben des Reichs, den dieser bei seiner Rückkehr nach Deutschland in Italien zurückließ, auf ihre Seite herüberzogen und zur Anerkennung Urbans bestimmten. Der junge Mann war, wie so viele, von dem Skrupel befangen, den der auf dem Haupte seines Vaters lastende Bann erregte; auch in Deutschland mehrten sich die Bischöfe, denen das Schisma ein unerträglicher Gedanke war und denen Urban die Einheit der Kirche und die Beseitigung Wiberts ihre Wiederherstellung bedeutete. Auf der anderen Seite konnte den Bischöfen doch nicht verborgen bleiben, daß die päpstliche Allmacht im Sinne Gregors auch ihnen und ihrer Stellung gefährlich war; die Kombination, welche mit jener Scheinehe der Gräfin Mathilde von Tuscien in Italien eingetreten war, löste sich wieder; Heinrichs Stellung im Süden, Bayern, Kärnten, Schwaben besserte sich, und in Schwaben führte Friedrich von Büren, dem er seine Tochter vermählte, seine Sache. Im Mai 1098 auf einem Tage zu Mainz wurde an Stelle Konrads sein

zweiter Sohn Heinrich zum König gewählt und 1099 zu Aachen gekrönt. Der Vater nahm ihm einen besonderen Eid ab, der ihn sicher stellen sollte gegen die Gefahr, daß dieser die Wege seines älteren Bruders betrete, der 1101 seine unglückliche Rolle und ein verfehltes Leben zu Florenz in einem frühen Tode beschloß.

Einige Jahre regierte Heinrich IV nun in Frieden. Es verdient bemerkt zu werden, daß eben der Bürgerkrieg, der so lange keinem allgemeinen Frieden weichen wollte und mit dem sich fortwährend die Privathändel und Privatfehden der Großen vermischten, in Deutschland jenen Notbehelf der Treuga Dei, der Gottesruhe, d. h. eines Waffenstillstandes in Aufnahme brachte, wonach wenigstens die halbe Woche den Dämonen der Zerstörung, den immer verheerender um sich greifenden Folgen des Mißbrauches des Fehde- und Selbsthilferechts entzogen bleiben sollte. Seit langem schon bekämpfte die Geistlichkeit jenes Fehde- und Faustrecht, und zumal in der Zeit, wo die Ideen der kirchlichen Reform, die cluniacensischen, die Herzen ergriffen, machte sich der Gedanke eines dauernden und allgemeinen Gottesfriedens kräftig geltend, wie ihn der christliche oder kirchliche Idealismus forderte. Bei dem gewaltsamen Charakter der Zeit ließ sich diese erhabene Idee des allgemeinen Gottesfriedens freilich noch nicht verwirklichen, aber die Idee, zuerst in Aquitanien und Burgund aufgekommen und von dem einflußreichen Abt Odilo von Clugny gefördert, hatte auch in Deutschland unter Heinrich III, der solchen Gedanken nicht ferne stand, Boden gewonnen. Allmählich erkannte man, daß hier einer der Fälle war, wo man auch dem Fürsten dieser Welt sein Teil lassen müsse, und so kam man in geistlichen Kreisen, auf Synoden, auf den Ausweg, daß wenigstens von Mittwoch abend bis Montag früh die Waffen und das Blutvergießen ruhen sollten. Dieser gute und zeitgemäße Gedanke, von der Kirche mit ihren Machtmitteln, der Androhung und Verhängung kirchlicher Strafen, wie der Exkommunikation, eingeschärft, schien sich, nachdem insbesondere Erzbischof Sigiwin von Köln im Jahre 1083 kräftig für ihn eingetreten war, nunmehr auch in Deutschland durchsetzen zu wollen, und auch Heinrich IV begünstigte ihn.

Heinrichs Streben nach einem dauernden Friedensstande oder doch mindestens nach einem Ende des schrecklichen Bürgerkrieges kam es ferner wenigstens einigermaßen zugute, daß, seit 1094 etwa, ein Gedanke, der schon den unruhigen Geist Silvesters II und den kühn ausgreifenden Gregors VII beschäftigt hatte, der Gedanke, die heiligen Stätten im Morgenlande, das Grab des Heilands, durch die gesammelte Kraft der Christenheit den Ungläubigen zu entreißen, plötzlich Gestalt und Leben gewann und an dem Papst Urban einen beredten und eifrigen Förderer gefunden hatte. Auf großen Versammlungen zu Piacenza im März, zu Clermont im November 1095 wurde unter ungeheurem Jubel der Zug beschlossen, der zunächst dem griechischen Kaiser Luft schaffen sollte gegen die in Palästina, Syrien, Kleinasien sich ausbreitende Macht der seldschukkischen Türken. Vornehmlich in den romanischen Ländern, in Frankreich und in den Gebieten der Normannen nahm Begeisterung und Tatendrang diese Richtung, aber auch in Deutschland, das an der entfachten Bewegung noch keinen Anteil hatte, erregte der Gedanke die Gemüter. Man erlebte, daß schon im Frühling 1096, während die Vorbereitungen zu dem großen Zuge unter den Häuptern der hohen Aristokratie in Frankreich und Italien erst im Gange waren, ein ungezählter Schwarm von bewaffneten Pilgern, Mönchen, Bauern, allerlei Volk unter Führung von zwei ritterlichen Abenteurern und einem eifrigen Volksprediger, der selbst im heiligen Lande gewesen war, dem Eremiten Peter von Amiens, in den Rheingegenden erschien und in blindem Drange nach Osten weiterzog; man erlebte auch, daß da und dort in den rheinischen Städten der aufgestörte religiöse Wahn und Fanatismus sich in Greueln gegen die Juden gütlich tat. Waren sie es nicht, die vor tausend Jahren den Heiland der Welt ans Kreuz geschlagen hatten? Daß nicht sie, sondern einige ihrer Vorfahren vor vielen hundert Jahren dies in Unwissenheit getan und Jesus selbst für sie zu seinem göttlichen Vater gebetet hatte, danach fragte der Fanatismus nicht und er wird niemals danach fragen.

Schien immerhin der Weg für Friedensgedanken auf solche Art einigermaßen geebnet, so ließ Heinrich es auch an Tätigkeit dafür nicht fehlen. Alles was er im Laufe seiner Regierung erlebt hatte, legte sie ihm nahe. Allmählich machte sich in dieser Hinsicht auch das Bürgertum der Städte geltend, dessen Gedeihen durchaus von einem befriedeten Zustand des Landes abhing, und auch für die Leiden der großen Masse des niederen Volkes, auf dem der Krieg besonders drückend lastete, hatte Heinrich Sinn und Verständnis. Sein Verdienst ist es, daß im Anfang 1103 auf einem Reichstag zu Mainz das erste sehr nachdrücklich gehaltene Landfriedensgebot erging, dem noch manche ähnliche im Laufe der nächsten Jahrhunderte folgen sollten: sein Sohn und die großen Herzoge beschworen es zunächst auf vier Jahre. Aber nicht allen gefiel der Friedenszustand und die Förderung der kaiserlichen Macht, die er bedeuten konnte.

Weder Urbans II Tod im Jahre 1099, noch der Wiberts im folgenden endigte das Schisma, da beide Parteien neue Päpste wählten. Der Haß gegen Heinrich, der um so lebhafter war, je mehr man seine Begabung zu fürchten gelernt hatte, hatte zu tief gefressen und trieb immer von Zeit zu Zeit giftige Blüten oder erhielt frische Nahrung, wie in dem schimpflichen Handel, zu dem seine zweite Gemahlin, die Tochter eines russischen Großfürsten, Praxedis, Anlaß gab, mit der Heinrich in höchst unglücklicher Ehe lebte, und jede beliebige Koalition der Feinde konnte die Exkommunikation zum Vorwand und Ausgangspunkt nehmen. Die Gebundenheit der Zeit kam darüber nicht weg: nach Urbans II Tod — die Nachricht von der kurz zuvor erfolgten Einnahme von Jerusalem durch das Heer der Kreuzfahrer erreichte ihn nicht mehr — erneuerte sein Nachfolger Paschalis zugleich mit dem Laieninvestiturverbot die Verfluchung. Die Erwägung, welche Folgen dieses fortdauernde Feindschaftsverhältnis auch nach dem Ableben des Kaisers für seinen Nachfolger haben könne, beschäftigte die kalte und berechnende Seele seines Sohnes Heinrich, der nun langsam und mit großer Klugheit an die Spitze einer neuen Koalition gegen

seinen Vater trat. Auch er schob die Notwendigkeit des Friedens mit Paschalis und der Lösung vom Bann vor: eine kirchlich-fromme Forderung, mit der er zwar schwerlich sein Gewissen, wohl aber das Urteil der Welt täuschte und zum Teil gewann. Er konnte, und sicherer als einst im Jahre 1077 die deutschen Fürsten auf Gregor VII, auf die Unversöhnlichkeit der gregorianischen Bischöfe rechnen. Auch er stützte sich dabei auf das sächsische Land, wo die kleine Partei seines Vaters leicht niedergehalten wurde. Hinsichtlich des königlichen Rechts der Investitur der Bischöfe hütete er sich, sich durch Versprechungen zu binden: er wendete das königliche Recht, soweit er es üben konnte, nur zugunsten der Bischöfe gregorianischer Gesinnung an, womit sie sich zunächst, wie ihr Papst, zufrieden gaben. Die Dinge zogen sich bei den zu überwindenden Entfernungen und den verwickelten Zuständen im Reich lange hin. Von Mainz abgewiesen, wandte sich der jüngere Heinrich nach Bayern, und hier, im August 1105, standen sich zu beiden Seiten des Flüßchens Regen die Heere kampfbereit gegenüber. Das Äußerste, der Kampf zwischen Vater und Sohn, das dieser zu scheuen Ursache hatte, ward vermieden: der Kaiser, gegenüber dem bösen Zauber der Exkommunikation der Treue seiner Krieger nicht völlig sicher, zog sich zu einem Herzog Boriwoi in Böhmen zurück, wo er seither schon Unterstützung und Hilfe gefunden hatte, und der Anhang seines Sohnes gewann mehr und mehr die Oberhand. Die Sache mußte irgendwie zu Ende kommen. Unterhandlungen wurden angeknüpft auf der Grundlage, daß der Kaiser die Lösung vom Banne durch Satisfaktion an die Kirche zu erlangen suchen solle. Nach Mainz wurde auf Weihnachten ein Reichstag ausgeschrieben, vorher aber, 22. Dezember, zwischen Vater und Sohn eine Zusammenkunft in Koblenz veranstaltet. Hier gelang es dem Sohn, den Vater zu überlisten und ihn nach der im Nahetal gelegenen Burg Böckelheim zu bringen, wo dieser alsbald sah, daß er als Gefangener behandelt werde. Inzwischen hatten sich in Mainz die Fürsten versammelt. Da die Bürgerschaft jedoch für den Kaiser war, wurde die Verhandlung nach Ingel-

heim verlegt, und dahin brachte der Bischof Gebhard von Speyer, in dessen Gewahrsam sich der Kaiser befand, die Nachricht, dieser sei bereit abzudanken und seine Rechte an seinen Sohn abzutreten. Mit allen Mitteln, die eine feindselige Partei ohne Treu und Glauben zur Verfügung hat, so scheint es, wurde dieses Zugeständnis dem unglücklichen Kaiser abgenötigt. Einige Tage darauf, Januar 1106, huldigten die Fürsten zu Mainz Heinrich V. In deren Versammlung nach Ingelheim gebracht, bekannte sich der Kaiser aller ihm vorgehaltenen Sünden für schuldig und erwartete nun die Lösung von dem schwer auf seiner Seele lastenden Bann. Allein was zu Canossa ein herzloser Papst dem Büßer hatte gewähren müssen, fand er hier nicht. Die päpstlichen Legaten erklärten keine Vollmacht zu haben. Man stieß auch hier auf den harten und gefühllosen Stein, den sie den Felsen Petri nannten, und ungelöst verließ Heinrich diesen Aufenthalt der Pein. Er fand zunächst bei dem Bischof Otbert von Lüttich eine Freistatt. Noch aber war er eine Macht: ein Versuch des Königs, ihn von dort, wo seine Anhänger sich um ihn sammelten, zu vertreiben oder in seine Gewalt zu bringen, scheiterte, März 1106, er mußte über die Maas zurück. Und nun lebte die kaiserliche Partei wieder auf, die Städte am Rhein überhaupt regten sich für den Kaiser, Köln verschloß dem König seine Tore, und jener schickte sich an, für die Sache, deren Märtyrer er war, für das Recht des Kaisertums, der weltlichen Gewalt des Staates, noch einmal ins Feld zu rücken, als er am 7. August 1106 zu Lüttich von einer Krankheit hinweggerafft wurde. Er tat dieser Sache noch einen Dienst, indem er Ring und Schwert seinem Sohn überbringen hieß, dem er jetzt die Aufgabe, das erbliche Königtum und seine Rechte zu wahren, überlassen mußte, und der energischer und glücklicher, als man hätte erwarten dürfen, diese Aufgabe anfassen und durchführen sollte. Der Leichnam des außerhalb der Gemeinschaft der Kirche Gestorbenen fand — fast ist überflüssig es zu bemerken — auch im Grab keine Ruhe. In Lüttich feierlich bestattet, wurde er auf Befehl des päpstlichen Legaten wieder ausgegraben und der Sarg in einer un-

geweihten Kapelle aufgestellt, dann auf Befehl Heinrichs V nach Speyer gebracht, aber erst 1111 dort im Dom beigesetzt. Die Zeiten hatten sich mittlerweile etwas geändert.

Sechsundfünfzig Jahre hatte dieses unglückliche Leben gedauert. Indes ohne Bedeutung für die Nation war es nicht gewesen. Nach einer mangelhaften Erziehung, über der mehr als ein Unglücksstern waltete, stieß die leidenschaftliche Natur des Jünglings und sein Königsstolz zusammen mit dem unbotmäßigen, unzuverlässigen Sachsenvolk und allen Kräften des aufstrebenden Partikularismus: unter diesen Kämpfen zum Manne gereift, gerät er mit der gefährlichsten aller Koalitionen, einer treulosen Fürstenwelt und einer von einem gewaltigen Geiste geleiteten, wegen ihrer Doppelnatur, in der weltlich und geistlich sich mischten, schwer faßbaren Macht, der Kirche, in Zusammenstoß; in immer neuen Gestalten, Gegenkönigen, Aufruhr der eigenen Söhne, Treulosigkeit jeder Art setzte der Kampf Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt sich fort. Und allen Gegnern machte der in harter Schule erzogene Mann sich furchtbar. Unter diesen ruhelosen Kämpfen verschwindet uns in der Tat das Charakterbild dieses Herrschers selbst, und nur wenig wissen wir von seinem persönlichen Leben zu erzählen und noch weniger Zuverlässiges, da alles von der Parteien Haß und Gunst verwirrt und von giftigem Parteiklatsch und dem schlimmsten von allen, dem kirchlichgefärbten, entstellt ist. Daß aber das schwere Schicksal des Kaisers ihm auch schon bei den Zeitgenossen warme menschliche Teilnahme erweckte, dafür ist die kleine, anscheinend unmittelbar nach seinem Tode von einem Mainzer Geistlichen verfaßte Schrift „Das Leben Kaiser Heinrichs IV" ein sprechendes Dokument.

Auch das Leben des Volkes in diesem halben Jahrhundert erscheint unter dem Nebel der ruhelosen Kämpfe, die es erfüllten, nur undeutlich. Der kirchliche Streit und sein Interesse scheint alles, Kunst, Dichtung, Schule, Literatur, zu verschlingen: und doch ist das nicht in dem Grade der Fall, wie man denken sollte. Große Probleme der Architektur z. B. wurden in dieser Zeit gelöst: die Michaelskirche zu Hildesheim, der Dom von Speyer, St. Maria im Kapitol zu Köln

und so manche andere Bauwerke erstanden, die noch heute unsere Bewunderung erwecken, und kunstsinnige Bischöfe, Bernward von Hildesheim, Poppo von Stablo, Adalbert von Bremen, Otto von Bamberg, müssen die Namen der Künstler und Schöpfer des einzelnen, die wir nicht kennen, vertreten. Überall, auch in der noch gebundenen Malerei und Plastik, vor allem in den Hervorbringungen des Kunsthandwerks und des Bücherschmucks zeigt sich der Fortschritt und offenbart sich eine friedlichere und fruchtbarere Tätigkeit als in Schlacht und Krieg. Sie sowohl als die literarische Tätigkeit hatte längst eine bleibende Stätte und ein Organ gefunden in den Klöstern und den mit ihnen stets verbundenen Schulen, wenn auch die Methode des Lehrens und Studiums im allgemeinen stationär blieb. Bemerkenswert ist, daß der Ruf berühmter Meister eifrige Schüler oft aus weiter Ferne herbeizog und es einem gelehrten Mann zur Ehre gereichte, auch „auswärts" studiert zu haben. Das geistige Interesse nimmt sichtbar zu, mit dem theologischen z. B. das geschichtliche, das über die bloße Chronik und die Mirakel der Legende hinausschritt. Noch ist das Lateinische die alleinige Schrift- und Literatursprache und Theologie die alles beherrschende Wissenschaft, allein schon setzt seit der Mitte des Jahrhunderts neben der lateinischen die deutsche Poesie kräftig ein, biblische Stoffe werden in deutscher Sprache bearbeitet, Schulautoren und die Psalmen werden übersetzt. Notkers Paraphrase des Hohenlieds ist dem jungen König Heinrich IV gewidmet, und er war nicht der einzige Laie, bei dem man literarisches Interesse voraussetzte. Große Namen, originelle Talente vermißt man noch, und auch in der Theologie beruht noch alles auf der Autorität der Väter, deren Aussprüche man zitierte, auslegte, und wo sie etwa sich widersprachen, mit dialektischer Kunst zurechtrückte. Nur ein ernstlicher Streit theologischer Art ist aus dieser Zeit zu erwähnen. Der selbständige Geist des Vorstehers der Schule zu Tours, Berengar, focht die Lehre vom Abendmahl in der Fassung des Paschasius Radbertus an, welche die mehr oder weniger herrschende geworden war — die Lehre von einer körperlichen Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut

Dom zu Worms von Nordwesten

Dom zu Speyer von der Nordseite

Kaiserpfalz in Goslar

Siegel des jugendlichen Königs Heinrich IV
von einer Urkunde vom 12. August 1068 im Münchener Reichsarchiv

Kaisersiegel Heinrichs V
von einer Urkunde vom 24. Juni 1111 im Münchener Reichsarchiv

Christi. Er setzte ihr eine geistige, mystische entgegen, die vor dem Gedanken, Fleisch und Blut des Herrn zu verzehren, zurückschauderte. Es bekam ihm übel: dem beschränkten Geist der Zeitgenossen galt er als Ketzer, — der schlimmste und gefährlichste Vorwurf, der einem Gliede des geistlichen Standes gemacht werden konnte. Die Partei der Eiferer bedrohte ihn mit tödlicher Gewalt, bis er seine Schrift ins Feuer warf, und als er im dialektischen Briefwechsel mit Lanfrank, dem Erzbischof von Canterbury, der einst sein Freund gewesen, seine Ansicht noch einmal aufnahm und verteidigte, mußte er noch einmal in Rom Schutz suchen und fand ihn auch bei Gregor VII, der offenbar seine Anschauung insgeheim teilte oder sich zu ihr hinneigte, aber, furchtlos und kampfmutig gegenüber Königen und Kaisern, doch nicht den Mut hatte, einem dem Geist der Zeit gemäßen Wahn ins Angesicht zu widerstehen. Doch bedrohte er diejenigen mit dem Banne, die Berengar, den Sohn der römischen Kirche, einen Ketzer nennen würden. Im übrigen hatte jetzt der kirchliche Geist die volle und ausschließliche Herrschaft über die deutsche Erde erlangt und gab dem Leben der Menschen sein Gepräge. Mit der stets wachsenden Bevölkerung, mit der fortschreitenden friedlichen Eroberung des Bodens durch neue Dörfer oder Ausdehnung der schon vorhandenen erfüllt sich das Land mit Parochien, entstanden Pfarrgemeinden, in denen allmählich mehr und unmittelbarer als in den Bischöfen, den oberen Häuptern der Hierarchie und mehr selbst als in den Klöstern das religiöse Leben des deutschen Volks sich vollzog und erbaute.

Während hier in der Stille geräuschlos der christliche Gedanke seine Kraft und seinen Segen entfaltete, war in den höheren Regionen der kirchliche Streit noch ungeschlichtet. Man muß anerkennen, daß Heinrich V (1106—1125) sich, wenn auch nicht als guten Sohn, doch als guten Politiker erwiesen hat. Seine Nachfolge wurde nicht angefochten, und während er in dem Frevel gegen seinen Vater der hochkirchlichen Partei die größte denkbare Garantie seiner kirchlichen Gesinnungstüchtigkeit gab, hatte er sich doch wohl gehütet, sich in der Investiturfrage zu binden,

und war nicht gemeint, in diesem Stück das Recht des Königtums preiszugeben. Die gregorianischen Ideen von der unbedingten Unabhängigkeit der geistlichen Stellungen von der weltlichen Macht, die Verwerfung ihrer Verleihung durch Laienhand waren zeitgemäß; auf jenem Konzil zu Clermont, auf welchem die Begeisterung für die neue Idee der Kreuzzüge sich mit so elementarer Gewalt Bahn gebrochen hatte, war das Verbot der Laieninvestitur mit aller Schärfe erneuert und formuliert worden. Aber so rasch gingen die Dinge nicht, da überall die gesellschaftliche und staatliche Ordnung auf eben diesem Ineinander von Geistlichem und Weltlichem beruhte. Die Stellung und Macht der Bischöfe selbst beruhte darauf, daß sie zugleich hohe Reichsbeamte geworden waren, Fürsten mit weltlichen Rechten und entsprechenden Pflichten: sie konnten der „Regalien", des Reichsgutes und der Nutzungsrechte, die mit diesen verbunden waren, ebensowenig entbehren als das Reich ihrer Dienste auf gewissen weltlichen Gebieten. Heinrich V ließ 1107 den Papst Paschalis, der damals in Frankreich weilte, durch eine Gesandtschaft wissen, daß er an der Einsetzung der Bischöfe festhalte, wie sie seit Karl dem Großen gebräuchlich gewesen: im übrigen verwies er auf sein demnächstiges Erscheinen in Italien.

Mit stattlichem Heere — dreißigtausend gewappnete Ritter werden angegeben — zog Heinrich V 1110 über die Alpen: nachdem er einige Zeit in der Lombardei verweilt hatte, schlug er Anfang 1111 den Weg nach Rom ein, um sich dort als Kaiser krönen zu lassen. Dazu war eine Verständigung mit dem Papst über die schwebende Hauptfrage nötig und sie erfolgte in höchst eigentümlicher Weise. Paschalis war kein Gregor: den Kampf mit dem König jetzt aufzunehmen, fühlte er sich nicht stark genug. Ein sehr idealer Gedanke bot sich ihm dar oder wurde ihm als Ausweg dargeboten — der völlige Verzicht der Geistlichen auf die Regalien, und damit wäre von selbst der Wegfall der königlichen Investitur gegeben gewesen. Wenn der Klerus, wenn die Bischöfe sich auf ihr religiöses Gebiet beschränkten, zur apostolischen oder evangelischen Armut zurückkehrten, fiel dieser Zankapfel von selbst. Die Apostel waren

nie und nirgends investiert worden, sie lebten von den freiwilligen Gaben der Gläubigen und von der Arbeit ihrer Hände. Nach dieser Idee kam eine Abmachung zwischen König und Papst zustande und sie wurde schriftlich aufgesetzt: Heinrich zog, feierlich empfangen, im Februar in Rom ein. Im Dom von St. Peter nahm er mit dem Papste Platz, und das päpstliche Dekret, welches in Gemäßheit des getroffenen Abkommens den Verzicht auf die Regalien aussprach und anbefahl, wurde verlesen. Das Erstaunen über die ungeheuerliche Urkunde verwandelte sich alsbald in einen Sturm der Entrüstung, der sich nicht auf Argumente einzulassen brauchte: der ungeheure Widersinn gegen die tatsächlichen Zustände und die Forderungen der Wirklichkeit, der in dieser Urkunde ausgesprochen war, lag klar zutage. Vermutlich zählte der König auf diese Unmöglichkeit der Ausführung: aber er verlangte jetzt, da er seinem Teil des Paktes ja nachgekommen war, die Einhaltung des anderen, die Krönung. Als der Papst Schwierigkeiten machte, geschah ein Unerhörtes: der König ließ den Papst verhaften und führte ihn gefangen mit sich. Er behandelte ihn übrigens mit Ehrerbietung und brachte ihn auch dahin, die Investitur mit Ring und Stab wie altherkömmlich zuzugestehen, auch zu dem Versprechen, niemals das Anathem über ihn zu verhängen; im April 1111 folgte dann die Kaiserkrönung. Mit diesem Siege kehrt Heinrich nach Deutschland zurück, und 1114 treffen wir ihn auf der Höhe seiner Macht: bei seiner Hochzeit mit der Tochter des Königs von England waren die Herzoge von Bayern, Schwaben, Kärnten, Böhmen zugegen. Der Streit um die große Frage der Investitur hörte, wie natürlich, nicht auf, wenn auch Paschalis selbst zunächst nichts weiter gegen den Kaiser unternahm. Dagegen machte sich allmählich ein neuer Gesichtspunkt geltend, von dem man sich wundern muß, daß er nicht schon früher zu einer Vermittlung führte: die Trennung zwischen den weltlichen Pflichten und Rechten der Bischöfe und den geistlichen. Die Einweisung in jene, die Belehnung, konnte doch nur durch den König, die Übertragung der letzteren, welche das eigentliche Wesen des Episkopats

ausmachte, die Konsekration, nur durch geistliche Hand, Papst oder Erzbischof, geschehen: es dauerte aber noch einige Zeit, bis dieser Ausweg gefunden oder betreten wurde.

Eine andere Frage rief den Kaiser im Jahre 1116 ein zweites Mal nach Italien: die Wahrung der Rechte des Reichs an die Güter der Markgräfin Mathilde. Diese nämlich, St. Peters getreue Magd, hatte bei ihrem Tode im Jahre 1115 ihren gesamten Besitz der Kirche hinterlassen, was ihr doch nur für ihre Allodialgüter, nicht aber für das, was sie vom Reich zu Lehen trug, zustehen konnte. Manches konnte auch streitig sein: es war, da es sich um Reichtum und Macht handelte, eine verwickelte und noch für lange Zeit strittige Frage. 1118 starb Paschalis und ein Jahr später sein Nachfolger Gelasius, der wieder den schrofferen Standpunkt hervorkehrte und den Kaiser zur Aufstellung eines Gegenpapstes, Gregor VIII, veranlaßte: er erneuerte den Bann, was auch da und dort in Deutschland Beifall fand. Ihm folgte ein Mann gleicher Gesinnung, der Erzbischof von Guienne, als Calixtus II.

Die päpstliche Politik hatte noch immer einen Rückhalt und gelegentlichen Verbündeten in der Stellung des deutschen Fürstentums gegenüber dem König. Auch Heinrich V, dessen Regierungsgrundsätze im Grunde dieselben waren wie die seines Vaters und dessen Persönlichkeit durch ihre strengen und harten Züge abstieß, fand hier seine Gegner, namentlich wie sein Vater unter den sächsischen Großen: an ihrer Spitze stand Lothar, Graf von Supplinburg, der, nachdem der letzte vom Hause der Billunger 1106 gestorben war, der erste Magnat des Landes war. Es war schon im Jahre 1112 zum Ausbruch neuer Kämpfe gekommen, die sich über Lothringen, Westfalen, Thüringen, Sachsen ausbreiteten. Beim Welfesholze im Mansfeldischen hatte der Kaiser am 11. Februar 1115 eine schwere Niederlage erlitten, bei der sein Feldhauptmann und erprobter Diener, Graf Hoyer von Mansfeld, dem Schwert seines Gegners, des Grafen Wiprecht von Groitzsch, erlag. Dem bürgerlichen Kriege ging in diesen Kämpfen eben immer die Privatfehde zur Seite, und wie in den Tagen Heinrichs IV mischte sich in die

weltlichen Händel zum Überfluß auch noch der geistliche Streit. So wenig wie damals schien es auch jetzt zu dem ersehnten Friedenszustand kommen zu können.

Etwas anders lagen die Dinge indes doch als zu Heinrichs IV Zeit. Die größeren weltlichen Fürsten waren zum vollen Gefühl ihrer Bedeutung gelangt, sie hatten tatsächlich großen Anteil an der Regierung des Reichs gewonnen, und dieser Begriff des Reichs fiel jetzt neben dem des Königs oder Kaisers ins Gewicht. Dazu kam, daß Heinrich keinen natürlichen Erben hatte, was ihre Bedeutung und folglich auch ihre Verantwortung erhöhte: und es war nicht schwer zu erkennen, daß die übertriebenen Anschauungen und Forderungen der geistlichen Gewalt ihnen selbst, den Fürsten, lästig und gefährlich werden würden. Ein besonders bedenklicher Punkt war hier die Stellung der geistlichen Aristokratie, der Bischöfe. Die Macht dieser geistlichen Fürsten, wenn sie nichts als Fürsten der Kirche waren und keine staatliche Instanz auf ihre Autorität eine Einwirkung übte, mußte ihnen, den weltlichen Großen, notwendig zu Häupten steigen. So nahmen auch sie in der großen Frage der Investitur Stellung, von deren Lösung für Deutschland selbst vor allem auch der innere Frieden abhing. Nach längeren Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Papst Calixtus und eingehenden Vorberatungen eines Fürstenausschusses kam im September 1122 im Beisein und unter Zustimmung des päpstlichen Legaten Bischofs Lambert von Ostia ein Friedensschluß, zu Mainz, zustande und wurde zu Worms in Anwesenheit einer ungezählten Volksmenge als Gesetz verkündet. Dieses Wormser Konkordat machte sich jene Unterscheidung zwischen der geistlichen und weltlichen Seite des bischöflichen Amts zunutze. Es gab dem Kaiser, was des Kaisers war, und Gott, was Gottes: Wahl der Bischöfe nach kirchlichem Recht, in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten, danach Belehnung des Gewählten mit den Regalien durch den König, Investitur mit Ring und Stab, oder Szepter, und entsprechendem Eid des Gewählten; danach die geistliche Weihe, die Konsekration, durch die geistliche Instanz. Bemerkenswert war der Unterschied,

daß in Deutschland die Belehnung mit den Regalien, also der weltliche Teil, der Konsekration, dem geistlichen, *vorausging*, in Burgund und in Italien vielmehr die Konsekration der Investitur, also das erste war; die Bischöfe des römischen Sprengels waren exempt und wurden vom Papst investiert. Es war im ganzen genommen doch eine Niederlage der gregorianischen Partei, schon darum, weil sie sich überhaupt auf einen solchen Kompromiß eingelassen hatte, und der Friede war nicht ehrlich gemeint, — wenn auch vielleicht von Papst Calixt selbst, so doch keinesfalls von der Partei — sondern wie alle Verträge, welche die römische Kirche mit dem Staat schließt, nur unter Vorbehalt geschlossen. Wesentlich beteiligt war dabei die Fürstenmacht, und dies war gegenüber ihrer schmählichen Stellung im Jahre 1076 ein Fortschritt. Allmählich erkannten sie, daß ihr Interesse wenigstens in dem *einen* Punkt mit dem des Königtums Hand in Hand ging.

Heinrich selbst hatte den Kampf mit Ehren bestanden: er vergab dem Königtum nichts, er hielt das Reichsgut zusammen und war sparsam; auch den Lebensnerv des monarchischen Prinzips, die Erblichkeit, suchte der Kinderlose, wenigstens soweit es möglich war, zu wahren. Er sah seinen Neffen, den Sohn seiner Schwester Agnes, *Friedrich von Staufen*, als seinen Nachfolger an, kam aber nicht mehr dazu, diese Nachfolge sicher zu stellen. In den auswärtigen Beziehungen des Reichs änderte sich unter ihm wenig. Nach der Ost- wie nach der Westseite gab es gelegentlich Streitigkeiten und selbst Krieg; hier wie dort entwickelten sich die Dinge ähnlich. Das westfränkische Reich folgte längst seinen eigenen Geschicken, und im Osten waren Polen wie Ungarn so gut wie unabhängig, auch in Böhmen bedeutete die deutsche Oberhoheit nicht viel. Am 23. Mai 1125, erst vierundvierzig Jahre alt, starb Heinrich V zu Utrecht, — eine bedeutende, wenn auch keine anziehende Herrschergestalt, ohne die Tugenden und volkstümlichen Eigenschaften wie ohne die Fehler seines Vaters. Im Dezember 1024 war ihm Calixt im Tode vorangegangen.

C.H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig

Drittes Buch

Die Staufer

9. Lothar, Konrad III, Friedrich Barbarossa.

Es gab in Deutschland kein Verfassungsgesetz für die Nachfolge im Königtum für den Fall, daß der König, wie im Jahre 1125, mit Tod abging, ohne männliche Erben zu hinterlassen, oder ohne über einen, der einen solchen ersetzte, Bestimmung getroffen zu haben: überliefertes Herkommen war für solchen Fall die Wahl. Indes bildete Verwandtschaft mit dem Herrscher, wenn sie auch kein Anrecht gewährte, doch ein gewichtiges Moment für die Wahl. So hier: die Blicke richteten sich zunächst auf den Herzog von Schwaben, Friedrich von Staufen, den Sohn einer Schwester Heinrichs V, Agnes, Heinrichs IV Tochter. Seine Hoffnungen aber wurden durch eine Intrige des Erzbischofs Adalbert von Mainz und vielleicht sein eigenes Ungeschick vereitelt. Gemäß Adalberts Vorschlag wurde auf einer Wahlversammlung zu Mainz ein Ausschuß von je zehn aus den vier Hauptstämmen, Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern, gewählt, und diese Wahlkommission präsentierte drei Kandidaten — Friedrich, dann den bedeutendsten der Gegner Heinrichs V, Lothar, den Mächtigsten im Sachsenlande, und Leopold von Österreich. Der listige Pfaffe legte, und er war dabei der Zustimmung der meisten Fürsten sicher, den drei Auserkorenen die Frage vor, ob sie sich dem von den Fürsten Erwählten unbedingt unterwerfen würden, was Lothar und Leopold bejahten, während Friedrich der Frage auswich. Nun wurde, wie es scheint, ziemlich formlos und rasch Lothar gewählt, am 13. September 1125 zu Aachen gesalbt und gekrönt. Die salische Partei also war unterlegen, das Haupt der bisherigen Opposition gewählt. Doch war an sich die Wahl vielleicht so übel nicht: Lothar, in seinem sechsundfünfzigsten Jahre stehend, hatte sich seither als Mann von Charakter tüchtig und tätig gezeigt, ohne, wie es scheint, selbst

nach der höchsten Würde zu verlangen. Aber er war als Parteimann emporgekommen, Ultramontaner, wie wir jetzt sagen würden, abhängig von den Anschauungen der Gregorianer, denen das Wormser Konkordat nicht genügte und die es nach ihrer Weise mißachteten, umgingen oder auslegten und die in Lothar eine nachsichtige Förderung fanden. Bischofswahlen ohne die Gegenwart des Königs waren nicht selten. Er faßte im Süden Fuß durch die Vermählung seiner einzigen Tochter Gertrud mit einem Angehörigen des mächtigen Welfenhauses, Heinrich dem Stolzen, der 1126 seinem Vater Heinrich dem „Schwarzen" in der bayerischen Herzogswürde folgte. Dies gab ein Gegengewicht wider die dort im Süden gegründete staufische Macht. Zwar hatte Friedrich ihm gleich den übrigen Fürsten gehuldigt, aber der Zwiespalt brach alsbald aus über gewissen Gütern aus der salischen Erbschaft, die aus konfisziertem Besitz der Rebellen- oder Oppositionspartei und ihnen entzogenen Lehen bestanden und von Rechts wegen an die staufischen Brüder Friedrich und Konrad übergegangen waren. Der Streit mußte, da Friedrich sich einem im November 1125 zu Regensburg wider ihn ergangenen Rechtsspruch nicht fügte, mit den Waffen ausgetragen werden. Acht und Bann erwiesen sich wenig wirksam: während Friedrich sich im oberen Deutschland hielt, stellte die Partei zu Nürnberg den jüngeren der beiden staufischen Brüder, Konrad, als Gegenkönig auf und dieser führte seine Sache in Italien anfangs mit gutem Erfolg; im Juni 1127 krönte ihn der Erzbischof Anselm von Mailand zu Monza als König von Italien. Allein dieser Erfolg war bei den dortigen Verhältnissen nicht von Dauer, und auch in Deutschland, wo der Kampf sich vorzugsweise um die Städte Nürnberg und Speyer drehte, war im Jahre 1129 Lothars Sache die stärkere. Sein Eingreifen wurde aber jetzt nach einer anderen Seite in Anspruch genommen.

Auf Calixt war einer der Unterhändler des Wormser Konkordats, Lambert von Ostia, Honorius II, gefolgt. Nach dessen Tode 1130 war durch ein in Rom einheimisches Übel, die Eifersucht zweier großer Häuser und ihrer Klientel, der Pierleoni und

der Frangipani, eine zwiespältige Papstwahl geschehen: dem Erwählten der ersteren, der sich Anaklet II nannte, stellten die letzteren einen Innozenz II entgegen. Beide wandten sich an den deutschen König, und dieser hätte die von den Verhältnissen ihm dargebotene schiedsrichterliche Stellung ausnützen können. Bei einer Zusammenkunft zu Lüttich mit Innozenz, für den im Oktober 1130 eine Synode zu Würzburg sich entschied, schien Lothar auch gewillt, von dem Papst eine Interpretation oder Revision des Wormser Konkordats im Sinne der kaiserlichen Rechte zu fordern; es kam jedoch dazu zunächst nicht. Der verabredete Römerzug erfolgte im Jahre 1133; mit mäßiger Streitmacht von zweitausend Rittern führte Lothar seinen Papst Innozenz nach Rom, und dieser krönte ihn und seine Gemahlin Richenza: die Krönung fand aber im Lateran statt, da Anaklet auf dem rechten Ufer, in St. Peter und der Engelsburg, sich behauptete. Einen durchgreifenden Erfolg hatte Lothar weder im Norden, noch gegen die Normannen im Süden, wo der Gegenpapst Anaklet anerkannt war und sich durch Krönung und Anerkennung Rogers II als Königs von Apulien und Sizilien erkenntlich zeigte. Auch bei Innozenz erreichte Lothar nicht, was er wollte: die Herstellung der kaiserlichen Rechte, wie sie vor dem Konkordat von Worms geübt worden waren. Dagegen erwies sich der Papst willfährig gegenüber seinem dynastischen Interesse: die mathildinischen Güter wurden ihm und für den Fall seines Todes seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen zugesprochen. Auch dies freilich geschah um einen teuren Preis: Lothar nahm sie von dem päpstlichen Stuhl zu Lehen, und die hierarchische Partei wußte, was damit erreicht oder angedeutet war. Den Vorgang verewigte ein Gemälde, das den König vor seinem Lehensherrn knieend darstellte. Die Umschrift sprach es aus, daß der König homo, Dienstmann des Papstes geworden sei und dieser ihm die Krone, wobei man, wenn man wollte, auch an die kaiserliche denken konnte, verliehen habe. Die Theorie war in der Tat bei den Gregorianern schon so weit vorgeschritten, daß der Papst den König und Kaiser ernenne.

Mit den Staufern wurde er nach seiner Rückkehr erst im Jahre 1134 so weit fertig, daß Friedrich sich im Oktober dem Spruch eines Fürstengerichts zu unterwerfen versprach, der dann im März des folgenden Jahres auf einer Versammlung zu Bamberg erfolgte und milde genug ausfiel; auch Konrad unterwarf sich im September und verpflichtete sich, an dem bevorstehenden Romzug des Kaisers teilzunehmen. Er wurde im August 1136 an der Spitze einer ansehnlichen Streitmacht angetreten und ging glücklich vonstatten. Man gelangte bis San Germano: aus Apulien wurden die Normannen verdrängt und der Gegner Rogers wurde von Papst und Kaiser gemeinsam belehnt: doch hängen diese Vorgänge mit der deutschen Geschichte so lose zusammen, daß wir sie nicht ausführlicher erzählen dürfen. Auf dem Heimweg, den der Kaiser schon krank antrat, in einem Dorfe am oberen Lech, Breitenwang, ereilte ihn der Tod am 4. Dezember 1137.

Die Insignien des Reichs befanden sich nach dem Ableben des Kaisers in den Händen seines Schwiegersohnes, des Herzogs Heinrichs des Stolzen von Bayern, der den Zug mitgemacht, und den der Sterbende noch mit Sachsen belehnt hatte: ohne Zweifel hatte er ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber der hierarchischen Partei war er nicht genehm: sie fürchtete von ihm eine Rückkehr zur Kirchenpolitik Heinrichs V. Er hatte sich auf dem Romzuge dem Papst mißliebig gemacht; seine Persönlichkeit war wenig gewinnend und als sein Hauptcharakterzug trat ein ungemessenes Selbstgefühl bei nur mittelmäßigen Fähigkeiten hervor. Auch erschien seine Macht zu groß, wenn zu dem Besitz von Tuscien und dem Herzogtum in Bayern und in Sachsen noch das König- und Kaisertum hinzutrat: als Erbe sowohl des Billungers Magnus, dessen Tochter Heinrichs Mutter war, als auch des Kaisers Lothar, vereinigte er in Sachsen überdies einen sehr umfassenden Allodbesitz in seinen Händen. So richteten sich die Blicke auf den Staufer Konrad, der nicht ohnmächtig und auch nicht übermächtig war. Ein kluger, unruhiger Pfaffenfürst französischer Herkunft, der Erzbischof Albero von Trier, — der Mainzer Stuhl war gerade unbesetzt — leitete die Intrige und berief,

nachdem er sich der maßgebenden Fürsten versichert hatte, eine Versammlung nach Koblenz, wo dann am 7. März, ohne den festgesetzten Wahltag abzuwarten, Konrad III (1138—1152) gewählt wurde. Die Krönung erfolgte schon am 13. zu Aachen: vor die vollendete Tatsache gestellt, erkannte alsbald eine weitere Anzahl von Fürsten und Bischöfen den neuen Herrscher an, den eine gewinnende persönliche Erscheinung empfahl. Obschon Heinrich der Stolze die Reichskleinodien auslieferte, konnte sich Konrad doch nicht mit ihm verständigen, da er entschlossen war, nicht die beiden großen Herzogtümer, Sachsen und Bayern, den Norden und den Süden des Reichs, dem Welfen zu überlassen, und daher letzteres in eigener Hand behielt. Der Gegensatz mußte mit den Waffen ausgetragen werden: Heinrich wurde im Juli 1138 geächtet und Sachsen einem im Lande zwischen Elbe und Oder mächtigen, um die Kolonisation dieser Gebiete verdienten Fürsten verliehen, Albrecht dem Bär, dem Stammvater des askanischen Hauses. Ihn hatte Kaiser Lothar 1134 mit der Nordmark belehnt, und die seit den Zeiten der Ottonen in den östlichen Gebieten unterbrochene Kolonisation war alsbald durch den tüchtigen Mann zu neuem Leben gekommen, zumal auch noch andere Fürsten in gleicher Richtung wirkten: von Mark Meißen aus eroberte Graf Konrad von Wettin die Niederlausitz, während in Holstein die beiden Grafen von Schaumburg, Vater und Sohn, an Stelle eines Slavenortes, den sie zerstörten, 1143 die Stadt Lübeck begründeten, die für diese Gegenden von so großer Bedeutung werden sollte. Es ist an dieser Stelle auch der in jene Jahre fallenden Wirksamkeit des Bischofs Otto von Bamberg (1132—1139) zu gedenken: auf zwei großen Missionsreisen gewann er Pommern dem Christentum und damit der deutschen Kolonisation ein wichtiges Gebiet an der Ostsee, das ein Menschenalter später von Friedrich Barbarossa dem Reiche einverleibt und zum Herzogtum erhoben wurde. Bei allen diesen zukunftsreichen Begebenheiten war Konrad unbeteiligt; ihn nahm zunächst völlig der Kampf zwischen der staufischen und welfischen Partei in Anspruch, deren Gegensatz nun für so lange die innere Politik Deutschlands bestimmen sollte. Dabei war es ein Glück für den König, daß Heinrich

schon im Oktober 1139 starb: dessen Ansprüche gingen auf einen zehnjährigen Knaben, seinen Sohn Heinrich „den Löwen“ über, der sich nachmals als Kolonisator im Norden und Osten einen so großen Namen machen sollte. Zunächst dauerte der Parteienkampf fort und hatte 1140 einen durch die Sage berühmt gewordenen Schauplatz bei Weinsberg, einem fränkischen Städtchen mit einer welfischen Burg, die einer auch im Lied verherrlichten Erzählung ihren Namen, die Weibertreu, verdankt, wenn nicht der schon vorhandene Name vielmehr die Erzählung hervorgerufen hat. Daß hier schon der Schlachtruf „hie Welf, hie Waiblingen“ erscholl, der später, zumal in Italien, zur Parteilosung wurde, wird zwar berichtet, ist aber nicht wahrscheinlich. Ein Ende fanden die Wirren erst 1142 auf einem Tage zu Frankfurt: Heinrichs des Stolzen Witwe Gertrud, Kaiser Lothars Tochter, vermählte sich mit dem neuen Bayernherzog, dem Pfalzgrafen Heinrich Jasomirgott aus dem Babenberger Hause, an den der König Bayern gegeben hatte; dem jungen Heinrich aber wurde das ihm von seinem Großvater Lothar angestammte Herzogtum Sachsen zurückgegeben und Albrecht der Bär auf die Mark und auf die östliche Kolonisation verwiesen.

Bald trat auch die kirchliche Frage wieder in den Vordergrund. In Deutschland hatte die gregorianische Partei unter den Bischöfen der unbedingten Herrschaft des Papstes zum Siege geholfen, und Konrad bequemte sich dieser Partei, die das Konkordat in ihrem Sinn, d. h. zum Schaden der königlichen Rechte, auslegte, oder es auch, wo dies möglich war, ohne Scheu offen beiseite setzte. Allein es zeigten sich die Folgen dieses päpstlichen Kirchenregiments bald in einer Weise, die allgemeines Mißbehagen hervorrief. Alle mögliche Anliegen, große und kleine, Rechtsstreitigkeiten, Privilegien der Klöster, persönliche Differenzen auf einem Gebiete, wo ohnehin des Haders kein Ende ist und überall zugleich die materiellen Interessen mit im Spiele waren, wurden nach Rom gebracht. Gegen die Entscheidung eines Bischofs wurde von denen, denen diese Entscheidung mißfiel, nach Rom appelliert, und die Erledigung erfolgte dort bei der Überfüllung der päpstlichen Kanzlei mit Geschäften dieser Art

entweder sehr langsam, oder sie erfolgte nach oberflächlicher oder einseitiger Kenntnis und, wie bei Menschen natürlich, häufig genug nach Geld und Gunst und in Kraft einer neuen Art von Simonie, die um nichts besser war als die alte: oft auch war die Ausführung einer päpstlichen Entscheidung an Ort und Stelle schlechterdings unmöglich oder die verlierende Partei ließ es darauf ankommen und setzte den päpstlichen Dekreten die Kraft der Trägheit, den passiven Widerstand, wo nicht offenen Ungehorsam entgegen. Hier breitete sich langsam und in der Stille ein Umschwung vor. In Italien kam ein anderes hinzu. Hier war die Erinnerung an die klassischen Zeiten städtischer Freiheit nie erloschen: die einstigen römischen Munizipien hatten sich in der vielgestaltigen Not der Zeiten erhalten und sie begannen namentlich in Oberitalien nun eine große Rolle zu spielen. In Rom selbst war der städtisch-republikanische Gedanke zwar durch die kirchlichen Machtfragen, durch die Adelsparteien und ihre bei Besetzung des päpstlichen Stuhls sich geltend machenden Interessen, endlich durch die große Stellung der Päpste selbst lange in den Hintergrund gedrängt, allein er war nicht erstorben, und es hatte sich offenkundig nun auch hier eine radikale und republikanische Strömung erzeugt, welche zusammentraf mit einem ersten Flügelregen des Zweifels gegenüber den in der Kirche überlieferten und ausgeprägten Glaubensanschauungen.

Da diese Geistesströmung auch in Deutschland nicht ohne Einfluß war, müssen wir einen Augenblick die Aufmerksamkeit darauf richten. Der hervorragendste Vertreter der bestehenden kirchlichen Ordnung und der unbedingten kirchlichen Autorität in Lehre und Leben damaliger Zeit war der Burgunder Bernhard, Abt des Klosters Clairvaux bei Dijon. Er war der bedeutendste Mann und das Haupt der Kongregation der Cisterzienser, des Ordens, in dem die cluniacensische Idee wiederauf- und fortlebte: ein Mann, dem wie von selbst jede Umgebung sich fügte, groß in jeder mönchischen Tugend und dabei auch den Geschäften der Welt gewachsen, beredt und schriftgewandt, dem die Menge die Kraft zuschrieb, Wunder zu wirken, an die er, durch die Erfolge seiner Persönlichkeit

und den allgemeinen Glauben der Zeit mitgerissen, selber glaubte. Aufrichtigkeit gegen sich selbst ist eine seltene Tugend bei solchen kirchlichen, durch die sie umgebende Schmeichelei und Vergötterung getäuschten und verblendeten Größen. So machte Bernhard, der in den Augen der Zeitgenossen um so mehr galt, als er die hohen Stufen der Hierarchie für seine eigene Person verschmähte, seinen Einfluß auch in weltlichen Dingen geltend, die in jener Zeit mit den geistlichen noch unlösbarer verbunden waren, als sie es stets zu sein pflegen. Die eigenartige Größe des Christentums besteht eben darin, daß es alle Kräfte des menschlichen Wesens erfaßt: in seinem innersten Wesen lag es, daß es auch die Verstandestätigkeit, den intellectus, mächtig anregte. So war denn auch, und zwar fast von Anfang an, der Ausbreitung des christlichen Glaubens die Entwicklung einer Wissenschaft der Religion, der Theologie, zur Seite gegangen. Wir haben gesehen, wie in jeder Generation theologische Streitfragen auftauchten und aus den Entscheidungen allmählich ein Lehrgebäude des rechten Glaubens erwuchs, das dem forschenden Geist immer enger die Grenzen vorschrieb, innerhalb deren er sich zu halten hatte. Fides praecedit intellectum, zuerst glauben, dann erkennen, hatte der große Theologe und Hierarch der voraufgehenden Generation, der Erzbischof Anselm von Canterbury, gelehrt (1033 bis 1109), den man wohl als den Vater dieser mittelalterlichen Theologie, der Scholastik, bezeichnet. Er hatte damit gewissermaßen Programm und Leitsatz für das wissenschaftliche Forschen dieser gebundenen Zeit ausgesprochen. Allein der Intellekt sucht seine eigenen Wege und einen sehr kühnen hatte damals ein großer Lehrer an der Hochschule von Paris, Abälard (1079—1142), eingeschlagen, der um 1120 durch sein ungewöhnliches Lehrtalent, seinen Scharfsinn nnd wissenschaftlichen Eifer sich eine Menge begeisterter Zuhörer und Schüler schuf: auch in Deutschland, in dessen unzähligen Klöstern es auch manchen kühnen Geist gab, war er nicht unbekannt. In Disputationen und Schriften stellte er das Sic et Non, das Für und Wider, das Ja und Nein, die Sätze der geoffenbarten Lehre und die rationes, die Ergebnisse vernünftigen

Schließens, einander gegenüber, und wenn sich auch diese jener schließlich fügten und anbequemten, so war damit doch der Zweifel, der mögliche Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen entbunden. Der heilige Bernhard erkannte dies wohl und setzte seinen Einfluß und die kirchlichen Machtmittel, über die dieser Einfluß verfügte, gegen die neue Richtung und ihren kecken Führer.

Was auch in späteren Tagen bis auf die unseren eine Hauptwaffe der Orthodoxie bildete, die Behauptung, daß ein solches Rütteln am kirchlich Überlieferten auch die weltliche Autorität und die bestehende Gesellschaftsordnung erschüttere, trat auch hier hervor. Ein Schüler Abälards, ein Geistlicher, Arnold von Brescia, zog Folgerungen auf praktischem Gebiete, wandte seine Kritik auf die tatsächlichen Zustände der Kirche und fand diese, was freilich nicht zu leugnen war, verderbt und unvollkommen. Den Grund für solche Verderbnis sah er in der Verstrickung des Geistlichen mit dem Weltlichen, und, ein entschlossener Radikaler suchte er das Mittel der Rettung in jenem völligen Verzicht des Klerus auf jederlei weltlichen Besitz, wie er einst in dem Abkommen des Papstes Paschalis mit Heinrich V geplant oder vorgespiegelt worden war: von den Gaben der Gläubigen sollte der Geistliche leben, sollte bloß Priester sein. Da der Einfluß Bernhards ihm den Aufenthalt in Frankreich unmöglich machte, begab Arnold sich nach Oberitalien, wo das mannigfach aufgeregte städtische Leben ihm den richtigen Schauplatz agitatorischer Tätigkeit für seine Ideen bot. Sie zündeten auch in Rom, wo sie gegenüber dem geistlichen und aristokratischen Element sich trotzig Bahn machten: dorthin begab er sich, wo diese Richtung schon nicht mehr gehemmt werden konnte. Der neugewählte Papst, Eugen III (1143—1153), räumte vor ihm das Feld und entwich nach Frankreich. Unter Arnolds Einfluß oder Leitung wendete sich die neueingerichtete Republik von Rom, der Senatus Populusque Romanus, mit ihren Anerbietungen und Forderungen an König Konrad.

Die Verhältnisse lagen so, daß sie ein Eingreifen, einen Römerzug, dringend wünschenswert machten, und der König kündete in seiner Antwort an die Römer einen solchen an. Die Absicht wurde aber

zunächst vereitelt durch ein Ereignis im fernen Osten und dessen Folgen: eine wichtige Erwerbung der Kreuzzugsbewegung, Edessa, war im Dezember des Jahres 1144 in die Hände der Ungläubigen, des Emirs Emad-ed-din Zenki, gefallen. Es ist notwendig, auf den bisherigen Verlauf der ganzen Angelegenheit rasch einen Blick zu werfen.

Der erste der sogenanten Kreuzzüge, der, von Deutschland noch wenig unterstützt, im Jahre 1096 unternommen wurde, hatte, wie früher erwähnt, im Jahre 1099 mit der Einnahme der heiligen Stadt und mit der Errichtung von vier Kolonialstaaten, Jerusalem, Tripolis, Antiochia und Edessa, geendigt, und diese kleinen Reiche hatten sich unter Kämpfen mit den sarazenischen Nachbarn und unter mancherlei Mißständen und innerem Hader während der nächsten Jahrzehnte behauptet. Sie wurden durch starken, wenn auch ziemlich regellos erscheinenden, bald plötzlich anschwellenden, bald wieder zurückflutenden oder versiegenden Zustrom von Pilgerscharen aus dem Westen, auch durch das erwachende Handelsinteresse der italienischen Seestädte aufrecht erhalten. Die erste Begeisterung aber hatte schon nachgelassen. Eine Ernüchterung war eingetreten, seitdem man das „heilige Land" und seine Bevölkerung sowie die heidnischen Feinde in ihrer wirklichen Gestalt kennen gelernt hatte. Jetzt rief die schwere Zeitung vom Fall Edessas, von der Zerstörung des wichtigsten Vorwerks, das die Christenheit für ihren neuen Besitz besaß, das christliche Gemeingefühl und wieder etwas von dem Geiste wach, der sich zwei Menschenalter früher so unwiderstehlich geltend gemacht hatte, und er fand jetzt in dem berühmten Abte von Clairvaux den feurig-begeisterten Redner und Werber für einen neuen, zweiten großartigen Kreuzzug. Diesmal schien es notwendig, die großen Häupter selbst, die Könige, für das Unternehmen zu gewinnen, und dies war Bernhard auch bei König Ludwig VII von Frankreich (1136—1180) schon gelungen. Auch in Deutschland begann man sich für die Idee zu erwärmen, die noch immer zeitgemäß war und dem Geist der Epoche entsprach. Ein Mönch Radulf predigte in den Rheinlanden, ein schlimmer Fanatiker, wie es scheint: er gab seiner Agitation Nachdruck, indem er die aufgestörte

Leidenschaft der Menge wiederum auf die unglücklichen Juden richtete. Bernhard erschien 1146 selbst in Deutschland und auf einem Reichstag zu Speyer gelang es ihm, bei einer seiner feurigen Predigten im Dome, den König Konrad im wahren Sinn des Wortes für das geplante Unternehmen zu überreden: denn Konrad hatte bereits in jungen Jahren die Modepflicht einer Kreuzfahrt erfüllt und alles sprach gegen seine Teilnahme an einem solchen Zug, da viel nähere Aufgaben in der Heimat seine Anwesenheit erforderten. Aber er widerstand nicht und trat im Sommer 1147 in der Tat die Heerfahrt an. Die norddeutschen Magnaten lehnten die Teilnahme ab, indem sie einen Kreuzzug gegen die Slaven, die Abodriten in Mecklenburg und die Wenden in Brandenburg, zu unternehmen beschlossen, und dieses Vorhaben fand auch die Billigung Bernhards, der die Losung ausgab, die Wenden entweder zu bekehren oder auszurotten. Dieser Slavenkreuzzug, mit starker Heeresmacht unternommen, der eine Teil unter Führung des Sachsenherzogs Heinrichs des Löwen, der andere unter der des Markgrafen Albrechts des Bären, brachte zwar noch keinen vollen Missionserfolg, diente aber doch dem ferneren Vordringen des Christentums und der Entwicklung zweier wichtiger Macht- und Kolonisationsgebiete im Osten. Heinrich der Löwe begründete die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin, erbaute feste Burgen im Lande der Abodriten und, was die Hauptsache, zog an Stelle der zurückgedrängten slavischen Bevölkerung sächsische Bauern heran, die er mit Land ausstattete. So wurde Mecklenburg nach und nach der deutschen Kultur erschlossen, und es blieb deutsch, auch als nach dem späteren Fall Heinrichs des Löwen Pribislaw, der Sohn des im Kampf gefallenen Fürsten Niklot, also das eingesessene Fürstengeschlecht von Kaiser Friedrich mit der Herzogswürde belehnt wurde. In ähnlicher Weise ging weiter südlich Albrecht der Bär vor: er wurde nach dem Tode des Fürsten der Heveller Pribislaw unbestrittener Herr des fortan als Mark Brandenburg bezeichneten Gebietes. Das Land, dessen slavische Bevölkerung in den mit Grausamkeit geführten Kämpfen sich aufrieb, wurde mehr und mehr von deutschen Bauern besiedelt,

wobei sich die in diesen Gegenden zahlreich entstehenden Klöster der Cisterzienser und Prämonstratenser nachhaltige Verdienste erworben. Während so hier eine überaus folgenreiche Entwicklung sich anbahnte, nahm dagegen König Konrads Kreuzzug ins heilige Land einen ganz ergebnislosen Verlauf. Es hat wenig Zweck, seine einzelnen Stadien zu verfolgen: den Marsch durch Ungarn und Bulgarien, den guten Empfang durch den griechischen Kaiser Manuel, den Übergang über den Bosporus, den Zug des Hauptheeres durch Kleinasien, dessen fluchtartige Umkehr bei Ikonium und die Vereinigung seiner Reste mit dem nachkommenden französischen Heere, dem es bei seinem Marsch durch Kleinasien nicht besser ergehen sollte als dem deutschen, endlich den fast völligen Untergang der abgezweigten fünfzehntausend unter Konrads Halbbruder, dem Bischof Otto von Freising, bei Laodicea: wie sich dann Konrad zu Schiff von Konstantinopel aus, wo er in Begleitung seiner Gattin längere Zeit Erholung hatte suchen müssen, ohne Heer im heiligen Lande mit den Franzosen und dem, was sich dort noch etwa von geretteten Streitkräften auftreiben ließ, zusammenfand, mit Ludwig einen vergeblichen Angriff gegen Damaskus führte und seinen Heimweg über Konstantinopel nahm, wo er nochmals für längere Zeit verweilte. Von Bedeutung war höchstens, daß der klägliche Ausgang die Gemüter auch in Deutschland abkühlte, wo man allmählich zu fragen begann, ob nicht Gott, wenn ihm die Herrschaft der Sarazenen im heiligen Lande so leid wäre, noch andere Mittel gehabt hätte als diese menschenverschlingenden Züge.

Konrad traf nach seiner Rückkehr in Deutschland unerfreuliche Zustände. Eine Schilderhebung Welfs VI, der noch vor Konrad III aus dem heiligen Land zurückgekehrt war und unterwegs in Sizilien mit König Roger eine gegen den König gerichtete Verbindung angeknüpft hatte, wurde zwar durch den Sieg gebrochen, den Konrads Sohn Heinrich am Fuße der staufischen Burg Flochberg bei Nördlingen davontrug (1150). Aber mit Heinrich dem Löwen gelangte man nach wie vor zu keinem sicheren Verhältnis, und der vielversprechende Jüngling Heinrich wurde durch einen frühen Tod noch vor dem Vater hinweggerafft. Anfang 1151,

als er sich nach dem Süden begeben hatte, um Vorbereitungen zu der oft aufgeschobenen Romfahrt zu machen, erkrankte König Konrad zu Bamberg. Er tat noch, wie einst Konrad I, scheidend ein gutes Werk: er empfahl den Fürsten statt seines eigenen noch unmündigen zweiten Sohnes seinen Neffen, Friedrich, den Sohn seines älteren Bruders Friedrich, als Nachfolger. Im Februar starb er zu Bamberg: seine Leiche wurde im dortigen Dome beigesetzt.

Über die Person des zu Wählenden war diesmal kein Zweifel. Der Herzog Friedrich von Schwaben gehörte durch seine Geburt den beiden vorwaltenden Häusern an: denn seine Mutter Judith war eine Fürstin aus welfischem Hause, eine Tochter Heinrichs des Stolzen; er besaß eine ansehnliche Macht und eine ihr entsprechende Stellung und Geltung in der Fürstenwelt und war doch nicht allzu stark: durch die Macht seines Schwagers, Heinrich des Löwen, wurde die seinige in Schach gehalten. Außerdem aber: er war, wenn einer, für die erste Stelle und zum Herrscher geboren — eine tadellose Persönlichkeit, eine stattliche Erscheinung mittlerer Größe, blondhaarig, der in jeder ritterlichen Tugend seinen Mann stellte: eine jener glücklichen Naturen, denen eine natürliche Autorität beiwohnt, weil sich in ihnen ein fester und klarer Wille mit gefälligen Formen und wohlwollendem Sinn ohne Schwäche vereinigt. Er war zuverlässig, man konnte seinem Worte trauen. Die Wahl Friedrichs I (1152—1190) fand zu Frankfurt a. M. am 4. März 1152 statt, und schon am 9., sechs Tage später, folgte ihr die Krönung zu Aachen. Manche innere Schwierigkeiten glätteten sich leicht, indem man den Ernst sah, mit dem der neue König den Landfrieden, die erste seiner Königspflichten, wahrte. Die Anfänge dieses Regiments waren gut. Auf einem Hoftag im Mai zu Merseburg konnte er einen dänischen Thronstreit schlichten und Huldigungen entgegennehmen, und es beweist seinen Scharfblick, daß er, den Zusammenstoß mit dem Papsttum voraussehend, eine Verbindung dieser Macht mit dem deutschen Fürstentum vermied, indem er zunächst zu dem mächtigsten von ihnen, dem Herzog Heinrich dem Löwen, ein gutes Verhältnis schuf. Er erkannte

dessen Ansprüche auf Bayern an und wußte dieser Anerkennung trotz Heinrich Jasomirgotts nicht unberechtigtem Widerstreben durch den Spruch eines Fürstengerichtes Geltung zu verschaffen. Im Jahre 1156 gab Heinrich Jasomirgott Bayern zurück, wogegen sein Land Österreich zum selbständigen Herzogtum mit wertvollen Privilegien und Reservatrechten, der Erbfolge auch der Frauen und anderem, erhoben wurde. Der Schwerpunkt auch der Politik Friedrichs lag gleichwohl in Italien und dem Verhältnis zum Papsttum. Es war das Verhängnis unseres Volkes: während in den anderen Ländern, in Frankreich, England, Böhmen, Ungarn, das Königtum, also der Staat, ohne tiefere Störung durch die kirchlichen Fragen sich entwickeln konnte, haftete dem deutschen Königtum Anspruch und Titel des römischen Imperiums an, und die seitherige Geschichte hatte die beinahe wie ein Glaubenssatz wirkende Anschauung von den zwei Gewalten oder, wie man mit einer unsinnigen Anwendung einer Bibelstelle sich ausdrückte, den zwei Schwertern, dem Imperium und dem Sacerdotium, gezeitigt, Gewalten, von denen doch nur eine die höchste und maßgebende sein konnte und zwischen denen die Zusammenstöße sich mit Notwendigkeit immer wieder neu erzeugen mußten.

Eine Geschichte unserer Nation kann die stete Bezugnahme auf Italien für die ganze mittelalterliche Zeit nicht umgehen, fällt doch die Geschichte eines Volkes in weitem Umfang zusammen mit der Geschichte seiner Herrscher. Die Geschicke des staufischen Hauses und seine Weltstellung waren aufs engste verbunden mit dem Papsttum, und mittelbar dadurch mit Rom, weiterhin aber mit dem gesamten Italien und den maßgebenden politischen Faktoren dieses Landes, den lombardischen Städten und dem Normannenstaat im Süden, aber auch darüber hinaus mit dem griechischen Kaisertum, das noch immer an seinen italienischen Ansprüchen festhielt. Friedrich selbst hatte von dem Imperium sehr ideale Vorstellungen und erkannte auch richtig, daß seine Wirksamkeit in Deutschland, namentlich bei der abnormen Stellung und Machtfülle seines ersten Vasallen, mit auf der Geltendmachung dieses imperatorischen Anspruchs beruhte. Zunächst war sein Verhältnis zu Papst Eugen III, dem er seine

Thronbesteigung, wie natürlich, angezeigt hatte, aber ohne etwas wie Bestätigung nachzusuchen, nicht ungünstig: dessen Interesse, was die demokratische Bewegung in Rom und ihren Führer Arnold von Brescia, die griechischen Ansprüche und endlich den in Unteritalien mächtig um sich greifenden Normannenkönig Roger II betrifft, ging mit dem Friedrichs zusammen. Mit mäßiger Streitmacht brach Friedrich im Herbst 1154 zu seinem ersten Römerzuge auf; in seinem Gefolge befanden sich die namhaftesten Fürsten des Reiches: Heinrich der Löwe, Berthold von Zähringen, Heinrich von Kärnten, Otto von Wittelsbach, Ottokar von Steiermark: in Oberitalien nahm er die Huldigung der lombardischen Städte entgegen und demütigte einige widerstrebende, auch die stolzeste und gewalttätigste dieser Kommunen, Mailand, die soeben gegen zwei ihr feindliche kleinere, Lodi und Como, sich vergangen hatte. In Rom war auf Eugen III, der 1153 gestorben war, ein kurzlebender und unbedeutender Papst, dann, Ende 1154, ein Angelsachse von Geburt, der seinen Weg durch eigenes Talent und Kraft gemacht hatte, Hadrian IV, gefolgt. Bei ihrer ersten Begegnung zu Sutri kam es zu einem Zwischenfall der Etikette. Friedrich weigerte sich, dem Papst den Steigbügel zu halten, bis er von älteren Fürsten belehrt wurde, daß dies ein altes Herkommen ohne weitere Bedeutung sei. Mit dem Papst begab er sich nach Rom, sicherte ihn gegen Rogers Nachfolger Wilhelm und befreite ihn endgültig von dem kühnen Volksführer Arnold von Brescia, der in des Kaisers Hände gefallen war und der nun der priesterlichen Rache preisgegeben und zu Rom hingerichtet wurde. Im Juni wurde Friedrich als Kaiser gekrönt; die Gärung der unteren Bevölkerung über das Verfahren gegen Arnold aber entlud sich in einem Aufruhr, der blutig niedergeschlagen werden mußte: in diesem Kampfe tat, wie der sächsische Berichterstatter mit Stolz erzählt, sein Herzog, Heinrich der Löwe, das Beste. Im September 1155 kehrte Friedrich zurück: der Haß gegen die Deutschen machte sich noch auf dem Rückweg geltend, wo die Veroneser ihm einen Hinterhalt zu legen versuchten, und wie wenig diesem Boden zu trauen war, beweist, daß noch im

gleichen Jahre der Kampf der Stadt Mailand gegen die kaiserlich gesinnten Städte Pavia, Cremona, Lodi, Como aufs neue entbrannte.

Die nächsten drei Jahre waren reich an friedlichen Erfolgen. Erledigung der bayerischen Frage, Reisen durch fast alle Teile des Reichs und Befestigung des Landfriedens, Verleihung der Pfalz an seinen Stiefbruder Konrad, ruhige Besetzung der Bistümer nach dem Konkordat und unter kaiserlichem Einfluß, Herstellung der königlichen Autorität in Burgund durch die Heirat mit Beatrice, der reichen Erbin eines der großen Magnaten des Landes, zu Würzburg, Juli 1156, die Friedrich nicht weniger als fünftausend kriegsdienstpflichtige Vasallen zugebracht haben soll; friedliches Fortschreiten der Zivilisation im Osten und Norden, wo auch durch Heinrich den Löwen die zivilisatorische Kraft des Einzelfürstentums, des Territoriums, sich entfaltete, und günstige Verhältnisse zu den Nachbarländern Polen, Ungarn, Dänemark bezeichnen diese Jahre. Friedrichs Kanzler war seit Mai 1156 ein charaktervoller, hochbegabter Staatsmann, geschäftsgewandt, von hellem Blick und starker Hand, Rainald von Dassel, der, obwohl Geistlicher — er wurde im Jahre 1160 vom Kaiser zum Erzbischof von Köln gemacht — ganz von der Idee des Reichs erfüllt und beherrscht war: die kaiserliche Macht war, wie sich gebührte, das Entscheidende in Deutschland. Man hätte dieser wohltätigen Regententätigkeit innerhalb übersehbarer Grenzen, die überdies getragen war durch die Beliebtheit ihres Trägers beim Volk, eine längere Dauer wünschen müssen: allein die italienische Frage, welche zugleich die kirchliche war, gab keine lange Ruhe. Mit dem Papsttum war kein dauernder Bund und Friede möglich, und es war der Papst, Hadrian IV, der den neuen Angriff eröffnete. Auf dem Reichstag, der im Oktober 1157 auf burgundischem Boden zu Besançon zusammentrat, erschienen auch zwei päpstliche Legaten, welche die Bestrafung einer an dem Erzbischof von Lund bei seiner Heimreise von Rom auf deutschem Boden verübten Gewalttat betreiben sollten. Sie brachten ein päpstliches Schreiben mit, in welchem Hadrian, der, augenblicklich mit dem Normannen Wilhelm verbündet und in Rom

sich sicher fühlend, seine Politik geändert hatte. Mit Berechnung war hier von den dem Kaiser vom Papste gewährten beneficia gesprochen, und es waren vermöge jenes listigen Spieles mit Worten, in dem das Priestertum zu allen Zeiten Meister war und bei Gelegenheit Präzedenzfälle zu schaffen oder einzuschmuggeln verstanden hat, die Worte so gestellt, daß sie auch das Kaisertum als ein päpstliches Lehen erscheinen lassen konnten: dieses Schreiben war bestimmt, in Abschriften im Reich verbreitet zu werden. Bei der Verlesung und Übersetzung durch den Kanzler Rainald trat die Zweideutigkeit des Ausdrucks beneficium zutage. Die dreiste Frage des einen der Legaten, Roland von Siena, ob etwa der Kaiser das große Lehen anderswoher als vom Papst habe, erregte einen Tumult, bei dem der Gesinnungsgenosse Rainalds, Otto von Wittelsbach, das Schwert gegen den Legaten zückte und Friedrich selbst diesen gegen Mißhandlungen schützen mußte. Die Legaten aber wurden am folgenden Morgen aus dem Reiche gewiesen und die Ableitung der kaiserlichen Gewalt von Gottes Gnaden allein so nachdrücklich und auch im Einklang mit dem deutschen Episkopat festgestellt, daß Hadrian, der offenbar über die Stimmung in Deutschland und die Popularität des Kaisers sich getäuscht hatte und dem zur Aufnahme des Kampfes auch die Geldmittel fehlten, sich zu der Erklärung herbeilassen mußte, jener Ausdruck sei lediglich in seiner gewöhnlichen Bedeutung als Wohltaten oder gute Dienste gemeint gewesen.

Auf dem bevorstehenden Zuge dachte Friedrich wichtige prinzipielle Entscheidungen durchzusetzen. Mit großer Macht — man schätzte sie auf zehntausend gepanzerte Ritter, fünfzigtausend Mann im ganzen — setzte er sich in Bewegung, Juni 1158. Nachdem der übermütigen Stadt Mailand der Ernst gezeigt und ihr eine Buße und Stellung von Geiseln auferlegt war, eröffnete Friedrich im November den großen Reichstag auf der Ebene von Roncaglia, die südöstlich von Piacenza an einem kleinen Zufluß des Po gelegen ist. Es handelte sich um Feststellung der Regalien, der kaiserlichen Rechte, und auch die Wissenschaft war diesmal auf

dem Platze, Doktoren der Juristenfakultät von Bologna, aus der Schule des großen Lehrers Irnerius, der nicht lange vor dieser Zeit, unter Heinrich V, dem Studium des römischen, justinianischen, kaiserlichen Rechts einen neuen Aufschwung gegeben hatte. Die Beschlüsse, die auf Grund dieser Anschauungen gefaßt wurden und dem Kaiser reichlich gaben, was des Kaisers war, kamen vor allem dem kaiserlichen Fiskus zugute, den Friedrich als die seine Macht speisende Quelle wohl zu schätzen wußte. Und ungesäumt ging man an ihre Durchführung durch Bestellung kaiserlicher Podestas für die Städte. Da und dort regte sich Widerstand, es handelte sich, auch abgesehen von der politischen Seite, um nutzbare Rechte: in Mailand brach bei der ersten Wahl der Magistrate nach den neuen Bestimmungen eine Empörung aus, vor der die kaiserlichen Gesandten, Rainald und Otto von Wittelsbach, flüchten mußten; Crema, wo man sich der gleichen Ungebühr schuldig gemacht hatte, wurde nach längerem Widerstand im Januar 1160 eingenommen und grausam zerstört. Die kirchliche Spannung wurde durch diese Wendung nur verstärkt. Zwar erreichten die roncalischen Beschlüsse den Papst nicht unmittelbar, in Rom gehörten die Regalien dem heiligen Petrus wie zuvor: aber wohin sollte es kommen, wenn nach ihren Voraussetzungen dem Kaiser ein unbeschränktes Gesetzgebungsrecht zukam?

Im September 1159 war Hadrian IV gestorben. Es gab eine zwiespältige Wahl: von der sizilischen Partei wurde ein eifriger Gregorianer, der den Deutschen von Besançon her bekannte Roland von Siena, Alexander III, gewählt, von der kaiserlichen der Kardinal Oktavianus, Viktor IV. Das Recht in der Tat war zweifelhaft: es war eine europäische Frage: man suchte das Schisma zu beseitigen. Eine auch von fremden Gesandten beschickte Versammlung zu Pavia, Februar 1160, erklärte sich für Viktor, und die Entscheidung wurde durch ein Rundschreiben den Höfen mitgeteilt, Alexander exkommuniziert. Dieser erwiderte im März zu Anagni mit der Exkommunikation Friedrichs: so war der große Streit aufs neue entbrannt. Allein diesmal hatte der Papst es mit einem Herrscher von fester

Art zu tun, dem ein kluger Staatsmann zur Seite stand, und das erste, was geschah, war die Demütigung der Verbündeten des Papstes Alexander, der stolzen Kommune von Mailand. Es war ein hartes Stück Arbeit, vom Mai 1161 bis zum 1. März 1162. Endlich hatte der Hunger an der umlagerten Stadt sein Werk vollbracht, und die Übergabe auf Gnade und Ungnade erfolgte. Die traurige Szene der Übergabe — der Vorüberzug der gesamten Bürgerschaft, Stricke um den Hals, Asche auf dem Haupt, vor dem kaiserlichen Tribunal, die Zertrümmerung des Fahnenwagens der Stadt mit dem Bilde des heiligen Ambrosius, der Kniefall der gesamten Menge und die Zerstörung der Stadt, soweit möglich, und ihre Zerteilung in vier Dörfer — braucht nicht weiter geschildert zu werden: der Kaiser, der persönlich für gutmütig galt und willkürlicher Grausamkeit nicht fähig war, übte hier einen notwendigen Staatsakt gerechter Bestrafung, der auch für die nächste Zeit seine Wirkung nicht verfehlte. Das Schisma aber ging weiter und es bildete einen wesentlichen Faktor in den Beziehungen der europäischen Länder, wo man mit eifersüchtigem Auge den Aufschwung der kaiserlichen Macht sah: England und namentlich Frankreich waren für Alexander, der überhaupt im ganzen im Vorteil war, obgleich er Italien verlassen und eine Zeitlang seinen Aufenthalt in Frankreich nehmen mußte. Friedrich hatte zu einer Unternehmung in Unteritalien gegen König Wilhelm angesetzt, kehrte aber dann, nachdem er bis Faenza vorgegangen war, nach Deutschland zurück. Er blieb dort vom September 1162 bis zum Oktober 1163. Hier war eine schwere, noch ungesühnte Tat geschehen: der Erzbischof Arnold von Mainz war in einer Empörung seiner Ministerialen und anderer Feinde, die er sich gemacht, erschlagen worden (Juni 1160). Nach seiner Rückkehr legte Friedrich der Stadt eine schwere Züchtigung, Schleifung ihrer Mauern und Vernichtung ihrer Privilegien, auf. Eine Gelegenheit, das Schisma zu beendigen und zum Frieden in der Kirche zu gelangen, schien sich zu ergeben, als Victor im Anfang des Jahres 1164 zu Lucca starb; sie ward nicht benützt; sofort wurde ein neuer Papst, Paschalis III, ge-

wählt und von Friedrich anerkannt. Die Lage schärfte sich von neuem, in Italien faßten die der neuen Ordnung widerstrebenden Städte wieder Mut: ein Bund der Städte, dem Verona den Namen gab, der Veroneser Bund, bildete sich, der sich auf die Republik Venedig und den griechischen Kaiser Manuel stützen konnte. Die dritte Anwesenheit des Kaisers in dem gärenden Lande hatte keinen Erfolg, und er kehrte Oktober 1164 nach Deutschland zurück, um die nötigen reichlicheren Mittel zu einem entscheidenden Zuge vorzubereiten.

In dem Schisma trat keine Änderung ein. Auf einem Reichstag zu Würzburg im Mai 1165 verpflichtete sich der Kaiser mit allen anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten, niemals Alexander anzuerkennen. Aber auch in Deutschland gab es eine Opposition, die an Alexander, trotz der nicht ganz regelmäßigen Wahl, festhielt. Der neuerdings zumal im nördlichen Deutschland sich ausbreitende mächtige Orden der Cisterzienser stand auf ihrer Seite; bei jeder Neubesetzung eines Bischofsstuhls, jeder Wahl eines Abts erhob sich der Streit der Parteien. Der Kaiser hielt mit Nachdruck an seinem Rechte fest, wie denn Erzbischof Konrad von Mainz entsetzt wurde und seinen Platz einem energischen Anhänger des Kaisers, Christian, überlassen mußte. Dieser, ein Bischof, der auch das Schwert zu führen wußte und den Krieg verstand, begleitete den Papst Paschalis, als Oktober 1166 Friedrich zu seinem vierten Zug nach Italien aufbrach. Die bedeutendste Rolle spielten hier eben die beiden Erzbischöfe von Köln und von Mainz, Rainald und Christian. Während Oberitalien durch die kaiserliche Truppenmacht niedergehalten und Ancona belagert wurde, zog eine Vorhut gegen Rom, wohin seit November 1165 Alexander zurückgekehrt war und kühne Pläne einer Koalition gegen Friedrich erwog: auf Kaiser Manuel, Venedig und den seit Mai 1166 an der Regierung befindlichen Normannenkönig Wilhelm II hatte er es dabei abgesehen. Aber die römische Streitmacht, zahlreiches Gesindel mit ihr, wurde bei einem Angriff auf das benachbarte, verhaßte Tusculum von dem kleinen Heere Rainalds, dem ein von Erzbischof Christian geführter Truppenteil rechtzeitig zu Hilfe kam, völlig geschlagen und zersprengt

(Mai), und Ende Juli kam der Kaiser selbst vor Rom an. Alexander mußte aufs neue flüchten und Paschalis wurde feierlich inthronisiert. Alles war im besten Zug, die Abrechnung mit den lombardischen Städten des Veroneser Bundes konnte beginnen, als eine höchst unerwartete Katastrophe eintrat, welche die Früchte des halberrungenen Sieges zerstörte: eine verheerende Krankheit von unerhörter Heftigkeit kam über das Heer und wütete dergestalt, daß es nichts mehr unternehmen konnte und Friedrich so rasch als möglich mit dem Reste das unheilvolle Land verlassen mußte. Auch sein Kanzler Rainald wurde von der Seuche hinweggerafft, ein unersetzlicher Verlust. Nur mit Mühe und unter schweren Gefahren im Gebiet der feindseligen Städte — einmal entging der Kaiser der Gefangenschaft, wie erzählt wird, nur durch die aufopfernde List eines Getreuen — gelangte Friedrich im September 1167 nach Pavia. Allenthalben wurden die früheren Verfassungen hergestellt, die kaiserlichen Beamten flüchteten, die Städte traten in den Bund ein. Die Wiederherstellung Mailands wurde von ihnen beschlossen, wie die Gründung einer Bundesfestung, der sie den Namen ihres großen Verbündeten, des Papstes Alexander, beilegten. Auch in Pavia war Friedrich bedroht; über Susa, den Mont Cenis, Genf langte er im März 1168 wieder auf deutschem Boden an.

Allein seine Art war es nicht, beim ersten und zweiten Mißlingen sich besiegt zu geben. Noch von Pavia aus hatte er die Acht über die Bundesstädte verhängt und in Deutschland war sein Ansehen ungebrochen. Er hatte die besten Eigenschaften, die man dem Herrscher eines großen Reichs wünschen muß, Folgerichtigkeit und Geduld. Bis 1174 widmete er sich den deutschen Angelegenheiten. Hier war während seiner Abwesenheit in Italien eine große Fehde sächsischer Magnaten — Wichmann, Erzbischof von Magdeburg, Albrecht „der Bär", der Askanier, Ludwig von Thüringen — gegen Heinrich den Löwen im Gange, die im Juni 1168 unter des Kaisers Vermittlung beigelegt wurde. Friedrich hielt an seiner Politik fest, mit dem mächtigsten der norddeutschen Fürsten in Frieden und Einvernehmen zu bleiben, einer Politik, die im Inter-

esse des Reiches lag, da eine große und konzentrierte Macht in Norddeutschland am besten das weitere Vordringen deutscher und christlicher Kultur verbürgte. Von Bedeutung war hier, wie im übrigen Deutschland, die Neubelebung und Reform des Klosterwesens durch die neuen Orden romanischen Ursprungs, die Cisterzienser und Prämonstratenser. Heinrich des Löwen Hauptgegner, Albrecht der Bär von Brandenburg, starb 1170, die Lage gestaltete sich friedlich und Heinrich konnte die in der Fürstenwelt und hohen Gesellschaft zur Sitte und fast zur Mode gewordene Pilgerfahrt nach Jerusalem unternehmen (1172/73). Friedrich war in dieser Zeit nicht untätig: mit Umsicht sorgte er für das Interesse seines Hauses, das zugleich das einer festen Ordnung im Reiche war: klug wußte er seinen Besitz beständig zu vermehren und sich bei Gelde zu halten. Im August 1169 ließ er seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum König wählen und zu Aachen von dem Erzbischof Philipp zu Köln, dem Nachfolger Rainalds und neben diesem und Christian von Mainz, dem bedeutendsten der geistlichen Politiker jener Zeit, krönen. Die Kirchenfrage aber war noch immer nicht gelöst, noch unversöhnt standen sich die Gegner gegenüber, obgleich gelegentlich unterhandelt wurde. In Italien hielt Erzbischof Christian die kaisertreuen Elemente zusammen, aber der Bund der Städte verstärkte sich und war in Verbindung mit Papst Alexander zum Äußersten entschlossen. Der Reichskrieg gegen diese Feinde ward schon 1172 beschlossen. Der Heereszug aber — der fünfte Friedrichs — wurde erst im September 1174 ins Werk gesetzt. Die Belagerung Alessandrias, von Friedrich mit Hartnäckigkeit fortgesetzt, war erfolglos; ein Waffenstillstand und Unterhandlungen führten zu keinem Frieden und im Herbst 1175 begannen die Kämpfe aufs neue.

Auf besondere Weise sollten diese Verhältnisse diesmal auf Deutschland zurückwirken. Es war deutlich, daß eine größere Kraftanstrengung nötig war, um das Ansehen des Reichs in Italien dauernd festzustellen und hierzu bedurfte Friedrich der Hilfe des Mächtigsten der Großen des Reichs, Heinrichs des Löwen, des Herzogs von Sachsen und Bayern. Dieser aber, der dem Kaiser

mindestens ebensoviel verdankte als der Kaiser ihm, versagte seine Mitwirkung. Er ließ sich auch auf einer Zusammenkunft, die während seiner Anwesenheit in seinem bayerischen Herzogtum zu Partenkirchen oder zu Chiavenna stattfand und bei der der Kaiser ihn sehr dringend — sogar, wie ein doch sehr wenig glaubhafter Bericht sagt, fußfällig — bat, nicht umstimmen: wenn es richtig ist, daß die Unterhandlung namentlich daran scheiterte, daß Friedrich die Rückgabe von Goslar, das er 1168 ans Reich genommen hatte, dem Welfen verweigerte, so würde das beweisen, daß er wie sonst auch hier genau die Grenze der Zugeständnisse kannte und einhielt, die er ohne seiner kaiserlichen Stellung zu vergeben machen konnte. Eine Entscheidung erfolgte bei Legnano (Melegnanum) zwischen Mailand und Lodi, nördlich vom Po und östlich vom Tessin, am 29. Mai 1176. Die Tapferkeit der kaiserlichen Streitmacht erwies sich vergeblich gegen die große Überzahl des städtischen Bundesheeres, die Niederlage war vollständig, Friedrich selbst rettete sich mit Mühe und erschien erst nach einigen Tagen in Pavia, wo man ihn schon tot geglaubt hatte. Der Jubel der Städte war grenzenlos und wirkt noch heute im Gedächtnis des italienischen Volkes nach: sie benützten aber den Sieg nicht weiter und konnten es nicht, und Friedrich war einer der seltenen Herrscher, die, von keinem falschen Ehrenpunkt und Trotz geblendet, von den Ereignissen sich belehren lassen.

Er kannte die Stelle, wo jetzt die Politik ansetzen mußte. Auch dem Papst — und Alexander war ein ihm ebenbürtiger Staatsmann — konnte bei einem unbedingten Siege der übermütigen Städte nicht wohl zumute sein. Er konnte die kaiserliche Macht nicht entbehren und hatte Friedrich in dem langen Streit genugsam kennen gelernt: so nahmen die Unterhandlungen der Bevollmächtigten, die Friedrich dem Papst nach Anagni schickte, schwierig und langwierig bei den verwickelten Verhältnissen, doch ihren Fortgang und führten zunächst zu einer Einigung und dann im Frühling des folgenden Jahres in einer letzten Sitzung zu Venedig am 14. August 1177 zum Friedensschluß mit Papst Alexander.

Die Bedingungen dieses Friedens, bei dem Friedrich keineswegs allein der Besiegte war, gingen dahin, daß Alexander als rechtmäßiger Papst anerkannt und Calixt, übrigens ohne Härte und unter rücksichtsvoller Behandlung, aufgegeben wurde; die Bischöfe, die von ihm konsekriert waren — es war weitaus die Mehrheit der deutschen — blieben, nur einige resignierten und wurden durch neue ersetzt; über einige besondere Fälle verständigte man sich. Auf dem Markusplatze erwies Friedrich dem Papst die herkömmlichen Ehren, warf sich vor ihm, dem Haupt der Kirche, nieder und „erkannte seinen Irrtum“: er „ehrte Gott in Alexander“, wie ein Bericht sich ausdrückt; Hand in Hand betraten sie dann die Kirche. Mit den lombardischen Städten und mit Wilhelm II von Sizilien war gleichzeitig verhandelt worden: mit jenen wurde zunächst ein Waffenstillstand von sechs Jahren Dauer vereinbart, bei welchem man im wesentlichen auf den Zustand unter Heinrich V, also vor den roncalischen Beschlüssen, zurückging: die Städte verpflichteten sich zu dem, was sie damals dem Kaiser geleistet hatten. Mit dem Normannenkönig Wilhelm wurde ein Friede auf fünfzehn Jahre geschlossen: zwischen ihm und dem Kaiser stellte sich ein gutes Verhältnis her.

Auf einem großen Konzil im Lateran, 1179, das von Bischöfen der ganzen lateinischen Christenheit, deutschen, spanischen, englischen, französischen, besucht war, erschien Alexander als das unzweifelhafte Haupt der lateinischen Kirche. Der Friede von Venedig aber bestätigte doch die wahnsinnigen Ansprüche Gregors VII auf die Weltherrschaft nicht, die auch Alexander bei seinem klaren Weltverstande nicht festhalten konnte oder wollte. Eine neue Macht erhob sich in der Stille, welche die Zukunft für sich hatte: das Recht — Geist und Wissenschaft des Rechts, und seine Stimme durfte nicht mehr überhört werden. In allen Rechtsfragen, der der mathildinischen Güter z. B. und anderen Erbsachen, zeigte Friedrich sich fest und folgerichtig. Vor allem aber: er hatte jetzt die Hand frei für das, was das erste und nächste Bedürfnis war, die Handhabung einer festen kaiserlichen Ordnung in Deutschland.

Vom November 1178 bis zum Herbst 1181 weilte er ohne Unterbrechung in Deutschland. Er konnte es nicht vergessen haben, daß die Niederlage von Legnano wesentlich der Untreue des Herzogs Heinrich zuzuschreiben war: indes zeigt sein Verhalten in dessen Angelegenheit keine kleinlich-persönliche Rachsucht. Die Dinge lagen anders als zu Heinrichs IV Zeiten. Es hatte sich mittlerweile die hochfürstliche Aristokratie, die Aristokratie des Landesfürstentums, völlig ausgebildet, mit der mehr und mehr auch eine geistliche, die Bischöfe, solidarisch wurde: auch dadurch, daß die weltlichen Großen strebten, ihre nachgeborenen Söhne, ihre Verwandten oder Klienten in diese glänzenden und einflußreichen kirchlichen Stellen zu bringen. Für diese ihnen so vorteilhafte Ordnung der Dinge gab das Kaisertum eine gewisse Sicherheit und Bürgschaft, und es ist kein Zweifel, daß diese Stimmung oder Einsicht der Macht Friedrichs neben den großen Vorzügen seiner Persönlichkeit zustatten kam. Nicht gegen ihn, den Kaiser also, richtete sich diesmal die erbitterte Opposition wie einst gegen Heinrich IV, sondern gegen einen aus ihrer eigenen Mitte, der sich durch sein rücksichtsloses Zugreifen und Umsichgreifen längst eine große Zahl von Feinden und Gegnern gemacht hatte, und gegen dessen allzu großen Machtbesitz, Heinrich den Löwen. Die Fehde gegen ihn war schon wieder im Gange, als Friedrich zurückkehrte. Heinrich hatte sich durch die Weigerung, gewisse vom Stift Halberstadt beanspruchte Kirchenlehen zurückzugeben, den Bann zugezogen: auch andere Klagen kamen zahlreich vor den Kaiser, der dem Herzog nun einen Termin zur Rechtfertigung auf Januar 1179 nach Worms ansetzte. Diesen Termin und einen zweiten und dritten ließ der trotzige Welfe verfallen: das Fürstengericht sprach die Ächtung und die Einziehung seiner Lehen und Allode aus: und dieses Urteil wurde, nachdem der Krieg entbrannt war — auch der Erzbischof Philipp von Köln hatte sich zu den Gegnern gesellt —, auf einem Reichstag im Januar 1180 verkündet. Heinrich wurden seine beiden Herzogtümer abgesprochen. Der große Herzog tat einen tiefen Fall. Der Kampf, der unter mancherlei Wechselfällen dieses ganze und

das folgende Jahr füllte und bei dem Friedrich große Mäßigung gezeigt hatte und nur dem Rechte seinen Lauf ließ, neigte sich mehr und mehr zu seinen Ungunsten. Der Kaiser selbst führte (1181) ein Heer heran: als im August auch Lübeck endlich sich hatte ergeben müssen, blieb dem Welfenherzog nichts übrig, als den Frieden zu suchen. Im November wurde zu Erfurt der große Streit geendigt. Braunschweig und Lüneburg verblieben ihm, so weit wurde jener Spruch gemildert: aber Heinrich mußte auf einige Zeit ins Exil und begab sich mit Gemahlin und Kindern nach England. Sachsen wurde geteilt: das Land östlich der Weser erhielt der jüngere Sohn Albrechts des Bären, Bernhard, es kam also an das askanische Haus: dieses Gebiet bildete künftighin das eigentliche Herzogtum Sachsen, das jedoch seine frühere Bedeutung nicht zurückgewann; die bald eintretende Erbteilung — Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg — trug weiter zur Schwächung bei. Die herzogliche Gewalt in Westfalen fiel an den Erzbischof Philipp, einen der geistlichen Fürsten, denen es vornehmlich um Landbesitz und Machterweiterung zu tun war; das Gebiet blieb auch nach Philipps Tod beim Kölner Erzstifte. Bayern endlich erhielt der um Friedrich wohlverdiente Otto von Wittelsbach, der schon bei dem Überfall in der Veroneser Klause und dann als kaiserlicher Bannerträger in vielen Schlachten sich ausgezeichnet hatte: doch wurde gleichzeitig die Grafschaft Steiermark von Bayern abgetrennt und zu einem eigenen Herzogtum erhoben; an eine Seitenlinie desselben wittelsbachischen Hauses gelangte wenig später, 1214, auch die „Pfalz“, welcher Name auf die Kaiserpfalz zu Aachen und das besonders angesehene lothringische Pfalzgrafenamt zurückgeht, das dort seinen Sitz hatte; auf das oberrheinische Gebiet ging der Name über, vermutlich weil mehrere aufeinanderfolgende Inhaber jenes Pfalzgrafenamts begüterte Herren in dem oberrheinischen Gebiet gewesen waren; es verblieb diesem von nun an dauernd die Bezeichnung: „Pfalzgrafschaft bei Rhein“.

Im Juni 1183, demselben Jahr, in dem ein anderer treuer Diener des Kaisers, der Erzbischof Christian, starb, kam auch mit den

lombardischen Städten der Friede zu Konstanz zustande. Der Kaiser verzichtete auf die sogenannten Regalien, eine Anzahl nutzbarer Rechte von allerlei Art, und überließ den Kommunen die freie Wahl ihrer höchsten Magistrate, die er dann investierte, also bestätigte; Appellation an seinen Hofrichter war gestattet: ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege der städtischen Entwicklung, der weiterhin als Vorbildes seiner Wirkung auch auf Deutschland nicht entbehrte. Mit der Kurie war seit dem Frieden von Venedig kein erheblicher Streit. Alexander war 1181 gestorben, und sein Nachfolger Lucius III bedurfte des kaiserlichen Schutzes — der gelegentlichen Unterstützung durch dessen Bevollmächtigten, den erprobten Christian von Mainz, in seiner bei aller Hoheit sehr exponierten Stellung: man spottete wohl in Deutschland, daß der Papst, dieser „irdische Gott", in Rom selbst ein Gegenstand des Spottes sei. Aber schon war ein neuer Konflikt in Sicht.

Die weltliche Macht hatte einen Meisterzug getan: der Beherrscher des süditalischen Normannenreichs, König Wilhelm II, war ohne männliche Nachkommen, und die Diplomatie oder Staatskunst Friedrichs hatte es fertig gebracht, seinen jungen Sohn Heinrich mit der Erbin, mit Wilhelms Tochter Konstanza, zu verloben: ein staufisches Reich im Süden drohte das Papsttum in Rom einzuschränken. Zu Pfingsten 1184 nahm der junge König mit seinem Bruder Friedrich auf einem großen Feste zu Mainz das Schwert, in Gegenwart einer zahllosen Menge, geistlicher und weltlicher Fürsten mit einer größeren oder geringeren Menge ihrer Ministerialen; sie waren zum Teil persönliche Gäste des Kaisers, der die gute Eigenschaft hatte, stets bei Gelde zu sein, und wo es nötig war, damit nicht zu kargen. Ein Dichter der Zeit, Heinrich von Veldeke, der in einem Gedichte, der Eneit, die Taten und Abenteuer des Äneas bis zu seiner Hochzeit mit „Lavinen" erzählt, entnimmt für die Schilderung dieser Hochzeit seine Farben jenem berühmten Fest, dessen Herrlichkeiten er selbst mit angesehen: ein seltener Fall in der Darstellung mittelalterlicher Geschichte, daß wir die Vorgänge mit den Augen eines selbst Anwesenden sehen dürfen. Dem Kaiser Friedrich, sagt er, geschah so viel Ehre, daß man

Wunder davon sagen möge bis an den jüngsten Tag: und sehr in die Wirklichkeit versetzt er uns, wenn er im Laufe der Schilderung des Hochzeitfestes versichert, daß auch der „spielman“ und „varende“ und die „werltsiechen leute“ — die Aussätzigen und andere Kranke, wie es scheint — ihre Rechnung gefunden, „sich nicht versäumt“ hätten: also teten si noch heute da sulch hochzit were, bemerkt er treuherzig.

Im Sommer 1184 zog Friedrich zum letzten, dem sechsten Male nach Italien, und es beweist den großen Erfolg dieses außergewöhnlichen Herrscherlebens, daß er diesmal im September in dem längst wieder aufgeblühten Mailand einen glänzenden Empfang fand. 1185 erhielt die Stadt einen großen Freibrief, und die Hochzeit des jungen kaiserlichen Paares wurde dort in Mailand gefeiert. Allein durch diese Heirat trübte sich das Verhältnis zum Papst wieder. Auf diesen drückte jetzt die staufische Macht von zwei Seiten, von Norden und von Süden her, und mit den ausschweifenden Plänen der allgemeinen und unmittelbaren Herrschaft über Völker und Könige war es dann vorbei. Nach Lucius' III Tode 1185 wurde ein feindseliger Papst gewählt, Urban III, und aus Anlaß einer streitigen, vom Papst eigenmächtig entschiedenen Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Trier erschienen unter König Heinrich kaiserliche Truppen in der Nähe von Rom. Abermals drohte ein heftiger Konflikt, als — schon war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt — vom Morgenlande her eine Nachricht kam, welche den Gedanken rasch eine andere Richtung gab. Am 5. Juli 1187 hatte der gefürchtete Gegner der Christen im heiligen Lande, Sultan Saladin, die christliche Streitmacht in der Nähe des galiläischen Sees, bei Hittin, völlig geschlagen; der König von Jerusalem, Guido von Lusignan, die Großmeister und viele Ritter des Tempels und des Hospitals waren gefallen oder waren gefangen und dann hingerichtet worden; auch das heilige Kreuz, die kostbarste aller Reliquien, war in die Hände der Heiden gelangt. Am 2. Oktober desselben Jahres noch zog der Sieger, nachdem die meisten übrigen christlichen Städte schon erobert waren, in Jerusalem ein.

Es war dabei nichts zu verwundern. Die inneren Schäden, die diesen Staatsgründungen auf unfruchtbarem Boden von Anfang an innewohnten, die Unfertigkeit und Unstetigkeit der staatlichen Einrichtungen, der Mangel einer nationalen Grundlage und die Minderwertigkeit der einheimischen Bevölkerung, die Sittenlosigkeit und die Treulosigkeit gegen die Sarazenen, bei der man das Ehrlose des eigenen Handelns weniger empfand, weil man es mit dem Mantel des religiösen Gegensatzes decken konnte, die Eifersucht der größeren und kleineren Vasallen gegenüber einem Königtum, das von vornherein schwach war, äußerten ihre verderbliche Wirkung, während auf der anderen Seite der Eifer für den Islam, der in den Christen die Feinde des Glaubens und die Eindringlinge in sein Herrschaftsgebiet haßte, angesichts dieser Schwäche wieder heftig aufbrannte und von fanatischen Sekten, wie der unheimlichen Genossenschaft der Assassinen, genährt wurde. Was dem christlichen Besitz noch Frist gab, war einmal die Verbindung mit dem Westen und die Fortdauer der religiösen Impulse, die mindestens stoßweise immer noch ansehnlichen Zuzug brachten: wenn etwa ein Fürst wie Heinrich der Löwe eine Pilgerfahrt machte, konnte es doch nicht ohne kriegerisches Gefolge geschehen. Es war ferner die ritterliche Tapferkeit gesteigert durch zwei mächtige Triebfedern der Menschenbrust, Ehrliebe und Glaubenseifer, den Sarazenen gegenüber unterstützt durch die größere physische Kraft des Abendländers; es war die militärische Organisation und der militärische Geist einer Kerntruppe, der Orden der Templer und der Johanniter, die der übrigen Staatsmacht Halt gab, und es war endlich die Unterstützung durch das Handelsinteresse der italienischen Seestädte. Vor allem kam auch der Zwiespalt, der in jener mohammedanischen Welt waltete, den Christen zustatten. In Ägypten herrschte die Dynastie der Fatimiden, in Syrien und Kleinasien die der Abbasiden von Bagdad und die von ihnen mehr oder weniger abhängigen Emire: und während diese sich vielfach untereinander bekämpften, war zwischen den beiden Kalifaten, dem nördlichen und dem südlichen, beständige Feindschaft. Es kam sogar gelegentlich, wo des einen Hand wider

den andern sich erhob, zu Verbindungen mit den Christen. Allein dieser für die Christen so vorteilhafte Gegensatz schwand. Von christlicher Seite wurde der Versuch gemacht, der schwachen fatimidischen Herrschaft Ägypten zu entreißen, und man hoffte auf griechische Hilfe: aber das Unternehmen, mit einer Treulosigkeit der Christen eingeleitet, scheiterte (1168). Die Anhänger der beiden Kalifate vereinigten sich: in diesen Verwicklungen erlangte anfangs in dienender und bald in herrschender Stellung der Neffe eines kurdischen Kriegsherrn, Saladin, eine unabhängige Macht; er eroberte Ägypten, zog 1174 in Damaskus ein und machte sich der fränkischen Kolonie furchtbar, die jetzt von zwei oder drei Seiten von seiner Macht umklammert war. Ein eifriger Moslem, genoß Saladin dabei den Ruf der Großmut und der Gerechtigkeit: sein letztes und notwendiges Ziel, die Christen aus seinem Machtbereich wieder herauszudrängen, Jerusalem, auch für den Islam eine heilige Stätte, zurückzuerobern, hatte er jetzt erreicht.

Dieser schwerste Schlag rief noch einmal im Abendland ein gemeinsames Empfinden hervor, dem etwas von dem Feuer der Zeiten vor dem ersten Kreuzzug innewohnte. Aber man hatte aus diesem und namentlich aus dem so unglücklich verlaufenen zweiten Zuge etwas gelernt. Die großen Landherren, die Könige, und vor allem der mächtigste von ihnen, der römische Kaiser, mußten sich verständigen und die Sache in die Hand nehmen. Irrungen zwischen den Königen von England und Frankreich wurden beigelegt; der Papst Gregor VIII gab dem von seinem Vorgänger erhobenen Widerspruch gegen die sizilische Heirat keine weitere Folge, und in Deutschland, zu Mainz auf einem „Hoftag Christi“ —, ihn selbst, den Erlöser, dachte man sich als Vorsitzenden — wurde der Zug beschlossen und die notwendigsten Vorbereitungsmaßregeln getroffen. Unter diesen war nicht die mindest weise und notwendige, daß den Kreuzzug nur mitzumachen berechtigt sei, wer zwei Jahre sich selbst zu erhalten in der Lage war; es wurden Gesandte an die Fürsten gesandt, durch deren Länder der Zug gehen mußte, nach Ungarn, Serbien, Konstantinopel, und

an Saladin wurde förmlich Krieg angekündigt. Ein gemeinsamer gleichzeitiger gesamtchristlicher Zug konnte allerdings nicht zustande kommen.

Das Heer des Kaisers, am 11. Mai 1189 von Regensburg aufgebrochen, erreichte glücklich die griechische Grenze. Hier stieß man auf üblen Willen und Mißtrauen, und es kam zu Kämpfen; allein der Kaiser hielt an dem Charakter des Zugs als einer großen Wallfahrt fest und hegte keine Absicht, den Bestand des griechischen Reiches anzutasten. Im März 1190 überschritt das Heer die Meerenge, schlug den Weg quer durch Kleinasien ein, besiegte im Mai ein großes Heer des seldschukkischen Fürsten, der in Ikonium seinen Sitz hatte, und gelangte glücklich nach Seleucia. Alles versprach Erfolg, als ein höchst unerwartetes und sehr schweres Unglück das Heer traf: der unersetzliche Führer dieses schönen Heeres, Kaiser Friedrich, fand beim Baden im Fluß Kalykadnus ein jähes Ende. Es kennzeichnet unsere mangelhafte Kenntnis dieser Geschichten, daß bei einem so viele Tausende in Mitleidenschaft ziehenden Ereignis das einzelne gleichwohl nicht feststeht und wir nicht erfahren, ob der Tod beim Überschreiten oder Überreiten des Wassers oder beim Baden durch irgend einen Unfall oder, wie man annehmen möchte, durch einen Schlagfluß, der den siebzigjährigen Kaiser traf, erfolgt ist (10. Juni 1190).

Friedrich der Rotbart, Barbarossa, wie die Italiener ihn nannten und wie sich der Name im deutschen Volke behauptet hat, ist nächst Karl dem Großen und bis auf Wilhelm I die volkstümlichste Gestalt in der langen Reihe deutscher Könige geblieben. Er war an Genialität und Scharfblick, an idealen Zielen und schöpferischen Gedanken Karl nicht gleich, aber das Muster eines Herrschers in einer mannigfach verwickelten und also gebundenen Zeit und Gesellschaft, die dem Regenten keinen so freien Spielraum mehr gestattete wie in jenen früheren Tagen. So hat er auch in den kirchlichen Dingen nicht den großen Kulturzusammenhang und die Bedeutung der Bischöfe und Mönche für die Bildung des Volkes mit Bewußtsein wie Karl befördert. Er fand hier schon

ganz veränderte Verhältnisse vor; auch in der Organisation der Verwaltung war er gebunden, wo Karl noch freier schalten konnte. Seine Aufgabe war, sich und das weltliche, das kaiserliche Recht gegenüber maßlosen Ansprüchen und einer Welt phantastischer religiöser Vorstellungen zu behaupten: und diese Aufgabe hat der klare, wohlgesinnte Fürst mit ruhiger Festigkeit in einer Weise gelöst, die ihn zum Vorbild auch heute noch machen muß, wo eine neue Reihe nicht mehr römischer, sondern deutscher Kaiser eröffnet ist.

Der weitere Verlauf dieses sogenannten dritten Kreuzzugs berührt die deutsche Geschichte nur im allgemeinen: das Zusammenwirken der beiden Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz, coeur de lion, von England ließ, auch nachdem sie auf getrennten Wegen das heilige Land erreicht hatten, zu wünschen übrig; vereinigt unternahmen sie die Belagerung von Accon, und als im Oktober 1190 das deutsche Heer unter seinem neuen Führer, dem Herzog Friedrich von Schwaben, gleichfalls dort erschien, wurde dies Lager bei dem Zusammenfluß so vieler verschiedener Völker eine Stätte des Haders und der Zuchtlosigkeit. Im Januar 1191 erlag Friedrich einer Krankheit, nachdem er sich um die Deutschen noch ein letztes Verdienst erworben hatte durch die Stiftung oder Organisation einer Krankenpflegegesellschaft für deutsche Pilger, aus der weiterhin ein Ritterorden gleich dem der Johanniter und der Templer sich entwickelte. Im übrigen endete der Kreuzzug nur mit einem halben Erfolg: im Juli 1191 ward Accon endlich eingenommen; der König von Frankreich ging nach Hause und überließ dem abenteuernden Ritter, dem englischen König Richard, den Boden, auf dem dieser sich nun in mancherlei Fehde und Kampf, selbst von den Sarazenen bewundert, tummelte. Nachdem er sich an ritterlichen Abenteuern ersättigt hatte, kehrte auch er heimwärts und ließ einen Vertrag zurück, den er mit Saladin geschlossen hatte, und der den Christen nur noch die Küste von Tyrus bis Joppe und im Binnenlande außer Antiochia wenige geringe Reste vorbehielt.

Ruinen der Kaiserpfalz Friedrich I Barbarossas in Gelnhausen

Goldene Kaiserbulle Friedrich I Barbarossas
von einer Urkunde vom 13. Juni 1156 im Münchener Reichsarchiv

Kaisersiegel Friedrich I Barbarossas
von einer Urkunde vom 6. April 1157 im Münchener Reichsarchiv

Friedrich I Barbaroſſa als Kreuzfahrer

Miniature aus einer Friedrich I gewidmeten Schrift des Propſtes Heinrich von Regensburg aus dem Jahre 1188 (Vatikaniſche Bibliothek)

Heinrich der Löwe und seine Gemahlin Mechtildis
Von dem Grabmal des Königspaares im Dome zu Braunschweig

10. Heinrich VI. Welfen und Ghibellinen.

Während der Abwesenheit des Kaisers hatte sein Sohn Heinrich, der längst gewählte Nachfolger, die Reichsregierung geführt, von dem Erzbischof Philipp von Köln beraten, der von seiner Opposition gegen Friedrich wieder zurückgekommen war: gegen Anfechtungen durch den verbannten Heinrich den Löwen hatte der Kaiser seinen Stellvertreter geschützt, indem er jenen vor die Wahl stellte, entweder den Kreuzzug mitzumachen oder während dessen Dauer auf drei weitere Jahre außerhalb Deutschlands zu leben. Der Welfe hatte das letztere gewählt, brach aber seinen Eid, erschien im Oktober 1189 in seinem Land, und alsbald erfüllten sich jene Gegenden wieder mit kriegerischem Getümmel. Er gewann rasch einen großen Teil seines früheren Besitzes zurück und nahm grausame Rache an der blühenden Stadt Bardewiek bei Lüneburg, die er zerstörte. Doch kam im Juli 1190 zu Fulda ein Friede zustande, der freilich wenig Dauer versprach. Der junge König Heinrich VI (1190—1197), in den imperatorischen Anschauungen aufgewachsen, auch er sehr befähigt und wohl geeignet, das Werk seines Vaters weiter zu führen, aber ohne dessen gute und gewinnende Art, wenig zugänglich, verschlossen, bestimmt und selbständig, wie man schon an dem knappen und klaren Stil, dem Ja und Nein ohne Umschreibung und Phrase der aus seiner Kanzlei hervorgehenden Aktenstücke zu entnehmen glaubt; er, der fünfundzwanzigjährige Mann, fand die Aufgabe vor, die nicht zu umgehen war, zunächst seinen sizilischen Besitz und die Stellung des Hauses in Italien zu sichern. Dort hatte die der deutschen Herrschaft feindliche Partei schon im Jahre 1189 einen Halbbruder des verstorbenen Königs, einen Grafen Tankred von Lecce, dem staufischen Regiment entgegengestellt, der dann auch im Januar 1190 vom Erzbischof von Palermo gekrönt worden

war. Tankred erwartete seinen deutschen Gegner auf dem Festland, in Apulien, und Heinrich machte sich in Deutschland frei, erschien auf italienischem Boden, gewann oder beschwichtigte die oberitalischen Städte und wurde im April 1191 in Rom von Cölestin III gekrönt: allein der weitere Zug scheiterte vor Neapel, das er vergeblich belagerte; seine Gemahlin Konstanza selbst geriet auf kurze Zeit in die Hände der Feinde. Die ungünstige Wirkung auf die deutschen Angelegenheiten konnte nicht ausbleiben. Heinrich des Löwen Sohn, Heinrich, der nach dem geschlossenen Vergleich den Zug des Kaisers mitgemacht hatte, war aus dem Lager vor Neapel desertiert, der Kampf gegen die Welfen war also nicht beendigt. An der unteren Elbe hatte das kriegerische Getümmel nicht geruht: der Imperialismus, den Heinrich VI mit Schroffheit vertrat, rief eine Opposition und eine Verschwörung hervor, die sich in den Jahren 1192—94 über eine große Anzahl von Fürsten, geistliche und weltliche Großen in Westfalen, am Rhein und in Sachsen verbreitete, und wie in den Tagen Heinrichs IV war auch der Papst Cölestin III von der Partei: bereits sprach man von der Wahl eines Gegenkönigs. Es kam nicht so weit: die staufische Macht, auf ihre ungemein zahlreichen Ministerialen sicher gestützt, besser, als seither möglich gewesen, organisiert, von neu emporgekommenen Elementen der Gesellschaft, dem niederen Adel und dem städtischen Bürgertum, getragen, und die gefürchtete Persönlichkeit des Königs, der sich nicht, wie einst Heinrich IV, Blößen gab, ließen es nicht zu raschem Ausbruch und gemeinsamem Handeln kommen.

Auch war dem Welfenhause, das schließlich doch den Mittelpunkt für eine solche Opposition bildete, ein wertvoller Bundesgenosse abhanden gekommen — König Richard Löwenherz von England. Dieser nämlich war bei seiner Heimkehr von Palästina, da ihm die Feindschaft des Königs von Frankreich den Seeweg untunlich erscheinen ließ, über Italien gereist und durch eine Reihe von Zufälligkeiten, wie sie dieses abenteuerliche Leben charakterisieren, in die Gefangenschaft des Herzogs Leopold von Österreich

geraten (Dezember 1192), den er einst im Lager vor Ptolemais durch Beschimpfung seines Banners sich zum Todfeind gemacht hatte. Der Kaiser war berechtigt, ihn, der mit Tancred und mit den Welfen gemeinsame Sache gemacht hatte, als Kriegsgefangenen anzusehen. Es war für Heinrich VI und für den Österreicher ein gutes Geschäft: nachdem Richard längere Zeit auf Burg Trifels in der Rheinpfalz in Gewahrsam gehalten worden war, erhielt er endlich im Februar 1194 gegen schweres Lösegeld, Geiselstellung und andere lästige Bedingungen die Freiheit. Das Einverständnis der Fürsten, noch nicht völlig fertig abgeschlossen, ward durch diese neue Konstellation gelähmt oder vereitelt, und noch im gleichen Jahre kam sogar eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem alten Heinrich dem Löwen, zu Tilleda am Kyffhäuser, zustande. Eine romantische Geschichte soll dabei im Spiele gewesen sein, die in jedem Fall die Verhältnisse in der hohen Gesellschaft jener Tage charakterisiert: der jüngere Heinrich, der Sohn Heinrichs des Löwen, liebte eine staufische Prinzessin, die Tochter des Pfalzgrafen Konrad, der ein Oheim des Kaisers war, Irmgard; ihre Mutter begünstigte die Neigung des Welfen und stellte, indem sie eines Tages das Paar auf der Burg Stahleck bei Bacharach trauen ließ, den Kaiser vor die vollendete Tatsache. Heinrich wurde die Pfalz zugesichert, die er nach Konrads Tode 1195 antrat; die sonstigen Verhältnisse blieben.

Nunmehr, Mai 1194, brach Heinrich VI zum zweiten Male zur Eroberung seines normannischen Erbreichs auf. Hier war Tancred im Februar gestorben, die nationale Partei ohne Mittelpunkt und Halt, der Papst Cölestin kein zuverlässiger Verbündeter: ohne viel Mühe nahm Heinrich Besitz von seinem Lande und wurde am Weihnachtstage 1194 zu Palermo gekrönt. Der König erhielt durch diesen Sieg die Mittel, treue oder eigennützige Dienste reichlich zu belohnen; die staufische Macht war oder schien auf ihrer Höhe und die imperialistische Weltherrschaftsidee erhielt durch die so vollständige Herrschaft in Italien neue Nahrung. Die unvergleichliche Lage Siziliens inmitten des Mittelmeers, die Erinnerungen und Ansprüche aus der Zeit der normannischen Könige und die Er-

fahrungen, die man bei den seitherigen Kreuzzügen und noch bei dem jüngsten gemacht, lenkte die Blicke eines ehrgeizigen, noch jungen Fürsten von selbst auch auf das griechische Reich. Ein glücklicher Kreuzzug, auf dem Heinrich durchsetzte, was nur durch den unzeitigen Tod seines Vaters mißglückt war, gab solchen Gedanken die ideale Grundlage und hielt jeden päpstlichen Widerstand nieder. Zu Bari im März 1195 nahm Heinrich das Kreuz. Er war aber weitschauend genug, um sich zu sagen, daß so weitgreifende Pläne mehr als ein Menschen- und Fürstenleben zur Durchführung erfordern würden. Im Juni 1195 nach Deutschland zurückgekehrt, verfolgte der Kaiser vor allem das Ziel, die Krone in seinem Hause erblich zu machen, wie es in Frankreich und England und sonst war. Durch ein Reichsgesetz sollte dies ausgesprochen und zugleich das sizilische Reich mit dem deutschen vereinigt werden. Auf einem Reichstag zu Worms im Dezember 1195 wurde die Angelegenheit verhandelt, nachdem sie ohne Zweifel schon Gegenstand von Erörterungen mit einzelnen Fürsten gewesen war, wobei auch die Schätze aus dem normannischen Hort eine Rolle gespielt haben mögen. Die Vereinigung Süditaliens und Siziliens mit Deutschland eröffnete ohne Zweifel vielen vorteilhafte Aussichten: auch hatte der Kaiser den weltlichen Fürsten noch eine Vervollständigung der von ihnen längst usurpierten erblichen Stellung zu bieten — die Vererbung ihrer Reichslehen auch in der weiblichen Linie, wie sie die Herzoge in Österreich besaßen. Den geistlichen Magnaten konnte er den Verzicht auf das Spolienrecht — auf das kaiserliche Recht an die bewegliche Hinterlassenschaft beim Tode eines Prälaten — in Aussicht stellen. Allein so rasch ließ sich der große Gedanke nicht verwirklichen. Das für das Reich verderbliche, aber für seine Großen wertvollste Recht, ihren König zu wählen und ihre Wahlstimme unter Umständen teuer zu verkaufen, war allzu kostbar: eine lebhafte Opposition erhob sich, und Heinrich, staatsmännisch wie sein Vater, hielt inne und verfolgte für den Augenblick den Plan nicht weiter. Er begnügte sich mit den Fortschritten, welche die Idee durch Gewinnung einer Anzahl von Fürsten — zweiundfünfzig werden

gezählt — machte: auf einem Tag zu Würzburg waren die Stimmen noch geteilt, und doch war Einstimmigkeit dabei unerläßlich.

Die Lösung dieser sowie anderer Fragen konnte der siegreiche Kreuzzug bringen, und Heinrich begab sich, um ihn vorzubereiten, zum dritten Male nach Italien, wo er jetzt eine unvergleichliche Stellung einnahm. Sein Bruder Philipp verwaltete Tuscien, den einstigen Besitz der Markgräfin Mathilde; andere ritterliche Ministerialen und hohe Beamte die Mark Ancona, Spoleto, Assisi; die wichtigsten der oberitalischen Städte, Genua, Pisa, Mailand, waren kaiserlich gesinnt, der Stadtpräfekt von Rom wurde von ihm ernannt; und von Italien aus ließ er durch Philipp, Herzog in Schwaben, und den Burggrafen Gebhard von Querfurt auf einem Reichstag in Erfurt das Erbgesetz aufs neue vorlegen. Es drang auch jetzt nicht durch, aber die Wahl des ihm von Konstanza geborenen Sohnes zum König wurde zugestanden und demnächst zu Frankfurt vollzogen. Noch hatte er in Italien Schwierigkeiten aller Art. Auch in seinem südlichen Reich gärte eine Verschwörung, der seine eigene Gattin Konstanza nicht fremd gewesen sein soll: mit blutiger Strenge, unerbittlich wurde sie, als sie entdeckt wurde, geahndet. Die Vorbereitungen zum Kreuzzug wurden mit Kraft und Umsicht von Messina aus wieder aufgenommen, das sich der Kaiser zum Aufenthalt gewählt hatte. Seine Stellung war doch in der Tat überaus glänzend: er war und hieß Beherrscher von Deutschland und Oberitalien, Herr von Sizilien und Neapel, Meister der syrischen Küste und Lehensherr von Armenien, dessen Gebieter sich als seinen Vasallen bekannte, und, wenigstens dem Namen nach, auch von England. Im Anfang September 1197 war die Flotte bereit, der eine Expedition schon vorausgegangen war.

Dasselbe Verhängnis aber, das Friedrich Barbarossas Heerfahrt zunichte gemacht, griff auch diesmal, und mit noch tragischerer Gewalt ein: am 28. September 1197, erst zweiunddreißig Jahre alt, wie einst in alten Tagen Alexander der Große, an der Schwelle großer Taten, erlag Heinrich VI einem Fieber, das er sich auf der Jagd zugezogen hatte.

Weit unheilvoller als der Tod Friedrichs I, eines Greises, der einen mündigen Sohn als anerkannten Nachfolger zurückgelassen, war dieser jähe Todesfall für die deutsche Monarchie. In Italien brach die kaiserliche Ordnung sofort zusammen. Der jüngere Bruder des Kaisers, der Herzog Philipp von Schwaben, seit 1197 mit einer griechischen Prinzessin Irene vermählt, war auf dem Wege, den dreijährigen Knaben, den Heinrich hinterließ, nach Deutschland zu holen, damit er dort als König gekrönt werde, als er die unwillkommene Botschaft erhielt: er kehrte alsbald schon zwischen den Trümmern der einstürzenden kaiserlichen Ordnung nach Deutschland zurück. In Sizilien erhob sich ungestüm die Nationalpartei, und die Regentin, die Kaiserin-Witwe Konstanza, mußte alle deutschen Beamten entlassen oder diese gingen vor dem ausbrechenden Sturm von selbst; in Tuscien wie in Oberitalien gewann die den Deutschen feindliche Partei alsbald die Oberhand, die Stadtfestung Alessandria vertauschte den Namen Cäsarea, den ihr der Friedensschluß von 1183 gegeben, wieder mit ihrem früheren Trutz- und Kampfnamen Alessandria; wer konnte, griff zu, und daß in dieser angenehmen Zeit auch das Papsttum seinen Vorteil wahrnahm, verstand sich um so mehr, als eben jetzt nach Cölestins Tod ein Politiker ersten Ranges aus der Wahl hervorging, Innozenz III, dem nun die Umstände eine Stellung gaben, wie sie kaum je in der Geschichte des Papsttums dagewesen war. In Deutschland hatte man einen König, Friedrich II, aber er war noch ein Kind, wuchs in der Ferne heran und war, was damals merkwürdigerweise nicht selten gewesen zu sein scheint, noch nicht einmal getauft: man brauchte aber einen Mann, und in der staufischen Partei und Klientel selbst verlangte man die Erhebung Philipps: um so mehr, da die welfische Partei, der Erzbischof Adolf von Köln ihr Haupt, sich bereits nach einem Gegenkönig umsah. Man entschloß sich: zu Mühlhausen in Thüringen wählten die Staufischen 8. März 1198 Philipp zum König. Er selbst hatte nicht danach getrachtet: er besaß nicht die Energie des Ehrgeizes: der blonde, milde, freundliche Mann war ursprünglich zum Geist-

lichen bestimmt gewesen. Die Wahl wurde alsbald von der Gegenpartei angefochten, und soweit hier von Recht die Rede sein kann, mit Recht. Sie hatten mittlerweile auch ihren Kandidaten gefunden: es war Otto, der zweite Sohn Heinrichs des Löwen, der während des Exils seines Vaters in England am Hofe seines Oheims König Richards aufgewachsen sich dessen besonderer Gunst erfreute, was nicht gerade für ihn spricht.

Zu Köln am 9. Juni wurde er von Erzbischof Adolf und dem welfischen Anhang gewählt. Auf lange hinaus war nun die große Fehde „hie Welf, hie Waiblingen" permanent und wurde an vielen Orten ausgefochten, verschlang sich mit jedem kleinen und großen Streit politischen Eigennutzes, fürstlichen Ehrgeizes, geistlicher und weltlicher Eifersucht oder Habgier: merkwürdig, was ein Land aushalten kann und was vor allem unser deutsches Land und Volk ausgehalten hat. Immer wieder ersetzte die Notarbeit des Lebens, der Fleiß des einzelnen, was der ewige Krieg vertilgt oder verwüstet hatte — wobei man nicht vergessen darf, daß in diesen Zeiten selten von großen Heeren die Rede ist, und daß die Plätze, in denen die Arbeit und ihr Ertrag sich sammelte, die Städte, in Deutschland doch schon zahlreich und sehr widerstandsfähig waren. In der nächsten Zeit überwog die Sache der staufischen Partei. Philipp hatte den Osten und Süden, Otto den Nordwesten — beide mit vorgeschobenen und vereinzelten Posten im Gebiet des Gegners, und im Jahre 1199 war die Lage Ottos wenig aussichtsvoll. In diesen Streit um den deutschen Thron wurde auch das Ausland, Frankreich und England, Philipp August und Richards Nachfolger Johann, hineingezogen, deren politische Haltung der alte zwischen ihnen herrschende Hader bestimmte: England war für Otto. Ein wichtiger Faktor, die Kurie, Innozenz III, nahm noch eine zuwartende Stellung ein: je mehr das Wasser sich trübte, desto besser ließ sich in ihm fischen. Innozenz neigte aber doch nach der welfischen Seite, da Otto nicht gezögert hatte, die päpstlichen Usurpationen in Italien anzuerkennen. Ungünstig gestaltete sich infolge mehrfacher Fehlschläge, unglücklicher Vermittlungsversuche, einzelner Übertritte auf die welfische

Seite und eines Konflikts mit der Kurie aus Gelegenheit einer streitigen Wahl in der Mainzer Kirche das Jahr 1200 für den Staufer, und Philipp ließ es zwar nicht an Tätigkeit, aber an Tatkraft fehlen. Innozenz trat nunmehr offen für Otto ein, der im Jahre 1201 zu Neuß allen päpstlichen Ansprüchen zugestimmt hatte: es war eine schwere Schädigung des deutschen Königtums und des Staats, daß dieser Papst aufs neue und mit mehr Gewicht als je die gregorianische Lehre aufstellen konnte, daß bei zwiespältiger Wahl grundsätzlich und endgültig — principaliter et finaliter — die Entscheidung dem Papste zustehe. Der Einfluß dieser Macht aber war bei so verworrenen Verhältnissen, wo an den zahlreichen Fürstenhöfen, Bischofssitzen, Klöstern der Intrige und den Konsequenzen aus dem Satze von dem Vorrang des Geistlichen vor dem Weltlichen ein weites Feld aufgetan war, nicht gering. Dem einzelnen Hin und Her, Herüber und Hinüber zu folgen hat kein Interesse: bis zum Jahre 1203 hatte Otto eine Reihe von Erfolgen, und Philipps Macht war fast auf sein Stammland Schwaben beschränkt. Der Abfall von seiner Sache, die Übertritte zu Otto mehrten sich, und es schien, als brauche dieser nur noch zu einem letzten Stoß auszuholen. Allein das Gegenteil trat ein. Otto war offenbar ein Mann von sehr mittelmäßiger Begabung und dabei von wenig sympathischem Wesen: der Abfall von seiner Sache begann jetzt mit dem Übertritt seines eigenen Bruders, des Pfalzgrafen Heinrich, mit dem er sich in einer Entschädigungsfrage überwarf; Ottokar von Böhmen, der Herzog von Brabant, die niederrheinischen Fürsten verständigten sich mit Philipp, und von England konnte Otto damals keine Hilfe kommen, da der französische Gegner in jenem Jahre der stärkere war. Klug unterzog sich Philipp einer neuen Krönung, die denn auch am 6. Januar 1205, diesmal am rechten Orte, zu Aachen, erfolgte. Eine letzte Entscheidung im offenen Feld geschah am 27. Juli 1206 bei Wasserberg an der Roer. Otto, auch von Köln verlassen, ward auf Braunschweig beschränkt, und im Jahre 1207 konnte Philipp das Osterfest in Köln feiern, der Stadt, die seither Mittelpunkt der Feindseligkeit gegen sein Haus und

Königtum gewesen war. Auch die Kurie hatte allmählich ihre Politik geändert, mit Philipp wieder angeknüpft, im Jahre 1207 die Exkommunikation aufgehoben, und im Mai des folgenden Jahres 1208 kam ein Ausgleich zustande, bei dem unter anderem auch — so weltlich ging es bei diesem Geschäfte zu — die Heirat einer Tochter Philipps mit einem Neffen des Papstes verabredet wurde.

So war alles auf gutem Wege, als eine in der deutschen Geschichte sonst nicht erhörte Katastrophe des Mordes die Lage änderte. Zu Bamberg, Juni 1208, bei der Vermählungsfeier einer Nichte des Königs Philipp mit einem Grafen von Meran geschah es: Philipp hatte sich in ein Gemach des erzbischöflichen Palastes zurückgezogen und hier erreichte ihn der Mörder. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, so wird das einzelne berichtet, trat plötzlich ein mit gezücktem Schwert oder zog das Schwert, warf sich auf den König, traf, entkam: das Motiv scheint Rache gewesen zu sein, weil Philipp ein Versprechen oder eine halbe Zusage, ihm eine seiner Töchter zu vermählen, nicht gehalten hatte. Den Geächteten ereilte im folgenden Jahre die Strafe: er ward bei Regensburg entdeckt und getötet, der Kopf, wird erzählt, in die Donau geworfen. Philipp war bei seinem Tode erst einunddreißig Jahre alt: einem milden, gutmütigen, freundlichen Herrn war dieses gräßliche Ende beschieden. Nunmehr machte sich die Lösung einfach. Otto IV erklärte seine Bereitwilligkeit, sich einer Neuwahl zu unterziehen und sich mit der ältesten Tochter Philipps, Beatrix, zu verloben; eine Anzahl der Großen der staufischen Partei trat schon im September auf seine Seite über, 11. November 1208 wurde er zu Frankfurt und diesmal einstimmig gewählt und, obwohl es an allerlei Widerspruch und Gegnerschaft nicht fehlen konnte, überall im Reich anerkannt. Mit dem Papste wurde nun gleichfalls abgeschlossen. Eine Urkunde, Speyer vom 22. März 1209, bestätigte, was Otto einst in Neuß zugesagt hatte, und Innozenz erreichte — was ihm für den Augenblick vielleicht das wichtigste war — die Anerkennung der päpstlichen Lehenshoheit über das sizilische Reich und also dessen unzweideutige Trennung und Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche.

Nunmehr konnte auch Otto seine Romfahrt, seine Fahrt nach dem goldenen Vlies, der Kaiserkrone, beginnen: im August 1209 befand er sich auf italischem Boden. Die oberitalischen Verhältnisse machten diesmal wenig Schwierigkeiten, und auch das Einvernehmen mit dem Papst blieb zunächst ungestört, da Otto mit Versprechungen nicht geizte: am 4. Oktober 1209 ging die Kaiserkrönung in Rom vor sich. Allein bald kehrte er die rauhe Seite heraus: barsch und herrisch von Natur, fühlte er als erste Pflicht, die Rechte des Reiches in nicht geringerem Umfang als die früheren Kaiser zu üben. Und mehr noch, er warf die Augen auch auf das sizilische Reich, auf das er keinerlei Recht hatte, und ließ sich von sizilischen Parteigängern, Gegnern der staufischen Herrschaft, und von seiner eigenen meisterlosen Natur zu dem Plane einer Ausdehnung seiner Herrschaft auf dies durch staufisches Erbrecht und die Lehensansprüche des Papstes geschützte Land bestimmen. Ein schrofferer Wechsel der Politik war nicht denkbar: vergebens warnte der Papst, Otto besetzte im Herbst 1210 Neapel und einige andere Städte. „Es reuet mich, daß ich den Menschen gemacht habe", äußerte witzig, das biblische Wort parodierend, der Papst. Und mehr noch als das Vorgehen selbst mag diesen die hochmütige Rechtfertigung gereizt haben, die ihm Otto entgegenhielt: er setzte dem Eid, den er bei seiner Krönung geleistet, den älteren bei der Übernahme des Reichs geleisteten entgegen, der ihn zum mindesten bei den sizilischen Eroberungsplänen nicht deckte. Die Antwort der Kurie war die Exkommunikation, die im März 1211 feierlich verkündet wurde.

Die Waffe des Papstes war diesmal nicht stumpf. Er hatte für sie einen Vollstrecker oder ein Werkzeug in dem jungen staufischen Sprossen, der bei nicht ganz wenigen von der alten staufischen Partei als der besser berechtigte auch in Deutschland galt, Friedrich, König von Sizilien, der unter der Vormundschaft seines Lehensherrn, des Papstes, herangewachsen war, jetzt ein Jüngling von sechzehn Jahren: es scheint, daß der Papst den Pflichten, die ihm dies Verhältnis auferlegte, mit Ernst und Gewissenhaftigkeit nachgekommen war. Nachrichten aus Deutschland riefen Otto von seinem

Angriff auf Sizilien zurück, den eine pisanische Flotte unterstützen sollte: Friedrich soll bereits an Flucht nach der afrikanischen Seite gedacht haben. Es gelang dem Welfen, seine Autorität in Deutschland herzustellen. Im Januar 1213 wurde die Vermählung mit der staufischen Beatrix gefeiert, die ihm den großen staufischen Besitz zubrachte. Allein die Grundlage dieser Macht war hohl: noch im gleichen Jahre, im August, starb Beatrix, für Otto ein empfindlicher Verlust, da man nun im Süden, in Schwaben und Bayern, sich dem Gegner zuwandte, den der Papst gegen den ungetreuen Welfen ins Feld sandte. Im März 1212 hatte Friedrich seine Mission, die Reise nach Deutschland, angetreten. Sie ging nicht rasch vonstatten, obgleich er in Italien, da der Papst sie begünstigte, keine Schwierigkeit fand: aber in Deutschland war schwankender Boden, und es war immerhin ein gewagtes Unternehmen für einen Jüngling, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, nun als von dem papistischen Teil der Hierarchie begünstigter Pfaffenkönig auftreten sollte. Indes: in diesen regierenden Kreisen war man mit den steten Schwankungen vertraut, Friedrich hatte in seinem jungen Leben in seiner seitherigen Umgebung eine gute politische Schule durchgemacht, und er war ein gelehriger und weit über das gewöhnliche Maß hinaus begabter Schüler gewesen. Der kühnste Entschluß war hier zugleich der klügste: mit einem Gefolge von nur sechzig Rittern kam er über die Alpen, betrat bei Chur deutschen Boden, entging am Bodensee mit Hilfe des Bischofs von Konstanz glücklich einem ersten Zusammenstoß mit der überlegenen Macht Ottos und zog über Basel und Straßburg den Rhein hinab, während sich sein Anhang rasch mehrte; eine wertvolle Allianz gewann er an dem französischen König, während der englische den Welfen begünstigte. Schon im Dezember wählte ihn zu Frankfurt eine Fürstenversammlung zum König; von da ging es nach Mainz zur Krönung. Die Entscheidungen gingen nicht rasch in dem damaligen Deutschland. Das folgende Jahr brachte sie noch nicht. Für die Unterstützung der Kurie, die niemals umsonst zu haben oder zu besiegeln ist, mußte er einen hohen Preis bezahlen: Ab-

tretung der in Italien streitigen oder vom Papste usurpierten Gebiete — mathildinische Lande, Spoleto, Ancona, die Pentapolis — mit den übrigen Zugeständnissen, die Otto in seiner papistischen Periode gemacht hatte. Die letzte Entscheidung brachte ein Ereignis auf französischem Boden, ein Sieg, den die französischen Waffen am 27. Juli 1214 bei Bouvines im heutigen Departement du Nord über die Engländer davontrugen. Er war ein Glied in der langen Kette jener Kämpfe, in denen die französischen Könige aus dem kapetingischen Hause die natürliche Grenze ihres Machtbereichs gegen das Haus Plantagenet und seinen großen und beschwerlichen Besitz im Westen und Süden des gallischen Landes zu gewinnen strebten. Für die deutschen Angelegenheiten wurde er wichtig, weil diese Dinge sich mit der Politik des Papstes Innozenz und mit dem welfisch-staufischen Hader verflochten: Ottos wertvollster Verbündeter war England, auch sein Geld; der König war sein naher Verwandter, der Bruder seiner Mutter; auf der anderen, der französischen Seite stand, wie unter den obwaltenden Umständen natürlich, Friedrich und seine Partei. Otto selbst hatte an der Schlacht teilgenommen und war berechtigt, an einen Sieg große Hoffnungen zu knüpfen: jetzt nach der Niederlage war seine Sache verloren. Im Juli 1215 nahm Friedrich seine letzten Stützpunkte, Aachen, wo er sich zum zweiten Male krönen ließ, und Köln, wo er am 4. August einzog. Otto selbst unterwarf sich nicht, aber er bedeutete nichts mehr; nur in einzelnen kleinen mehr oder weniger lokalen Fehden spielte er noch eine Rolle: er starb 19. Mai 1218 auf der Harzburg, sechsunddreißig Jahre alt. Seine Gestalt schwankt nur in unbestimmten Umrissen in der Geschichte, und im Gedächtnis der Nation hat er keine Stelle, und wenn man tiefer sich mit ihm beschäftigt, findet man einen Mann ohne andere als ganz persönliche Ziele — nichts von idealer Erfassung des königlichen oder kaiserlichen Gedankens — man sieht an ihm nur Selbstsucht und ein hochfahrendes Wesen, und keine Tat von wirklicher Größe und Bedeutung für das Leben der Nation knüpft sich an diesen Namen, den man fast gleichgültig zu den Toten wirft.

Friedrich II vom „Schrein Karls des Großen" im Domschatz zu Aachen

Das in Silber getriebene Werk, 204 cm lang und 94 cm hoch, zur Aufnahme der Gebeine Karls des Großen bestimmt, wurde im Jahre 1215 in Gegenwart Friedrichs II, der den letzten Nagel einschlug, geschlossen. An den beiden Langseiten befinden sich je acht Statuetten deutscher Herrscher, als letzte die Friedrichs II. Deren Porträtcharakter wird u. a. durch den Vergleich mit dem um das Jahr 1225 angefertigten Siegel der Stadt Oppenheim gewährleistet, die zum Danke für die Verleihung des Stadtrechts durch Friedrich II den Kopf des Kaisers in ihr Siegel aufnahm.

Kaiserſiegel Friedrichs II
von einer Urkunde vom Februar 1224 im Münchener Reichsarchiv

Oppenheimer Stadtſiegel mit dem Bildnis Friedrichs II
um das Jahr 1225

11. Friedrich II.

Friedrich war jetzt alleiniger König. Eine wichtige Frage, die sein ganzes ferneres Regentenleben beherrschte, bildete bei ihm mehr noch als bei jedem anderen deutschen König die Stellung zum Papsttum oder ganz persönlich zu dem eben regierenden Papste. Der Papst hatte in dem letzten Jahrzehnt mehr als je zuvor in Deutschland, das seit Heinrichs VI Tod vollends zum Wahlreich geworden war, mitregiert, und die Anfänge Friedrichs hatten diesem besondere Verpflichtungen gegen die Kurie auferlegt. Es handelte sich für ihn darum, diese Verpflichtungen zu erfüllen oder sie abzuschütteln, und hier zuerst hatte sich sein diplomatisches Talent und seine staatsmännische Klugheit zu erweisen. Die Kurie hatte zweierlei Interessen, die sich im Grunde widersprachen. Das eine war: die Vereinigung Siziliens und Unteritaliens mit dem Deutschen Reiche zu hindern, das andere war die Rückgewinnung des heiligen Landes durch einen neuen Kreuzzug in großem Stile, der, so wie die Dinge lagen, doch nur unter Führung des Kaisers und von Unteritalien und Sizilien aus gelingen konnte: der aber im Falle des Gelingens notwendig die Macht des Imperiums gewaltig erhöhen mußte. Die Vereinigung des süditalischen Königreichs mit dem Deutschen Reich und damit die völlige Beherrschung Italiens wurde doch nur ungenügend im Juli 1213 durch eine Urkunde gehindert, die die feierliche Anerkennung der päpstlichen Lehenshoheit für jene Gebiete aussprach, und ein sehr zweifelhafter Gewinn war, daß Friedrich im Jahre 1216 den italienischen Besitz seinem Söhnlein Heinrich und einem im Einverständnis mit der Kurie bestellten oder zu bestellenden Vormund übergab: im April 1220 wurde der Knabe zu Frankfurt zum römischen König, also zum künftigen Nachfolger gewählt, und die Frage blieb demnach für die Zukunft offen.

Allein das andere, das Kreuzzugsinteresse, war für den Papst das dringendere. Die Behauptung des heiligen Landes, das durch eine wesentlich vom Papst entfachte und für seine Machtstellung unentbehrliche kirchliche Begeisterung gewonnen war, war für diese seine Machtstellung eine Lebensfrage: so viel auch jetzt die weltlichen Interessen bei dieser Frage mitsprachen, der völlige Verlust des heiligen Landes wäre eine schwere moralische Niederlage des kirchlichen Gedankens gewesen, und dem staatsmännischen Geist Innozenz' III war völlig klar, was dies bedeutete. Alsbald nach Heinrichs VI Tode hatte er seine Prediger ausgesandt, um für eine neue Kreuzfahrt zu arbeiten, die unter eigener Leitung des Papstes vor sich gehen sollte. Besonders in Frankreich, aber auch in Deutschland hatte er unter der vornehmen Welt Erfolg, seit 1202 sammelten sich die Pilger; doch hat dieser sogenannte vierte Kreuzzug (1204) für die deutsche Geschichte kein unmittelbares Interesse.

Er gelangte gar nicht nach dem heiligen Lande, und es wurde ein rein politisches Unternehmen der Führer, welche die vereinigte Kriegsmacht benützten um das griechische Reich über den Haufen zu werfen und auf den Trümmern die kurzlebige Schöpfung eines lateinischen Kaisertums zu errichten, das, ehe das Jahrhundert zu Ende ging, wieder verschwand. Den Christen im heiligen Lande ward davon keine Erleichterung: was den Rest des christlichen Besitzstandes in Palästina noch am Leben erhielt, waren die Zwistigkeiten, die in der Sarazenenwelt nach dem Tode Saladins im Jahre 1193 unter dessen Söhnen und Brüdern ausbrachen. Noch gab es christliche Titularkönige von Jerusalem; einer von diesen, Johann von Brienne (seit 1204), suchte Hilfe bei Innozenz: ein neuer Kreuzzug wurde 1215 auf einem lateranensischen Konzil beschlossen. Innozenz starb über den Vorbereitungen, Honorius III folgte und im Herbst 1217 brach in der Tat ein neues Heer, auch Deutsche aus verschiedenen Gegenden darunter, nach dem Orient auf. Ein Beweis, daß die Idee des Weltkampfs gegen den Islam ihre Kraft noch behauptete, liegt darin, daß andere Kreuzfahrer, Niederdeutsche, den Weg zur See von Köln aus nahmen und

unterwegs in Portugal den Christen wider die Araber Hilfe leisteten: die christliche Macht war dort, wie auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel wieder im Vordringen. Der Hauptzug scheiterte abermals und vollständig. Das Heer wandte sich vernünftigerweise zuerst gegen Ägypten und legte sich vor Damiette, den Schlüssel für die Operationen gegen Palästina: die Stadt fiel auch endlich (1219), aber die Führung geistlicher Dilettanten im christlichen Heer und eine in diesem Lande leicht zu bewirkende Überschwemmung brachte das christliche Heer in eine Lage, wo es froh sein mußte, mit einem Waffenstillstand auf acht Jahre den Abzug zu erkaufen. In die Gesamtzählung der Kreuzzüge pflegt man diesen mit Recht nicht einzubeziehen. Der Mißmut der Kurie legte das Mißlingen dem König Friedrich zur Last, der in der Tat ja schon 1215 das Kreuzzugsgelübde getan und soeben noch bei Gelegenheit seiner Kaiserkrönung zu Rom (1220) erneuert hatte. Der Termin, wo dieser Kreuzzug beginnen sollte, wurde ihm mehrmals verlängert, während er die Verhältnisse seines sizilischen Reichs zu ordnen bemüht war, Verhältnisse, denen immer Gründe oder Vorwände für die Verzögerung des Aufbruchs entnommen werden konnten. Und Friedrich verstand sich auf die Kunst diplomatischen Temporisierens, wie er denn im Jahre 1225 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit einer Tochter des Titularkönigs von Jerusalem Johann von Brienne selbst den Titel eines Königs von Jerusalem annahm. Ein bestimmtes Abkommen über den Beginn des Unternehmens wurde jetzt im Juli 1225 zu San Germano getroffen: noch einmal schoben sich Mißhelligkeiten in Oberitalien in den Weg, und im März 1227 starb Honorius, ohne den Beginn der Kreuzfahrt erlebt zu haben.

Friedrichs Stellung in Deutschland war so weit gesichert, daß er während dieser ganzen Zeit die Führung der Geschäfte einem Reichsverweser, dem Erzbischof Engelbert von Köln, überlassen konnte, den er zum Vormund seines noch nicht regierungsfähigen Sohnes Heinrich bestellt hatte. Im April 1220 auf einem Reichstag zu Frankfurt waren die nötigen Bestimmungen getroffen worden. Gestützt namentlich auf die geistlichen Fürsten, die Bischöfe, führte

Engelbert die Regierung geschickt: die Fürsten, auch die weltlichen, bedurften schon der Unterstützung der königlichen Gewalt gegenüber einem neuen bedeutenden Faktor der deutschen Staatsgesellschaft, den wachsenden Ansprüchen der aufstrebenden Städte. Wichtige Ereignisse geschahen während dieser Zeit im Norden des Reichs. Hier hatte Dänemark die Wirren des Kampfes gegen Heinrich den Löwen und die Zeiten des Doppelkönigtums benützt und sein König Waldemar II hatte siegreich ausgreifend seine Herrschaft auf das deutsche und slavische Festland, Mecklenburg, Pommern, ja das entlegene Preußen ausgedehnt, sie mit Mäßigung geübt, mit dem entfernten Papst sich auf guten Fuß gestellt und aus dieser kirchlichen Politik gelegentlich seinen Nutzen gezogen: das ganze Gebiet von Holstein bis nach Esthland — Mecklenburg, Pommern, Pomerellen, Preußen, selbst Livland — gehorchte ihm oder hatte vor ihm zu zittern. Einer dieser Vasallen, einer der kleinen, Graf Heinrich von Schwerin, ein tapferer Herr, der sein Schwert schon auf einem Kreuzzug erprobt hatte, hatte Ursache, seinem übermächtigen Lehensherrn zu grollen, und verschaffte sich Recht oder Rache auf kürzestem Wege. Er wußte, daß der König mit wenigen Begleitern auf einer Insel im kleinen Belt der Jagd obliege; er begrüßte ihn dort, in der Nacht überfiel er ihn, brachte ihn in seine Gewalt und über die Elbe nach Dannenberg in sicheren Gewahrsam (1223). Der Fang war gut; die Tat machte großes Aufsehen, die Reichsregierung, der Papst, der Kaiser selbst hatte sich mit dem schweren Falle zu befassen: kaiserliche Kommissare brachten auch in diesem nordischen Handel einen glimpflichen Vertrag zustande, der aber im Augenblick seiner Ausführung scheiterte. Der Versuch, den König mit Gewalt zu befreien, erfüllte von neuem diese Gegenden mit kriegerischem Getümmel. Gegen den Neffen des Königs, einen Grafen Albrecht von Orlamünde, erhob sich Holstein, Hamburg, Lübeck, der Erzbischof von Bremen, Graf Adolf von Schaumburg an der Seite des Grafen von Schwerin: nach siegreichem Kampfe bei Mölln kam es zu einem neuen Vertrag, und Waldemar wurde gegen ein sehr hohes Lösegeld und Verzicht auf den größten Teil

seiner Eroberungen frei. Als er schon 1226 diesen Vertrag brach, dehnte sich die Fehde weiter aus: ein Sieg, Juli 1227 von den Fürsten und Städten bei dem Dorfe Bornhövede errungen, machte ihr ein Ende. Die dänischen Eroberungen fielen an das Reich zurück, und die gefährdeten Gebiete verblieben dem deutschen Volkstum, das seit den Zeiten Heinrichs des Löwen hier Boden gefaßt hatte.

Diese Entscheidung war ohne Anteil des Kaisers durch eine Koalition der Territorialgewalten herbeigeführt. Sie zeigt die Folgen der imperialistischen Politik, in welche das staufische Haus verstrickt war, insofern dieses bei der zukunftreichsten Bewegung der Zeit, der großen deutschen Kolonisation des Ostens, so viel wie unbeteiligt bleiben mußte. Der Reichsregent, Erzbischof Engelbert von Köln, erlebte den Ausgang jener nordischen Wirren nicht mehr; November 1225 war er in der Nähe von Schwelm von einem Grafen von Isenburg aus Motiven privater Rache ermordet worden.

Noch ein anderes zukunftsvolles Kolonisationswerk vollzog sich um dieselbe Zeit ebenfalls ohne unmittelbare Beteiligung und Mitwirkung der deutschen Krone, ein Kolonisationswerk, das die Eroberung und Germanisierung des Ostens zur Vollendung brachte. Das Christentum und zugleich die Einwanderung von Ansiedlern aus dem Westen waren allmählich bis an die Weichsel und darüber hinaus vorgedrungen, hatten aber einen schweren Stand gegen die slavischen Heidenstämme. So erwehrte sich auch ein polnischer Dynast jener Gegenden, Herzog Konrad von Masowien, mit Mühe der heidnischen Pruthenen oder Preußen, welche das weite Land zwischen der unteren Weichsel und der See innehatten. Aufs neue bot sich der Gedanke dar, daß man von den Kräften, welche der Kreuzzugsgedanke mobil gemacht hatte, auch gegen das hier zu bekämpfende Heidentum Gebrauch machen könne, wie dies ja schon in dem Zuge vom Jahre 1146 geschehen war. Jener polnische Fürst hatte die deutschen Ritter, die Hospitaliter, wie sie nach dem Marienspital zu Jerusalem sich benannten, mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel, die mittlerweile sich in derselben Form wie die beiden älteren Ritterorden der Templer und der Johanniter

entwickelt hatten, rühmen hören: es wurde mit dem weitsichtigen Großmeister des Ordens, Hermann von Salza, unterhandelt, der die Bedeutung des Unternehmens erkannte, aber erst zusagte, nachdem ihm von Konrad die bedingungslose Abtretung des Kulmer Landes bestätigt worden war. Zugleich ließ er sich auch von Kaiser Friedrich II im voraus die Hoheitsrechte über die zu erobernden Gebiete verbriefen. Seit 1226, wo die erste Burg Vogelsanc in Preußen erstand, ging die Eroberung des Landes schrittweise vonstatten; überall wurden Burgen gegründet, an die sich Städte anschlossen. Der blutige Sieg an der Sirgune (1233) machte den Orden zum Herrn des wichtigen Nogatgebietes. Doch dauerte es fünfzig Jahre, bis das ganze Land erobert war. Die Päpste stellten für die Kreuzfahrten nach Preußen dieselben Vorteile in Aussicht wie für die ins heilige Land, da hier ein Land zu gewinnen schien, das unmittelbar ihrer Hoheit untertan gemacht werden könnte.

Mit den Vorbereitungen zum sechsten Kreuzzug, dessen Antritt der achtzigjährige Papst Gregor IX, der Nachfolger des Papstes Honorius, mit Ungeduld erwartete, war man endlich so weit, daß die Abfahrt der vielen Tausende beginnen konnte, die sich während des Sommers 1227 in Apulien gesammelt hatten. Allein unter dieser Menge brach infolge der Hitze des südlichen Sommers eine verderbliche Seuche aus. Auch der Kaiser, der bereits an Bord gegangen war, trug den Keim der Krankheit in sich und mußte sich mit seinem Begleiter, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, der wenige Tage später starb, wieder ans Land setzen lassen. Der Gang dieses Kreuzzugs ist für die Geschichte des bedeutenden Mannes, der ihn durchführte, und für den Charakter der Zeit, der sich allmählich zu ändern begann, sehr bezeichnend. Der Papst, in blindem Zorn über die abermalige Verzögerung des heiligen Unternehmens, sprach die Exkommunikation über den Kaiser aus, der trotzdem die Rüstungen fortsetzte. Ende 1228 trat der Gebannte den Kreuzzug wirklich an, bei dem aber kein Blut vergossen wurde. Durch geschickte Verhandlungen mit dem Sultan El Khamil erlangte Friedrich einen Vertrag, durch den er alles erreichte, was

dem andächtigen Hange genügen konnte, wenn er sich nicht auf mehr als auf die Erfüllung des Pilgergelübdes und auf das Gebet an jener heiligsten Stätte richtete: Februar 1229. Die christlichen Gefangenen wurden zurückgegeben, Jerusalem und die übrigen heiligen Stätten, Bethlehem, Nazareth, wurden dem Kaiser zum vollen Besitz eingeräumt; doch blieb den Moslemen in Jerusalem eine Moschee, in der sie waffenlos ihre Andacht verrichten konnten und deren Bezirk kein Christ betreten durfte. Der Küstenstrich von Beirut bis Joppe blieb in christlichen Händen. Im März zog Friedrich in die heilige Stadt ein. Die papistische Partei, wie natürlich, nahm großes Ärgernis daran, daß ein Gebannter die heilige Stätte betrat, und der Afterglaube, der längst über die Religion Jesu Christi gesiegt hatte, vollendete sein Werk, indem der Patriarch von Jerusalem jetzt sogar über die heilige Stätte das Interdikt aussprach: Friedrich schritt gleichwohl zum Altare und setzte sich selbst die Krone aufs Haupt. Im Juli kehrte er nach Italien zurück, und nachdem die Krieger des heiligen Petrus, die der Papst unter der Fahne der „Schlüssel des Himmelreichs", von denen das Evangelium spricht, inzwischen in des Kaisers italienische Besitzungen hatte einfallen lassen, aus diesen durch das Heer des Kaisers — es trug von der Kreuzfahrt her noch das Zeichen des Kreuzes — blutig wieder hinausgeschlagen worden waren, traten Unterhandlungen ein, die 1230 zum Frieden von San Germano und im September sogar zu einer persönlichen Zusammenkunft der beiden großen Häupter Kaiser Friedrich und Papst Gregor zu Anagni führten.

Ein solcher Friede mochte zwischen bestimmten Persönlichkeiten und auf kurze Zeit möglich sein: für die Dauer und zwischen Kaisertum und Papsttum war er es nicht, und war es um so weniger, je bedeutender die Persönlichkeiten waren, welche die beiden Mächte mit ihren grundverschiedenen Prinzipien und folglich Ansprüchen vertraten.

Wir können Friedrich in seinem Wirken für das sizilische Reich, auf dem in der Tat ein guter Teil seiner Bedeutung für die Weltgeschichte beruht, nicht folgen: wie er hier in wenigen Jahren eine

Staatsordnung in dem uns vertrauten modernen Sinn schuf — Herstellung unbedingter Sicherheit, da niemand Waffen tragen darf als die Beamten des Königs und ihre Diener; Gliederung des Reichs in Provinzen, mit ständischen Versammlungen; geordnete Finanzen; königliche Gerichte mit geregeltem Instanzenzug von den Provinzialgerichten zum Hof- oder Reichsgericht; Prüfungen für den Hof- und Staatsdienst; Universitäten, neben der älteren von Salerno eine neugestiftete (1224) zu Neapel; Abschaffung der barbarischen Sitte des gerichtlichen Zweikampfes. Im Jahre 1231 war diese Schöpfung im wesentlichen fertig und in einem Gesetzbuch zusammengefaßt: sie beweist die Genialität des Herrschers, von dem man geurteilt hat, daß er mehr Italiener als Deutscher gewesen und daß er die Regierungskunst, die er hier betätigte, bei seiner Hauptaufgabe, der Regierung Deutschlands, nicht bewiesen habe. Daran war die Vergangenheit mehr als er schuldig; die Politik gegenüber dem päpstlichen Stuhl, der in Italien seinen Sitz hatte, war zum Angelpunkt geworden, und den seit Innozenz III vollends ins Maßlose gesteigerten Ansprüchen des Sacerdotiums gegenüber war die Gründung einer unbedingt zuverlässigen Hausmacht eine Notwendigkeit: außerdem hatte Sizilien und das untere Italien durch die orientalischen Verwicklungen und durch seine zentrale Stellung im Mittelmeer eine neue und besondere Bedeutung gewonnen. Ein persönliches Moment kam ohne Zweifel dazu, daß die italienische Welt und Gesellschaft, die den Kaiser dort umgab, sowohl seinem von vielseitigen Interessen bewegten Geiste als seinen sinnlichen Neigungen mehr zusagte als die deutsche.

Es ist bemerkenswert, daß Deutschland die lange Abwesenheit des obersten Hauptes so lange ertrug ohne allzugroße Störungen der Ordnung: in der Tat hatte diese sich in gewissem Sinne dahin konsolidiert, daß das Regieren in immer weiterem Umfang den Territorien, den Fürsten und den Bischöfen, anheimfiel. Der Einfluß der Krone auf die Wahl der letzteren hatte sich, dem Geist der Menge entsprechend, sehr vermindert: der päpstliche Einfluß war gestiegen und regierte mit; nur die Investitur war der Krone

geblieben. Die im ganzen wohltätige und im loyal kaiserlichen Sinne geführte Regierung Engelberts hatte, wie erwähnt, im Jahre 1225 ein gewaltsames Ende genommen. Der neue Reichsverweser Herzog Ludwig von Bayern hatte eine weniger glückliche Hand und allmählich machte sich auch die Persönlichkeit des jungen Königs Heinrich geltend. Man hatte ihn wie einst Heinrich IV wider seinen Willen vermählt, mit der Tochter des Herzogs Leopold von Österreich; der Kaiser, sein Vater, war fern, und es konnte sich kein dauerndes und natürliches Verhältnis zwischen beiden bilden. Friedrich wollte und mußte, wie natürlich, sich doch auch in den deutschen Dingen, schon um der in Österreich, in Bayern, in Westfalen, an der Elbe, auf welfischem Boden in Braunschweig sich unaufhörlich wieder erneuernden Irrungen und Fehden willen, das entscheidende oder mitentscheidende Wort vorbehalten. Dabei und bei der offenbaren Verschiedenheit der beiden Naturen und der störrischen Eigenart des jungen Königs konnte es an Verbitterung und Vergiftung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn nicht fehlen. Jene Steigerung der territorialen Kräfte, der fürstlichen Selbständigkeit, machte sich geltend, und Friedrich fand für gut, diesen Stand der Dinge in einer von Worms datierten Urkunde vom 1. Mai 1231 ausdrücklich anzuerkennen. Hier werden die Fürsten zum ersten Male als die domini terrae, als Landesherren bezeichnet: sie haben die Gerichtsbarkeit in ihren Territorien, können ihre Städte befestigen, haben das Münzrecht, können Märkte und Straßen anlegen. Gegen die Reichsstädte, deren Aufblühen eine natürliche Eifersucht weckte, richtete sich das Verbot der Annahme von Pfahlbürgern — des Gebrauchs, der sich längst gebildet hatte, daß auch Außenwohnende den Schutz der städtischen Macht nachsuchten und das Bürgerrecht erlangten, ohne ihren Wohnort in der betreffenden Stadt zu nehmen. Ein Gesetz beschränkte die Landeshoheit so weit, daß die Landesherren gehalten waren, bei neuen gesetzgeberischen Maßregeln sich der Zustimmung der Magnaten ihres Landes zu versichern, und diese in den meisten Fällen wohl von selbst gegebene Praxis führte zu dem in der Entwicklung

Deutschlands so wichtigen Institut der Landstände. Auch in Italien gegenüber der Macht und Selbstverwaltung der Städte, die hier schon viel weiter entwickelt war als in Deutschland, die fürstlichen Interessen zu heben, wie es Friedrich im gleichen Jahre auf einem Reichstag zu Ravenna versuchte, gelang nicht: die lombardischen Städte hielten an den alten Verbindungen fest oder traten zu neuen zusammen; doch kam es noch nicht zu Feindseligkeiten. Dieser Politik des Kaisers hatte König Heinrich eine störrische Opposition gemacht; er neigte sichtbar den Städten zu, er schien an ihnen sich eine Stütze gegen den Kaiser gewinnen zu wollen. Er unterwarf sich zwar im April 1232 auf einem Reichstag zu Aquileja, wo den Fürsten die Wormser Privilegien bestätigt wurden: allein er setzte seine Bestrebungen fort. Die unruhige, durch den kirchlichen Hader beständig bewegte Zeit, die neue, auf romanischem Boden erwachsene, aber auch in Deutschland sich ausbreitende Erscheinung des Ketzertums, der Häresie, und ihre Verfolgung, zu der der Kaiser aus politischen Gründen den Arm geliehen hatte, führte immer neue Differenzen herbei, und im Jahre 1234 erhob König Heinrich zu Boppard offen die Fahne der Empörung.

Er fand in Deutschland wenig Anklang, auch wohl bei seinem eigenen Anhang kein volles Vertrauen, und die Verbindung mit den lombardischen Unzufriedenen kam gegenüber den umsichtigen Maßregeln des Kaisers nicht zur Wirksamkeit. Die Erhebung machte keine Fortschritte, und als Friedrich ohne Heer 1235 nach Deutschland kam, blieb Heinrich nach einem vergeblichen Versuch gegen die kaiserlich gesinnte Stadt Worms nichts übrig als die Unterwerfung. Er wurde in Haft genommen, später nach Apulien gebracht, wo er, in strengem Gewahrsam gehalten, im Jahre 1242 sein verfehltes Leben endigte.

Dieser zweite Aufenthalt in Deutschland, 1235—37, bezeichnet den Höhepunkt in der Laufbahn Friedrichs II. Er vermählte sich in Worms zum dritten Male, mit einer englischen Prinzessin, Isabella, der Schwester König Heinrichs III. Diese Heirat war namentlich am Rhein populär, und besonders in Köln, der großen Handels-

stadt, die alte und mannigfache Beziehungen zu England hatte: aufs glänzendste wurde die Braut dort empfangen (1235). Von großer Bedeutung war dann der Reichstag, der wenige Wochen später in Mainz zusammentrat. Es kam hier zu einer endgültigen Aussöhnung mit dem Haupte des Welfenhauses, Otto von Braunschweig-Lüneburg, dessen Besitz, Braunschweig, Lüneburg, Goslar, Stade, zu einem Herzogtum vereinigt wurde. Wichtiger aber war das hier vereinbarte Landfriedensgesetz vom 15. August 1235, freilich noch kein Staatsgrundgesetz oder Verfassungsgesetz im heutigen Sinn, aber doch ein wesentlicher Fortschritt, der zeigt, wie weit der Begriff des Staates in Deutschland verwirklicht war. Das Recht der Fehde, des Privatkriegs, wurde nicht aufgehoben, aber auf die Fälle der Notwehr und bei Rechtsverweigerung beschränkt, und wo sie gestattet war, mußte erst in gesetzlicher Form und Frist dem Gegner der Friede aufgesagt werden. Eine stehende oberste Instanz, ein Hofrichter, Justitiar der kaiserlichen Kurie, ward eingesetzt, und dessen Entscheidungen, ein wichtiger Schritt, wurden aufgezeichnet, eine Sammlung der Reichsgesetze in Aussicht genommen. Der österreichische Herzog Friedrich der Streitbare, der sich bei der Auflehnung des Königs Heinrich zweideutig gezeigt hatte, ward jetzt geächtet; Friedrich selbst besorgte die Vollstreckung, machte Wien zur freien Reichsstadt und nahm die Länder Steiermark, Österreich, Krain wieder in eigene Hand. Im Mai 1237 ließ er seinen Sohn Konrad, einen jetzt neunjährigen Knaben, zum König wählen und übertrug die Regentschaft dem Erzbischof Siegfried von Mainz: ihn selbst drängte es nach Italien, um mit den lombardischen Städten abzurechnen, gegen die auch der Reichskrieg beschlossen worden war.

Dieser Kampf zieht sein Interesse auch für unsere Geschichte daraus, daß sich mit ihm unauflöslich auch der Weltkampf des Kaisertums und Papsttums verflocht. Gregor IX haßte den Kaiser und das ganze staufische Haus, von dem er sich in Italien umdroht sah, und er hatte die Ansprüche des Papsttums auf die Weltherrschaft wieder bis zu der wörtlichen und buchstäblichen Geltend-

machung und Umsetzung in die Praxis gesteigert. Der klägliche Mißerfolg der unter päpstlicher Führung vorzunehmenden Kreuzfahrt und der glänzende Erfolg des Kreuzzugs, den dann Friedrich mit weltlicher Klugheit und Unbefangenheit durchgeführt hatte, sowie der darauf folgende Friedensschluß hatte in den Gesinnungen des leidenschaftlichen Greises nichts geändert. Im November 1237 erfocht Friedrich bei Corte Nuova einen Sieg über den lombardischen Bund, im folgenden Jahre wurde Tuscien unterworfen und er schickte sich an, die sehr erschütterte Macht der verbündeten Städte vollends zu brechen. Der Feldzug scheiterte aber durch eine vergebliche Belagerung von Brescia, und der Papst, dessen Machtstellung durch einen neuen Schachzug des Kaisers, die Vermählung seines natürlichen Sohnes Enzio mit der Erbin von Sardinien, durch ein neues staufisches Königtum Sardinien, also von einer neuen Seite, bedroht war, gesellte sich jetzt offen seinen Feinden bei. Das Mittel, den Papst durch verschärfte Gesetze gegen die neue Gefahr der Ketzerei bei guter Stimmung zu erhalten, verfing nicht mehr. Im März 1239 erfolgte wiederum der Bann.

Der Kampf der beiden Gewalten wurde — und dies gibt ihm sein eigentlichstes Interesse — nicht bloß mit den Waffen ausgefochten. Mit Manifesten und Gegenmanifesten bekämpfte man sich und in der Wildheit der Sprache, der Zügellosigkeit der Beschimpfungen und Verleumdungen trug die Kurie diesmal, wie immer, unzweifelhaft den Sieg davon. Von allgemeinem Interesse ist dabei nur, daß die maßlosen Ansprüche der Päpste auf das entscheidende Wort auch in zeitlichen und weltlichen Dingen, die ja auch überhaupt und nach den Anschauungen und Voraussetzungen jener Zeit eine geistliche Seite hatten, und ihre rückhaltlose Geltendmachung namentlich in Deutschland Verwirrung und Ungebühr aller Art hervorriefen: sie legten, indem sie die Kurie mit Notwendigkeit zwangen, auf jede Weise Geld zu machen, ernsten Gemütern unter der Geistlichkeit und vielen und immer mehreren in der Laienwelt eine kritische Richtung nahe, die sich gegen die Kirche selbst kehrte. Dies geschah, wie wir gesehen, in der Ketzerei, die seit der Mitte

des vorhergehenden Jahrhunderts in beständigem Wachsen war. Allenthalben bildeten sich solche ketzerische Kreise und forderten, da Abweichung vom Glauben der Kirche und Mißachtung der Priester und der Sakramente als ein unheimliches Verbrechen galt, die Verfolgung heraus, die doch die Verbreitung häretischer Meinungen nur förderte. Die Verdächtigung, als hege man solche, die Beschuldigung der Häresie, wurde zu einer der vergifteten Waffen, welche die Priesterschaft gegen ihre Gegner verwandte. Sie wurde jetzt auch gegen Friedrich gerichtet. Abenteuerliche Reden wurden von ihm umgetragen: von drei Betrügern, welche die Welt berückt hätten, Jesus Christus, Moses und Mahomet; das Wunder der Menschwerdung und der Trinität, und daß Gott von einer Jungfrau geboren sei, habe er als Verrücktheit bezeichnet, und der Mensch dürfe nur glauben, was durch zwingende Vernunftgründe erweisbar sei. Daß Friedrich sich so geäußert, ist nicht anzunehmen, wenn auch richtig sein mag, daß er gern, auch mit mohammedanischen Gelehrten, über religiöse Dinge disputierte. Man erkennt an der Fassung des einzelnen leicht die pfäffische Verleumdung, welche die giftigste von allen ist. Im allgemeinen ist vielmehr anzunehmen, daß er mehr, als gemeinhin angenommen wird, von der allgemeinen Glaubensanschauung der damaligen Gesellschaft abhängig war: und nicht das ist das Wichtige, ob Friedrich sich so geäußert hat oder nicht, sondern dies, daß solche Äußerungen aus dieser Zeit uns überhaupt berichtet werden, — daß also, was man später Freigeisterei genannt hat, schon diesen Zeiten nicht ganz fremd gewesen ist.

Friedrich blieb die Antwort nicht schuldig, er protestierte, verlangte ein allgemeines Konzil und erinnerte die Fürsten Europas in seinem Rundschreiben, daß in ihm, dem Cäsar, ihrer aller Recht und Ehre angetastet werde. Der Bann hatte in der Tat zunächst geringe Wirkung, und als Gregor ein allgemeines Konzil nach Rom ausschrieb, um in seinem Sinn vorwärts zu kommen, wurde dies durch ein sehr einfaches Mittel vereitelt. Eine namhafte Anzahl von Prälaten — Bischöfen und hohen Geistlichen aus Frankreich und Burgund — strebte von Genua aus, von einer genuesischen Flotte

geleitet, den Ort des Konzils zu erreichen: diese wurde aber — es war im Mai 1241 — von einem Geschwader ihrer Nebenbuhlerin, der kaiserlich gesinnten Stadt Pisa, angegriffen, und der Sieg brachte einen kostbaren Fang, über hundert dieser Prälaten, in kaiserliche Gewalt. Friedrichs Sache stand nicht schlecht; in Italien hatte er militärisch das Übergewicht, in Rom selbst bekämpften sich die Parteien, die kaiserliche der Colonna, die päpstliche der Orsini, in Tumulten nach der auf diesem Boden gewohnten Weise: allein Friedrich, der doch eine klare Vorstellung von der Natur dieses kirchlichen Kampfes als eines politischen haben mußte und ebenso von der Vergeblichkeit einer Versöhnung mit einem Mann wie Gregor, zeigte sich immer wieder zu Unterhandlungen geneigt, statt rücksichtslos von seiner militärischen Überlegenheit Gebrauch zu machen. Darin war ihm der Papst in Kraft des die Zeit beherrschenden Wahns, daß er die Sache Gottes und des heiligen Petrus und seiner Kirche führe, überlegen: und dies änderte sich nicht, als Gregor IX, der unter den Päpsten, die man anklagen muß, Geistliches und Weltliches durcheinander gewirrt und dadurch die Kirche Christi verstört zu haben, eine hervorragende Stellung einnimmt, im höchsten Greisenalter, August 1241, starb.

Friedrich hatte sich 1239 noch einmal nach Deutschland begeben. Eine kleine Zahl Fürsten neigte hier zur päpstlichen Seite, konnte aber keinen Gegenkönig nach päpstlichem Wunsche finden, da mehrere die zweifelhafte und einem Gegner wie Friedrich gegenüber gefahrvolle Ehre ablehnten und außerdem eine neue schwere, von Osten her drohende Gefahr zur Einigkeit unter dem kaiserlichen Banner mahnte. Dies war ein Völkersturm, der sich im fernen Osten in der Mongolei gesammelt hatte: der Häuptling einer der dortigen kriegerischen Nomadenhorden hatte eine Anzahl Stämme zu einem großen Beutezug zusammengeballt und an ihrer Spitze als der große Khan, Dschingis-Khan, sich weithin zum Schrecken der Völker gemacht. Seine Söhne setzten diese Eroberungen fort, und bald erreichten diese Tataren oder Tartaren, wie die geängsteten Mönche den Namen aussprachen, der sie als Unholde, dem Tartarus, der Hölle

entstiegen, bezeichnen sollte, auch die westlichen Länder. Sie überschwemmten Ungarn und hausten, nachdem sie den König in einer Schlacht besiegt hatten, nach ihrer Weise. Die bedrohten Lande, Böhmen, Polen, Schlesien, rüsteten, der Sturm aber brach sich in Schlesien, noch ehe eine größere christliche Macht vereinigt war. Herzog Heinrich von Liegnitz wagte die Schlacht, verlor sie und fiel im Kampf; die ritterliche Tapferkeit, die Burgen und befestigten Klöster im Lande, die Nachricht von dem heranziehenden größeren Heer aber machte den Mongolen doch einen solchen Eindruck, daß sie rückwärts fluteten und statt des Deutschen Reichs Rußland heimsuchten (April 1241). Die Warnung, die in dieser Heimsuchung lag, wurde doch nicht völlig überhört: der junge König Konrad trat bei dieser Gelegenheit zum ersten Male etwas hervor. Eine Anzahl Fürsten nahm das Kreuz gegen die Mongolen und die nächstbedrohten Fürsten, Böhmen, Bayern, Österreich, näherten sich dem Kaiser wieder, dessen Machtstellung in Deutschland aber gleichwohl schwankend blieb.

Der päpstliche Stuhl, längere Zeit erledigt, wurde endlich 23. Juni 1243 wieder besetzt. Die Wahl fiel auf den Genuesen Sinibald Fiesko, Innozenz IV, und es wurden nun wieder Versuche zur Herstellung des Friedens gemacht, bei denen der Kaiser sich sehr gemäßigt und entgegenkommend zeigte. Die Anschauung des neuen Papstes aber war ganz die seines Vorgängers, von geistlichen Motiven noch weiter entfernt, noch mehr von den Weltherrschaftsgedanken erfüllt, und er war noch mehr Politiker als dieser. In der italienischen, namentlich der lombardischen Frage konnte eine Verständigung nicht erreicht werden. Das große Sakrilegium der Gefangennahme der Prälaten war noch unvergessen: die Lösung vom Banne erfolgte nicht, und der Papst, von Mißtrauen erfüllt und die kaiserliche Politik nach seiner eigenen beurteilend, tat einen verhängnisvollen Schritt. Statt sich zu einer verabredeten Zusammenkunft zu stellen, entwich er heimlich aus Rom und begab sich über Genua nach Frankreich, wo er außerhalb des kaiserlichen Machtbereichs war: er nützte den Vorteil des

Papsttums aus, überall zu Hause, nirgends an die Landesgrenzen gebunden zu sein. Nach Lyon, einer Stadt, von der zweifelhaft war, ob sie zu Frankreich oder zum arelatischen Reich gehöre, und die also gewissermaßen neutraler Boden war, schrieb er im Juli 1245 ein allgemeines Konzil aus. Er lud den Kaiser vor diese Versammlung, damit er der Kirche Genugtuung leiste. Diese Synode war von etwa hundertvierzig Bischöfen der abendländischen Kirche — von den etwa sechshundert, die man im ganzen zählte —, also nicht sehr stark besucht. In der heftigsten Sprache — denn hier brauchte er sich keinen Zwang aufzulegen — wurde dem Kaiser, dessen Sache sein Prokurator Thaddäus von Suessa führte, vorgeworfen, was sich zusammenraffen ließ, — seine enormitates, unter denen auch die Gefangensetzung der Prälaten nicht vergessen war. Der Papst verglich seinen Schmerz mit den fünf Wunden Christi, mit dem er sich selbst identifizierte; von seiner eigenen Rede hingerissen, vergoß er Tränen, die den Italiener nichts kosten: von Religion, von Recht und Unrecht war hier nicht die Rede, sondern nur von Macht und Vorteil. Jedes Verständigungsanerbieten von kaiserlicher Seite wies er hier, wo er sich allein mächtig fühlte, zurück, und in einer theatralischen Szene in der dritten der Sitzungen führte er den Schlag und fällte das Urteil: die Absetzung des Kaisers. Er entsetzte ihn des Reichs und entband die, welche ihm geschworen hätten, gemäß jener heillosen Mißdeutung und Verdrehung der Schriftstelle vom Binden und Lösen, ihrer Eide; für Sizilien behielt er die Bestimmung des Herrschers sich selber und den Kardinälen vor.

In Deutschland fand sich 1246 ein Gegenkönig, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, der am 22. Mai zu Würzburg von der durch die Vorgänge in Lyon gestärkten und ermutigten Opposition gewählt wurde. Dieser starb nach geringen Erfolgen schon im Februar des folgenden Jahres. Aber die papistische Partei, an ihrer Spitze die geistlichen Fürsten am Rhein, die Erzbischöfe von Köln und Mainz, fand einen neuen, der sich zu der traurigen Rolle hergab, in dem jugendlichen Grafen Wilhelm von Holland.

Der Hauptkampf ging jedoch in Italien vor sich und hier entschied sich das Schicksal des staufischen Hauses: im Februar 1248 erlitt Friedrich eine schwere Niederlage, indem er die Belagerung von Parma aufheben mußte, wobei sein Prokurator Thaddäus von Suessa fiel. Ein Jahr darauf fingen die von Bologna ihm am Bache Fossalta seinen Lieblingssohn, den schönen, ritterlichen König von Sardinien, Enzio. Dieser erlangte auch seine Freiheit nicht wieder und starb im Jahre 1272 in der Haft. Auch die Verschwörung suchte des Kaisers Leben, und wie tief von Haß und Mißtrauen erfüllt und zerfressen die Zustände waren, beweist, daß der erste Mann seines Vertrauens, Petrus de Vinea, des Hochverrats beschuldigt, im Kerker starb. Aber Sizilien behauptete sich, noch war kein Ende des Kampfes abzusehen, neue Rüstungen waren im Gang, ein entscheidender Feldzug schien bevorzustehen, als am 13. Dezember 1250 Friedrich II zu Fiorentino in Apulien in den Armen seines Sohnes Manfred nach kurzer Krankheit verschied.

Der vorzeitige Tod des außerordentlichen Mannes — er hatte das 57. Lebensjahr noch nicht vollendet — bildet einen Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Der Kampf mit dem Papsttum hat Friedrichs II Kraft gebrochen. Nicht abzuweisen ist der Vorwurf, der Kaiser habe in Italien unerreichbaren Zielen nachgejagt und darüber die Aufgaben der deutschen Politik zurückgesetzt: doch war die Verbindung zwischen Kaisertum und Papsttum eine geschichtliche Notwendigkeit, der sich kein Kaiser entziehen konnte. Und kein Zweifel ist, daß die Beziehungen zu Italien für die deutsche Entwicklung auch ihr Gutes hatten und wie sie der Politik einen bedeutenden Inhalt gaben, so auch den Gesichtskreis der Nation erweiterten, ihre Ideenwelt bereicherten, ihre Handelsinteressen befruchteten. Friedrich II war der letzte in der Reihe der *großen* Kaiser des Mittelalters: so verschmolz sich in der Erinnerung sein Bild mit dem Karls des Großen, und wie von diesem die Sage kündete, daß er im Untersberg schlafe, um eines Tages wiederzukommen, wenn ihn die Raben weckten, so rankte sich nun um die Gestalt Friedrichs II die Sage vom Kyffhäuser, und erst Rückert hat in seinem 1816 entstandenen Gedichte an deren Stelle die volkstümlichere Gestalt Barbarossas treten lassen.

12. Deutschlands Kulturentwicklung im Zeitalter der Kreuzzüge und der Staufer.

Friedrichs II Charakterbild ist nicht leicht zu fassen. In seinem Äußern wird er als ein Mann von mittlerer Größe, von frischer Gesichtsfarbe, gefälligen Zügen, heiterem Ausdruck geschildert. Eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher Begabung und einem entsprechend vielseitigen Interesse, zeigte er sich jedem Eindruck offen und gab jeden lebhaft zurück: er war ein Förderer der bildenden Künste wie der Dichtung, die er auch selbst pflegte, dazu ein leidenschaftlicher Bauherr und erklärter Liebhaber eines üppigen Lebensgenusses, ein Freund von Pracht und Glanz auch in der Hofhaltung. Seine Stellung, von Anfang an gefährdet, zwang ihn, sich früh zu beherrschen, zu verstellen: in einer Welt von Intrige und Zweideutigkeit wuchs er auf und er begann seine Rolle in dieser Welt in sehr früher Jugend und als eine wichtige Figur im hohen Spiel der päpstlichen Politik, über deren wahre Natur er nicht lange im unklaren geblieben sein wird. Zu kirchlicher Frömmigkeit neigte seine überwiegend verständige Natur, in der zwar ein ausgesprochener Schönheitssinn, aber nichts von Tiefe des Gemüts lebte, von Anfang an nicht, und der kirchlichen Zucht widerstrebte seine starke Sinnlichkeit. Er ist ein Mann einer heller gewordenen Zeit und einer ihrer hellsten Köpfe: man hatte in diesem Zeitalter der Kreuzzüge zu erkennen begonnen, daß sich mit den Bekennern Mohammeds leben ließ, und Friedrich hatte in seinem sizilischen Reich eine nicht geringe Zahl mohammedanischer Untertanen. Seine Politik verwertete sie, indem er sich aus ihnen eine zuverlässige Truppe schuf, die dem Bann und den übrigen Machtmitteln der Kirche unzugänglich war: mit Befremden und Unwillen gewahrte man, daß in seinem Lager die Gebräuche des Islam ohne Störung

geübt wurden. Man sagte ihm nach, daß er überhaupt dem Wesen der Araber geneigt sei, und daran war richtig, daß er die von ihnen gepflegte Wissenschaft hoch hielt, Logik, Medizin, Naturkunde, den Aristoteles, von dessen Schriften ein Exemplar in seiner Bibliothek sich befand. Ein zoologisches Werk über die Jagd mit Vögeln war das Ergebnis seiner eigenen Beobachtungen und Studien. Daß er es liebte, mit Moslemen von Geist zu verkehren und zu diskutieren, und daß diese fanden, daß er ihnen sehr zugeneigt sei, läßt sich leicht begreifen: ihre Art war fremd und sie war neu und sie war frei von der kirchlichen Befangenheit, die überall das wissenschaftliche Gespräch der Christen hemmte. Seine Feinde zogen, wie dies die Gewohnheit herrschender Orthodoxien ist, daraus die Möglichkeit, ihm allerlei verwegene ja ruchlose Äußerungen nachzusagen. Indes ist darauf und auch auf den Umstand, daß er scharfe und immer schärfere Gesetze gegen Häretiker erließ, wenig Gewicht zu legen: wenn nicht aus Überzeugung, so doch aus Gewohnheit und weil die christliche Kirche die Voraussetzung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung war, bequemte er sich dem allgemeinen Glauben und teilte ihn, ohne sich in seinem privaten Leben dadurch besonders beeinflussen oder stören zu lassen.

Man hat ihn wohl einen Freigeist genannt: wenn er es war, so war er es nur halb und er war es nicht allein. Es war eine der Wirkungen der Kreuzzüge, die der ganzen Epoche den Stempel aufdrücken, daß auch schon im stillen der radikale Unglaube seine heimlichen Bekenner hatte. Dem Anscheine nach hatte freilich durch diese heiligen Unternehmungen der kirchliche Gedanke und sein oberster Träger, der Papst, wie wir sahen, ihre Gipfelhöhe erstiegen. Dessen Sieg vervollständigte sich schnell. Innozenz benützte die günstige Gelegenheit — „der starke Sturmwind hat sich in ein sanftes Säuseln verwandelt", soll er beim Tode seines großen Feindes geäußert haben —, um nach Italien zurückzukehren: Friedrichs Nachfolger, sein jetzt im sechsundzwanzigsten Jahre stehender Sohn Konrad — Konrad IV (1250—1254) —, durch das Verhängnis, das über seinem Hause schwebte, im Jahre 1251

nach Italien gerufen, starb nach kurzem Erfolg im Mai 1254 auf apulischem Boden. Das sizilische Reich aber blieb noch eine Zeitlang in staufischen Händen, Manfreds, eines unechten Sohnes des Kaisers Friedrich, der im Jahre 1258 von seiner Partei zum König erhoben wurde. Die große Bewegung der Kreuzzüge, die der Priestermacht so förderlich gewesen, war sichtbar in Abflauen, wie die Begeisterung für diese Idee in Deutschland denn niemals so groß gewesen war: der vierte, sahen wir, hatte sein Ziel gar nicht und der fünfte, der Friedrichs, hatte es sehr gegen den Sinn der kirchlichen Gewalten, nicht durch die Macht siegreicher Waffen, sondern durch Vertrag erreicht; die beiden letzten der sieben, die man herkömmlicherweise zählt und die an den Namen des frommen Königs Ludwig IX in Frankreich, des Heiligen, anknüpfen, mißlangen völlig und die Schöpfungen dieser Zeit stürzten eine nach der anderen zusammen. Gleichwohl, die Idee war sehr wirksam gewesen: sie hatte der Kirche und ihrer Macht in den Ritterorden neue Stützen und Waffen geschaffen, und für das Mißlingen im heiligen Land boten einigermaßen Ersatz die Erfolge im Norden und Nordosten, wo das Heidentum jetzt rasch und immer rascher sicherem Untergang entgegenging, und im Südwesten, der pyrenäischen Halbinsel, wo das Christentum gegen den Islam in siegreichem Vordringen war. Außerdem aber ließ sich diese Idee, die Idee eines heiligen, eines Religionskrieges, mit gutem Erfolg verwenden gegen einen Feind im eigenen Lager, ein gefährliches Unheil, das eben durch diese frommen Züge und die Berührung mit dem Orient zwar nicht seinen Ursprung genommen hat, aber doch bedeutend gefördert worden war, die Ketzerei.

Denn diese, die Reaktion gegen die Kirche, die ziemlich augenfällig ein Reich dieser Welt geworden war, in ihren Ursprüngen in sehr alte Zeit zurückgehend, war mittlerweile zu einer ernsten Gefahr geworden. Sie gewann ihre Stärke in den romanischen Ländern: allmählich griff sie auch nach Deutschland über und wir müssen ihrer deshalb in diesem Zusammenhang gedenken. Sekten, kleine Vereinigungen religiös Ergriffener gibt es überall, wo eine

herrschende Kirche besteht; die Reformbewegung in der Kirche im elften Jahrhundert selbst hatte solche Sekten- und Separatistenvereinigungen gefördert und der durch die Kreuzzüge belebte Verkehr mit dem Osten hatte aus den slavischen Gebieten der Donauländer, wo ketzerische und phantastisch-idealistische Vorstellungen von einem guten und einem bösen Gott, einer rein geistigen Auffassung der Sakramente und Ähnliches auftauchten oder aus älteren Zeiten fortwirkten, die Keime solcher Gedanken nach dem Westen gebracht; und hier, auch in Deutschland, fanden sie Nahrung in einem weiteren Element, der steigenden Bedeutung der Laienwelt und ihrer Kritik der Geistlichkeit und der Kirche gegenüber. Es wimmelte in Deutschland von Mönchen, Benediktinern, Cisterziensern, Prämonstratensern, in zahllosen und noch immer sich mehrenden Klöstern; auch war die Versorgung der Gemeinden mit Pfarrern, regelmäßiger Predigt und ordnungsmäßigem Gottesdienst überall durchgeführt, die Heiligen wurden verehrt und namentlich an Wundern fehlte es nicht: auch sind Fortschritte in der allgemeinen sittlichen Haltung des Volkes und seiner geistlichen Führer nicht zu verkennen. Aber gleichwohl blieb genug Schlechtes und Unsittliches, um ernste Männer aus geistlichen und weltlichen Kreisen zu heftigen Klagen über das Verderben der Welt und der Kirche Christi zu veranlassen. Von den Extravaganzen der Lehre, die unter den Sekten in mancherlei Gestalt und Verzerrung auftauchten — man faßte diese Abweichungen unter dem Namen der Katharer zusammen —, war eine verhältnismäßig frei, und in ihr erschien die Abwendung von der Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustand in sehr würdiger Gestalt, die Waldenser, die um das Jahr 1170 gleichfalls im südlichen Frankreich auftauchten. Sie führte ihren Ursprung auf einen Kaufmann Petrus Waldus in Lyon zurück, der vom Geist des Evangeliums ergriffen seine Habe den Armen gab und der Welt entsagte. Der Reinheit der urchristlichen Gemeinde zustrebend, verwarfen sie in ihrem christlichen Idealismus die Fürbitte der Heiligen, die Absolution durch die Priester, das Blutvergießen, also den Krieg, und den Eidschwur: man nannte sie nach der Stadt Albi im südlichen Frankreich die Albi-

genser. Durch manche Elemente des Landes genährt, von einzelnen seiner Großen geschützt und begünstigt, breiteten sie sich von dieser gefährlichen Stelle aus, wo sie Frankreich, Italien und Spanien zugleich bedrohten; und während man einen Augenblick gedacht hatte, daß man sie als ein belebendes Element in der Kirche werde halten können, erkannte der Scharfsinn Innozenz' III eben in ihnen die gefährlichsten Feinde und ließ das Kreuz wider sie predigen. Im Jahre 1209 wurde der Kreuzzug gegen sie eröffnet, schonungslos und unter schweren Greueln durchgeführt, in einer letzten Schlacht im Jahre 1214 entschieden; das Land kam 1249 in den Besitz der französischen Krone.

Dies sind Dinge, die, wenn auch entfernt, auch die deutsche Gesellschaft berührten.

Der Zustand der Kirche, der sich in Wahrheit durch die großen Politiker und Päpste, Innozenz III und IV, nicht gehoben, sondern verschlimmert hatte, rief einige neue Orden hervor, die Bettelorden, die auch für Deutschland von großer Bedeutung werden sollten und die neben den Ritterorden das eigentümlichste Erzeugnis in dieser Periode der Kreuzzüge sind. Der eine, die Franziskaner, nannte sich nach einem Kaufmannssohn zu Assisi, Franziskus, der in seinem fünfundzwanzigsten Jahre den Eitelkeiten des Weltlebens, die er seither mitgemacht hatte wie andere, nach kurzem Kampfe in schroffer Weise absagte, sein Leben ausschließlich Gott weihte, allem Besitz schlechthin entsagte und auch seine Jünger, die bald um den enthusiastischen Jüngling sich sammelten, anwies, das wenige, was sie für sich, und das mehrere, das sie für ihr gemeinnütziges Werk brauchten, sich als Almosen zu erbetteln. Ein Kranz von Wundern umstrahlte bald und noch vor seinem Tode den großen, edlen, eigenartigen Heiligen, der nicht bloß seine Mitmenschen, sondern alle Kreatur, seine Schwesterchen, die Vögel unter dem Himmel, seine edle Schwester, die Sonne, unsern Bruder den Mond, und die Sterne mit der gleichen Kraft und Glut der Liebe umfaßte. Bald zählten seine Genossen nach Tausenden: Innozenz konnte nicht umhin, ihnen seinen Segen zu geben, und Honorius III

gab dem Orden der fratres minores die päpstliche Bestätigung 1223. Eine bestimmtere Richtung im Dienst der Kirche als jene allgemeine zum Dienst der Nächstenliebe gewann der andere, von einem vornehmen Spanier, Domingo Guzman, ins Leben gerufene Orden der Dominikaner. Er wandte sich der zeitgemäßen Aufgabe der Aufspürung und Bekehrung der Ketzer, und wenn sie nicht gelang, ihrer Auslieferung an die weltliche Gewalt zu, welch letztere sich in grausamen Gesetzen dem kirchlichen Wahne, den auch sie teilte, zur Verfügung stellte.

In dieser ihrer Eigenschaft als bevollmächtigte Verwalter des kirchlichen Amtes der Inquisition, als Ketzerverfolger und Ketzerrichter, machten sich die Dominikaner bald auch in Deutschland bemerklich. Einer von ihnen, der Mainzer Kleriker Konrad von Marburg, war geistlicher Berater und Beichtvater der jugendlichen Gemahlin des Landgrafen Ludwig IV von Thüringen, Elisabeth, einer Tochter des Königs Andreas von Ungarn. Es gibt ein diese Zeit und ihre Gegensätze charakterisierendes Bild, diese reine und edle Frauengestalt, die sich durch eifrige Übung und Werke der Frömmigkeit nach den Anschauungen der Zeit, wahlloses Almosenspenden, Pflege der Kranken mit Überwindung des natürlichen Widerwillens, übertriebenes Fasten und Beten und Bußübungen mit allerlei raffinierten Formen der Selbstpeinigung bald nach ihrem frühen Tode einen hervorragenden Platz unter den vielen Heiligen der römischen Kirche erwarb: und daneben den finstern geistlichen Wüterich, der sich beflissen seine Opfer unter der dortigen Bevölkerung suchte. Es liegt in der Natur dieser traurigen Verirrung des menschlichen Geistes, daß sie argwöhnisch und grausam macht, Schuldige sucht, und wo sie solche nicht auf den ersten Blick findet, mit Fragen und Fallstricken Schuldige macht. Hier auf diesem Boden — man möchte es fast zur Ehre unseres Landes rühmen — war ihm glücklicherweise kein langes Wirken gegönnt: er fiel, von unbekannter Hand erschlagen, als ein Opfer der Rache oder der Verzweiflung, die sein frommes Wüten wachgerufen hatte. Über den allgemeinen Stand der Ketzerei in Deutschland gibt uns eine Predigt des Franziskaners Bruder Berthold von Regensburg

Fingerzeige: er glaubt wohl anderthalbhundert Ketzereien im Lande annehmen zu können und nennt außer den alten bekannten der Arianer z. B. auch ganz dunkle, die sich offenbar nach einzelnen Erweckten nannten, Sporer, Siegfrieder, Arnolder, auch die pauvres de Lyon, die er kurzweg poverlewe dolmetscht; den Namen Ketzer leitet er von Katze her und in der Parallele, die er zwischen Katze und Ketzerei zieht, wird dem armen Haustier allerlei Teufelswerk nachgesagt. Wenn ihn aber seine Schafe fragen, woran sie denn die Ketzer erkennen sollen, solange sie guten Leuten so gar gleich seien, so gibt er ihnen sieben Merkzeichen an, die uns ungefähr in diesen Ideenkreis blicken lassen: wenn einer gegen die Ehe als eine Hauptsünde rede, wenn einer behaupte, daß kein Richter töten oder Todesurteile aussprechen dürfe, wenn einer sage, daß die sieben Heiligkeiten, die Sakramente, keine Kraft haben, oder daß ein Priester, der selbst in Hauptsünde verstrickt ist, niemand absolvieren könne, wenn einer den Eid verwerfe, wenn einer sich, ohne die Schrift regelrecht studiert zu haben, auf die Schrift berufe, und endlich wenn einer leugne, daß ewiglich verloren sei, wer die Schrift „swer zwene röke hat, der sülle durch got einen geben“ nicht wörtlich erfülle.

Die beiden Orden der Franziskaner und der Dominikaner vermehrten sich schnell, und es leuchtet ein, welche Hilfe sie dem päpstlichen Stuhl in seinem Kampfe mit dem Kaisertum leisteten. Was sie auszeichnete und ihnen auch eine große Wirksamkeit und — wenigstens den Franziskanern — selbst eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Menschheit schuf, war die ungemeine Beweglichkeit und „Ubiquität“, die ihre Bedürfnislosigkeit, die evangelische Armut ihnen sicherte, mit der es ihnen in der Tat auch lange rechter und vollkommener Ernst war: sie waren überall und nirgends, waren, gerufen oder nicht gerufen, rasch zur Stelle, wo man sie brauchte, und sie haben so vielleicht mehr als die seither wirkenden Orden dazu beigetragen, das Band christlichen Einheitsgefühls unter den Völkern des abendländischen Bildungskreises, das Solidaritätsgefühl der christlichen Nationen, zu wahren.

So schien sich alles zu vereinigen, die Macht und Hoheit des geistlichen Standes zu fördern, und die Kirche, welche in den Ritterorden ein wesentlich aristokratisches Institut ihren Gedanken dienstbar machte, hatte zugleich in diesen Bettelorden einem demokratischen Bedürfnis und Hange genügt. Auch das wissenschaftliche Denken nahm diesen den Interessen der Kirche förderlichen Weg. Eben in diesem dreizehnten Jahrhundert erreichte die eigentümliche mittelalterliche Wissenschaft, die alles, auch das mäßige Wissen aus der profanen Welt, über das sie verfügte, in den Rahmen der Theologie, der Kirchenlehre, faßte, die Scholastik, ihren Höhepunkt in zwei großen Häuptern, dem Dominikaner Thomas von Aquino († 1274) und dem Franziskaner Duns Scotus († 1308). Beide, der spitzfindige Verstand, der hier in der Scholastik, die Unmittelbarkeit religiösen Empfindens, die in der Mystik und ihren Hauptvertretern im zwölften Jahrhundert, Hugo und Richard von St. Victor, vorwaltete, dienten gleichmäßig dem kirchlichen Gedanken und der Macht des Priestertums, die in diesen Jahrhunderten ihre Wurzeln so tief auch in den deutschen Boden senkten.

Auf der anderen Seite begannen aber eben in diesen Jahrhunderten andere entgegengesetzte Kräfte sich zu entfalten. Man hat sich gewöhnt, in unseren Geschichtsdarstellungen gleichsam einen stehenden Artikel mit der Überschrift „Die Folgen der Kreuzzüge“ zu führen. Ein geistreicher französischer Historiker hat die Wirkungen der Kreuzzüge nicht uneben denjenigen verglichen, die eine große Auslandsreise im Leben des einzelnen hervorzurufen geeignet ist. Der geistige Horizont dehnte sich aus durch die Berührung mit der mohammedanischen Welt; zahlreiche Pilger aus allen westlichen Nationen kehrten mit neuen Eindrücken in die Heimat zurück, und bei nicht wenigen verblaßten die kindischen Vorstellungen von dieser islamitischen Welt als einem Reiche des Satans, oder sie wurden zu bloßen Redensarten. Die Phantasie ward zugleich angeregt und ernüchtert; sie erhielt für ihr Dichten neue Stoffe, Stoffe weltlicher Art, mit denen sie spielen konnte, und zugleich nahm eine große Änderung und Verschiebung der gesellschaftlichen Verhältnisse

ihren Gang. Der Gegensatz der Laien gegen die Geistlichen trat schärfer ins Bewußtsein; bei diesen Unternehmungen begegneten sich europäische Menschen verschiedener Nationalität und verschiedener Zunge, die doch durch den gemeinsamen Zweck, gemeinsame Kämpfe und Leiden und Siege, gemeinsames Lagerleben einander nähergerückt sich zugleich in ihrer nationalen Verschiedenheit wie in der Gemeinsamkeit ihrer Bildung und Sitte erkannten: ein neuer Stand, der kriegerische Adel, der Ritterstand, trat jetzt allenthalben gleich berechtigt, gleich mächtig, gleich einflußreich mit neuen Anschauungen und Idealen dem Klerus gegenüber. Er trug, dem universalen Klerus und seiner gelehrten Geheimsprache, dem Latein, gegenüber allenthalben die Farbe seines Landes, in dessen Sprache er redete, dachte, dichtete.

Diese Entwicklung, die zugleich ein Nationalgefühl von großer Stärke schuf, finden wir wie überall so auch in Deutschland. Das Wort deutsch = vaterländisch erhielt in dieser Zeit die Bedeutung und den Zauberklang, den es auch in den trübsten Zeiten politischer Ohnmacht bewährte und den es heute besitzt. Das deutsche Königtum freilich war in seiner Entwicklung nicht, wie das französische oder englische, vom Glück begünstigt. Die Bestrebungen, die Monarchie erblich zu machen und ihr dadurch ihre wahre nationale Bedeutung zu geben, von Heinrich I an, waren immer wieder unterbrochen worden: so nach Heinrichs II und Heinrichs V Tod; der Plan, von Heinrichs VI staatsmännischem Geist mit Nachdruck und Konsequenz aufgenommen, war gescheitert. Doppelwahlen, Aufstände, Gegenkönige und nicht am mindesten das Kaisertum und die päpstlichen Ansprüche hatten sich in den Weg gestellt und auch für das Wahlkönigtum gab es wenig von gesetzlicher Grundlage oder Festlegung: kein abgegrenzter Wählerkreis, für Ort und Zeit, Salbung und Krönung keine bindenden Vorschriften, wenn auch einige überlieferte Gewohnheiten sich gebildet hatten. Die Persönlichkeit des Trägers der Krone war entscheidend. Auf den bei dem Wanderleben der Könige zahlreichen Hoftagen machte sich der gute oder üble Wille der Fürsten geltend, auf den die Herrscher mehr und mehr angewiesen waren.

Die Geschäftsstelle war die kaiserliche Hofkanzlei, wo die Urkunden ausgefertigt wurden und ein regelmäßiger Geschäftsgang und Verkehr sich bildete. Dagegen war bei den Fürsten der ursprüngliche halbe oder ganze Beamtencharakter ihrer Stellung verwischt, der Beamtenstaat durch den Lehensstaat verdrängt, und da diese Bewegung auch die Grafen, ursprünglich reine Beamte, umfaßte, trat allenthalben der Begriff des Territoriums an die Stelle des Amtsbezirks, und da ferner alle diese Herzoge, Fürsten, Grafen selbst im Besitz ihres Großlehens auch ihrerseits belehnten, auch erbliche Lehensträger schufen, so drängte sich zwischen den König und die Masse des Volks eine zahlreiche, mannigfach abgestufte und bevorrechtete Klasse, ein Amtsadel. Neue Standesverhältnisse bildeten sich: an der Spitze ein engerer Kreis großer Häupter, der principes oder Landesherrn, zu denen auch die Bischöfe und einige Äbte großer und reicher Klöster gehörten. Unter Friedrich II sahen wir diese Entwicklung zum Abschluß gekommen. Die oberste Schicht, die Herzogtümer, ruhten meist auf alter Stammesgrundlage, und der Stammespatriotismus erwies sich neben dem gemeindeutschen Bewußtsein mächtig. In dem Bestreben, ihre Macht und ihren Landbesitz und ihre Vornehmheit zu vererben, zum dauernden Haus- und Familieneigentum zu machen, waren sie glücklicher als das Königtum, das vom gleichen Streben nach einer Hausmacht geleitet war und auch dieselben Mittel anwandte, sich eine solche zu schaffen. Ein Mittel für diese Aristokratie war das Bestreben, die Bistümer des Reichs mit Gliedern ihres Hauses zu besetzen, oder ihnen die Schirmvogtei einer Kirche, eines Klosters zuzuwenden, was gegen mäßige Pflichten des Schutzes und der Vertretung in weltlichen Dingen nutzbare und wertvolle Rechte verschaffte. Diesen Weg territorialer Machterwerbung und Machtentfaltung nahm alles, auch was, wie das Pfalzgrafen- oder Burggrafenamt, ursprünglich zur Vertretung der königlichen Autorität gegenüber der herzoglichen bestimmt gewesen war. Besonders war die Stellung der Mark- oder Grenzgrafen, weil besonders ausgesetzt, auch besonders förderlich für die Erlangung einer stattlichen Territorialmacht.

Was die Stellung des Fürstentums, auch der Bischöfe, noch besonders bestimmte, war der Heerdienst, die Heerführung, die Zahl und die Tapferkeit ihrer kriegsdienstpflichtigen Lehensleute, ihrer Dienstmannen. Das Heerwesen hatte seinen Charakter gründlich geändert. Der Krieg — der Krieg im großen, in Italien, gegen Polen, Ungarn — entsprang allerdings der Initiative des Königs, wurde aber auf Reichstagen beschlossen: der Heerbann, die allgemeine Dienstpflicht der Freien, wurde durch das Lehenswesen beschränkt und verlor seine Bedeutung. Den Mannen des Königs führten die Fürsten und Bischöfe die Kontingente der ihrigen kraft ihrer Lehenspflicht zu, wobei ihrem guten oder üblen Willen, wie das Beispiel Heinrichs des Löwen im Jahre der Schlacht von Legnano zeigt, ein weiter Raum geöffnet war. Die Heere waren, was damit zusammenhängt, nicht groß; die Entwicklung von Bewaffnung, Befestigungswesen, Belagerungsgerät schritt fort; die Zersplitterung in Territorien, der trotz Gottes- und Landfriedens nie abreißende Privatkrieg, die Fehde, ließ eine Menge von Burgen entstehen, deren man um das Jahr 1200 allein im Gebiet des Mittelrheins hundertsechzig zählen zu können glaubt und die neben den Klöstern und den sich mehrenden und vergrößernden Städten das Landschaftsbild des damaligen Deutschlands bestimmten. Auch diese Seite des Lebens schuf neue Standesverhältnisse und beförderte das aristokratische Element in der gesellschaftlichen Gliederung. Der Reiterdienst, Pferd und Rüstung, überwog, der ordo equester, die gepanzerten Ritter, entschieden im Getümmel, das Fußvolk trat dagegen zurück; der Kriegsdienst zu Pferd erforderte einigen Besitz, brachte aber auch solchen ein; das Standesgefühl gegenüber der Masse des mitziehenden Gesindels, gegenüber den verachteten waffenlosen Bauern, „geburen“, wurde durch die Rückwirkung der Kreuzzüge, die Erlebnisse im fernen Lande, die Berührung mit den gleichen ritterlichen Genossen anderer Nationalität, besonders den Franzosen, gesteigert. Auch hatten die Schulen nicht ganz vergebens gearbeitet, und etwas wie literarische Bildung hatte sich auch unter den Laien verbreitet. Auch den Pfaffen gegenüber empfand jetzt der Laie,

sofern er Kriegsmann war, den Stolz seines Handwerks. Aus den Reiterübungen erwuchsen die Ritterspiele oder Turniere, wo die Standessitte sich weiter ausbildete: die höfische Sitte, die ritterliche Lebensweise, wurde die Hauptsache und das Ziel der Erziehung.

Von großer Bedeutung war diese Entwicklung auch für die Stellung der Frauen, bei der jetzt die altgermanische Anschauung, daß ihnen „ein Heiliges innewohne", in einer gewissermaßen modernen Gestalt wieder aufkam: sie spiegelt sich in der Literatur, sie zeigt sich in der zunehmenden Verehrung und Idealisierung der Jungfrau Maria — der Mutter Jesu oder nach der unvollziehbaren, aber um so mehr imponierenden Vorstellung der Kirche der „Mutter Gottes", von der doch die biblischen Urkunden selbst nur ganz weniges berichten —; es ist ein seltsamer Gegensatz, daß dieselbe Zeit diese Idealisierung und höchste Wertschätzung der Weiblichkeit hervorrief, die sich bis auf die Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Verkehrs erstreckte, und daneben, indem sie dem Priester die Ehe verbot, die denkbar niedrigste Vorstellung von der Würde der Frau und dem Verhältnis der Geschlechter kundgab.

Gegenüber dem neuen Ritteradel, innerhalb dessen nicht wie im alten germanischen Staatswesen die Freiheit, sondern der Dienst den Rang gab, trat das Volk, von dem ein großer Teil in einen Zustand zinspflichtiger Hörigkeit herabgesunken war, zurück, und auch die freien Bauern verloren an Stellung und Geltung in der Gesellschaft. Allein schon war eine neue Art der Freiheit im Aufsteigen: hinter den Mauern der Städte erwuchs das Bürgertum, auf dessen Macht und Lebenshaltung der Ritter mit Neid und Eifersucht zu schauen Grund hatte.

Dieses städtische Element hatte auf dem ganzen Gebiet des Reichs beständig zugenommen, wenn auch, wie sich von selbst versteht, der Landbau noch überall das Leben der Masse des deutschen Volks bestimmte. Dieser suchte, wo die wachsende Bevölkerung oder andere Not zur Auswanderung trieb, neuen Boden und fand ihn, wie wir gesehen, jenseits der Elbe zunächst in fast unbegrenzter Ausdehnung. Es galt hier die in den Zeiten der Völkerwande-

rung den Slaven überlassenen Gebiete mit kriegerischen Mitteln wiederzugewinnen und mit den friedlichen der Besiedlung und der Kulturentwicklung festzuhalten: das Christentum war indes bei der Abneigung, mit der die Slaven ihm begegneten, und infolge der Grausamkeit der christlichen Eroberer für jene Kolonisation keine Förderung, sondern eher ein Hemmnis.

Die meisten der heutigen deutschen Städte finden wir schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und sie haben eine sehr verschiedene Entstehungsgeschichte. Die einen, wie die stolzeste von allen, Köln, und die übrigen Städte am Rhein, führen ihren Ursprung auf römische Zeiten, römische Garnisonen an Rhein, Mosel, Donau zurück; andere erwuchsen um königliche Pfalzen, um Bischofssitze, an Orten, wo ein wichtiges Naturprodukt Arbeiter und Siedler herbeilockte, an Flußübergängen: es gab Reichsstädte, die auf eigene Kraft und Geschichte sich stützten, und gab Landstädte, denen der Landesherr sein besonderes Interesse zuwandte. Den staufischen Herrschern wirft man vor, daß sie es nicht verstanden hätten, diesen wichtigen politischen Faktor mit bewußter Konsequenz zu pflegen, wie sie denn in Italien die am weitesten vorgeschrittenen und in gewissem Sinne vorbildlichen lombardischen Kommunen bekämpften und unter das imperatorische Recht zu beugen suchten. Aber dieses städtische Leben war doch in seinem Wachstum nur wenig durch fürstliche Gunst oder Abgunst bedingt. Das Handwerk, der Handel, das Erwerbsleben in all seiner Mannigfaltigkeit übte seine vorwärtstreibende Kraft: die Kaufmannschaft, die Handwerker organisierten sich, ein Stadtrecht, städtische Regierung, städtisches Gericht entwickelte sich; Verbindung mit anderen Städten, Verkehr jeder Art, dabei Heimatsgefühl, Stadtpatriotismus, bald auch Kunst und Wissenschaft schlug hier ihre Stätte auf. In dem Garten des Dominikanerklosters zu Köln pflegte ein Gelehrter dieser neuen Zeit, der Mönch Albert von Bollstätt — Albertus Magnus — seine naturwissenschaftlichen Studien und machte seine Experimente, hielt ein Warmhaus, einen Wintergarten. Derselbe große Gelehrte vermittelte einen Frieden in einer großen Fehde, die, nicht die

einzige, zwischen dem Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238 bis 1261) und der Stadt ausgebrochen war.

Mit dem Wohlstand stiegen die Ansprüche an das Leben, der Luxus, und mit ihm die Kräfte, mit denen man die Bedürfnisse, die er schuf, befriedigte: und hier namentlich liegt die Hauptwirkung der Kreuzzüge und der Bekanntschaft mit dem Orient, die sie erschlossen. Von allen Seiten, auf allen Seiten hatte sich der Horizont erweitert und erhellt, und dies offenbarte sich am deutlichsten auf den Gebieten, welche bestimmt sind, das Gemüt der Not und der schweren Lebensarbeit zu entrücken und über sie zu erheben — der Literatur und der Kunst.

Sehr deutlich kündet sich hier der Fortschritt und der heraufziehende Tag an. Die Führung hatte auch hier Frankreich, wo sich die weltliche Dichtung in der Landessprache oder vielmehr in den noch ihre Stelle einnehmenden Dialekten rascher als in Deutschland entwickelt hatte, da die Volkssprache dort ja romanisch, aus dem Lateinischen erwachsen war; auch in Wissenschaften und an Lehranstalten war das Land voraus, eine stolze Reihe berühmter Schulen, auch aus der Ferne aufgesucht, werden erwähnt, an ihrer Spitze Paris. In Deutschland war die Pflege der Literatur noch im zwölften Jahrhundert größtenteils den Geistlichen anheimgegeben. Aber die Klosterschulen hatten doch auch die Laienschaft in großem Umfang aufgeweckt, und die Zahl der Laien, welche lesen und schreiben konnten, nahm zu. Diese Mehrung, aber auch ihre Grenzen gewahren wir, wenn wir erfahren, daß einer der erleuchtetsten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der Ritter Wolfram von Eschenbach, des Schreibens nicht mächtig war. Allein der Nutzen dieser Künste des Lesens und Schreibens war allzu einleuchtend, als daß sie sich nicht rasch hätten verbreiten sollen. Dem erweiterten Gesichtskreise genügten nicht mehr die biblischen Texte, die nun doch auch in deutschen Übersetzungen den Laien zugänglich wurden: sie wurden, wo der Gegenstand einlud, wie etwa in einem Gedicht vom jüngsten Gericht poetisch gestaltet. Mehr und mehr aber kamen auch weltliche Stoffe zu Ehren: eine Weltchronik hebt mit Julius Cäsar an, den sie dann aufs freieste

und fast kindlich mit Schwaben, Bayern, Sachsen, Duringen, Franken, diese alle aber mit Troia und mit Ulixis gesinde, die der ciclops vraz in Sicilien, mit Elenus und Hector in Beziehung setzt; sie erwähnt die burg Colonia, Wurmiz und Spiri, Köln, Worms und Speyer, und das Castel Meginza, Mainz, endlich die Stadt Mezze, Metz, und läßt sie von einem Cesaris man Mezino geheißen gegründet sein. Mit nicht minderer Freiheit schaltet ein anderes dieser Werke, die Kaiserchronik, mit seinem Vorrat verworrenen geschichtlichen und sonstigen Wissens. Die Leser wird man zu Anfang mindestens in ziemlich hohen Kreisen zu suchen haben. Ein Regensburger Pfaffe Konrad, ein Weltgeistlicher, schuf oder übersetzte vielmehr ein „Rolandslied" aus dem Französischen ins Lateinische, dann ins Deutsche — er tat es auf Befehl eines mächtigen Herzogs und dessen Gemahlin, einer Königstochter: Heinrichs des Stolzen also und der Tochter Lothars, Gertrud. Ein anderes episches Werk, auch dies von einem Weltgeistlichen oder Pfaffen, der sich Lamprecht nennt, behandelt die Taten Alexanders des Großen und ist reich an naiver Schönheit. Ziemlich vielseitig waren die Stoffe für diese erzählenden Dichtungen: die Eneit Heinrichs von Veldeke ward schon erwähnt. Neben den Anklängen aus der längst den Klöstern vertrauten römischen Welt erfreute man sich, uraltem Hange des Volks gemäß, auch an den Abenteuern des Fuchses und der Tierwelt und ergötzte sich an dem Reinhart Heinrichs des Glichesäres, wie der Fuchs den dummen und stets hungrigen Wolf, Isegrimm, berückt, daß er im Loch eines gefrorenen Teichs mit seinem Schweife Fische fangen will, und als die Hunde kommen, mit Zurücklassung seines festgefrorenen „Zagels" das Weite suchen muß:

ouch klagete sere her Isengrim
den vil lieben zagel sin.

Jenes Gedicht von Eneas, die neue Äneis, brachte seinem Verfasser, der sich auch in Liedern versuchte, großen Ruhm. Die Dichter mehren sich; den Namen des bedeutendsten, der am Hofe Rainalds von Dassel lebte, kennt man nicht, man nennt ihn den Archipoeta. Die Gunst der Fürsten und vornehmlich derer, die jetzt

das bildeten, was wir das Publikum nennen, der ritterlichen Kreise, wandte sich eifrig dieser neuen weltlichen Literatur zu. Besonders die österreichischen Herzoge, die Babenberger, waren bei den Sängern als Gönner ihrer Kunst gefeiert. Im dreizehnten Jahrhundert folgte zunächst noch eine Reihe von epischen Dichtungen: aus ihnen ragen zwei Werke weit heraus, deren Wirksamkeit bis zur Gegenwart fortdauert, die das Denken und Empfinden jener Zeit von sehr verschiedenen Seiten spiegeln: der „Parzival" von Wolfram von Eschenbach und „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg. Wolfram war ein Franke und lebte am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, im Anfang jenes Jahrhunderts. In tiefsinniger Weise läßt er Parzival, den Helden seines Gedichtes, aus unbewußter Kindheit heraus unter mancherlei Abenteuern nach einem höheren Lebensglück ausziehen, das sich nur im Lebenskampf erringt: Parzival gelangt zur Herrschaft über die Burg, wo das geheimnisvolle Symbol, die Schale mit dem wahren heiligen Blute, sanguis realis, der heilige Gral verwahrt wird. Die Erzählung mit ihren abenteuerlichen Namen Herzeloyde, Gurnemanz, Schionatulander usw. fließt nicht leicht dahin und der flüchtige Leser des zwanzigsten Jahrhunderts findet kaum seine Rechnung. Anders ist dies bei seinem Gegenbild, Gottfried von Straßburg, der den Wolfram, seines Gegensatzes zu ihm sich wohl bewußt, in Tristan und Isolde (um 1210) einen „Finder wilder Märe", nennt, einen von denen, die mit dem Stocke und nicht mit dem grünen Lindenblatte Schatten bringen. Auch Gottfried huldigte zwar in einem Lobgesang auf Christus und Maria, der seine nur allzuleicht geübte Herrschaft über die Sprache beweist, gelegentlich dem Erlöser und seiner von der Zeit zur Göttin erhobenen Mutter. Aber seine eigentliche Natur, seine der Welt zugewandte, in klarflüssiger, oft leidenschaftlich beredter, immer leicht dem Gegenstand sich anschmiegender Sprache ohne Hemmnis und Skrupel sich ergehende Poesie strömt er in der großen erzählenden Dichtung „Tristan und Isolde", aus, einem Gedicht, wo nur eine Gottheit waltet, die seither ein so weites Herrschaftsgebiet in unserer Dichtung einnimmt,

wo die gotinne minne gebiutet ûz und inne.

Er schildert die Leidenschaft der weltlichen, irdischen Liebe mit großer Kraft und Wahrheit, und wie er ihren Sturm darstellt, der die Stimme der Pflicht und des christlich strengen Gewissens überwältigt, da wagt er das vermessene Wort, das man mit Befremden in jener Zeit hört:

es wart erkant zu diser frist,
wie wintschaffen der heilige krist —

— er will sagen, wie vergeblich seine Liebenden sich nach dem umsehen, der ihr Gewissen beherrschen sollte.

Neben diesen beiden, Wolfram und Gottfried, die jeder in seiner Weise echte Dichter sind und die den Ausdruck einigermaßen rechtfertigen, daß wir in der Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts eine erste Blütezeit oder erste klassische Periode unserer Nationalliteratur zu erkennen haben, ist noch ein dritter, von den übrigen und von seiner Zeit sehr hochgeschätzter Dichter zu nennen, Hartmann von Aue, ein schwäbischer Dienstmann, dessen „armer Heinrich" die rührende Geschichte, wie die Tochter eines freien Bauern für den kranken Herrn und Wohltäter des Hauses ihr Leben hinzugeben begehrt, der heilige Christ aber schließlich ohne dieses Opfer den Herrn gesund macht, und nun doch alles in Glück und Freude mit einer Hochzeit endigt, in gefälligen Versen und mit warmem Gefühl und Anteil behandelt. Die Dichtung hat als Volksbuch ihre Kraft bis heute noch nicht verloren.

Weit bedeutungsvoller als diese und als die vielen anderen Gedichte erzählenden Charakters, die diese regsame Zeit hervorbrachte, sind die beiden großen Heldenlieder, das Lied von der Nibelunge Not und die Kudrun, die beide um das Jahr 1210 entstanden sind oder ihre letzte Gestalt erhalten haben. Wer sie ihnen gegeben und wie sie diese letzte Gestalt erhalten haben, ist unerforscht geblieben, und nicht einmal ein Name, wie doch bei den Gedichten Homers, mit denen man sie in Parallele gestellt hat, gibt uns einen Fingerzeig. Beide ruhen auf Helden- und im letzten Grunde selbst Göttersagen, wie sie, durch die wandernden Sänger seit vielen Generationen weitergetragen und allmählich umgestaltet, im Volke lebendig erhalten geblieben sind. Große Ereignisse der Geschichte, wie die

Völkerwanderung, und mächtige Persönlichkeiten, wie Theodorich und Attila, werden in ihnen zu unsterblichem Leben erweckt. In der Kudrun weht uns der Geist der See, weht uns Meeresluft entgegen: alte Sagen von den Ufern der Nord- und Ostsee mischen sich mit Erinnerungen aus den Normannenkriegen, von einem milderen, freundlicheren Geist aufgenommen und mit heiterer Kunst dichterisch verarbeitet, — doch ohne den grandiosen mythologischen Hintergrund und ohne die gewaltigen Züge urgermanischer Überkraft, die das Lied von der Nibelungen Not zu einer so unvergleichlich wertvollen Quelle für die Geschichte unseres Volks machen. Die beiden großen Gedichte haben freilich auf das deutsche Volk nicht so stark und tief gewirkt wie Ilias und Odyssee auf das griechische; in einer Beziehung aber möchte doch die Vergleichung nicht ganz unberechtigt sein: sie atmen Kräfte der Jugend — starke Leidenschaften, wilden Kampfesmut und entschlossene Todesverachtung —, nicht minder aber auch wundersame Tiefe und Zartheit des Empfindens, wie denn vor allem in der reinen und starken Liebe zum Weibe auch etwas von jenem Idealismus gegenüber der Frau sich zeigt, den uns schon Cäsar und Tacitus an den Germanen rühmen.

Überall, ganz besonders aber auch in der lyrischen, der Lieder- und Spruchdichtung, tritt die Abwendung von der geistlichen Einseitigkeit, der mönchischen Askese und Beschränktheit hervor. „Frau Welt“ nahm sich jetzt, und reichlich, ihr Teil auch an der Dichtung. Die wechselnde Stimmung drückt sich in den Versen eines Sängers aus, Herrn Reinmar des Alten: an dem Tage, als er das Kreuz nahm, sagt er, hätte er, wie es dem Kreuzeszeichen geziemte, seine Gedanken wohl gehütet als ein rechter Pilgrim; er sei ihrer sicher gewesen, niemals mehr aus Gottes Dienst den Fuß zu setzen; jetzt aber, so klagt er, wollten sie ihren eigenen Willen haben und ledig dahin fahren, wie zuvor. Die Sorge, fügt er ohne Zweifel sehr richtig hinzu, plage nicht ihn allein, sie tue noch mehren Leuten weh. Sein Sinn richte sich wieder nach weltlicher Freude, den alten Mären zu: er könne es ihnen nicht verbieten, und er ruft gegen diese weltlichen Gedanken schwerlich sehr im Ernste die heilige Jungfrau an:

daz wende, muoter unde maget.

Es entsproß jene reiche Lyrik, die man als Minnegesang bezeichnet und die bei aller Einförmigkeit die Stimmungen der Zeit und der vorwaltenden ritterlichen Kreise am unmittelbarsten ausspricht. Auch hier kam die Anregung von Frankreich. Aber der kriegerische, fehdelustige Geist, der die Troubadours des südlichen Frankreichs entflammte, übertrug sich nicht auf diese deutsche Lyrik. Hier ist nichts von der wilden Kampfesfreude, mit der der bedeutendste unter jenen, Bertran de Born, seinen Lehensherrn, Richard Löwenherz, dessen Leben doch fast in einer ununterbrochenen Kette solcher Händel bestand, zu neuer Rittertat, Berennung feindlicher Burgen und blutigen Szenen aufstürmte; und auch die Satire, die dort keck und energisch hervorbricht, findet hier nur selten in gelegentlicher Sittenpredigt oder kurzen Ausbrüchen des Ärgers ihren Ausdruck. Aber eine neue Blüte im Leben unseres Volks bricht in dieser Lyrik auf: bescheidene, innige Freude an der im Frühling erwachenden Natur, Trauer um die strenge Haft, in die der Winter sie gebannt hält, der Blumen Schmuck „der rosen wunder uf der heide", die frohen Weisen der kleinen vogellin, mit deren eintöniger Lieblichkeit ein Kenner diesen Minnesang geistvoll verglichen hat, überall verbunden mit dem mannigfach und doch einförmig wiederkehrenden Liebesmotiv „roter mund, nu lache". Man vergegenwärtigt sie sich gern, diese wirklich empfundenen Liebeslieder und Reimsprüche, und wenn wir auch an die Namen der Dichter, Wernher von Tegernsee, Dietmar von Aist, Kürenberg, Spervogel und eine Menge anderer nur selten eine bestimmte Vorstellung von ihrer Persönlichkeit knüpfen können, so freut man sich doch an der Fülle dieses neuerwachten Lebens, und bei näherer Betrachtung tritt doch auch da und dort ein Individuelles hervor, wie in dem Liede des aufrichtigen Kreuzfahrers, der eben erwähnt wurde, oder in den Liedern des begabten und frommen Hartmann von Aue, des Ouwaeres, wie ihn die andern vertraulich nennen: auch Hartmann hat eine sehr ernste Auffassung von seiner Kreuzfahrerpflicht gegenüber der Welt, die ihm winke und die ihn mit ihrem Trug anlache und der er manchen Tag nachgelaufen sei.

Zwei ragen als festumrissene Gestalten unter dieser Menge hervor: der unter dem Namen Freidank sich bergende charaktervolle Dichter der „Bescheidenheit", eines betrachtenden Gedichtes voll Gehalt und Geist, und Herr Walther von der Vogelweide, der seit etwa 1187 dichtete. Von seinem äußeren Leben ist nur bekannt, daß er als Jüngling in Österreich gelebt, Reisen gemacht und dann eine Zeitlang wie andere seiner Kunstgenossen sich am Hofe des musenfreundlichen Landgrafen Hermann in Thüringen aufgehalten hat, daß er etwas später durch Friedrichs II Gunst, für dessen Kreuzzug er mit seinen Liedern warb, ein Lehen erhielt — die ungestüme Freude, mit der er dieses Geschenk eines eigenen Herdes begrüßt, an dem er sich wärmen könne, scheint zu beweisen, daß das irdische Gut nicht allzusehr bei diesen Dichtern sich häufte — und daß er endlich um 1230 in Würzburg gestorben ist. Mit Gewandtheit beherrscht Walther die Form und mit Wärme aus reichem Innenleben spricht er jene allgemeinen Empfindungen und Gedanken des Minnegesangs und Frauendienstes aus. Das Bedeutsame aber, und was ihn zu einer unvergeßlichen Persönlichkeit in der inneren Geschichte unseres Volkes gemacht hat, ist, daß bei ihm eigentlich zum erstenmal ein wirklicher männlicher deutscher Patriotismus mit Kraft hervorbricht. Dieser zeigt sich schon in dem Preise, den Walther den Frauen seines Vaterlandes zuerkennt, — er will beschwören, daß sie besser sind als andere Frauen —, aber er betätigt seine vaterländische Gesinnung auch in ernster und männlicher Teilnahme an den Kämpfen seiner Zeit. Walther von der Vogelweide ist Deutscher und Monarchist: bei dem ewigen Streit, der überall in der Natur- und Menschenwelt lebt — alles was kriecht und fliegt, vom Wild bis zum Gewürm, streitet starke Stürme, und ihrer keins lebt ohne Haß —, ist stark Gericht zu schaffen, sind Könige und Recht zu kiesen: er ruft sein Weh über die Ordnung im Bereich der deutschen Zunge aus:

so we dir diutsche zunge,
wie stat din ordenunge,

und er erkennt auch den Sitz des Unheils — die cirkel, die armen

Künige sind dem Monarchen über den Kopf gewachsen. Diesen, den Staufer Philipp, fordert er auf, die Krone mit ihrem einzigen herrlichen Edelstein, dem „Waisen", aufzusetzen — den Stein, der aller Fürsten Leitstern sein solle und der seinem, Philipps Haupt so wohl gezieme. Nach dessen Tode wendet er sich dem nunmehrigen rechtmäßigen Kaiser, dem Welfen Otto IV zu, dann Friedrich II: mit großem Nachdruck nimmt er seinen Stand gegen den Papst und dessen Anhang, die Pfaffen, die Laienrecht verkehren wollen, und mit Kraft zeichnet er das Verhängnis unseres Volks auf eine lange Zukunft:

alle fürsten lebent nu mit êren,
wan der hoechste ist geswachet:
das hat der pfafen wal gemachet:
das sei dir, suezer got, gekleit. —

„Ir Pfafen", ruft er ärgerlich —

ezent huener und trinkent wein,
und lant die tiutschen vasten.

Nicht minder lebhaft und tiefer begründet äußert sich diese Opposition in dem ersten bedeutsamen Erzeugnis lehrhafter oder betrachtender Poesie in deutscher Sprache, in Freidanks Bescheidenheit. Von seiner Persönlichkeit ist nichts bekannt, und es befriedigt unsere Wißbegierde wenig, daß er 1229 mit Friedrich II in Palästina war. Er steht, ein freier Geist, über den Spaltungen der Religion und ihrer Rätselfragen:

wer mag den strit gescheiden
under kristen, juden, heiden,
wan got, der si geschafen hat.

Er, der alle Dinge ohne jemandes Rat gemacht hat, weiß auch allein, was uns Skrupel macht, das alte augustinische Problem:

warumb ein mensche si verlorn, der ander si ze gnade erkorn.

Was Gott mit seinem Geschöpfe tut, da darf man nicht fragen: das soll uns alles gut dünken, Leib und Seele, Ehre und Gut — man trägt es nur zu Lehen. Er schickt sich in die Welt: wer die Wahrheit führt und geltend machen wollte (ze rehte ruorte), die Höchsten täten dem den Tod. Und er tröstet sich wohl mit dem Worte, das auch heute seine Kraft oft genug bewähren muß:

nieman doch gevelschen mag gotes wort und liehten tac.

Aber in heftiger Beredsamkeit wendet er sich gegen fürstliches Unrecht und läßt in dem Abschnitt von Rome insbesondere seiner Feder und seinem freien Geist den Lauf: allen Schatzes Flüsse, klagt er, gehen nach Rom, das ist „ein unseliges hol“ — er vergißt freilich, daß dort auch das Bedürfnis einer über alle Welt sich erstreckenden Macht ungeheuer war — und dieses Loch wird doch nimmer voll. Wo sind sie, deren Rom früher war? in ihren Palästen wächst Gras — mit Ernst spricht er von dem Wahne, daß man durch eine Romfahrt ohne weiteres beim Papste Vergebung seiner Sünden holen könne,

dem babest anders niht enzimt wan daz er sünden buoze nimt:

könnte er Sünden ohne Reue vergeben, so müßte man ihn steinigen, wenn er einer einzigen Mutter Sohn oder Christen zur Hölle fahren ließe. Er kennt die schwache Stellung des Papstes in Rom selbst: von Freidank ist der giftige Reim:

der babest ist ein irdesch got und ist doch dicke der Romaere spot!

Zwei Schwerter in einer Scheide, warnt er, verderben leicht beide; das Netz, mit dem St. Peter Fische gefangen, kam nie nach Rom: ein anderes ist dort, womit man Silber, Gold, Burgen und Land fischt. Aber freilich — so schließt dieser heftige Leitartikel, der auch vom Rauben und Stehlen bei Nacht und Tag, das der Papst nicht hindern könne, noch ein kräftig Wort bringt, mit einer bittern Wahrheit:

wie vil da Toren Leids geschicht, es lassens die andern darum nicht.

Und noch eine Blüte trieb diese fruchtbare Zeit — eine Tugend, die dem Volke angeboren jetzt auch in seiner Literatur zum Worte kommt und die den Deutschen selbst in den trübsten Zeiten seiner Geschichte nicht gänzlich verlassen hat — den Humor, jene Seelenstimmung, die frei über den Dingen schwebend, ohne sich über den Weltlauf zu beklagen noch zu entrüsten, seinen wechselnden Szenen die komische Seite abzugewinnen weiß. Er machte sich wie von selbst in der Tierfabel und in dem Tiergedicht geltend, das schon im zwölften Jahrhundert, wie bemerkt, in dem Reinhart

Heinrichs des Glicheſäres neu auflebte: mit Vergnügen lieſt man und laſen viele im dreizehnten die gut erzählte Geſchichte vom Wolf in der Schule, das Geſpräch des alten Wolfs und ſeiner wülpin:

wir haben ein junges kindelin, des ist der liebe isengrim,

ſie bringen ihn nach Paris auf die hohe Schule. Aber er macht dort ſchlechte Geſchäfte, die Lehrer an ihm verzweifelnd,

er gelernet nimer lesen uz den buochen noch singen,

ſchicken ihn zu dem alten Iſengrim zurück, der beſſere Kurzweil für ihn weiß: er ſoll Schule nur Schule ſein laſſen. Und dieſer Humor war geſtaltenſchaffend: die Streiche des Pfaffen Amis waren Vorläufer des frommen Kindes Eulenſpiegel, das zwei Jahrhundert ſpäter dem Volke den Dienſt tat, ſich über ſich ſelbſt zu beluſtigen,

du suochest einen toren, vah dich selber bi den oren

ſagt derſelbe Humoriſt, der den Pfaffen Amis beſungen, der Stricker, in ſeinen beispielen, denn der Humor darf, wenn er von der rechten Art iſt, auch ſich ſelbſt nicht ſchonen. Auch der Humor des Vieleſſens und Vieltrinkens, der noch einen breiten Raum im Leben und Dichten des deutſchen Volkes einnehmen ſollte, fehlte nicht, das Lied vom Fraß und vom Weinſchwelg, mit dem Reim der Unerſättlichkeit, der bei zweiundzwanzig Kraftleiſtungen des Trinkens hinter jeder Zeile wiederkehrend am Schluß den Ausblick auf ungezählte weitere eröffnet:

da huob er uf unde tranc.

Die Dichtung in deutſcher Sprache wird ſich — auch das iſt charakteriſtiſch — ihrer Bedeutung bewußt: den Dichter, heißt es in Konrads Trojanerkrieg, „mag nieman geleren wan gotes kraft alleine“, die angeborene Kraft macht den Dichter, und man begreift, daß von geiſtlicher Seite gegen dieſe ganze Dichtung und Richtung reagiert wurde. Allein der Wandel in den Anſchauungen und Formen der Geſellſchaft vollzog ſich unaufhaltſam. Männer von Geiſt gaben jetzt Regeln des Anſtands und der höfiſchen Sitte, die einen nicht minder notwendigen Beſtandteil des Lebens bildeten als die Vorſchriften der Kirche. In Wirnts von Grafenberg Wigalois, im Winsbecken, in Thomaſins von Zerclar Welſchem

Gast, im Renner Hugos von Trimberg macht sich neben den Anstandsregeln für Ritter und Frauen, neben der Belehrung über das, was „Schildes Recht" und Sitte verlangte, auch ein Ton und Geist kund, der auf freiere und mannigfaltigere Gegenstände der geselligen Unterhaltung schließen läßt. Und manches Mal mag hier auch ein neuer Gast sich eingefunden haben, dem man bis dahin kaum begegnet: der Zweifel in kirchlichen und religiösen Dingen. Angelegentlich warnt im Parzival die Mutter ihren Knaben beim Abschied vor „dem Höllenwirt": „von dem kehre die Gedanken"

„und ouch von zwifels wanke".

In ihrem ferneren Leben hat die Nation die Erzeugnisse dieser älteren Sangeskunst, die Lieder und „Leiche" der Ritterzeit, zum größten Teile vergessen, auch die Melodien und die Musik, mit der viele der Lieder begleitet wurden. Sie sprachen das Empfinden des Augenblicks aus, und auch die größeren Dichtungen verschwanden für lange in einem Dunkel, aus dem sie erst eine späte gelehrte Nachwelt wieder hervorzog, wo dann die bedeutendsten eine neue, doch aber auch nicht allzu ausgedehnte Wirksamkeit fanden. Es sind die Erzeugnisse der Kunst des flüchtigen Worts, das man durch die immer mehr sich ausbreitende Schrift — durch Abschriften, die vielfach mit einem gewissen Luxus ausgestattet waren — festbannen konnte. Von den Künsten, welche durch das Auge auf Phantasie und Empfindung wirken, fand die Malerei, noch durch technische Schwierigkeiten und die noch wenig entwickelte Naturbetrachtung gehemmt, nur erst mäßige Pflege und tritt vorzugsweise noch als Ornamentik und Kleinkunst — in der Bücherillustration z. B. — zutage. Auch die Plastik bringt es vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nur zu geringer Entfaltung. Der Einfluß der Erinnerungen oder Überlieferungen des klassischen Altertums versagte sich hier, und der reine Schönheitssinn, der in der griechischen Kunstwelt am hüllenlosen Menschenleib eine höchste künstlerische Aufgabe fand, wuchs noch nicht auf diesem von asketischer Strenge und mühsamer Bezähmung niedriger Triebe beherrschten Boden. Dagegen kamen einer anderen Kunst, der Architektur, die in diesen Jahr-

hunderten vorwaltenden Kräfte und Anschauungen entgegen, und sie schuf Werke, denen eine dauernde Kraft für alle Folgezeit innewohnt. Auch heute noch bilden sie einen wesentlichen Bestandteil unseres Lebens und vielleicht das bedeutsamste Mittel, welches die Gegenwart unseres Volks mit seiner Vergangenheit verbindet. Dieser Kunst gewährten die Religion und der Gottesdienst stets Nahrung und stellten ihr zugleich höchste Aufgaben. Als einsichtige Schützer des Kirchenbaus werden neben den Kaisern und ihren Gemahlinnen, unter denen mehrere diesem ihr besonderes Interesse zugewandt haben, vor allem eine Anzahl hoher Geistlicher mit Ruhm genannt, wie der „große Bischof" Brun, Kaiser Ottos I Bruder, Bernward von Hildesheim, Poppo von Stablo, Benno von Osnabrück, Otto von Bamberg, Adalbert von Bremen, deren einigen wir auf unserem Wege schon begegnet sind. Während die Burgen und Schlösser des Laienadels noch ziemlich schmucklos und einfach blieben, ging beim Kirchenbau, zur Ehre Gottes, seiner Mutter, seiner Heiligen, der Zug ins Große. Auf die technischen Einzelheiten der überlieferten Baustile, des sog. romanischen, dann des Übergangsstils und endlich des in Frankreich aufgekommenen, bald nach Deutschland übergreifenden „gotischen" Stils darf eine allgemeine Darstellung nicht eingehen, um so weniger, da die Werke selbst fast allenthalben dem Beschauer sich entgegendrängen und ihre Bedeutung für das religiöse und Gemeinschaftsleben der Menschen, auch der Zweck und die Symbolik ihrer Formen niemand verborgen ist. Es genügt, eine Anzahl der in diesen Jahrhunderten entstandenen und jetzt noch in ihrer ersten Gestalt vorhandenen oder auch erneuerten Heiligtümer zu nennen, um uns daran zu erinnern, welches Leben aus diesen Steinen, diesen Gewölben, Pfeilern, Rund- und Spitzbögen, weiten Hallen und zum Himmel aufstrebenden und emporweisenden Türmen, aus deren überreicher und feiner Ornamentik sich verkündete: so die beiden schon unter Heinrich I erbauten Kirchen von Quedlinburg, die unter Otto I erbaute Stiftskirche zu Gernrode, die Kirche zum heiligen Michael in Hildesheim, die Liebfrauenkirche in Magdeburg, der Dom in Bremen,

die unvergleichliche Klosterkirche Paulinzelle (1105), die Gotthardskirche in Hildesheim (1153—72), die Dome von Braunschweig, Speyer, Worms, Mainz, Trier, Maria im Kapitol zu Köln 1049 geweiht, ebenda die Apostelkirche, 1219 vollendet, und St. Gereon. Im Jahre 1248 aber, dreizehn Jahre nach dem Beginn des Baues der Elisabethkirche zu Marburg, wurde der Grundstein zu einer neuen Kathedrale, die alle anderen überstrahlen sollte, zu dem Kölner Dome gelegt, dessen Vollendung eines der rühmlichen Werke erst des neunzehnten Jahrhunderts ist. Auch Bayern, Schwaben, Elsaß blieben im Kirchenbau nicht zurück: in Konstanz, Schaffhausen, Bamberg, Augsburg, Regensburg, Würzburg, danach in Freiburg und Straßburg erhoben sich weitberühmte Dome; unter den Klosterbauten nehmen die von Hirsau und Maulbronn in der Kunstgeschichte einen besonders hohen Rang ein. Es leuchtet ein, daß mit diesen großen Kirchenbauten, die allenthalben lokale Anziehungs- und Vereinigungspunkte schufen, auch eine feste und würdige Gestaltung des Gottesdienstes gegeben und dadurch dem ganzen Leben der Menschen das Gepräge geregelten Wechsels zwischen Tagesarbeit und Feiertagserbauung und Erholung aufgedrückt, ein Friedenszustand zwar nicht erreicht, aber doch als der eigentlich normale, als Ideal aufgestellt war. Mit der Errichtung und Ausschmückung der Gotteshäuser hielten die weltlichen Prachtbauten und Palastbauten nicht gleichen Schritt. Wohl zeigen die Reste von Fürstenschlössern und Kaiserpfalzen, die Pfalz zu Goslar, von Heinrich III gegründet, die Wartburg aus dem zwölften Jahrhundert, die Ruinen der unter Friedrich Barbarossa 1170 vollendeten Pfalz zu Gelnhausen schöne malerische Formen, aber doch machte sich auf diesem Gebiet der verhängnisvolle Schade der Monarchie in Deutschland geltend, daß sein Königtum keine bleibende Stätte, keine Residenz hatte, und so ein beherrschender, lebenausstrahlender Einheitspunkt, eine Hauptstadt, dem deutschen Volke fehlte.

Deutlich erwies sich in den zwei Jahrzehnten nach Konrads IV Tode (1254), dem sogenannten Interregnum, daß die Kraft des deutschen Volkes in den Gliedern, nicht mehr im Haupte lag —

das Leben der Nation in einer großen Mannigfaltigkeit von Einzelngebieten ohne Lenkung von einer monarchischen Zentralstelle aus sich vollzog. In der Tat, jede Stadt, jedes Land, jeder Fürst mußte zusehen, wie sie sich selber halfen. An königlichen Namen, an Urkunden, mit solchen Namen unterzeichnet, fehlte es allerdings auch in dieser Zeit nicht. Bis zum Jahr 1256 trug den königlichen Namen der im Jahre 1247 zu Köln erhobene Graf Wilhelm von Holland, der am Niederrhein, in Westfalen, in den Niederlanden etwas bedeutete, auch er ein Werkzeug der Kurie, ein Pfaffenkönig: 1252 konnte er sogar einen Reichstag zu Frankfurt abhalten. Allein er ward 1256 auf einem Kreuzzug gegen die Friesen, als er über einen gefrorenen Morast reitend mit seinem Streitroß einbrach, von den Friesen erschlagen. Nun wurden von dem Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, und dem Erzbischof Arnold von Trier ausländische Prinzen, von jenem ein reicher englischer Prinz, der Bruder König Heinrichs III, Richard von Cornwallis, von diesem ein entfernter staufischer Verwandter, Enkel König Philipps, Alfons von Kastilien, ins Auge gefaßt, jener im Januar, dieser im April 1257 ausgerufen. Alfons betrat überhaupt niemals den deutschen Boden, und Richard ließ sich zwar mit seiner Gemahlin in Köln krönen, erschien auch nachher noch einige Male in Deutschland, übte auch einige Regentenhandlungen aus und war seines Geldes wegen gern gesehen: ernstliche Bedeutung für das Leben und die Ordnungen der Nation aber konnte und wollte er auch wohl nicht gewinnen. Zum Glück waren diese selbständigen Kräfte und Ordnungen in der Nation schon soweit erstarkt und im Fortschreiten begriffen, daß sie einige Zeit, ohne Schaden zu nehmen, einen solchen Zustand der Anarchie, ein ausländisches Schein- und Doppelkönigtum, das in gewissem Sinne schlimmer war als gar keines, ertragen konnten. Diese Kräfte hatten jetzt die Gelegenheit und waren in die Notwendigkeit versetzt, ihre Macht zu entwickeln und zu erproben.

C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

Viertes Buch

Vom Ausgang der Staufer bis zur Reformation

13. Rudolf von Habsburg.

Die Zustände in Deutschland während der Zeit, welche man das Interregnum zu nennen pflegt, waren vielleicht weniger unerträglich, als sie uns erscheinen. Zerrüttung in den höchsten Regionen, Zeiten, in denen der kaiserliche Titel keine Macht übte, sei es weil der deutsche König ihn noch nicht erlangt hatte, sei es weil er angefochten wurde, hatte man oft erlebt. Das Land und Volk war aber in seinen zahllosen einzelnen Gliedern organisiert und es wurde genugsam regiert; der Fortschritt regte sich mächtig in dem kraftvollen Geschlecht jener Tage und auf allen Gebieten. Gleichwohl hatte dieser Zustand, wo nur königliche Namen ohne Macht und also auch ohne Recht und ohne Halt im Volksbewußtsein die Einheit der Nation bedeuteten, ernsthafte und schwere Übel im Gefolge, und namentlich auch das Fehlen des kaiserlichen Namens machte sich nachteilig bemerklich. Der abschließende Eckstein oder das krönende Dach fehlte dem gesellschaftlichen Gebäude und dieser Mangel drängte sich dem allgemeinen Bewußtsein auf, man fühlte und namentlich fühlten es den Starken gegenüber die Schwachen, daß die Garantie des Rechts fehlte. Das Kaisertum war doch, so sehr das Papsttum ihm den Rang abgelaufen hatte, ein Heiliges, eine „geistliche Würdigkeit", wie ein etwas späterer Dichter sich ausdrückt:

swer inne hat daz rich daz er êrlich
witiben und weisen beschirmen sol vor freisen,
den ellenden und phaffen sol er schaffen
guot geriht und reht,

und nicht am wenigsten empfand es eben der Sieger in dem langen und noch lange zu dauern bestimmten Kampfe, der Papst oder „die Kirche", daß man nicht ungestraft eine große Autorität unter den Menschen zerbricht.

In Italien erlebte das Papsttum allerdings den Triumph, daß das ihm so unbequeme staufische Königreich zusammenbrach. Innozenz IV starb Dezember 1254, in demselben Jahre, in dem der letzte König aus staufischem Hause, Konrad IV, gestorben war. Sein Nachfolger Alexander IV versuchte, gegen Friedrichs II Sohn Manfred einen englischen Prinzen als Herrn von Sizilien zu gewinnen. Allein Manfred behauptete das sizilische Reich für den unmündigen Sohn, den Konrad hinterlassen hatte, Konradino, den kleinen Konrad, wie die Italiener ihn nannten, und wurde dann von seiner Partei im Jahre 1258 selbst als König ausgerufen. Der tüchtige, tapfere, kluge Mann hielt sich bis zum Jahre 1266. Der päpstliche Haß — auf Alexander IV war 1261 Urban IV und 1265 Clemens IV gefolgt — hatte mittlerweile sein Werkzeug gefunden, den Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich, den Beherrscher der Provence, Karl von Anjou. Die entscheidende Schlacht geschah am 26. Februar 1266 bei Benevent: sie ging der staufischen Sache verloren, Manfred selbst fiel in tapferem Kampfe, ein Mann von vierunddreißig Jahren. Die Herrschaft des Franzosen machte sich schnell verhaßt, und noch einmal wagte der letzte Sproß des großen Hauses, Konradin, ein Jüngling kaum dem Knabenalter entwachsen, den Versuch, das staufische Königreich dem Usurpator zu entreißen. Mit tiefem Mitgefühl folgt man der ergreifenden Tragödie: wie der Jüngling, vergeblich gewarnt, den Rest staufischen Besitzes an die Vorbereitungen zu dem Zuge über die Alpen wendet, den er, begleitet von seinem Freunde Friedrich, Sohn des Markgrafen Hermann von Baden, 1267 antritt; — wie er in Italien Anklang findet, im Frühling 1268 nach der Ghibellinenstadt Pisa, dann nach Rom gelangt und hier mit Glanz empfangen wird, während in Unteritalien unter den Freunden des Hauses, den Sarazenen, eine Erhebung zu seinen Gunsten erfolgt; — wie es dann im August zum Zusammenstoß der beiden Heere bei Tagliacozzo in der Abruzzengegend kam, die Schlacht, schon für Konradin gewonnen, durch der Seinen voreilige Siegeszuversicht und die überlegene List oder Kunst des französischen Führers verloren ging, und

wie endlich Konradin und Friedrich durch welschen Verrat gefangen und dem unedlen Sieger in die Hände geliefert wurden, der nach dem Gaukelspiel einer Gerichtsverhandlung am 29. Oktober 1268 die beiden unglücklichen Jünglinge nebst anderen deutschen Edlen und ihrem Gefolge auf dem Markt zu Neapel enthaupten ließ. Der Papst Clemens IV ließ es zu oder konnte es nicht hindern; aber er hatte keine Ursache, sich des neuen französischen Herrn im südlichen Reiche zu freuen, mit dem die Mißhelligkeiten alsbald sich einstellten: überhaupt aber, er hatte überall das Fehlen der kaiserlichen Gewalt zu spüren, die das Papsttum wohl in den Hintergrund drängen, aber nicht selbst übernehmen oder ersetzen konnte. Unter anderem lag ihm die noch keineswegs aufgegebene Idee einer Rückeroberung des heiligen Landes auf. So begegnete sich das Interesse Gregors X, der nach längerer Sedisvakanz am 1. September 1271 auf Clemens gefolgt war, mit der in Deutschland weitverbreiteten Sehnsucht nach Herstellung eines allgemein anerkannten Rechtszustandes, und als im April 1272 König Richard von Cornwallis starb, mahnte er selbst, der Papst, die deutschen Fürsten, die Neuwahl zu beschleunigen. Auf gut gregorianisch drohte er, daß er selbst sonst mit den Kardinälen dem Reiche den Herrscher setzen werde, wozu er sich einigermaßen berechtigt fühlen durfte, da die beiden „Zwischenkönige", Richard und Alfons von Kastilien, wetteifernd ihre Ansprüche dem Papst vorgetragen hatten und jetzt Alfons sich lebhaft regte, um sein Königtum zur Geltung zu bringen. An möglichen Kandidaten fehlte es nicht: Alfons, Friedrich von Thüringen, Ottokar von Böhmen, König Philipp von Frankreich, Pfalzgraf Ludwig. Aber ein neuer Name tauchte neben ihnen auf, Rudolf, der dritte Graf von Habsburg, und vieles empfahl diesen den zur Wahl berechtigten Fürsten. Er war aus altem, jedoch nicht herzoglichem Hause, reich an Gütern und Rechten in Hochalemannien, der heutigen Schweiz, wo das Stammschloß der Familie stand, und im Elsaß: in zahllosen Fehden und Geschäften erprobt, im sechsundfünfzigsten Lebensjahre stehend, Vater einer zahlreichen Familie, drei Söhnen und sechs heiratsfähigen Töchtern, guten Partien, mit denen auch ein und der andere der

Wahlfürsten rechnete; nicht zu mächtig und doch nicht ohnmächtig. Der einflußreichste der Wähler, Erzbischof Werner von Mainz, war einverstanden; bei der ghibellinischen Partei kam Rudolf zustatten, daß er — er war am 1. Mai 1218 geboren — einst von Friedrich II aus der Taufe gehoben, stets treu zur staufischen Sache gehalten, sich auch einmal von Innozenz IV den Bann zugezogen, Konrad IV gedient und noch dem unglücklichen Konradin über die Alpen bis Verona das Geleit gegeben hatte. So vereinigten sich auf ihn die Stimmen von sechsen der Großwähler, der „Kurfürsten" des Reichs, nämlich die der drei geistlichen Fürsten, der Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, des Pfalzgrafen Ludwig, des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von Brandenburg: nur die siebente Stimme, Böhmen, fehlte. Am 29. September 1273, zu Frankfurt, wurde Rudolf I (1273—1291) durch den Pfalzgrafen als erwählter König proklamiert. Zum erstenmal tritt bei dieser Gelegenheit diese Oligarchie von sieben großen Territorialherren an der Spitze der gesamten Fürstenwelt des Reichs, das Kollegium der Kurfürsten, in die Erscheinung. Wie sich dies neue und für die weitere politische Gestaltung und Geschichte Deutschlands so wichtige Glied seiner Verfassung allmählich herangebildet hat, läßt sich nicht mehr im einzelnen klarstellen.

Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, überbrachte dem Gewählten die Nachricht, die diesen, wie sich versteht, nicht überraschte. Er lag gerade mit seinem Kriegsvolk vor Basel, mit dessen Bischof er in Fehde war. Er schloß Waffenstillstand mit diesem, begab sich nach Frankfurt und dann nach Aachen und wurde hier mit seiner Gemahlin Gertrud am 24. Oktober 1273 gekrönt.

Die Wahl war gut. Kein genialer, aber ein ganzer Mann, in der langen Reihe der Fürsten seines Hauses, die ihm noch folgten, wohl der bedeutendste: von mehr als gewöhnlicher Größe, sieben Fuß lang, mager, mit kleinem Kopf und dünnem Haupthaar, langer Nase, stark entwickeltem Mund, blasser Farbe — so wird uns sein Äußeres geschildert. Mäßig, gegen Äußerlichkeiten gleichgültig, hatte

er das bewegte Leben eines aufstrebenden Kleinfürsten jener Zeit hinter sich, das ihn nüchtern, geschäftserfahren für Frieden und Krieg, umsichtig, tätig gemacht und erhalten hatte. So trat er die schwere Aufgabe an mit der Zuversicht, die ihm ein an Erfolgen im Kleinen reiches Leben gab, mit dem Schatze von Erfahrungen aus mehr als fünfzig Jahren und mit der berechnenden Klugheit eines guten Familienvaters. Dem Papst zeigte er in einem höflichen Schreiben mit geschickt gestellten Worten seine Erwählung an: auch das Schreiben der Kurfürsten an jenen stellte die Worte geschickt, bat um Approbation ihrer Wahl — um Billigung, nicht um Bestätigung. Von dieser Seite drohte, wenn Rudolf sich hinsichtlich Italiens beschied, keine Anfechtung, und der Einspruch des Titularkönigs Alfons hatte keine Bedeutung und gar keine Wirkung. Im September 1274 sprach Gregor die Anerkennung aus und am 2. Oktober des folgenden Jahres hatte Rudolf mit ihm zu Lausanne eine Zusammenkunft, wo er aus seiner Hand das Kreuz nahm, die Verpflichtung zu einem Kreuzzug, mit dem es allerdings noch gute Wege hatte. Das Verhältnis zum römischen Stuhl aber erhielt sich, auch als Gregor im Jahre 1276 gestorben war und seit November 1277 wiederum ein Mann von Bedeutung, Nikolaus III, den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Denn Rudolf hatte nicht die Absicht und auch vorläufig nicht die Muße, um in Italien sein und des Reiches Ansehen zur Geltung zu bringen oder gar großen Plänen nachzugehen.

Denn ein Einspruch gegen seine Wahl war erfolgt: der mächtigste der Kurfürsten, König Ottokar von Böhmen, erkannte ihn nicht an. Gegen ihn zuerst mußte Rudolf die nächste Aufgabe seines Königtums, — den Versuch der Rückgewinnung dessen, was dem Reich an Land und Gut in den letzten Zeiten entfremdet worden war — durchführen. Ein Beschluß des im November 1274 in Nürnberg versammelten Reichstags bestimmte, daß Rudolf alle seit Friedrichs II Exkommunikation dem Reiche heimgefallenen Güter in Besitz nehmen solle. Ottokar II, der Sohn einer der Töchter des Staufers Philipp, 1230 geboren, seit 1253 zum Thron gelangt, hatte sich die anarchische

Zeit aufs beste zunutze gemacht und ein großes Landgebiet unter seinem Zepter vereinigt. Er hatte zu seinem Erbreich Böhmen und Mähren nach dem Aussterben der Babenberger im Jahre 1246 auch die Herzogtümer Österreich, Steiermark, Kärnten an sich gebracht; seine Macht umfaßte das heutige cisleithanische Österreich und reichte vom Riesengebirge bis zum Adriatischen Meer. Und er regierte diese Länder gut, schuf Ordnung, zog deutsche Kolonisten nach Böhmen, förderte Bürgertum und Erwerbsleben: in der Tat eine große Figur in der Geschichte dieser östlichen Länder und ein nicht gewöhnlicher Mann, der aber doch jetzt wenig Folgerichtigkeit und Staatsweisheit bewies, indem er selbst die deutsche Krone, als sie auf dem Boden gelegen war, aufzunehmen nicht den Mut oder Entschluß gefunden hatte, nun aber im Gefühl überlegener Macht sich dem rechtmäßig Erwählten trotzig entgegenstellte. Rudolf bewährte sich bei dieser ersten Probe. Er eröffnete den Rechtsweg gegen Ottokar, dessen Besitz zu gutem Teil auf sehr zweifelhaften Titeln beruhte und der für Böhmen und Mähren die Belehnung überhaupt nicht nachgesucht hatte. Im Juli 1275 nach nochmaliger vergeblicher Ladung wurde die Acht über ihn ausgesprochen, im Juli 1276 der Krieg begonnen und außergewöhnlich schnell beendigt: Ottokar hatte seine Macht und die des Gegners nicht richtig abgeschätzt. Sein Glück und seine große Stellung hatten ihm Neider und Feinde genug, auch im eigenen Lande, erweckt, die jetzt Verbündete Rudolfs wurden, während die Freunde, auf die er gerechnet, wie der Herzog Heinrich von Niederbayern, sich ihm versagten. Die Grafen Meinhard von Tirol und Albert von Görz besetzten Steiermark und Kärnten, Rudolf drang im Donautal gegen Wien vor: Ottokar konnte die kriegerische Entscheidung nicht wagen und mußte Frieden suchen. Im Wiener Frieden (November 1276) verzichtete er auf die Länder außer Böhmen und Mähren, mit denen er dann im Lager von Wien sich von König Rudolf belehnen ließ. Eine dynastische Eheverbindung seines Sohnes Wenzel mit einer Tochter Rudolfs, einer Tochter Ottokars mit Rudolfs Sohne Hartmann sollte den Frieden krönen und ihm Dauer geben.

Rudolf selbst wird sich über diese Dauerhaftigkeit keine Täuschung gemacht haben. Die Demütigung des stolzen Herrschers war allzu groß, und die Volksstimme wollte wissen, daß sie sehr augenfällig gewesen sei: der prunkende Slavenfürst vor dem deutschen König im Kriegerwams. Besonders Ottokars Gemahlin konnte die erlittene Schmach der Niederlage ohne Kampf nicht verwinden, und bald rüstete man von beiden Seiten zu einem neuen Waffengang. Rudolf hatte einen wertvollen Verbündeten an dem durch Ottokars ausgreifende Politik bedrohten König Ladislaus von Ungarn, wogegen Ottokar aus dem Reich keine Hilfe erhielt. Die Entscheidung geschah, nachdem Rudolfs und der Ungarn Streitmacht sich vereinigt hatte, am 26. August 1278 auf dem Marchfeld, bei Dürnkrut, nördlich von Wien, am rechten Ufer der March. Im Ritterkampf dieses entscheidungsvollen Tages kam Rudolf selbst in Gefahr, Ottokar aber zog das Todeslos, das er entweder selbst aufsuchte, als er sah, daß der Kampf verloren war, oder nach anderer Nachricht, als er umringt und wehrlos war, durch die Hand eines österreichischen Ritters fand. Rudolf rückte in Böhmen ein und mit dem Vormund von Ottokars unmündigem Sohn Wenzel kam dann der Friede zustande, der den alten Besitz dem Hause beließ, mit dem auch die dynastische Heiratsverbindung festgehalten wurde. Über die Länder außer Böhmen verfügte König Rudolf, dessen Ansehen der glänzende Sieg nicht wenig erhöhte, mit Zustimmung der Reichsfürsten. Den großen Plan, seinem ältesten Sohne Hartmann die Hand einer englischen Prinzessin und das arelatische Reich sowie die Nachfolge im Reich zuzuwenden, vereitelte ein jäher Tod, den jener in der Nacht vom 20. Dezember 1281 bei der Überfahrt in den Wellen des Rheins fand. Nachdem Rudolf längere Zeit in jenen östlichen Gegenden verweilt hatte, konnte er, zu Augsburg im Dezember 1282, seine beiden anderen Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich, Steiermark, Krain belehnen, gemeinsam, bis es gelinge, dem jüngeren, Rudolf, eine eigene Versorgung mit Land zu ermitteln, da Kärnten schon 1279 an Meinhard von Tirol gegeben war. Immerhin ward hier also ein ziemlich solider Grund gelegt zu dem,

was diesem und allen künftigen deutschen Königen und römischen Kaisern allein Ansehen geben konnte, zu einer Hausmacht, deren sie vor allem gegenüber ihren Wählern, den Kurfürsten, bedurften. Der Gang der Dinge brachte es von selbst mit sich, selbst ohne daß es ausdrücklich vor der Wahl bedungen worden wäre, daß der König bei jeder Verfügung über Reichsgut oder sonstigen wichtigen Regierungshandlungen sich ihrer Zustimmung, ihrer Willebriefe, wie man es nannte, versichern mußte.

Rudolfs Regierung läßt sich unter dem dreifachen Gesichtspunkt zusammenfassen: der Zurückforderung oder Zurückgewinnung entfremdeten Reichsguts, der Sorge für Durchführung des längst im Prinzip feststehenden Landfriedens und dem Streben nach Begründung einer Macht für sein Haus und Weitergabe seiner königlichen Stellung in diesem Hause. In ersterer Beziehung gelang ihm im einzelnen und kleinen nicht wenig. Schon die Geltendmachung des Prinzips war verdienstlich und, damit zusammenhängend, der Versuch, dem Reich gegenüber in das Steuerwesen einige Ordnung und Regel zu bringen, was freilich niemals und am wenigsten in Deutschland dazu dienen kann, einen Fürsten beliebt zu machen. Um irgendwelche straffere Organisation, um organische Verfassungseinrichtungen im Reiche durchzuführen, dazu hätte eben ein geordnetes Finanzwesen gehört, und die Herstellung einer solchen Ordnung, wenn überhaupt möglich, hätte längere Zeit erfordert, als sie einem schon der Schwelle des Greisenalters sich nähernden, obgleich körperlich sehr rüstigen Manne gegönnt war — vielleicht auch die Autorität des kaiserlichen Titels, der seinen Zauber noch nicht verloren hatte. Auch Rudolf suchte ihn, wenn er gleich von vornherein wußte, daß er nicht auf dem Wege der staufischen Politik, nicht in italischen Eroberungen zu holen war. Auf die Rechte des Reichs in Toskana leistete er schon im Jahre 1279 Verzicht; mit dem französischen Herrn in Sizilien trat er in freundliche Beziehungen und gab seine Tochter Clementia an den jungen Karl von Anjou, den mutmaßlichen Thronerben. Er hatte hinsichtlich der Kaiserkrönung das Versprechen des Papstes, und die Romfahrt war für

das Jahr 1287 in Aussicht genommen. Sie kam nicht zustande, hauptsächlich aus dem prosaischen Grunde mangelnden Geldes — auch wohl aus dem besseren, daß es immer für den König Dringenderes zu tun gab: und aus demselben Grunde unterblieb auch der Kreuzzug, der von Anfang eine Schimäre oder eine bloße Phrase gewesen war.

In der Tat hatte Rudolf näherliegende Pflichten und Aufgaben als die Verfolgung dieses mehr und mehr utopischen Ziels: die wichtigste war die Durchführung des Friedenszustandes in Deutschland selbst, des Landfriedens, den jedermann ersehnte, niemand aber zu beobachten sich verpflichtet fühlte. Das fortschreitende Erwerbsleben, der Handel, die Kultur sah sich überall durch die am Wege lauernde Gewalt gestört und gehemmt, und die Verwilderung zumal in den höheren Ständen, in den Kreisen der Ritter, die fürstliche Fehde und das Raubrittertum, hatte in der letztdurchlebten Zeit, besonders in Schwaben, Thüringen, Hessen und in den Rheingegenden in unerträglicher Weise zugenommen. Man suchte sich gegen das Unwesen durch eine große Assoziation zu wehren, den rheinischen Bund, der, von Mainz ausgehend, bald eine ganze Reihe von Städten, von Basel bis Fulda, umfaßte, und dem, nicht gerade im Interesse seiner Befestigung, auch eine Anzahl Fürsten und Herren beitraten. 1255 war er noch durch König Wilhelm bestätigt worden. Eine größere Bedeutung gewann der norddeutsche Handelsbund, die Hansa, die von Hamburg, Lübeck, Braunschweig ausgehend, bald Stadt um Stadt an sich zog und in kurzer Zeit eine gefürchtete Macht wurde. Andere Landfriedensbündnisse und Verträge zwischen den einzelnen Reichsständen zur Herstellung und Wahrung des Friedens- und Rechtszustandes wurden an vielen Orten aufgerichtet, und man berief sich dabei auch wohl auf den königlichen Namen. Rudolf beförderte diese Bewegung und erließ Verordnungen in diesem Sinne. Im Jahre 1287 beschloß ein Reichstag zu Würzburg wieder einmal ein allgemeines Landfriedensgesetz nach dem Muster des von Friedrich II im Jahre 1235 erlassenen. Die Politik der Begünstigung der Städte setzte Rudolf fort, und ob-

wohl die von ihm auferlegte Reichssteuer Mißstimmung erregte, war er doch in diesen Kreisen und namentlich in den niederen Volksklassen beliebt, denen an dem tapferen und ritterlichen Manne und mächtigen König das franke Wesen und die Einfachheit in Nahrung und Kleidung wohlgefiel. Einen Blick in die verworrene Ideenwelt dieser Klassen verstattet unter anderem der Kriegszug, den Rudolf in jenen Jahren gegen ein Phantom, das Unzufriedenheit und Leichtgläubigkeit geschaffen, gegen einen Abenteurer, der sich für Kaiser Friedrich II ausgab, unternehmen mußte. Dieser falsche Friedrich — und er war nicht der einzige — spielte seine Rolle in mehreren Städten, fand als Zauberer und Feind der Pfaffen Anhang und trieb zuletzt sein Wesen in der Stadt Wetzlar, bis der König vor der betörten Stadt erschien und nach kurzer Belagerung ihm der Schwindler ausgeliefert wurde, der nunmehr unter der Folter seinen wahren Namen, Dietrich Holzschuh, auf niederländisch Tile Kolup, bekannte und dann als Zauberer oder Ketzer verbrannt wurde (1285). Große Fehden im Reich wurden ohne den König ausgefochten, wie z. B. die sogenannte Limburger Fehde um die Erbschaft des Herzogs Walram von Limburg: sie tobte zwischen dem Erzbischof Siegfried von Köln einerseits und dem Herzog von Brabant nebst der mit diesem verbündeten Bürgerschaft von Köln andererseits und endigte im Juni 1288 mit der berühmten Schlacht bei Worringen und der Niederlage und Gefangennahme des Erzbischofs. Im Jahre 1289 führten Rudolf die Händel im Hause der Wettiner und die anarchischen Zustände in Thüringen nach Erfurt, wo er im Dezember jenes Jahres einzog, einen gut besuchten Reichstag abhielt und beinahe ein Jahr an der Beruhigung des Landes und Herstellung der Ordnung arbeitete. Nicht weniger als sechsundsechzig Raubburgen wurden zerstört und neunundzwanzig der Räuber nach seinem Richterspruch vor den Toren von Erfurt enthauptet. Im übrigen bedeutete seine Macht im nördlichen Deutschland wenig.

Es war sehr berechtigt, daß Rudolf, seitdem ihm der große Wurf im Osten gelungen war, seine Aufmerksamkeit auf Vermehrung der Macht seines Hauses legte: nur so konnte das deutsche König-

Kaiser Rudolf von Habsburg
Grabplatte im Dome zu Speyer

Sarkophag des Kaisers Heinrich VII von Nicolo Pisano im Camposanto zu Pisa

tum wieder zur Macht gelangen. Nicht alles glückte, um so weniger, als sein Streben nach Landgewinn gar zu offen am Tage lag. Wir haben gesehen, daß der Gedanke der Herstellung der Herrschaft in Burgund und ihre Übertragung auf seinen Sohn Hartmann durch dessen jähen Tod mißglückte, desgleichen die Idee der Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben für seinen Sohn Rudolf. Hier war ein Gebiet, auf dem eine Anzahl kleiner Herren ihr Wesen trieben, unter ihnen der rührigste und gefährlichste der Graf Eberhard von Württemberg, den er demütigte und dessen Hauptstadt Stuttgart er im Jahre 1286 einnahm: allein auch dies war nur ein Augenblickserfolg, das Herzogtum wurde nicht wieder hergestellt. Als der König von Ungarn, Ladislaus IV, im Jahre 1290 ermordet wurde, erhob Rudolf Ansprüche auch auf dieses Land und wollte es seinem Sohn Albrecht als Reichslehen übertragen. Allein in Ungarn wurde ein einheimischer König erhoben, und vielleicht war es dem König Rudolf mit jenen Ansprüchen nur so weit Ernst, als er, indem er verzichtete, anderes dafür eintauschen konnte. Im gleichen Jahre 1290 aber ging ihm auch sein Sohn Rudolf im Tode voran, und es blieb für den Haupt- und Schlußgedanken seiner Politik, die Nachfolge eines Sohnes im Reich, wobei doch in der Tat das Interesse seines Hauses mit dem der Gesamtheit zusammenfiel, nur noch eben jener Albrecht übrig. Rudolf säumte nicht, diesen Plan anzuregen, aber die Zeit, ihn weiterzuverfolgen und durchzusetzen, war ihm nicht vergönnt: im Sommer des folgenden Jahres, am 15. Juli 1291, auf einer Reise von Straßburg nach Speyer begriffen, starb König Rudolf im vierundsiebzigsten Jahre eines wohlvollbrachten und sehr tätigen Lebens.

14. Könige aus verschiedenen Häusern.

König Rudolfs Regierung hatte doch im ganzen gute Erfolge im Sinne einer dauernden friedlichen Ordnung und Entwicklung der deutschen Zustände: der Plan aber, die Regierung mit diesem Gedanken an seinen Sohn Albrecht weiterzugeben, war nicht mehr gelungen, wenn auch nicht geradezu gescheitert. Gleichwohl machte Albrecht sich Hoffnung und er war auch der nahe und nächst liegende Kandidat. Allein einem Teil der Wähler war seine Persönlichkeit und allen das Präjudiz für die Erblichkeit nicht genehm, das in seiner Erwählung gelegen haben würde. Albrecht war ein Mann von Bedeutung, energisch und von harter Konsequenz, der seinen Willen in den von ihm beherrschten Gebieten mit Nachdruck zur Geltung brachte: seine Gegner waren vor allem die geistlichen Kurfürsten, die Erzbischöfe Siegfried von Köln und der hochmütige und intrigante Gerhard von Mainz; auch Albrechts Schwager, der Böhmenkönig Wenzel II, war gegen ihn, und die beiden Pfaffenfürsten operierten so glücklich, daß, als im Mai 1292 die Wähler zu Frankfurt zusammentraten, sie schließlich, um eine einmütige Wahl zustande zu bringen, dem Erzkanzler, dem Erzbischof von Mainz, die Nennung des neuen Reichsoberhaupts übertrugen: er nannte den Grafen Adolf von Nassau (1292—1298), und dieser ward dann im Juni zu Aachen gekrönt.

Gegen die Persönlichkeit an sich war wenig einzuwenden. Er war um seiner ritterlichen Tapferkeit und anderer Rittertugenden berühmt, hatte unter anderem bei Worringen auf der Seite des Erzbischofs Siegfried sich ausgezeichnet und sich diesen verpflichtet; auch seine Bildung rühmte man, er sprach Latein und Französisch. Wie sein Vorgänger war er Vater einer zahlreichen Familie, und die Berechnung, daß für deren Versorgung das Königtum gute Dienste

tun konnte, mag seinem Ehrgeiz zu Hilfe gekommen sein. Aber er war ganz mittel- und machtlos, Herr eines kleinen Gebiets am linken Ufer der Lahn, und es ist klar, daß eben dies die Kurfürsten mitbestimmt hat. Sie sahen das Königtum wie ein Amt an, das auf Lebenszeit oder auf Wohlverhalten verliehen wurde und dessen Träger von ihnen abhängig sein mußte: sie, und namentlich die beiden Erzbischöfe, beuteten die Hilflosigkeit Adolfs mit einer fast ungeheuerlichen Schamlosigkeit im Interesse ihrer Gebiete aus. Adolf bezahlte sie zunächst, da er anderes nicht besaß, mit dem Papiergeld der Schwäche, indem er alles versprach, was sie von ihm haben wollten: man sieht, dieses Regiment war von vornherein auf Lüge gestellt.

Seine Politik war ihm durch seine Lage klar vorgezeichnet; sie wies ihn auf die Bahnen seines Vorgängers, um jeden Preis sich zu dem königlichen Namen auch einige Macht — Hausmacht, Eigenmacht — zu schaffen. Seine Anerkennung fand keine Schwierigkeit. Auch Albrecht überlieferte die Reichsinsignien und nahm von ihm seine Lehen; seine Zeit war noch nicht gekommen. Adolf hatte einigen Erfolg; die Versprechungen, die er bei der Wahl gemacht, drückten ihn zunächst nicht, weil seine Wähler sich gedulden mußten, da sie ihn nicht entbehren konnten und sich fürs erste beschwichtigen ließen. Auch kam ihm zustatten, daß nach dem Tode des Papstes Nikolaus IV, der mit seiner Wahl fast zusammenfiel, der päpstliche Stuhl zwei Jahre lang unbesetzt war und ihm also von dort keine Schwierigkeiten erwuchsen und keine Aufgaben gestellt waren. Gelegenheit, einige Macht zu gewinnen, boten die Verhältnisse in Thüringen, Erbstreitigkeiten und blutiger Hader ohne Ende, hervorgerufen und vergiftet durch den Zank im Hause des Wettiners Albrecht des Entarteten zwischen den Söhnen erster und einem Sohne zweiter Ehe: dem Vater, einem haltlosen Verschwender, kaufte Adolf für geringes Geld das Land ab und zweimal, 1294 und 1295, machte er unter barbarischen Verwüstungen durch seine Krieger Züge dorthin, dem Vorwande nach, um dem Reiche was des Reiches war zurückzugewinnen. Durch die Heirat seiner Tochter

Mechthilde mit einem Fürsten aus dem niederbayerischen Hause gewann er das wittelsbachische Haus. Einen eigentümlichen Weg, zu Macht und Geld zu gelangen, schlug er ein, indem er in die große europäische Politik, den Hader zwischen Frankreich und England, zwischen Philipp dem Schönen und Eduard I, eingriff. Er schloß mit dem letzteren einen Vertrag, der ihm zur gemeinsamen Kriegführung eine große Summe überwies — es war eine Art Subsidienvertrag im Sinne späterer Zeiten —, erklärte ohne ein eigenes oder deutsches Interesse an Frankreich den Krieg und rückte 1295 gegen die französische Grenze. Diese unglückliche Politik, die fast wie Söldnerdienst für England aussah, entfremdete ihm auch den neuen Papst, der im Dezember 1294 gewählt worden war, Bonifazius VIII, der wiederum ein Papst im Sinne der Gregor und Innozenz war, und der den Krieg zwischen England und Frankreich ungern sah. Adolfs Stellung hatte Gefahren genug; die Kurfürsten sahen sich doch in ihm getäuscht, wenn sie an ihm ein bequemes Werkzeug gewählt zu haben glaubten, und den gegebenen Mittelpunkt der Opposition bildete der Herzog Albrecht von Österreich. Entscheidend wurde hier, daß König Wenzel von Böhmen unter dem Einfluß seiner Gemahlin, einer Schwester des Herzogs, sich mit diesem aussöhnte; an Wenzels Hofe zu Prag, bei Gelegenheit einer Krönungsfeier, bildete sich die Verschwörung, deren Pläne auf einer Fürstenzusammenkunft zu Wien zum Abschluß kamen und der die Mehrheit der Kurfürsten und unter ihnen der hinterlistige Gerhard von Mainz beitraten. Sie verständigten sich, den von ihnen in übler Stunde gewählten König wieder abzusetzen. Die Vorwände und Gründe fanden sich leicht; sie in eine Form zu bringen unternahm der Erzkanzler Gerhard: uneingelöste Versprechungen, widerrechtliche Machinationen, um Reichsfürsten ihrer Länder zu berauben, Sold von England genommen, Grausamkeiten, Schändlichkeiten, von seinem Kriegsvolk begangen: in einem langen Aktenstück, seines geistlichen Urhebers würdig, stellte er sie zusammen. Die Absetzung ward ausgesprochen am 23. Juni 1298: wie in einer Gerichtssitzung unter freiem

Himmel im Tiergarten bei Mainz. Man hatte für solche Absetzungen einen und mehr als einen Präzedenzfall und besaß den Vollstrecker dieses Beschlusses in Herzog Albrecht von Österreich, der noch während der Vorbereitungen von den Kurfürsten seiner Partei in mehr oder weniger tumultuarischer Weise zum König gewählt worden war. Er zog mit seiner Streitmacht langsam heran, doch hatte auch Adolf noch Anhang, in den Städten und unter der Ritterschaft, und auch er hatte ein Heer zusammengebracht. In der Pfalz, bei Göllheim, einem Dorf am Fuße des Donnersbergs, erfolgte der Zusammenstoß. Der Kampf oder der Zufall in der Schlacht führte die beiden Gegner ganz unmittelbar einander gegenüber. Adolf war gestürzt oder vom Pferde gerannt worden, erhob sich aber wieder und stritt, in den Kampf zurückkehrend, weiter mit der ritterlichen Bravour, die auch die Gegner an ihm rühmten, gegen eine andringende Schar, unter der auch Albrecht war. Sie sollen noch einige Worte getauscht, den tödlichen Streich gegen König Adolf soll Albrecht selbst geführt haben: an diesem Tage, 2. Juli 1298, auf diese tragische Weise endigte diese kurze und unglückliche Regierung.

Albrecht I (1298—1308) — er hatte sich einer nochmaligen Wahl unterzogen, die am 27. Juli 1298 einstimmig erfolgte und einen Monat später zu Aachen in üblicher Weise ihre Weihe erhielt — war nun Sieger und Herr der Lage, er war unentbehrlich, und obwohl auch er der Begehrlichkeit und dem gewissenlosen Egoismus seiner Wähler seine Opfer an Versprechungen und Vergabungen bringen mußte, stand er doch dieser Oligarchie ganz anders gegenüber als sein Vorgänger. Er hatte seine Erbstaaten gut in Ordnung und in der Hand, er hatte eine jedem einzelnen der Kurfürsten gleiche oder überlegene Macht hinter sich und wußte klar, was er wollte, hatte keine Schwäche als etwa die für seine zahlreiche, zehn lebende Kinde zählende Familie — man liest es gerne von dem strengen und hartverständigen Manne, daß er ein guter Vater und treuer Gatte war. Die Bahn seiner Politik oder der Politik seines Hauses hatte ihm sein Vater vorgezeichnet, und Gelegenheit, die Macht dieses Hauses

zu mehren, bot die stets wechselnde mannigfach bewegte Welt dieser großen und kleinen, nur an wenigen Stellen festabgeschlossenen Monarchien oder Aristokratien. Ein erster Reichstag, im November 1298 zu Nürnberg um ihn versammelt, war sehr gut besucht, sämtliche Kurfürsten zugegen. Albrecht erneuerte den Würzburger Landfrieden von 1287, steuerte den abscheulichen Verfolgungen der Juden — die Großen und der Pöbel mißhandelten diese wetteifernd jeder auf seine Weise —, kam den Bedürfnissen der Städte entgegen, indem er doch, gerecht wägend, neuerdings die Aufnahme von Pfahlbürgern, die sich durch Eintritt in ein städtisches Bürgerrecht ihrem rechtmäßigen Herrn entzogen, beschränkte oder verbot, und schritt gegen den heillosen Unfug der Zölle an der großen Handels- und Verkehrsstraße des Rheins ein, mit deren Neueinführung oder Erhöhung jeder große und kleine Herr seinen Finanzen aufzuhelfen beflissen war. Die Zölle sollten auf den Stand gebracht werden, wie er vor Friedrichs II Exkommunikation gewesen war — von welcher Zeit an, wie man annehmen darf, der Unfug recht eigentlich erst um sich gegriffen hatte.

Begegnete die Anerkennung des Königs sonst keinen Schwierigkeiten, so war der eben erwähnte Punkt wohl geeignet, sein Verhältnis zu den Kurfürsten, und namentlich den geistlichen, zu trüben. Und es war nicht der einzige. Albrecht hatte, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, zu Frankreich gehalten, und er verabredete mit König Philipp IV eine Verbindung seines Sohnes Rudolf mit Philipps Schwester Blanca (1299), wobei auch die Wahl Rudolfs zum römischen König ins Auge gefaßt war. Dies war der kurfürstlichen Politik entgegen und ging ebenso gegen den Sinn des hochdaherfahrenden Papstes, der seit 1294 die Tiara trug, Bonifazius VIII. Dieser war schon mit dem französischen König, der in seinem Kriege gegen England auch der Geistlichkeit seines Reiches eine Steuer auferlegt hatte, in einen Konflikt geraten: einen Streit, der sich weiterhin auf das schärfste zuspitzen sollte und für die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche und mithin auch mittelbar für Deutschland eine große Bedeutung gewann. Nun weigerte er

auch Albrecht die Anerkennung. Die Mißstimmung der Kurfürsten stieg, als Albrecht das Aussterben des Geschlechtes der Grafen von Holland, Seeland und Friesland zur Mehrung seiner Hausmacht zu verwerten Anstalt machte. So verbündeten oder verschworen sich die drei geistlichen Kurfürsten, unter ihnen der von Trier, ein Bruder des Königs Adolf, und der Pfalzgraf Rudolf zum Widerstand und zu Albrechts Sturze. Der Papst trat auf ihre Seite: in einem von geistlichem Übermut und unsinnigen Beschuldigungen strotzenden Schreiben fiel er Albrecht an, in dem auch der Haupttrumpf, das Verbrechen der verletzten Majestät gegen König Adolf, nicht vergessen worden war. Es galt um seine Absetzung: allein sie hatten es mit einem mächtigen und charakterstarken Manne zu tun; mit einem im Elsaß und in Schwaben gesammelten Heere eröffnete Albrecht, auf die Nürnberger Beschlüsse gestützt, den Krieg, und führte ihn, den Rhein abwärts dringend, indem er seinem Hauptfeind, dem Kölner, die Burgen brach, siegreich durch. Im März 1302 suchte Gerhard von Mainz, von dem das prahlende Wort umgetragen wurde, daß er noch mehr als *einen* König in seiner Jagdtasche trage, den Frieden und im Oktober unterwarfen sich auch die beiden andern; der König hatte vollständig gesiegt.

Gefährlicher ließen sich die Dinge im Osten an. Hier hatte Wenzel II von Böhmen, durch seine zweite Gemahlin, eine polnische Prinzessin, im Jahre 1300 auch die polnische Krone erlangt und suchte die von Ungarn, nachdem 1301 der letzte vom Hause Arpad gestorben war, für seinen Sohn Wenzel III, der ihm im Jahre 1305 folgte. Dieser wurde schon im folgenden Jahr ermordet, eine neue Dynastie, die der Anjou von Neapel, kam ins Land. Albrecht war mit dem Anschlag auf die holländische Erbschaft nicht zum Ziele gekommen: er zog jetzt beim Erlöschen von Ottokars Stamm Böhmen und Mähren als erledigte Reichslehen ein und übergab sie seinem Sohne Rudolf. Zugleich nahm er, als Rechtsnachfolger König Adolfs, jetzt die Ansprüche auf Thüringen und Meißen wieder auf. Allein er hatte kein Glück: seine Streitmacht wurde dort im Mai 1307 bei Lucka in der Nähe von Altenburg geschlagen, die Wettiner

Markgrafen Friedrich und Diezmann, die Söhne Albrechts des Entarteten, behaupteten sich, und einen Monat später traf ihn ein noch schwererer Schlag: sein Sohn Rudolf, der schon in Böhmen anerkannt war, der Träger seiner großen Hoffnungen, starb, und in Böhmen behielt dann zunächst die antihabsburgische Partei die Oberhand, die den Herzog Heinrich von Kärnten, den Gemahl einer Schwester Wenzels III, zur Nachfolge berief. Albrecht, vom Unglück ungebeugt, war entschlossen, den Kampf durchzufechten, den um Böhmen und den mit den Wettinern.

Aber es war anders bestimmt: an seinem Hofe lebte ein junger Mann, sein Neffe Johann, der den Titel eines Herzogs von Schwaben führte, der nachgelassene Sohn seines Bruders Rudolf und von Agnes, der Tochter Ottokars: er drängte den König, seinen Vormund, ihn aus der Vormundschaft zu entlassen und ihn mit eigenem Besitze auszustatten, auf den er Rechte geltend machte. Dieser wies ihn ab oder hielt ihn hin: den Ausschlag soll ein Scherzwort gegeben haben, das aus dem Munde eines so strengen und harten Mannes wie Albrecht um so tiefer verwundete: er soll ihm statt der Krone als das seiner Jugend — er war achtzehn Jahre alt — besser Geziemende ein Kränzchen aufgesetzt haben. Daß bei Erledigung der böhmischen Lande gar nicht an ihn gedacht worden sei, gehörte mit zu den Stacheln, die das Gemüt des leidenschaftlichen Jünglings peinigten. Er beriet mit einigen Freunden, den Rittern Rudolf von Wart, Walter von Eschenbach und Rudolf von der Balm, einen schlimmen Plan. Vielleicht dachten sie mit der Beseitigung des Königs, der nirgends beliebt war, sich den Dank der Kurfürsten oder einiger von ihnen zu verdienen, und einen von diesen, den von Mainz, den Nachfolger Gerhards, Peter von Aspelt, hat die Partei des Königs eines heimlichen Anteils an dem bösen Werke beschuldigt, das sich vorbereitete. Genug: sie wählten den blutigen Weg und sie führten ihren Vorsatz aus, als König Albrecht, mit der Vorbereitung eines neuen Zugs gegen Böhmen beschäftigt, in Hochalemannien im Aargau, nicht weit von dem Stammschloß seines Hauses verweilte. Er ritt eines Tages von

Baden nach Rheinfelden, wo seine Gemahlin sich befand, ohne großes Gefolge, unter das die Verschworenen sich zu mischen gewußt hatten: man kommt an die Reuß, die man auf einer Fähre passieren muß. Mit dem König drängen sie sich in das Fahrzeug, das sie ans andere Ufer bringt, sie steigen aus und reiten mit dem König weiter, während der Herzog Johann zurückbleibt, um das übrige Gefolge unter irgend einem Vorwand zurückzuhalten und die andern einen Vorsprung gewinnen zu lassen. Dem König war nichts Besonderes aufgefallen; sie reiten vorwärts: die drei Ritter nehmen ihn in die Mitte, rechts der von Eschenbach, links der von Wart, hinter diesen der dritte. Als sie an ein Gehölz kamen, stieß der Herzog, der nachgeritten kam, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, zu ihnen: „jetzt nicht mehr gezögert", ruft er den Mördern zu, und der von Eschenbach greift dem Pferd des Königs in den Zaum: wie dieser den Ernst sieht und sich wehren will, schlägt ihm jener mit seinem Schwert eine Wunde über die Stirn, der andere, von der Wart, von linksher eine zweite furchtbare über das ganze Gesicht, und wie der Überfallene, so erzählt ein Getreuer von der habsburgischen Partei, Ottokar von Horneck, in seiner Reimchronik, seinen Neffen zu Hilfe ruft: „lieber Vetter, hilf mir", hätte ihm dieser, „der mordaer vil veig", mit dem schnöden Wort „meine Hilfe erzeige ich dir", das Schwert von rückwärts durch den Leib gestoßen, und auch der vierte hätte noch einen Schlag von hinten durch den Nacken geführt. So ließen sie den Sterbenden am Wege liegen und ritten davon, Herzog Johann auf dem eigenen Pferd des Königs, indem er, der Feige, Ehrlose — so fügt der Chronist hinzu, der uns diese Einzelheiten zu berichten weiß, als wäre er zugegen gewesen —, noch das weitere Verbrechen, den reroup, Beraubung eines Ermordeten, beging. Sie entkamen für den Augenblick; die Rache der Hinterbliebenen, der Witwe Elisabeth und der Söhne und der Tochter, der Königin-Witwe Agnes von Ungarn, suchte ihre Opfer, schuldig oder nicht, wo sie sie finden konnte. Einer, Rudolf von Wart, wurde gefunden und aufs Rad geflochten, die andern, auch der

Herzog, starben in der Fremde und im Elend. Es war das zweite Verbrechen dieser Art in der Geschichte des deutschen Königtums, am 1. Mai 1308.

Fünf Söhne überlebten den Ermordeten. Der älteste war Friedrich. Aber dieser hatte wenig Aussicht, zu seinem Nachfolger gewählt zu werden, da es in der Fürstenwelt fast schon wie ein Dogma feststand, bei freier Wahl nicht den Sohn dem Vater folgen zu lassen. Eine ganze Anzahl von Kandidaten oder Bewerbern trat auf den Plan oder in den Gesichtskreis, unter ihnen ein sehr gewichtiger: Karl von Valois, der Bruder des Königs von Frankreich, Philipps des Schönen, des mächtigen und verschlagenen Hauptes des kapetingischen Hauses, der eben in diesem Jahre die siegreiche Macht der Epoche, das Papsttum, sich unterworfen und dienstbar gemacht hatte. Das deutsche Königtum gab Anwartschaft oder Anspruch auf die Kaiserwürde: wenn sie an ein französisches Haupt kam, konnte in anderer Gestalt sich das Imperium Karls des Großen erneuern. Nach Bonifazius' VIII Tode war der Erzbischof von Bordeaux, also ein Franzose, Clemens V, mit der Tiara bekleidet worden, und mit ihm hatte das Papsttum seine Residenz auf französischem Gebiet, in Avignon, genommen. Damit hatte jene für die Kirche verhängnisvolle Epoche begonnen, die man in der Geschichte mit dem Bilde aus der israelitischen Geschichte als babylonische Gefangenschaft der Kirche (1305—1377) bezeichnet.

Diese Dinge griffen auch mächtig in die Geschicke Deutschlands ein. Jener Konflikt zwischen König Philipp von Frankreich und dem Papst Bonifazius VIII, der im Jahre 1295 mit der Bulle clericis laicos begonnen hatte, in welcher der Papst die Steuer, die der König auch den Geistlichen seines Reichs auferlegt hatte, unter Androhung der Exkommunikation verbot, nahm einen anderen sehr viel rascheren Verlauf und fand einen anderen Ausgang als der große Kampf der Staufer mit dieser Macht in Deutschland und Italien. Der junge, ehrgeizige, energische König, der ihn aufnahm, hatte eine Macht in die Wagschale zu werfen, die in unserem Volke erst sehr spät — erst ein halbes Jahrtausend später — zu ihrem Rechte

kommen sollte, die nationale Monarchie und das nationale Bewußtsein eines Volkes, von dem hier auch die Geistlichkeit mit umschlossen und erfüllt war. Der König beharrte und setzte seinen Willen durch. Seit 1301 aber war der Streit mit erneuter Heftigkeit ausgebrochen. Die päpstliche Bulle vom 5. Dezember 1301, die mit den Worten ernster Mahnung ausculta fili begann, wurde im Februar 1302 in Paris öffentlich verbrannt; von einem Konzil war die Rede, und die niederträchtigste und gewöhnlichste Waffe in diesen Kämpfen, die Beschuldigung der Ketzerei und des Unglaubens, richtete sich diesmal gegen den Papst. Im Zusammenhang dieses Streits erließ Bonifazius, im November 1302, jene Bulle unam sanctam, in welcher er, ein Jurist und ein Theologe zugleich, die ungeheuerliche Anschauung, die sich dies Priestertum über seine Allmacht gebildet hatte, zu einem in seiner Art klassischen Ausdruck gebracht hat und die in Wahrheit bis auf den heutigen Tag die theoretische Voraussetzung alles dessen ist, was man Ultramontanismus nennt. Die Kirche, die eine, katholische, kann nur ein Haupt haben, Christus und seinen Stellvertreter, Petrus und dessen Nachfolger, sie ist kein Monstrum mit zwei Häuptern. Jene aus der Erzählung der Leidensgeschichte herausgeklügelte Doktrin von den zwei Schwertern wird dargelegt: beide, das geistliche und das weltliche, das spirituale und das materiale, sind in der Macht der Kirche, sind für sie, in ihrem Dienst zu gebrauchen: jenes durch die Hand der Priester, dieses durch die Könige und die Krieger, aber nach Wink und Zulassung des Priesters. Für jegliche Kreatur aber, so schließt das Aktenstück, ist es zur Seligkeit notwendig, dem römischen Papst zu gehorchen. Der König, ohne sich um diese Theorie zu kümmern, eine andere Religion, das französische Nationalgefühl, im Rücken, wagte einen kühnen und unerhörten Streich: am 7. September 1303 ließ er den Papst zu Anagni von einer kleinen Truppenmacht, mit Hilfe eines der Großen der Gegenpartei in Rom, überfallen und vergewaltigen. Der achtzigjährige leidenschaftliche Greis überlebte den Schlag nur wenige Tage: die Wahl von 1304 brachte dann das Papsttum selbst

durch den unter französischem Einfluß gewählten Clemens V auf französischen Boden und unter französischen Einfluß.

Den deutschen Kurfürsten konnte mit der Wahl eines Angehörigen des mächtigen französischen Hauses nicht gedient sein und Papst Clemens selbst unterstützte die Kandidatur des Valois nur lau und mit halbem Herzen. Unter den zahlreichen Namen, die sich boten und für die geworben oder intrigiert wurde, gewann endlich ein Name die Stimmen, Heinrich Graf von Luxemburg, ein Bruder des Erzbischofs Balduin von Trier: am 27. November 1309 wurde er, Heinrich VII (1308—1313), von sechs anwesenden Kurfürsten zu Frankfurt gewählt. Ein wohlgebauter Mann mittlerer Größe, blond, ohne Bart, von frischer Gesichtsfarbe wird uns sein Äußeres geschildert: seine Bildung mehr französisch, freier, vielseitiger als bei deutschen Fürsten gewöhnlich; wer ihn näher kannte, war seines Lobes voll. Er hatte das kleine Gebiet von hundertfünfzig Quadratmeilen zwischen Mosel und Maas, nicht größer als einst das Adolfs von Nassau, aufs beste regiert, ein gewisser idealer Sinn, über den Parteien und der gemeinen Selbstsucht stehend, zeichnete ihn aus: ihn und seine Gemahlin Margarete von Brabant, mit der er in glücklichster Eintracht lebte. Der gute Ruf, der ihm vorausging begünstigte seine Anfänge. In den rheinischen Städten wurde er, nachdem er im Januar 1309 in Aachen gekrönt war, warm empfangen. Seine ersten Reichstage zu Speyer im August 1309, zu Frankfurt 1310 waren gut besucht, und auf jenem, wo auch die österreichischen Brüder ihre Lehen nahmen, zeigte er sich als ein Mann von feiner und edler Empfindung, indem er die Leichname seiner beiden Vorgänger, der Todfeinde Albrecht und Adolf, im Dom zu Speyer bestatten ließ. Auf diesem Reichstag gelang ihm ein glücklicher Wurf, der Abschluß der böhmischen Angelegenheiten zum Vorteil seines Hauses. Die Heinrich von Kärnten, dem Könige, gegenüber vorwiegende Partei bot ihm die Krone Böhmens für seinen noch sehr jugendlichen vierzehnjährigen Sohn Johann, der sich mit der letzten vom alten Hause, Prinzessin Elisabeth, vermählen sollte. Zu Speyer im August 1310 wurde die Hochzeit mit großer

Pracht gefeiert, und mit Zustimmung der Kurfürsten, begleitet von dem Mainzer Erzbischof Peter und vielen angesehenen Fürsten und Herren, trat Johann den Zug nach Böhmen an, der zum Ziele führte.

Im Verfolg dieser böhmischen Angelegenheit wurde auch die thüringische geordnet, die unter den beiden Vorgängern Heinrichs VII übel verfahren worden war. Der allein noch übrige von den drei Söhnen Albrechts des Entarteten, Friedrich „der Freidige" (d. h. der Beherzte) — auch der „Gebissene" wird er genannt: seine Mutter Margarete, eine Tochter Kaiser Friedrichs II, soll ihn, als sie von einer Buhlin ihres nichtswürdigen Gatten 1270 von der Wartburg vertrieben, im Abschiedsschmerz in die Wange gebissen haben —, wurde trotz des Beistandes, den er Heinrich von Kärnten geleistet hatte, nun von Heinrich VII mit der Landgrafschaft Thüringen feierlich wieder belehnt. Seitdem das ludovingische, durch den Schutz, den es den Dichtern gewährte, berühmt gewordene Landgrafengeschlecht im Jahre 1247 mit Heinrich Raspe ausgestorben war, hatten in Thüringen anarchische Zustände geherrscht: in der Hand eines tüchtigen Fürsten, wie Friedrichs des Freidigen, konnte seine Entwicklung nun wieder in gedeihliche Bahnen einlenken. Hessen war schon von Adolf von Nassau (1292) Heinrich von Brabant, einem Enkel der heiligen Elisabeth, als selbständiges Fürstentum verbrieft worden. Die beiden einst vereinigten Länder, Thüringen und Hessen, gingen nun unter verschiedenen Fürstengeschlechtern, jenes unter den Wettinern, dieses unter dem Haus Brabant, ihre eigenen Wege.

König Heinrich VII hatte inzwischen seine Gedanken einem großen Unternehmen zugewandt, das seine ganze Seele erfüllte: er beschloß die Beziehungen des Reiches zu Italien zu erneuern und sich die Kaiserkrone dort zu holen. Deren glaubte er — und vielleicht hatte er recht — für seine neue Stellung zu bedürfen, und die Lage der Dinge, wie sie seither sich gestaltet, hatte dieser Krone zwar keinen neuen Glanz, aber einigen neuen Wert gegeben. Vor allem: der Papst Clemens V, der seine Abhängigkeit von dem französischen Einfluß wohl empfand, zeigte sich dem Gedanken günstig: die Kurfürsten hatten

ihm wie der König selbst die Erwählung angezeigt, die Kaiserkrönung für ihn erbeten, und Clemens hatte die Wahl approbiert; er setzte den Tag für die Krönung, wohl aus Rücksicht für den französischen König, erheblich spät an, Februar 1312. Die Lage in Italien selbst aber, dessen Boden seit fünfunddreißig Jahren kein deutscher König betreten hatte, lud diesmal zu der Romfahrt ein. Dort fehlte jetzt jeder Einheitspunkt: die Stadt Rom spürte die Abwesenheit des Papstes, der Süden zerfiel in zwei schroff sich entgegenstehende Reiche, Neapel, wo die französische Dynastie, und Sizilien, wo ein aragonischer Fürst als Erbe der Staufer von der Bevölkerung selbst herbeigerufen war, seitdem diese 1282 in dem blutigen Aufstand der „sizilianischen Vesper" sich gegen die französische Herrschaft erhoben hatte; in dem päpstlichen Territorium, dem Kirchenstaat, in der Mitte der Halbinsel tummelte sich Haß und Eigennutz der Parteien und Familien: in ganz besonderer Lage war Tuscien und das nördliche Italien. Hier überwog durchaus das städtische Leben, und es war zu üppiger Blüte gediehen: die unbegrenzte Freiheit, der Reichtum, durch Handel und Intelligenz stetig wachsend, der Wetteifer und die Eifersucht der einzelnen Städte übte dieselbe Wirkung wie einst die ähnlichen Verhältnisse im alten Griechenland, reges Leben auf allen, auch dem geistigen Gebiete, hatte aber auch dieselben Übel im Gefolge. Nachbarneifersucht und wütender Haß, in unzähligen Fehden und Kriegen sich immer erneuernd und steigernd, trennte die großen Gemeinden Mailand, Genua, Venedig, Florenz, Pisa und ebenso die kleineren; innerhalb der Städte selbst aber bekämpften sich unter verschiedenen Namen, in deren Mitte auch der alte der Guelfen und der Ghibellinen neu auflebte, die Parteien mit grimmigem Hasse. In diesen wilden Kämpfen erhob bald die eine, bald die andere Faktion sich oder ihre Häupter zur Herrschaft, die sie mit Verfolgung und Verbannung der Gegenpartei ausübte, die dann ihrerseits sich in der Verbannung mit den „Flüchtlingshoffnungen" der Rückkehr und Rache tröstete. Unter diesen Verhältnissen erwachte das Bedürfnis einer schiedsrichterlichen Autorität und das Kaisertum erschien in einem gewissen idealen Lichte; eben daß man so lange

eine solche schiedsrichterliche Macht nicht gesehen, vermehrte ihren Nimbus. Diese Stimmung teilte auch der größte Dichter der mittelalterlichen Zeiten, der auch in der Geistesgeschichte unseres Volkes keine geringe Rolle spielt, Dante Alighieri, der inmitten dieser Verhältnisse im Jahre 1265 zu Florenz geboren war. Auch sein Leben war in diese Parteikämpfe verwickelt; er war Ghibelline und auch er starb später in der Verbannung. Von der Wiederherstellung und dem Eingreifen eines lebenskräftigen Kaisertums erwartete und ersehnte er eine Wendung zum Besseren für sein Land, das er „ein Schiff ohne Sterne in großem Sturme" nannte. Was man von Heinrichs Persönlichkeit wußte, war wohlgeeignet, diese Stimmung zu nähren. Auf sie gestützt, guten Willens, edler Vorsätze voll, trat er im Jahre 1310 den Zug an, nur von geringer Streitmacht, etwa dreitausend Geharnischten begleitet. Im Januar 1311 empfing er zu Mailand die lombardische Krone; überall wurden die Verbannten in ihre Städte zurückgeführt: die Häupter der feindlichen Parteien und Familien in Mailand, Matteo Visconti von den Ghibellinen, Guido della Torre, der Guelfe, begegneten sich im Gefolge oder in der Umgebung des Königs, der sich einige Zeit nicht ohne Glück der edlen Mission und idealistischen Selbsttäuschung hingab, über den Parteien zu stehen und Frieden zu stiften. Selbst den König Robert von Neapel wollte er für seine Friedensgedanken gewinnen und ein Plan war vorhanden, seine Tochter Beatrice mit dem Sohne Roberts zu verloben. Die Dinge gingen gut, und im Juni empfing er aus der Hand des Kardinals, den Clemens bevollmächtigt hatte, zu Rom die kaiserliche Krone (1312).

Allein der Haß der Parteien, aus tausend Quellen gespeist, brach bald wieder in ganzer Heftigkeit hervor. Die Maßregeln, welche die neue Ära erheischte, die Geldforderungen, die Brutalitäten der deutschen Krieger und die welsche Treulosigkeit änderten die Stimmung; schon in Mailand hatte ein Aufruhr und Straßenkampf die anfängliche Eintracht gestört. Es konnte nicht anders sein, als daß der König sich auf die eine der beiden Parteien stützen mußte, da ihm die Macht fehlte, beiden den Frieden zu gebieten. Er wurde das

Haupt der Ghibellinen, wie der Anjou in Neapel das Haupt der Guelfen: lebhaft bekam er es schon in Rom zu empfinden, wo die Festlichkeiten durch Roberts Bruder Johannes, der einen Teil der Stadt besetzt hielt, und die guelfisch gesinnten Orsini gestört wurden. Er mußte also wohl oder übel auf einen Kriegszug gegen den Anjou in Neapel denken und sich dazu mit dessen Gegner, Friedrich von Aragonien, verbinden: und dies führte hinwiederum zu einer Spannung mit dem Papste, der ihm seither gewogen gewesen war, weil er an ihm ein Gegengewicht gegen den französischen König zu haben glaubte, vor dem er zu zittern hatte. Im folgenden Jahre 1313 mußten die Dinge sich entscheiden. In der kaisertreuen Stadt Pisa nahm Heinrich seinen Aufenthalt; der Krieg gegen den König von Neapel wurde auf einem Reichstag zu Nürnberg im Anfang des Jahres als Reichskrieg anerkannt; ansehnlicher Zuzug traf von dort ein und weiterer wurde erwartet. Alles versprach Erfolg: eine Flotte und ein stattliches Heer mit dem König an der Spitze brach im August 1313 von dort auf. Aber eine höhere Hand griff ein, am 24. August starb Heinrich, der sich, obwohl längst ein kranker Mann, vom Beginn des Unternehmens nicht hatte zurückhalten lassen, in dem Burgflecken Buonconvento bei Siena, nachdem er noch das Abendmahl empfangen hatte, das ein Dominikaner ihm reichte. Das Gerücht entstand — bei der sehr gespannten Lage natürlich —, daß der noch im frischen Mannesalter stehende Kaiser vergiftet worden sei: eben jener Dominikaner habe ihm das Gift in der Hostie gegeben. In einzelnen Orten richtete sich der Grimm des aufgeregten Volkes deshalb sogar gegen den Orden. Die Geschichte muß solche Gerüchte oder Erzählungen als Symptome verzeichnen, als Zeichen dessen, was man für möglich hielt und was bei der Natur menschlicher Leidenschaften auch möglich ist, aber sie darf es nicht als wirklich berichten und selbst nicht durch ein neutrales Verhalten halb bestätigen.

15. Die Zeit Ludwigs des Bayern.

Die Freude im feindlichen Lager, bei der guelfischen Partei in Italien, war grenzenlos. Das Heer auf dem Marsche machte Halt, ging nach Pisa zurück, löste sich auf: der Plan, die imperatorische Gewalt von Italien her zu erneuern, war gescheitert.

Bei dem unerwarteten Todesfall Heinrichs VII trat das Unheil und das Widersinnige der Wahlmonarchie, der Deutschland verfallen war, aufs neue und greller als je zuvor zutage. Das habsburgische Haus, vertreten durch fünf Söhne, die Albrecht hinterlassen hatte, trat jetzt mit seinen Wünschen hervor, die schon den Charakter von Ansprüchen trugen. Sie hatten ihren Kandidaten in Friedrich, dem ältesten, und für ihn waren von den Kurfürsten der Erzbischof Heinrich von Köln und der Pfalzgraf Rudolf von Bayern; ihnen stand eine luxemburgische Partei entgegen, König Heinrichs Bruder Balduin, der Erzbischof von Trier, und der von Mainz, der klügste, geschäftserfahrenste, verschlagenste, Peter von Aspelt. Der nächste Kandidat, an den diese denken konnten, Johann von Böhmen, der dem Namen nach während Heinrichs Abwesenheit die Funktionen eines Reichsverwesers geübt hatte, war zu jung und vielleicht auch, wie sein späteres Leben überreich dartat, von zu exzentrischer Art.

Es bot sich ihnen ein Fürst aus dem wittelsbachischen Hause, der Bruder des habsburgisch gesinnten Pfalzgrafen — die Brüder haderten seit lange in Erbstreitigkeiten, während die Habsburger zusammenhielten —, Herzog Ludwig von Oberbayern, der sich soeben in einer Fehde gegen den Österreicher Ruhm erworben hatte. Am 9. November 1313 hatte er Friedrich und seine Ritterschaft in einer vielbemerkten Schlacht, bei Gammelsdorf, gegen eine Übermacht, besiegt. Daß er seinem Gegner, mit dem er einst aufgewachsen war,

versprochen hatte, seiner Erwählung nicht entgegenzutreten, hinderte nicht, namentlich in dieser Zeit; das Versprechen galt nicht, wenn er selbst ohne sein Zutun als Gegenkandidat oder Mitbewerber aufgestellt wurde. Das schließliche Ergebnis war eine zwiespältige Wahl: Mainz, Trier, Böhmen — König Johann —, denen sich die brandenburgische Stimme gesellte, wählten am 20. Oktober 1314 zu Frankfurt den Wittelsbacher Ludwig (1314—47); Friedrich von Österreich war schon am Tage zuvor von Köln, Sachsen, dem feindlichen Bruder Rudolf und für Böhmen, also mit zweifelhaftem Recht, von dem vertriebenen Heinrich von Kärnten auf der anderen Seite des Mains ausgerufen worden. Beide Gewählte standen im besten Mannesalter und beide waren von stattlicher Erscheinung; für Ludwig war im allgemeinen die Stimmung in den Städten, für Friedrich die Ritterschaft; hinter diesem stand, an Bedeutung ihn weit überragend, sein energischer Bruder, Herzog Leopold. Von Frankfurt, das ihm die Tore öffnete, eilte Ludwig nach Aachen zur Krönung, die Friedrichs geschah zu Köln.

Die Fehde im großen, der Bürgerkrieg, der jetzt entbrannte, und der der Natur der Dinge nach seine Schauplätze im südlichen Deutschland hatte, bietet kein besonderes Interesse. Durch acht Jahre zog er sich ohne Entscheidung. Das Fechten und die kriegerischen Operationen ruhten oft ganze Monate und länger, und jene Generationen empfanden die Übel des Kriegszustandes, an den sie beinahe gewöhnt waren, weniger: die Machtmittel, mit denen der Krieg geführt wurde, waren auf beiden Seiten nicht groß, die Schauplätze beschränkt. Das Leben in den einzelnen Teilen des Reichs ging seinen Gang weiter, und wo man Siegel und Unterschrift des Königs bedurfte, waren sie nicht schwer zu erlangen. Bedeutungsvolle Ereignisse geschahen nur an einer Stelle, in Hochalemannien, der heutigen Schweiz: in den drei Landschaften am Vierwaldstättersee, den sogenannten Waldstätten Uri, Schwyz, Unterwalden war schon lange ein Gegensatz zwischen der Bevölkerung und dem habsburgischen Hause um gewisser Rechte dieses Hauses willen, denen gegenüber jene ihre Reichsfreiheit festhielten. Die Sage, immer

mehr in bestimmtem, geschichtlichem Kostüm auftretend, und demnächst die Dichtung, hat hier eine ganze, bis ins einzelnste gehende Geschichtserzählung von einer volkstümlichen Erhebung gegen habsburgische Vögte, von dem berühmten Apfelschuß des Schützen Tell aus Bürglen und der von ihm vollzogenen Strafe an einem der Vögte, Geßler, und endlich von der Befreiung der Lande von verhaßter Herrschaft zusammengewebt, — eine Erzählung, die sich aber vor ernsthafter Forschung in Nebel aufgelöst und als ganz und gar ungeschichtlich erwiesen hat. Ein Schutzbündnis der drei Landschaften wurde allerdings 1. August 1291 geschlossen, und König Albrecht hatte in der Tat den Gedanken oder den Plan, hier ein habsburgisches Fürstentum zu gründen: Heinrich VII dagegen hatte jenen die Rechte der Reichsunmittelbarkeit bestätigt, und so verstand es sich von selbst, daß sie bei dem jetzt entbrennenden Streit um den Thron auf Ludwigs Seite standen, der ohnehin als ein Freund der volkstümlichen Anschauungen galt. Dies führte den Herzog Leopold im Jahre 1315 zu dem Plane, mit Hilfe der den Waldstätten feindlichen Elemente ein Ritterheer zusammenzubringen, mit dem er jene leicht zu überwältigen hoffte: die Ritter brachten die Stricke mit sich für die zahlreichen Gefangenen, die sie zu machen gedachten. Allein sie täuschten sich über die Natur eines Kampfes in diesem Gebirgsland: ihr Heer erlitt, indem es unvorsichtig auf dem Wege zwischen dem sogenannten Morgarten, einem Bergabhang, der dem Egerisee vorgelagert ist, und diesem selbst vordrang, am 15. November 1315 eine völlige Niederlage von dem verachteten Fußvolk dieser Bauern. Die wichtige Folge war, daß die Städte, die ihre und der demokratischen Sache Feinde wohl erkannten, ihre alte Verbindung von 1291, den ewigen Bund, am 9. Dezember 1315 zu Brunnen erneuerten und so den Kern einer Vereinigung bildeten, um den sich bald weitere dieser Gemeinwesen sammelten.

Dieser Schlag, den vor allem Leopold aufs tiefste empfand, lähmte auf einige Zeit den österreichischen Angriff. Ludwig zögerte nicht, den drei Landschaften ihre Reichsprivilegien zu bestätigen. In den nächsten Jahren geschah nichts Entscheidendes: und es ist für

die Entwicklung und Gestalt des deutschen Lebens in damaliger Zeit überaus bezeichnend, daß in seinem Innern eine Fehde im großen spielte, bei der es sich um seine Krone handelte, und die in sieben Jahren nichts als Verwüstung und Gewalttat im einzelnen, aber keine durchgreifende Tat und selbst nicht einmal außergewöhnliche Übel für das Ganze hervorrief: der größere Teil Deutschlands blieb von den Vorgängen ganz unberührt. Erst im Jahre 1322 geschah ein solches Entscheidende. Zwei österreichische Heere — dies Wort nach damaligem Maßstab mit sehr mäßigen Zahlen gedacht — zogen, das eine unter Friedrich von Osten, ein zweites, in Schwaben gesammelt, unter Leopold von Westen her gegen Ludwig heran, der seinerseits auch eine gute Streitmacht zusammengebracht hatte: bei ihm befand sich unter anderem auch der allezeit zum Schlagen bereite König Johann von Böhmen. Bei Mühldorf, einem Städtchen am linken Ufer des Inn, auf der Ampfinger Heide, mußte Friedrich, während Leopold erst am Lech angelangt war, die Schlacht annehmen oder er suchte sie, ein Ritter, aber kein Feldherr, ungeduldig selber auf. Während das bayerische Fußvolk — die Waffe, die schon bei Gammelsdorf und bei Morgarten ihre Kraft erwiesen hatte — den österreichischen Rittern zu schaffen machte, die anfangs im Vorteil gewesen waren, ward in deren Flanke eine Reiterschar sichtbar; die Österreicher glaubten, es sei die erwartete und ersehnte Hilfe Herzog Leopolds: allein es war eine vom Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einem Getreuen Ludwigs, geführte Schar, die aus einer verdeckten Stellung jetzt hervorbrach und den Tag entschied. Ludwigs Sieg, 28. September 1322, war vollständig, Friedrich selbst wurde mit einem großen Teil seiner Ritterschaft — eintausendvierhundert von Adel zählte man — gefangen vor den Sieger gebracht. „Vetter, wir sehen Euch gerne", grüßte dieser höflich und versicherte ihn seines Lebens und seines Gutes. Auch der jüngste der habsburgischen Brüder, der tapfere Heinrich, war unter den Gefangenen und wurde dem Böhmenkönig übergeben; Friedrich ward nach der Burg Trausnitz bei Landshut an der Isar gebracht.

Die Früchte dieses Sieges waren nicht gering. Er setzte, da durch die Gefangenschaft ihres Königs die feindliche Aktion zunächst matt gesetzt war, Ludwig in den Stand, seinen ältesten Sohn, ebenfalls Ludwig genannt, mit der Mark Brandenburg zu belehnen (1324). Hier war mit Waldemar, dem schon im nächsten Jahr der nächste Erbe, der unmündige Heinrich, im Tode folgte, das askanische Fürstenhaus, die Nachkommenschaft Albrechts des Bären, 1319 ausgestorben, und nun stritten allerlei Ansprüche der mit jenem Hause irgendwie verwandten Fürsten und Herren widereinander. Der jüngere Ludwig wurde mit der Tochter des Dänenkönigs Christoph vermählt, die Verhältnisse dort befestigten sich und das Königtum des Bayern machte sich jetzt auch im nördlichen Deutschland bemerkbar. Allein nun erfolgte, was in jenen Zeiten fürstlicher Selbstsucht und Eifersucht so oft geschah: dem Mächtigen gegenüber werden Freunde leicht zu Gegnern. König Johann von Böhmen näherte sich den Habsburgern, und noch ein anderer änderte jetzt seine Politik, der Papst. Es war seit 1316 Johann XXII, ein häßlicher Mann von unscheinbarer Gestalt, aber klug, unermüdlicher Arbeiter und von derselben ausschweifenden Vorstellung von der Allmacht der Kirche beherrscht, die aus dieser nach und nach eine Art Fetisch gemacht hatte. Johanns Politik dem deutschen Doppelkönigtum gegenüber war eigentümlich, aber wohlberechnet: er hielt sich neutral, gab beiden Königen gute Worte, deren er einen unerschöpflichen Vorrat hatte, ohne sich für den einen oder den andern zu entscheiden. Seinem wie dem französischen Interesse, von dem er doch einigermaßen abhängig war, war mit dem schwankenden Zustand in Deutschland am besten gedient, und ihm paßte namentlich, daß unter den obwaltenden Umständen keiner der beiden an ein Eingreifen in Italien denken konnte. Die kaiserliche Gewalt, das Imperium, ruhte, und während dieser Zeit hatte, so war sein Gedanke, der Papst die kaiserlichen Rechte auszuüben. Auch er hielt, wie an allen gregorianischen Ideen, so auch daran fest, daß es bei einer zwiespältigen Wahl schließlich Sache des Papstes sei, den König zu bestimmen. Aber die Zeit, von dieser

Vollmacht Gebrauch zu machen, war noch nicht gekommen. Von Religion — fast ist es überflüssig zu sagen — und von Recht ist hier nirgends die Rede: die Macht der Gewohnheit und das Bedürfnis, irgendwie und irgendwo eine Einheit und höchste Autorität vorhanden zu glauben, machte die Masse gefügig und gehorsam selbst gegenüber einem Papst, der zu Avignon unter französischem Einfluß stand, und sie machte jenem möglich, mit Pfründen, Ernennungen, Versprechungen Simonie zu treiben und, obwohl persönlich bedürfnislos, mit greisenhaftem Geiz in Avignon einen großen Schatz anzuhäufen.

Jener Sieg bei Mühldorf störte seine Zirkel und er mußte besorgen, daß Ludwig bald die Kaiserwürde verlangen und in Italien sie sich holen würde. Die Unterhandlung Ludwigs mit seinem Gefangenen auf der Trausnitz und dessen Bruder Leopold, der die habsburgische Sache vertrat und der für den unbedeutenden Bruder dachte und handelte, ließ sich zu Anfang hoffnungsvoll an und Friedrich wurde auf die gestellten Bedingungen seiner Haft entledigt. Aber sie scheiterte schließlich an der Ablehnung wesentlicher Punkte durch Leopold und der Mißbilligung des Papstes. Friedrich stellte sich, dem gegebenen Ritterwort gemäß, wieder als Gefangener: ein erfreulicher Zug, der dem Papst nicht einleuchtete. Dieser hätte ihn gern, der berühmten Binde- und Lösegewalt gemäß, von dieser Verpflichtung entbunden — ein Beweis, wie diesem Priestertum dem Götzenbild gegenüber, das es aus der Kirche und deren vermeintlichem Interesse gemacht hatte, jegliche Noblesse der Gesinnung, ja sogar die einfache Tugend, gegebenes Wort zu halten, zurückzutreten begann. Die Unterhandlungen aber zwischen Ludwig und Friedrich wurden fortgesetzt. Sie verkehrten miteinander wieder als Freunde und Verwandte — beide waren Enkel Rudolfs von Habsburg, und im Jahre 1325 kam es zwischen ihnen zu einem seltsamen Abkommen, nach welchem ihnen beiden das Reich gehören und sie gemeinsam seinen Pflichten obliegen sollten: ein Vertrag, der aber eigentlich ein bloßes Projekt blieb und keine Rechtskraft erlangte. Im Jahre 1326 starb, erst in der Mitte der Dreißig, Herzog Leopold, die Seele der habsburgischen Politik, der im Bunde

mit Frankreich und dem Papst Ludwig bekämpfte: sein Tod konnte dem Verhältnis der beiden Könige nur förderlich sein. Übrigens trat Friedrich ganz in den Hintergrund: die Geschichtschreiber haben für ihn kein anderes Beiwort als das nichtssagende „der Schöne"; er war ein Fürst ohne eigene Gedanken und ohne Initiative.

Papst Johann hatte mittlerweile den Weg offener Feindschaft gegen Ludwigs Königtum betreten, und dieser neue Konflikt zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen weltlicher Ordnung und kirchlicher Usurpation gibt der Regierung Ludwigs ihre Bedeutung. Schon im Oktober 1323 schritt der Papst zum Angriff: an Gründen konnte es der kirchlichen Rhetorik bei den verzwickten und verworrenen Zuständen nicht fehlen. Ludwig hatte nach dem Sieg von Mühldorf auf Bitten Galeazzo Viscontis 1322 ein Hilfskorps nach Italien gesandt, wo Ghibellinen und Guelfen wieder miteinander kämpften, und das von letzteren belagerte Mailand entsetzt. Das genügte in den Augen des Papstes, der den Ghibellinen der Ketzerei beschuldigte, das Maß voll zu machen. Er forderte Ludwig bei Strafe des Bannes auf, binnen drei Monaten die Regierung niederzulegen, die ihm nicht rechtmäßig zustehe, da er die päpstliche Approbation nicht eingeholt habe. Der Exkommunikation, die der Papst 23. März 1324 aussprach, setzte Ludwig eine Appellation entgegen, in der er den unerhörten Schritt einer Verdammung ohne vorausgehendes Gehör, und alle übrigen Aufstellungen der päpstlichen Bulle beleuchtete und von einem allgemeinen Konzil als Heilmittel zur Herstellung des Friedens sprach. Beide Teile redeten von Ketzerei, die der Gegner schütze, und allerdings traten im Laufe dieses Streites auch wichtige theologische und kirchenrechtliche Fragen und wirkliche Ketzereien im päpstlichen Sinne zutage.

Der Streit um die Armut Christi, ob der Mönch ein Eigentumsrecht auf die Dinge der täglichen Notdurft habe, und was alles an geistlicher und theologischer Spitzfindigkeit sich daran hing, hatte die Bettelorden, Franziskaner und Dominikaner, entzweit, und unter den ersteren selbst eine radikale und spiritualistische Richtung hervorgerufen, die sich gegen den Papst selbst oder das Papsttum,

wie es gerade war, richtete. Als Ludwig endlich im März 1327 so weit war, den entscheidenden Zug nach Italien anzutreten, hatte er einen mächtigen Verbündeten an dem veränderten Zeitgeist, der nach reinlicher Scheidung des Geistlichen und des Weltlichen verlangte und in einem kurz zuvor erschienenen Buche, dem Defensor pacis des Marsilius von Padua und Johann von Jandün, einen kräftigen Ausdruck fand. Die Rechtshoheit des Staats, der weltlichen Gewalt, auch gegenüber der Kirche und dem Papsttum wird hier mit allem Nachdruck geltend gemacht, auch Fragen historischer Kritik tauchen auf, z. B. daß es nicht gewiß sei, ob der Apostel Petrus jemals in Rom gewesen. Das Buch war weit verbreitet, machte Eindruck und sein Verfasser begleitete Ludwig auf seinem Zuge nach Italien. Diese Romfahrt bezeichnet den Höhepunkt der Regentenlaufbahn Ludwigs und würde auch einen Höhepunkt in dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen dem Recht des Staats und dem Unrecht der Kirche bilden, wenn sein Erfolg nicht von so kurzer Dauer gewesen wäre. Die ghibellinische Partei empfing Ludwig mit noch größerer Begeisterung als einst Heinrich VII; ihre Führer, die Visconti in Mailand, Can Grande in Verona, der geniale zum Herrscher geborene Castruccio Castracane, der „Signore" in Lucca, schlossen sich ihm an. Im Mai zog Ludwig in Mailand ein, und in San Ambrogio setzte ihm der schismatische Bischof von Arezzo, Guido von Tarlati, die eiserne Langobardenkrone aufs Haupt; Tuscien, Florenz gehorchten, von Pisa setzte er im Dezember seinen Marsch weiter fort, dem Papst Johann nur mit ohnmächtigen Protesten, Flüchen und Befehlen, die niemand befolgte — an den Türen des Doms zu Avignon angeschlagen —, wehren konnte. Am 7. Januar 1328 hatte Ludwig das Ziel, die Stadt Rom, erreicht.

Dort war die Stimmung durchaus gegen den Papst, der durch seine Residenz in Avignon die Rechte und die wirtschaftlichen Interessen der Stadt aufs tiefste schädigte. Man erinnerte sich in Rom, daß die Kaiserwürde zu vergeben von alters her ein Recht der Stadt und des Volks von Rom und nicht des Papstes sei, wie auch Marsilius in seinem Buche lehrte. Ludwig ging auf

diese radikalen Ideen vom Senatus Populusque Romanus ein: aus den Händen der vier Syndici der Stadt, einem Colonna an der Spitze, empfing er die Kaiserkrone; die Salbung mit dem heiligen Öl in der Peterskirche vollzogen zwei Bischöfe, die wie Ludwig und wie Guido von Tarlati und alle Welt hier im Banne waren. Man ging nun weiter und tat einen Schritt, der keine Versöhnung und keine Umkehr zuließ. Nach einem oberflächlichen Rechtsverfahren, das freilich der Papst sich überhaupt ersparte, wurde Jakob von Cahors — so nannten sie Johann nach dem französischen Städtchen, in dem er geboren war — wegen Ketzerei und Simonie abgesetzt und an seiner Stelle ein Franziskaner, also ein Mitglied des seit geraumer Zeit in scharfer theologischer Opposition stehenden Ordens, Pietro von Corvara, zum Papst gewählt, der sich Nikolaus V nannte, Mai 1328. Allein hier endigten die Erfolge. Der Mangel eigener Macht, die trotz der italischen Verbündeten und des Zuzugs aus Deutschland, zum Teil wohl des steten Geldmangels wegen, sich nicht hob, ließ sich nicht durch die auf diesem Boden besonders schwankende und unzuverlässige Volksgunst ersetzen: im August verließen der Kaiser und sein Papst Rom wieder. Ludwig verweilte allerdings noch länger auf italischem Boden. Einen Angriff auf Neapel und König Robert, das Haupt der welfischen Partei, konnte er jedoch bei der Zerfahrenheit und Unberechenbarkeit der politischen Verhältnisse Italiens nicht wagen. Nachdem er sich noch eine Zeitlang in Pisa und in der Lombardei aufgehalten und hier die vom Papste gebannten Häupter des Minoritenordens, — dessen General, Michael von Cesena, und den Schüler des Duns Scotus, Wilhelm von Occam, — um sich versammelt hatte, kehrte er im Dezember 1329 nach München zurück, wohin ihm auch Occam folgte.

Hier in Deutschland, in dieser Welt von Fürsten und Bischöfen und Städten, hatte, wie sich denken läßt, während der Abwesenheit Ludwigs in Italien die Intrige nicht gefeiert. Indes war der Plan, einen Gegenkönig gegen ihn aufzustellen, nicht zur Reife gekommen: und Ludwig traf die Lage nicht wesentlich verändert.

Im Januar 1330 starb auf Burg Guttenstein in Steiermark

der unglückliche König Friedrich, der unbedeutend und von schwerem Körperleiden heimgesucht ihm längst nicht mehr gefährlich, aber doch unbequem und für manche Gelegenheiten ein Hindernis war. Mit diesem Todesfall beginnt der zweite Teil von Ludwigs Regierung, der namentlich bemerkenswert ist durch die Wendung, welche die kirchlichen Dinge nahmen. Der kaiserliche Titel, den Ludwig aus Italien mitbrachte, war doch nicht ganz wertlos, und seine königliche Macht war jetzt ganz unbestritten: seine Stellung gegenüber dem Papst Johann, der im allgemeinen allerdings in Deutschland als der rechtmäßige galt, schadete um so weniger, als der aufgestellte Gegenpapst, Nikolaus V, sich nicht hatte halten können und reumütig noch im Jahre 1330 zur Obedienz Johanns zurückgekehrt war. Der Bann aber, unter dem Ludwig stand, war doch ein schon zu häufig angewandtes päpstliches Kriegsmittel, um noch sehr große Wirkung zu üben, und die anderen, das Interdikt — das Verbot des Gottesdienstes, das der Papst jahrelang auf alle deutschen Diözesen legte, die dem Kaiser treu waren, eine Maßregel, die uns heute kaum recht faßbar erscheinen will, wenn wir bedenken, daß sie von dem obersten Haupte der Kirche selbst verhängt wurde, — wurde mit Notwendigkeit umgangen oder nicht beachtet und hatte vielfach eine Folge, welche auf die Dauer dem Papsttum selbst den größten Schaden brachte. Ganz unwirksam war das Mittel, das Kreuz gegen den Kaiser zu predigen. Aber Ludwig verfolgte keine konsequente Politik. Seine Stellung und manche Pläne, die er hegte, machten ihm eine Aussöhnung mit dem Papst wünschenswert, und er selbst fühlte sich unbehaglich unter dem päpstlichen Spruch, der ihn von der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß. Und doch war er in günstigerer Lage als irgend ein deutscher König vor ihm. Von Frankreich her war wenig zu besorgen, da hier seit 1328 die ältere kapetingische Königsreihe ausgestorben war, die Nachfolge des Hauses Valois aber von England angefochten wurde. Die Gleichgültigkeit aber, mit der man namentlich in den städtischen Kreisen bereits dem Priestertum und seinen Anmaßungen gegenüberstand, kam dem Kaiser und seiner Macht wenigstens mittelbar zugute.

Mit den rivalisierenden imperatorischen Familien, den Luxemburgern und den Habsburgern, erhielt sich zunächst ein günstiges Verhältnis: im Einverständnis mit Ludwig nahm der Böhmenkönig Johann die Aufgabe auf, in Italien das Friedens- und andere Geschäfte zu machen; doch waren seine Erfahrungen hier nicht besser wie die Heinrichs VII und Ludwigs selbst. In allerlei Erbgangs- und Tauschgeschäften entzweiten oder vereinigten sich die Häupter dieser Familien, und namentlich das Heiratstiftungsgeschäft blühte. Man verlobte die Kinder im frühesten Alter und traf Abreden, noch ehe sie geboren waren. Bei dieser Lage und in diesem Durcheinander selbstsüchtiger Interessen spielte der vielanschlägige Böhmenkönig Johann eine Hauptrolle. Er arbeitete auch daran, Feuer und Wasser, den neunzigjährigen, aber noch in frischem Hasse glühenden Papst Johann und den Kaiser Ludwig zu versöhnen. In diesem Zusammenhang tauchte auch der Plan auf, daß Ludwig der Herrschaft entsage zugunsten eines anderen Gliedes des wittelsbachischen Hauses, Herzogs Heinrich von Niederbayern, den die Kurfürsten zum König zu wählen sich verpflichten würden. Indes daraus wurde nichts, und die Versöhnungsgedanken blieben unter Papst Johann ganz aussichtslos: und auch als 1334 dieses lange und unheilvolle Leben ein Ende hatte und mit Benedikt XII ein geistlicher gesinnter Mann den päpstlichen Stuhl bestieg, führten sie nicht zum Ziele.

Die kirchlichen Dinge traten einen Augenblick in den Vordergrund. Die Lage war jetzt dahin geklärt, daß die päpstlichen Ansprüche und der priesterliche Übermut nicht bloß mit den sehr dünn gewordenen kaiserlichen Rechten, sondern mit Macht und Recht der Territorialgewalten, vor allem der Kurfürsten, zusammenstieß. Zu diesen Territorialgewalten aber gehörten jetzt auch die zahlreichen Städte, in deren Mitte Wohlstand gediehen war und damit zugleich Bildung, eine freiere Auffassung menschlicher Dinge, kurzum eine gewisse Aufklärung Einzug gehalten hatte, in denen überdies ein Kampf der alteingesessenen Geschlechter oder Patrizier und der plebejischen Elemente, der Zünfte, des Handwerks, der Zugewanderten, im Gange war, ein Kampf, in dem das demokratische Element schon siegreich vor-

drang. Hier entrüstete man sich über den heillosen Mißbrauch, den die Kirche, das hieß der Papst und die Hierarchie, mit den geistlichen Strafmitteln und mit so vielem anderen trieb. Die offenbare und namentlich die im Dunkel schleichende Ketzerei verbreitete sich und auch ein aufregender und weittragender theologischer Streit war im Gange, der auch auf die sonst gedankenlose Masse wirkte. Wir kennen ihn bereits: unter den beiden volkstümlichsten Orden war der des heiligen Franziskus von Anfang an der populärere, weil er an dem idealistischen Prinzip seines Stifters am folgerichtigsten festhielt. Die Franziskaner hatten Ernst gemacht mit dem Grundsatz evangelischer Armut, bis zu dem Grade, daß sie oder die Eifrigsten unter ihnen von keinerlei Eigentum oder Besitz für den Orden und seine Glieder wissen wollten. Die Frage erhob sich, welche sich zunächst wie eine theologische Doktorfrage ausnahm, ob das, was der Mönch zu seiner täglichen Notdurft brauche, als sein Eigentum betrachtet werden dürfe. Die verneinende Antwort gewann im Orden die Oberhand. Aber ein anderer und gefährlicher Gedankengang lag hier nahe und war auch in der Stille längst eingeschlagen: wenn Christus und die Apostel, auf deren Vorbild die Ordensregel sich berufen mußte, kein Eigentum besessen hatten, wie stand es dann mit dem Papst, den Kardinälen, den Bischöfen, mit dem ganzen weltlichen Prunk und Pracht der herrschenden Kirche? Der Radikalismus gab sich nicht zufrieden mit vermittelnden Entscheidungen, wie der, die schon im Jahre 1245 der Scharfsinn Innozenz' IV getroffen hatte, daß das Eigentumsrecht an das, was die Franziskaner zum Leben bedürften und zu diesem Zweck besäßen, der Kirche und also dem heiligen Stuhl zustehe. Es wurde nicht besser, als Johann XXII jene extreme Ansicht kurzweg für ketzerisch erklärte. Diese Opposition wirkte stark auf die Stimmung, und wir haben gesehen, wie der Kaiser in dem langen Streit mit Johann daraus Nutzen zog. In Deutschland war die Mißstimmung vermehrt worden durch das ganze Regierungssystem Johanns, die Maßlosigkeit seiner Sprache, die steten Übergriffe und Rechtswidrigkeiten bei erledigten Bischofssitzen, ob er nun seinen Willen durchsetzte oder,

wie meistens, den kürzeren zog, und endlich durch die Finanzkünste, mit denen er seine gierige Kasse auf Kosten der Christen füllte.

Johanns Nachfolger, sonst jenem sehr unähnlich, Benedikt XII, zeigte sich menschlich umgänglicher und zugänglicher, aber in seinem System und seiner Anschauung von der päpstlichen Gewalt unterschied er sich nicht von seinem Vorgänger; auch die Abhängigkeit von Frankreich, König Philipp VI, blieb. Die Versuche, die in den folgenden Jahren 1335—37 zur Aussöhnung gemacht wurden und bei denen Ludwig wenigstens in Worten sich aufs tiefste erniedrigte, rückten nicht von der Stelle und scheiterten zuletzt: entscheidend wurde dann die enge Verbindung, in die Ludwig im Jahre 1337 mit seinem Schwager, dem König Eduard III von England, trat, als schon der Krieg zwischen diesem und Frankreich unmittelbar bevorstand. Alles wirkte zusammen, daß endlich in Deutschland ein selbständiger Schritt von großer Tragweite getan wurde, um eine rechtlich unanfechtbare Stellungnahme gegenüber dem Papsttum herbeizuführen. Daß die Haltung des Papstes dem von den Kurfürsten erwählten König gegenüber schließlich deren eigene Rechte und Machtstellung in Frage stellte, war klar: eine Bewegung gab sich in Briefen und Botschaften zahlreicher Städte kund, die den Papst in Avignon drängen sollte, Frieden zu geben. Die schroffe Ablehnung, die Benedikt entgegensetzte, beschleunigte dann den letzten Schritt. Im Juli 1338 trafen die Kurfürsten — nur Johann von Böhmen fehlte — in Lahnstein zusammen, und zu Rhense, dem nahen Dorfe, wo die drei geistlichen Kurfürstentümer sich berührten, gründeten sie den Kurverein, der jene Beschlüsse von grundlegender Bedeutung faßte, in denen die Unabhängigkeit des deutschen Königtums und Kaisertums vom Papste mit dem Rechtssatz ausgesprochen war, daß, wer von den Kurfürsten oder ihrer Mehrheit zum König gewählt sei, nicht der Nomination, Approbation, Konfirmation, Beistimmung oder Autorität des apostolischen Stuhles bedürfe, um die Güter und Rechte des Kaisertums und den königlichen Titel anzutreten: Beschlüsse, die dann durch den im August zu Frankfurt zusammentretenden Reichstag als Gesetz des Reichs verkündet und durch

Annullierung der verhängten Exkommunikationen und Interdikte ergänzt wurden. Kaiserliche Befehle geboten bei strengster Strafe, daß allenthalben der Gottesdienst wieder aufzunehmen sei. So trat hier endlich die weltliche Gewalt dem kirchlichen, jedem christlichen und sittlichen Gefühl widerstrebenden Unfug gegenüber, wie schon zuvor an vielen Orten manche städtische Bevölkerung mit sehr drastischen Mitteln gegen die streikende Geistlichkeit vorgegangen war. Im September des gleichen Jahres erschien der englische König zum Besuch des Kaisers am Rhein: in glänzender Versammlung zu Koblenz, vor zahllosen Rittern und Herren, wurde er vom Kaiser zum Reichsvikar über das niederrheinische Land ernannt.

In Ludwigs Politik vermißt man durchaus den großen Zug — den Regenten, der die Kräfte, die in der Zeit liegen, zu begreifen und zu fassen und nach klar erkanntem Ziele zu lenken versteht oder wenigstens zu lenken strebt. In seinem Verhalten gegenüber dem Papst benützt er wohl die Opposition der Franziskaner und hat den Verfasser des Defensor pacis, welchen Papst Johann in der diesen Kreisen geläufigen Sprache eine Bestie aus dem Abgrund der Hölle nannte, in seiner nächsten Umgebung: aber er steht innerlich nicht über dieser doch schon nicht mehr jugendkräftigen Welt und ist so ängstlich als nur ein subalterner Priester bemüht, den Vorwurf der Ketzerei nicht auf sich kommen zu lassen. In seinem Bündnis mit England ist er unzuverlässig und nicht beharrlich; konsequent ist er nur in einem, was freilich in der ganzen damaligen Fürstenwelt an der Tagesordnung war und was Ludwig gerade auch seine kaiserliche Stellung und Pflicht, das Mißverhältnis zwischen dieser Pflicht und seiner Macht, fast als Notwendigkeit auferlegte, wie sehr es in seinen Einzelheiten auch einen der widerwärtigsten Züge damaliger Zeit bildet: in dem Streben nach Vermehrung jener seiner Macht und der seines Hauses. Es ist nicht möglich und wäre auch keineswegs lohnend, das einzelne der dynastischen Politik der drei Häuser Luxemburg, Habsburg, Wittelsbach, die Politik der tausend Anschläge und Reisen und Abenteuer des Böhmenkönigs Johann vorzuführen, den Kampf der beiden

ersten, Luxemburg und Habsburg, als 1335 Herzog Heinrich von Kärnten und Tirol starb und dann in einem Friedensschluß 1336 der Luxemburger das letztere Land für seinen Sohn Johann Heinrich erhielt, der mit der hinterlassenen Tochter Heinrichs vermählt wurde. Eine friedliche und legitime Erwerbung machte Ludwig, als im Jahre 1340 die niederbayerische Linie der Wittelsbacher ausstarb und nun die Stände alsbald ihn, den Kaiser und Herzog von Oberbayern, zu ihrem Fürsten wählten. Aber über Tirol kam es im Jahre 1342 zu einem Handel schlimmster Art, der den Kaiser mit dem mächtigen luxemburgischen Hause völlig entzweite und ihm auch wenig zur Ehre gereichte. Es war ein schöner Gedanke, dem vereinigten bayerischen Besitz noch die Grafschaft Tirol hinzuzufügen, die unter anderem auch den Vorzug hatte, einen leichten Zugang nach Italien zu eröffnen, eine Unternehmung, die Ludwig noch immer im Auge hatte. Der Gedanke hat, wie bekannt, noch in den napoleonischen Zeiten eine Rolle gespielt und ist damals vorübergehend auch verwirklicht worden. Nun war jene Ehe des schwächlichen Knaben Johann Heinrich mit der Erbtochter von Tirol eine äußerst unglückliche und vielleicht gar keine, und Margarete sehnte sich nach Befreiung von ihr: mit dem Namen Margarete Maultasch schleppt man dies unglückliche Weib durch die Blätter der Geschichte, obgleich es keineswegs sicher ist, ob der Name von der Häßlichkeit ihres Mundes oder von einem Schloß in Tirol herkommt. Ludwigs Sohn, der junge Markgraf Ludwig von Brandenburg, hatte kürzlich seine Gemahlin durch den Tod verloren und war also Witwer und frei: der kräftige und stattliche Mann wäre Margarete auch willkommen gewesen. Aber es war ein schwieriges Geschäft, die beiden zusammenzubringen, da, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was der Klatsch, auch der historische, von der Braut berichtet, der erkorene Bräutigam selbst nicht sehr eifrig bei der Sache sein konnte. Johann Heinrich selbst war schnell beseitigt: von einem Jagdauszug zurückgekehrt, fand er Tür und Tor verschlossen und eine unzufriedene Partei mit Margarete im Bunde vertrieb ihn aus dem Lande. Allein die Ehe mit dem Luxem-

burger war rechtlich unanfechtbar und demnach auch unlösbar, oder nur aus kirchlichen Gründen und mit kirchlicher, das hieß päpstlicher Macht lösbar: der neuen geplanten Ehe stand aber noch ein kanonisches Hindernis, nahe Verwandtschaft, im Wege. Aber rücksichtslos wurde der Plan durchgeführt: aus kaiserlicher Machtvollkommenheit mit mehr oder weniger plausiblen Gründen trennte Ludwig die Ehe und belehnte nach vollzogener neuer Ehe, Februar 1342, das junge Paar mit Tirol. Der Vorgang, wie begreiflich, machte großes Aufsehen und wurde fast überall aufs äußerste mißbilligt. Und merkwürdig genug war in der Tat die Argumentation, mit der die Sophistik des Kaisers oder der kaiserlichen Juristen ihn rechtfertigten. Wenn die Verwandtschaft der beiden, argumentierte man, wider göttliches Gebot sei, so könnte selbst ein Engel vom Himmel nicht von seiner Erfüllung dispensieren: ein solcher Dispens sei aber vom Papst oft genug erteilt worden: es handle sich also bloß um ein menschliches Statut, das in die Jurisdiktion des Kaisers falle. Wo die dynastische Begehrlichkeit ins Spiel kam, verschmähte man also auch solche Sophismen nicht, die seither im allgemeinen nur von geistlicher Seite angewendet worden waren.

Dieser unglückliche Handel machte zugleich jede Versöhnung mit dem Papst unmöglich und fügte dem luxemburgischen Hause eine tödliche Kränkung zu. Beide hatten nun dasselbe Interesse, und der böhmische König und sein Sohn Karl, der Markgraf von Mähren, übten ihren Einfluß in Avignon, wo im April 1342 nach Benedikts Tod ein Freund des Hauses, Clemens VI, zum Papst gewählt wurde, der noch schroffer als sein Vorgänger jeden Friedensversuch abwies und im April 1343 in einer Sprache, deren Maßlosigkeit nicht mehr übertroffen werden konnte, abermals die Exkommunikation über Ludwig aussprach. Noch gelang dem Kaiser eine Erwerbung für sein Haus. Im Jahre 1345 erlosch der Mannsstamm der Grafen und Herren von Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Hennegau: die Schwester des letzten der Grafen, Wilhelms IV, war die Kaiserin Margareta, Ludwigs Gemahlin, die dieser dann als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes, also Wilhelms V, mit dem Nachlaß ihres Bruders belehnte (1346).

Diese Verstärkung der kaiserlichen Macht diente nur dazu, die Elemente der Opposition zu vereinigen: auch der kluge und reichstreue Staatsmann, der seither in den Verwicklungen sich loyal gegen Ludwig verhalten hatte, Balduin, der Erzbischof von Trier, stellte sich jetzt im Gedränge zwischen dem Interesse des luxemburgischen Hauses, dem er angehörte, und dem des Reichsfriedens auf die feindliche Seite. So geschah der letzte Schritt, die Aufstellung eines Gegenkönigs, zu dem der Papst, der im April 1346 eine mit allen Verwünschungen, über welche das Arsenal der Statthalter Christi verfügte, geladene Bulle erließ, die Initiative ergriff. Über die Person war man einig: es war der Sohn des Böhmenkönigs Johann, da dieser selbst aus allerlei Gründen, auch weil er durch ungeschickte ärztliche Behandlung des Augenlichts beraubt war, nicht in Frage kommen konnte, Karl, Markgraf von Mähren. Dieser ging zu Avignon auf alle Bedingungen des Papstes ein, vermutlich mit dem zeitgemäßen Gedanken, davon später nur so viel zu halten, als er müsse. Demgemäß wurde er im Juli von fünf Kurfürsten — den drei geistlichen, der böhmischen und der sächsischen Stimme — gewählt. Allein Ludwigs Sache war noch keineswegs verloren, kaum ernstlich gefährdet. Die Kurfürsten, außer den nächstbeteiligten, waren zum Handeln wenig bereit und gerüstet und die französische Freundschaft half der Opposition nicht viel, da die Franzosen eben in jenem Jahre bei Crecy gegen die Engländer eine schwere Niederlage erlitten, in der der erblindete Böhmenkönig selbst im Kampf fiel, der Gegenkönig Karl verwundet wurde. Die allgemeine Strömung in Deutschland war dem Unternehmen durchaus abgeneigt, besonders in den Städten, in denen man Ludwig zu schätzen wußte, und sie ging gegen den Pfaffenkönig, als der Karl galt. Es kam aber nicht zur Entscheidung mit den Waffen. Eine mächtigere Hand griff ein: im Oktober 1347, in der Nähe seiner Stadt München, auf der Jagd, traf den dreiundsechzigjährigen Kaiser ein Schlagfluß: mit einem letzten Seufzer rief er die heilige Jungfrau, die süße Königin, an und verschied (11. Oktober 1347).

16. Entwicklung des Reiches unter den Kaisern aus dem luxemburgischen Haus.

Ludwig war bei vielem guten Willen und mancher löblichen Eigenschaft doch kein über ein bescheidenes Mittelmaß hinausreichender Herrscher: er hinterließ indes wenigstens in den Städten und namentlich unter dem niederen Volke ein rühmliches Andenken. Man wird sagen können, daß er der erste unter unseren Königen gewesen ist, der einigermaßen einen demokratischen Charakter trug und der dem aufstrebenden städtischen Leben Verständnis entgegenbrachte, obgleich er dessen Kräfte nicht in großem Sinn sich zunutze zu machen wußte. Rühmlich war, daß er der Durchführung der Landfriedensgesetze sich nicht versagte, die in dem wüsten Getriebe des Territorialismus besondere Wege erforderte. Im Jahre 1331 schlossen zweiundzwanzig schwäbische Städte und einige Fürsten einen großen Landfriedensbund, ebenso im Jahre 1338 die Städte Mainz, Straßburg, Worms und Speyer, desgleichen errichtete Ludwig im Jahre 1340 einen fränkischen Landfriedensbund. Auch die Vereinigung der norddeutschen Städte, an deren Spitze Lübeck stand, für die im Jahre 1344 der Name Hansa zum ersten Male in einer offiziellen Urkunde erscheint, unterstützte er einmal (1341) durch Zusendung einer kleinen Streitmacht, und es verdient Beachtung, daß er durch seine Politik im nördlichen Deutschland, in Brandenburg und in Holland, auch für das wittelsbachische Haus Fuß zu fassen wußte oder suchte.

Diese Politik, dem Königtum in Deutschland und dem Kaisertum, das hieß der Monarchie, wieder ihre wahre Bedeutung zurückzugewinnen durch Schöpfung und Organisation einer starken Hausmacht und eines regierenden Hauses war der einzige mögliche Weg, und er hat durch andere als wittelsbachische Hände, freilich erst

Ludwig der Bayer
Relief im ſtädtiſchen Muſeum zu Mainz

Kaiser Karl IV

Steinskulptur, ehedem an einem Patrizierhause der Stadt Nürnberg befindlich, jetzt im Kgl. Museum zu Berlin

ein halbes Jahrtausend später nach unzähligen Irrungen und Leiden auch zum Ziele geführt. Diese Politik fand ihren Meister in Ludwigs Nachfolger Karl IV (1347—1378), vielleicht dem klügsten, seiner Ziele bewußtesten und ihnen mit dem höchsten Grad von Folgerichtigkeit und Findigkeit in den Mitteln zustrebenden Politiker in der ganzen Reihe unserer Könige. Genial wie sein Vater war er ruhiger und stetiger und dessen liederlichem und unruhigem Wesen längst abgewandt: und jetzt, bei dem unerwarteten Tode des dreiundsechzigjährigen Kaisers stiegen seine Aussichten rasch. Er war, wie immer es geschehen sein mochte, schon gewählt, trug schon den königlichen Namen und er hatte, wenngleich nicht die öffentliche Meinung und nicht die Mehrzahl der Fürsten, doch fünf Kurstimmen für sich gehabt, er war vom Papst begünstigt und im Bunde mit Frankreich. Die wittelsbachische Partei jedoch — Erzbischof Heinrich von Mainz, Ludwig von Brandenburg, die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht, endlich Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, dessen Anspruch auf die Kurstimme mit dem von Sachsen-Wittenberg konkurrierte — fand, da der englische König Eduard III nicht geneigt war, die schwierige und undankbare Aufgabe zu übernehmen, für die auch sein Parlament nicht zu haben war, ihren Mann endlich in einem treuen Anhänger des verstorbenen Königs, Günther, dem Herrn der kleinen Grafschaft Schwarzburg, und sie wählte diesen am 30. Januar 1349 zum Könige.

Diese Herrlichkeit war kurz. Die Aufstellung des Gegenkönigs erwiderte Karl mit einem nicht sehr feinen, aber wirksamen Gegenzug. Die Feinde der bayerischen Herrschaft in der Mark Brandenburg, die um ihre Erbschaft gebrachten oder an ihr geschmälerten Vettern aus dem askanischen Hause, hatten ein Trugbild aufgestellt, einen falschen Waldemar, der dem echten, den man 1319 bestattet hatte — dem letzten askanischen Markgrafen, dessen Regiment im besten Andenken stand —, in seinem Äußeren ähnlich war und der bei der Unbeliebtheit des wittelsbachischen Regiments im Lande mit seiner Wundergeschichte, daß ihn eine Bußfahrt ins heilige Land die lange Zeit ferngehalten habe, Glauben und Anhang fand und von Karl IV auch wirklich anerkannt und mit der Mark belehnt wurde.

Ludwig, durch Karls überlegene Macht mürbe geworden, gab sich Mai 1349 besiegt und erkannte Karl als König an. Nun ließ man den falschen Markgrafen fallen, der aber doch für seine Person kein ganz schlechtes Geschäft machte — ursprünglich, wie man sagte, seines Zeichens ein Müller, Jakob Rehbock, wurde er, nachdem er seine Rolle ausgespielt hatte, von den askanischen Verwandten zu Anhalt, die das freilich ihrer eigenen Ehre schuldig waren, bis an sein Ende fürstlich gehalten. Seine Laufbahn ist immerhin für die Zeit charakteristisch, in der mit einem Trugbild dieser Art operiert werden konnte. Der arme Graf Günther war ein kranker Mann und eine in jeder Hinsicht traurige Figur; er entsagte um dieselbe Zeit gegen eine Abfindung mit Geld der undankbaren Krone und starb einige Wochen später zu Frankfurt (1349).

Es war ein Jahr großen Sterbens in Deutschland und einem beträchtlichen Teil des übrigen Europa: eine verderbliche Epidemie, von der erschreckten Welt der schwarze Tod genannt, hielt ihre Ernte und räumte schrecklich auf unter den Menschen jener Zeit, die in der Kunst, natürliche Ursachen solcher Übel zu erkennen und mit verständigen Mitteln zu bekämpfen, noch weit zurück waren oder noch kaum begonnen hatten: eineinhalb Millionen soll diese Pest in drei Jahren 1348—1350 dahingerafft haben. Das Unheil rief ein zweites und ein drittes hervor, welche die Zustände und die moralische Verfassung der Gesellschaft jener Tage kennzeichnen — die über alle Maßen scheußliche Verfolgung der Juden und die Prozessionen der Geißelbrüder. Dem Haß gegen die Juden, der dem religiösen Wahn und Aberglauben entsprang und der selbst in unseren Tagen bei den vielen seine Blüten treibt, die diesen Dämonen noch verhaftet sind, gesellte sich der Neid und die Begehrlichkeit. Ein von verkehrtem Idealismus eingegebenes Kirchengesetz verbot den Christen, Geld auf Zins auszuleihen, es verbot also, vom christlichen Bruder Zins zu nehmen, dem man doch gelegentlich Hab und Gut zu verwüsten kein Bedenken trug. Dies brachte das ganze wichtige und immer wichtigere Gebiet des Geldleihens und Geldhandels an die Juden, die sich von alters her darauf verstanden und an jenes un-

sinnige Gesetz nicht gebunden waren. Bei der Unsicherheit dieser Geschäfte und der Wahrscheinlichkeit häufiger Verluste mußten sie hohe Zinsen nehmen, und ihr bei der Mäßigkeit und den sonstigen wirtschaftlichen Tugenden des Volks steigender Reichtum reizte den neidischen Haß, der sich selbst in gewöhnlichen Zeiten in allerlei wilden Erzählungen gütlich tat und jetzt wiederum eine Gelegenheit fand, sich gräßlich zu entladen. Als die Krankheit näher herandrängte, erfand dieser Haß das Gerücht, ihre Ursache sei, daß die Juden die Brunnen vergifteten, und bald ergoß sich jeder Greuel, Brand und Mord in jeder Gestalt über das unglückliche Volk. Menschlichkeit der Regierenden, selten wie sie war, erwies sich machtlos, und nur der Eigennutz, der Vorteil, den die Regierenden aus den Geldgeschäften der Juden zogen, und deren Unentbehrlichkeit brachte geringen Schutz und für den Augenblick Einhalt.

Ein anderes Unheil, welches diese unglücklichen Jahre hervorriefen, waren die Fahrten und Züge der Flagellanten oder Geißelbrüder. Gegenüber der fürchterlichen Heimsuchung schienen die gewöhnlichen Mittel der kirchlichen Buße und Demütigung unter die gewaltige Hand Gottes nicht mehr zu genügen. Man suchte nach neuen, schweren Wegen der Selbstpeinigung und dem bot sich die längst als asketisches Mittel im einzelnen geübte Geißelung dar. Eine Bruderschaft der Geißler bildete sich und verbreitete sich weit; mit lebhaften Farben schildern uns die Chroniken der Städte, z. B. die von Straßburg, ihr Auftreten. An einem Tage des Jahre 1349 wird dort das Herannahen einer ihrer Prozessionen gemeldet: es sind etwa zweihundert, man läutet die Glocken ihnen zu Ehren: unter Vorantragen brennender Kerzen und kostbarer Fahnen ziehen sie ein, je zwei und zwei, in Mänteln und Hüten mit roten Kreuzen. Unter Gesang erreichen sie die Kirche, knieen nieder, lassen sich dann in Kreuzesform zur Erde fallen — „daß es klapperte" fügt der Chronist bei —, erheben sich nach einer Weile wieder und werden dann, zehn, zwölf, zwanzig von den frommen Bürgern wetteifernd nach Hause geladen und gut verpflegt: „und büttents (bieten es) in wol". Betteln durften sie nicht, auch mit keiner Frau reden,

sonst kostete es einige Geißelschläge mehr. Zweimal am Tage geschah das große Büßen: unter Glockengeläute, paarweise unter Absingung eines ihrer melancholischen Lieder

nu hebent uf die uwern hende, daz got dis grosse sterben wende, | nu hebent uf die uwern arme, daz sich got uber uns erbarme — —

ging es auf ein nahes Feld, sie entkleideten sich und legten sich in einem weiten Kreise nieder, in einer Weise, welche die Art ihrer zu büßenden Sünden andeutete. Ihr Führer oder Meister fing dann das Bußwerk an, rührte einen mit der Geißel: „stant uf durch der reinen martel ere“: der erhob sich, hinter dem Meister her, tat mit dem Nächsten, was mit ihm geschehen war, bis alle aufgestanden waren und nun noch die gemeinsame Geißelung mit Riemen, die vorne Knöpfe und Nadeln stecken hatten, unter allerlei Gesang sich vollzog. Dabei wurde wohl ein Brief vorgelesen, von einem Engel vom Himmel herabgebracht, mit seltsamem Inhalt — daß Gott die Welt ganz habe untergehen lassen wollen, seine Mutter und die Engel hätten ihn aber noch zum Erbarmen bestimmt. Den ordentlichen Geistlichen war nicht ganz wohl bei der Sache, sie fragten die Schwärmer wohl, wer denn den Brief beglaubigt, wer ihn besiegelt hätte?, erhielten aber nur die bedenkliche Gegenfrage zur Antwort, wer denn die Evangelien besiegelt habe? Daß damit von Anfang an viel Unfug sich verband und mehr und mehr sich steigerte, war diesem Treiben mit allen ähnlichen Äußerungen exaltierten religiösen Gefühls gemein. Er riß selbst Frauen und Kinder mit fort; nach und nach aber wurde man der Sache müde, und Papst und Bischöfe erließen ihre Verbote: auch die Stadt Straßburg wandte sich polizeilich gegen den Unfug und verordnete, sehr vernünftig, daß, wer sich geißeln wolle, der solle „sich heimelich in sinem huse geischeln“.

Karls Regierung ließ sich fürs erste gut an. Die Schwierigkeiten, die zu Anfang seiner Anerkennung entgegenstanden, konnten rasch beseitigt werden: die Verständigung mit den Wittelsbachern, den sechs Söhnen, welche Ludwig hinterlassen, und mit dem Hause Habsburg kam mehr durch Vertrag zustande als durch Krieg und

Blutvergießen, das Karl, wo es nicht nötig war, vermied. Im Jahre 1353 machte er eine umfassende Fahrt durch das Reich, und es konnte einem König, der doch immerhin über nicht geringe Macht verfügte, an Gelegenheit nicht fehlen, Ordnung und Friede zu stiften, und dadurch viele zu verpflichten. Das Testament seines Vaters Johann hatte nach der herkömmlichen üblen Sitte des deutschen Fürstentums das luxemburgische Erbe unter drei Söhne geteilt, und Böhmen mit Oberlausitz, dem Herzogtum Breslau und der Oberhoheit über die meisten der übrigen schlesischen Herzog- und Fürstentümer war Karl zugefallen. Er fand diese seine Erblande in sehr zerrüttetem Zustande. König Johann hatte über seinem unaufhörlichen Pläneschmieden und lockeren Leben seine Regentenpflichten arg vernachlässigt. Mit großer Einsicht und rühmlicher Energie setzte Karl hier ein, der mit dem Vater nur die hohe Begabung und unermüdliche Tätigkeit, aber sonst nichts gemein hatte. Er hatte die längste Zeit seines Lebens in Ländern höherer Kultur, Frankreich, Italien, zugebracht, wo er früh in alle Gänge damaliger Politik eingeweiht und in ernsthaftem Geschäft aufgewachsen war. Eine sehr glückliche Begabung hatte er durch Fleiß und ernsthaftes Lernen fruchtbar gemacht; in fünf Sprachen, rühmte man ihm nach, wisse er zu verkehren. Wir erhalten von ihm ein sehr individuelles Bild, wie nicht bei vielen unserer Könige: ein Mann von mittlerem Wuchs, nicht ganz gerader Haltung, dunklem Vollbart und Haupthaar, großen Augen; die Kleidung ernst und stets geschlossen. Man bemerkte an ihm eine Eigentümlichkeit, die er mit vielen Tätigen teilte, die zu langem Anhören weitläufigen Redens genötigt sind: während ihm ein Geschäftsfall, eine Bitte vorgetragen wird, schneidet er mit einem Messer einen Weidenstab in kleine Stückchen; man glaubte, er höre nicht zu, aber man täuschte sich, es war ihm nichts entgangen: in wohlerwogenen Worten gab er kurzen Bescheid. Man findet ihn in Erfüllung kirchlicher Pflichten äußerst korrekt, nicht ohne theologische Kenntnisse und selbst einer mystischen Richtung zugeneigt: aber wo sein Vorgänger nur der allgemeinen Richtung folgte und die Gedanken oder vielmehr die Empfindungen und Vorurteile der Menge teilte,

hatte Karl selbständig gedacht und war deshalb von diesen Vorurteilen und der gedankenlosen Unterwerfung unter das Papsttum frei. Er nahm die geistige wie die wirtschaftliche Hebung seines Landes sofort in die Hand und es gereicht ihm zum besonderen Ruhm, daß er den Zusammenhang, in dem beide stehen, völlig würdigte. Er gründete schon im Anfang seiner Regierung — 1348 — zu Prag nach dem Muster von Paris eine erste deutsche Universität, die alsbald ihre Anziehungskraft betätigte; er zog neben Gelehrten auch Künstler und Handwerker, deutsche Einwanderer nach Böhmen; sorgte für unverbrüchlichen Frieden im Lande, geordnete Verwaltung, gute Justiz; er verstand es, dem von der Natur reich ausgestatteten Lande seine Schätze zu entlocken, den Bergbau, den Weinbau, die Landwirtschaft überhaupt zu fördern, große Bauten, Verkehrswege, Brücken zu schaffen oder zu verbessern, neue Industrien einzuführen und, eine große und im luxemburgischen Hause sonst nicht einheimische Tugend, sich bei Gelde zu halten. Überall, aber ohne Gewaltsamkeit, machte sich die königliche Autorität im Lande fühlbar.

Kluge, nüchtern berechnende Politik zeigt auch sein Verhältnis zum Papste und zu den italienischen Angelegenheiten, deren Natur ihm früh gründlich bekannt wurde. Das Verhältnis zum Papste konnte nicht so günstig bleiben, wie es zu Anfang gewesen und wie es seinen persönlichen Beziehungen zu seinem einstigen Lehrer, jetzt Papst Clemens VI, entsprach. Wo eine Differenz entstand, was hier niemals ausbleiben konnte, übte er mit Virtuosität die eigenste Kunst der Kurie, die Kunst des Wortegebens und Versprechens: Verordnungen und Unterschriften konnte man von ihm haben, soviel man wollte, gelegentlich auch einen wirklichen guten Dienst, im übrigen war seine Maxime: Hinhalten, Zögern, Ausflüchte, Nichtstun. Er war klug genug, um zu wissen, daß die Kaiserkrone noch immer ein schätzbares und für einen deutschen König unentbehrliches Gut war, ein Mittel, Macht zu zeigen und zu erwerben: auch war noch ein anderes in Italien zu holen, Geld, wenn man sich der Parteien bediente, ohne sich ihnen dauernd zu verpflichten, und keine unmittelbare Macht beanspruchte. Zu tief in die Angelegenheiten Italiens

sich einzulassen, hütete er sich wohl. So glückte denn sein erster Römerzug, im September 1354 angetreten, aufs beste: alles huldigte, Privilegien und wertvolle Urkunden wurden ausgestellt und bezahlt; im Jahre 1355 erhielt er die eiserne Krone der Lombardei in Mailand, im April zu Rom, wo soeben das phantastische Regiment eines plebejischen Volkstribunen Cola Rienzi ein Ende mit Schrecken genommen hatte, die Kaiserkrone, die ihm ein päpstlicher Legat im Auftrag Innozenz' VI aufsetzte, der im Jahre 1352 auf Clemens gefolgt war. Schon im Juli war Karl wieder auf deutschem Boden angelangt: er hatte erreicht, was er gewollt und was erreichbar war.

Das folgende Jahr 1356 ist für die deutsche Geschichte bedeutungsvoll. Es ist bezeichnet durch ein Verfassungsgesetz, das nach mancherlei Vorbereitung und Verhandlung auf Reichstagen zu Nürnberg und Metz seine Gestalt erhalten hatte und hier im Dezember 1356 zum Abschluß kam: nach dem angehängten goldenen Siegel, das übrigens auch andere Urkunden tragen, führte es im Volke den Namen der Goldenen Bulle und blieb unter diesem Namen bis zur Auflösung des römischen Reichs dessen Staatsgrundgesetz. Vor allem regelt es die Wahl des Königs, zählt die sieben allein berechtigten Wähler auf, die drei geistlichen, Mainz, Köln, Trier, die vier weltlichen, den König von Böhmen, den Pfalzgrafen am Rhein, den Herzog von Sachsen-Wittenberg, den Markgrafen von Brandenburg, spricht die Unteilbarkeit der kurfürstlichen Territorien für die Wahlstimme aus und weist den Kurfürsten wertvolle Privilegien zu. Sie genießen höheren Rang als die übrigen Fürsten, besitzen das Bergwerks-, Salz- und Münzregal, das Recht, Zölle und Steuern wie herkömmlich aufzulegen: auch dürfen sie Juden halten (Judaeos habere) und haben das kostbarste von allen, das privilegium de non evocando und de non appellando — vom Spruch ihrer Gerichte findet keine Berufung an ein fremdes Gericht, nur in Ausnahmefällen an das Hofgericht des Kaisers statt. Einmal im Jahre sollen sie — zum erstenmal geschah es zu Metz — mit dem Kaiser zu gemeinsamem Rate zusammentreten, um die Vorlagen für den ebenfalls alljährlich zu berufenden Reichstag festzustellen: sie erhielten

also einen regelmäßigen Anteil an der Reichsregierung; bei allen wichtigeren Entschließungen sollte der Kaiser überdies gebunden sein, ihre Meinung in Form von „Willebriefen" einzufordern. Daneben wurden die Landfriedensordnungen und Gesetze bestätigt und ergänzt, gewehrt aber ward dem Bündniswesen der Städte, das, ein Instrument der Selbsthilfe, durch die Not erzeugt, mit der durch die gegenwärtige Verfassung gesuchten „Eintracht" im Widerspruch stand: es wurde das Pfahlbürgerwesen aufs neue beschränkt oder verboten — wer die städtischen Freiheiten genießen wolle, müsse corporaliter et realiter dorthin übersiedeln und daselbst seinen Hausstand (larem) haben. Von irgend welcher Beteiligung des Papstes bei der Königswahl, überhaupt vom Papst und entsprechend auch von der Kaiserkrönung ist keine Rede mehr. Es war ein ausschließlich deutsches, ein rein nationales Gesetz, und darin liegt seine große Bedeutung und das Verdienst Karls, seines Urhebers, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß die große Stellung, die hier den Kurfürsten eingeräumt wurde, verbunden mit der Gewährleistung einer fast unbeschränkten Landeshoheit in ihren Gebieten, die bald auch von den übrigen Landesherren angestrebt wurde, auf Kosten von Kaiser und Reich geschah. Daß der Papst, Innozenz VI (1352—1362), nur geringes Wohlgefallen an diesem Verfassungsgesetz hatte, ist immerhin begreiflich: dessen Tendenz, die geistliche Usurpation in ihre Schranken zu weisen, konnte ihm nicht verborgen sein. Die Maßlosigkeiten und unsinnigen Träume von allgemeiner Weltherrschaft waren mit einer solchen auf dem Boden der Wirklichkeit erwachsenen Rechtsordnung nicht vereinbar.

Wichtige Dinge und Entwicklungen vollzogen sich unter dieser Regierung im Süden und im Norden. Dort hatte sich der Bund der „Waldstätte" befestigt und erweitert: 1332 schloß sich Luzern, 1351, von Österreich bedroht, Zürich, 1352 Glarus und Zug, 1353 das mächtige Bern an, und die Verbindung wurde zum „Bund der acht alten Orte", der Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft: eine mächtige Position war dem Bürgertum und der Demokratie gegenüber dem Ritteradel und den ihm verbündeten

Mächten, dem Priestertum, dem Patriziat und dem Fürstentum gewonnen. In den Streit, der hier nicht ruhte und der im Jahre 1354 wieder eine österreichische Streitmacht des Herzogs Albrecht III gegen Zürich führte, griff Karl nicht ein; er wußte ohne Einmischung aus diesen Verhältnissen seinen Vorteil zu ziehen. Derselbe Gegensatz, Städte und Demokratie gegen das Ritter- und Fürstentum, waltete hier im Süden überall, und in den Städten selbst strebten die Plebejer, die Zünfte, gegen die alten Geschlechter, die Patrizier, — den aus Ministerialen, Grundbesitzern, Großkaufleuten gebildeten Stadtadel — mächtig empor. Indem die Beisassen, die Handwerker, ihre nach der Beschäftigung sich bildenden Genossenschaften weiter organisierten, Zünfte mit Zunftmeistern, eigenem Rechte und eigenen Heiligen bildeten, setzten sie allmählich auch den Zugang zum Schöffenamt und zum Rate durch, und schufen so eine neue, die städtische, bürgerliche Art der Freiheit. Eine besondere Färbung erhielten die Gegensätze in Schwaben, wo seit dem Aussterben des staufischen Hauses die Herzogswürde nicht wieder besetzt worden war und die Hoheitsrechte dem Reiche vorbehalten wurden, das sie durch königliche Landvögte verwalten ließ. Im Neckartal hatte sich inzwischen ein Fürstenhaus heraufgemacht und die Reichsstandschaft erhalten, das von einem Stammschloß oder sonstigen Besitztum den Namen der Württemberger führte; es war in jenen Tagen durch einen echten Kraftmenschen, den Grafen Eberhard (1344—1392), vertreten, dem seine sogar für jene stürmische Zeit auffallend zahlreichen Fehden und Kampfritte den Namen des Greiners oder Zänkers geschaffen hatten. Ihm standen auf der einen Seite einige Reichsstädte im Wege, wie Eßlingen, Reutlingen, Ulm, auf der anderen aber auch die Ritter von geringerem Besitz, die sich von Raub und Kriegsdienst nährten und sich gleichfalls zu größeren Genossenschaften und Ritterbünden zusammengeschlossen hatten. Karl IV hatte im Mai 1350 den älteren Bund der schwäbischen Städte aufgehoben; die endlosen Fehden des Greiners nötigten diese aber wiederum, in der Selbsthilfe ihr Heil zu suchen, und sie gründeten 1376 eine neue Städtevereinigung, den „Schwäbischen Bund“;

1377 lieferte dieser bei Reutlingen dem Sohn des Greiners eine Schlacht, in der die Städte siegreich waren. Diese Fehden haben der Poesie willkommenen und dankbaren Stoff gegeben, bieten aber für die Geschichte der Nation nur eben dasselbe Bild, das in tausendfacher Gestalt jene durchzieht. Auch die kaiserliche Macht, obwohl sie unter Karl neue Stärke erlangt hatte, konnte, an hundert Stellen zugleich ansetzend und darum notwendig zweideutig, hier nicht durchgreifen und versagte oft, wo sie nötig gewesen wäre, wie z. B. als im Jahre 1360 und wieder 1375 Massen verabschiedeter französischer Söldner das Elsaß mit allen Greueln der Verwüstung heimsuchten.

Übrigens war diese Politik Karls keine beschränkte, so sehr sie auch überall dem unmittelbaren und reellen Gewinn nachging, und auch die Verhältnisse im Norden ließ sie nicht aus den Augen. Hier waren wichtig die Mark Brandenburg, die Verwicklungen und Erfolge des Hansabundes und die Fortschritte des Deutschen Ordens.

Es gelang Karl, dank der verworrenen Verhältnisse im wittelsbachischen Hause, in dem der Hader nicht abriß, die Mark Brandenburg für sein Haus zu erwerben. 1373, im Vertrag von Fürstenwalde vollendete sich das längst im Gange befindliche Geschäft; die letzten der sechs Söhne Ludwigs, Otto und Friedrich, verzichteten gegen Belassung des Kurfürstentitels und eine stattliche Abfindung in Geld, und der Wechsel der Herrschaft geschah sehr zur Befriedigung des unter der Mißwirtschaft verwilderten Landes. Die gute Verwaltung und das Aufblühen Böhmens unter dem Regiment des Luxemburgers würden sich, so konnte man hoffen, auch den übrigen luxemburgischen Ländern, der Mark, Schlesien, Lausitz, mitteilen: Karls IV Besitz umfaßte die germanisch-slavischen Länder im Osten und Südosten des Reichs und war noch immer im Wachsen.

Die Kraft der Assoziation, wie sie im Schwäbischen Bunde zutage trat, machte sich in diesen Jahren am glorreichsten in dem großen Handelsbunde der Hansa geltend: er zog den Blick in Gegenden, die bis dahin hinter den Vorgängen und Entwicklungen im Süden zurückgetreten waren. Der Bund umfaßte nach und nach über achtzig Städte, große und kleine, und hatte sich um 1347,

die Zeit der Anfänge des luxemburgischen Regiments, in ein wendisches, westfälisches, gotländisches Revier gegliedert. Das erste, wendische, mit Lübeck als Vorort an der Spitze, umfaßte Gemeinden Niedersachsens, mecklenburgische, holsteinische, pommerische Orte nebst Hamburg und Bremen; das westfälische Revier mit Köln als Vorort umfaßte außer den Städten Westfalens auch einige nicht zum Reiche gehörige, wie Kulm, Elbing, Königsberg, Thorn, Braunsberg, Danzig, endlich auch eine Anzahl holländischer Orte; das gotländische Riga, Reval, Dorpat und Wisby auf der fernen Ostseeinsel Gotland. Der Handel blühte, der Wohlstand stieg, das Selbstbewußtsein dieses Bürgertums schwoll hoch und bei den großartigen Verhältnissen — denn ihr Handelsgebiet erstreckte sich von Nowgorod bis Lissabon — und dem weiten Horizont der Meeranwohnenden schlug auch die Parteifeindschaft zwischen Patriziern und Plebejern, Geschlechtern und Zünften, die in der süddeutschen Städtewelt waltete, hier keine so hohen Wellen: das aristokratisch-konservative Element überwog bei der Rolle, welche Reichtum und Besitz hier spielte. Obwohl zunächst nur ein Handelsbund war die Hansa doch, wie natürlich, zugleich eine politische Macht, die ihre auswärtige Politik hatte. Diese betätigte sie unter anderem gegen den dänischen König Waldemar IV, der, im Jahre 1360 zur Regierung gelangt, sein Reich aus dem Verfall wieder zur früheren Blüte zu erheben strebte. Hochdaherfahrend, gewalttätig nach Art der Dänen warf er sich im Jahre 1361 auf Wisby, das er eroberte und, wie sich von selbst versteht, ausplünderte: die hansische Kriegsflotte, vom Bürgermeister von Lübeck geführt, erschien im Sund: sie nahm Kopenhagen, erlitt aber dann 1362 bei Helsingborg eine schwere Niederlage und im Frieden 1365 blieb Gotland unter dänischer Herrschaft. Allein die Abrechnung ließ nicht lange auf sich warten. Im November 1367 war große Tagfahrt zu Köln, siebenundsiebzig Städte waren vertreten; hier wurde der Krieg beschlossen und der Erfolg war glänzend, die Rache vollständig. Den Städten gesellte sich der holsteinische Adel und der König Albrecht von Schweden, wiederum ward Kopenhagen

genommen, König Waldemar flüchtig: im Frieden von Stralsund 1370 mußten dem Bund seine Privilegien bestätigt und ihm auf fünfzehn Jahre zwei Drittel der Einkünfte aus dem Heringsfang von Schonen, dem großen Markt, überlassen werden — ein großer Triumph des deutschen Bürgertums und der Seemacht, die es sich geschaffen hatte. Es gibt dem weiten Blicke Karls IV und seiner Auffassung der Aufgabe, die ihm seine Stellung auferlegte, ein rühmliches Zeugnis, daß er Fühlung mit dieser aufstrebenden Macht suchte und ihrem Vorort Lübeck Gunst erwies. Im Jahre 1375 besuchte er mit seiner Gemahlin die Stadt, die seit Jahrhunderten keinen deutschen König und römischen Kaiser in ihren Mauern gesehen hatte. Zehn Tage dauerte der Besuch und in glänzenden Festlichkeiten erfüllte Lübeck alle Gerechtigkeit und trug seinen Reichtum zur Schau; aber dabei blieb es: eine nähere Verbindung mit dem Königtum, ein Protektorat, hätte leicht der hanseatischen Unabhängigkeit abträglich werden und die Städte in allerlei Händel der Reichspolitik und des dynastischen Interesses verstricken können.

Zu gleicher Zeit betätigte sich hier im Norden noch an anderer Stelle deutsche Kraft in der bedeutsamsten und zukunftreichsten Schöpfung der Kreuzzugsperiode, dem Staat des Ordens der deutschen Ritter im fernen Osten. Im Anfang des Jahrhunderts war hier ein bedeutsamer Schritt geschehen: der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen verlegte 1308 seine Residenz, den Sitz der Ordensregierung, von Venedig nach Marienburg an der Weichsel inmitten des Ordensgebiets. Im Süden gab es nach dem Falle von Akkon, 1291, neben den beiden anderen Ritterorden, den Templern und Johannitern, nichts mehr zu tun: hier im Norden war ein weites Feld fruchtbarer Tätigkeit eröffnet. Mit glücklichen Waffen machten die deutschen Ritter sich weiten Raum, nahmen Danzig und die Weichselmündungen in Besitz; im Jahre 1328 finden wir den genialen Abenteurer König Johann von Böhmen an der Spitze eines Heeres, in dem noch einmal Ideen und Interessen der Kreuzzüge lebendig waren, wie er dem Orden gegen die Litauer zu Hilfe zieht und dessen Sache auch gegen Polen und seinen

König führt. Von dieser Seite zeigte sich sehr sichtbar die Gefahr für das Land, das, obwohl die beste Erwerbung des Deutschtums, doch keinen Bestandteil des Deutschen Reichs bildete. In dieser Zeit gestaltete sich die Verfassung des Ordens aus: Ritter, Priesterbrüder, dienende Brüder: ein von den Rittern auf Lebenszeit gewählter Hochmeister an der Spitze, neben ihm die fünf Gebietiger, eine Art von Ministerium für die einzelnen Departements — des Schatzes, des Kriegswesens, der Krankenpflege —: Komture und über größere Besitzungen Landmeister verwalteten die Gebiete um die wichtigsten Burgen her. Das Land bevölkerte sich mehr und mehr mit fleißigen deutschen Einwanderern, es veränderte seine Gestalt, dreißig neue Städte wurden in kurzer Zeit gegründet und auch die obere Schicht der einheimischen slavischen Bevölkerung trat dem deutschen Elemente näher. Die Geistlichkeit, sonst allenthalben gleichmessender Rechtsordnung im Weg, bildete hier, von vornherein dem Orden als einer halbgeistlichen Macht zugewandt, kein Hindernis. Die vier Bistümer Samland, Ermeland, Kulm, Pomesanien wurden vom Orden oder unter seinem zwingenden Einfluß besetzt; er übte die Territorialhoheit überhaupt in energischer Weise und im allgemeinen durchaus zum Besten der Bevölkerung aus. Der Wohlstand hob sich, der Handel blühte, das Land schloß sich enge an die Hansa an und großes Geschäft in Getreide wurde gemacht. Ein Hauptverdienst kam dabei dem Hochmeister Winrich von Kniprode zu, der von 1351 bis 1382 regierte, eines der großen Verwaltungstalente, die in jener aufstrebenden Zeit überall Gelegenheit fanden, sich zu betätigen.

Ein Wort des späteren Kaisers Maximilian, das Karl als den Vater des böhmischen Landes und als den Erzstiefvater des Reichs bezeichnete, bestimmt mehr als billig das landläufige Urteil über Karl IV. Er hat aber mehr als viele der Herrscher vor und nach ihm die königliche Autorität oder den Einfluß des König- und Kaisertums in den Angelegenheiten des Reichs zur Geltung gebracht. Es war doch kein kleines, daß er in den Tagen von Nürnberg und Metz die sämtlichen Kurfürsten zu einem gemeinsamen Friedens-

und Verfassungswerk um seinen Thron versammelte: daß aber auch er, und mit größerem Glück, als vor ihm geschehen, die eigene Macht zu erweitern und zu verstärken trachtete, war natürlich und es tritt stärker hervor, seitdem ihm im Jahre 1361, nachdem mehrere Töchter vorausgegangen, ein Sohn geboren wurde: der älteste, Wenzel. Es gelang ihm, mit dem habsburgischen Hause zu dauerndem Frieden zu gelangen. Im Jahre 1363 starb die wittelsbachische Herrschaft in Tirol mit dem Sohne der Margarete Maultasch und des Markgrafen Ludwig, Meinhard III, aus, und Karl verhalf den Habsburgern nunmehr selbst zum Besitze von Tirol: im Jahre 1364 führte die Freundschaft zwischen den beiden Häusern zu einem der berühmten Erbverbrüderungsverträge, welche diese dynastische Politik charakterisieren, nach denen beim Aussterben des einen der vertragschließenden Häuser das überlebende es beerbte. Es war dabei einstweilen für das luxemburgische wie für das österreichische Haus keine Gefahr: es fehlte beiden nicht an Söhnen und Töchtern, und das Verlobungsgeschäft wurde auch mit andern Häusern, dem hohenzollernschen z. B., schwunghaft betrieben, der Sohn Karls aus seiner dritten Ehe aber, Sigismund, wurde mit einer Tochter des Ungarnkönigs verlobt, der keine Söhne hatte. Umsichtig und ein guter Rechner, verschmähte Karl auch die kleinen Mittel nicht, erwarb allenthalben Güter und Herrschaften und nutzbare Rechte für sich und sein Haus. Von den sieben Kurstimmen verfügte er mindestens über zwei oder drei sicher und die übrigen waren zu gewinnen: so konnte er trotz der Bestimmungen der Goldenen Bulle daran gehen, seinem politischen Werke den Schlußstein einzufügen, und — was seit einem Jahrhundert nicht mehr gelungen war und schon ganz aussichtslos schien — die Festsetzung der Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause betreiben durch die noch bei seinen Lebzeiten vorzunehmende Wahl seines ältesten Sohnes Wenzel zum römischen König.

Dies Projekt berührte, obwohl mittlerweile die Grundsätze des Kurvereins von Rhense Reichsgesetz geworden waren, doch auch notwendig sein Verhältnis zum päpstlichen Stuhle, den, seit 1362

Innozenz gestorben war, Urban V einnahm. Auch hier bewährte Karl sich als klugen Politiker, der nichts mit Gewalt erzwingen wollte, was sich mit Geduld und Geschick und dadurch erreichen ließ, daß man verschiedene Interessen gegeneinander ausspielte und dabei im gelegenen Augenblick das eigene wahrnahm. Eine Karte in diesem Spiel war, daß die französische Macht seit der unglücklichen Wendung, die der Krieg mit England nach der Niederlage von Maupertuis im Jahre 1356 genommen hatte, wenig sich geltend machen konnte, eine zweite, daß die öffentliche Meinung und Stimmung in Italien längst die Residenz der Päpste in Avignon ungern ertrug und die Rückkehr des Papstes nach Rom verlangte. Diesen Gedanken, dem Urban selbst nicht fremd war, machte Karl zum seinigen und in der Tat kehrte Urban nach Rom zurück und verweilte, als Karl im Jahre 1368 seine zweite Romfahrt unternahm, längere Zeit mit ihm in der heiligen Stadt, in der Karl nicht die üblen Erfahrungen machte wie so mancher seiner Vorgänger. Dieser zweite Romzug hatte für Deutschland geringe Bedeutung. Er geschah nur, um die kaiserliche Autorität einmal wieder in Italien zu zeigen. Der Versuch, Guelfen und Ghibellinen, den Papst und das große Ghibellinenhaus der Visconti in Mailand, zu versöhnen, gelang nicht, und als Barnabo Visconti alsbald in die alten Bahnen zurücklenkte und Übergriffe beging, sprach Karl zwar, gefällig gegen die Wünsche des Papstes, die Reichsacht gegen ihn aus, ließ es aber bei dem Kraftwort bewenden, ohne ihm Nachdruck zu geben. Schon 1370 kehrte Urban nach Avignon zurück, ein Briefwechsel über den Plan der Wahl Wenzels begann seit 1375: und der Papst glaubte seine Einwilligung an sehr weitgehende Forderungen knüpfen zu können. Er verkannte, daß diese Zeiten vorüber waren, Karl hielt ihn in seiner Weise mit Versprechungen und Worten hin und brachte den Handel mit den jetzt entscheidenden Faktoren, den Kurfürsten, ins reine, bis er den Papst — es war seit 1370 Gregor XI — mit der Mitteilung überraschen konnte, daß diese sich geeinigt hätten und die Wahl demnächst stattfinden werde. Sie erfolgte, nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten, einstimmig im

Juni 1376 zu Frankfurt, die Krönung zu Aachen im Juli: man gab dem Papst noch einige gute Worte, indem man ihm die Wahl mitteilte, und ein Versteckenspielen und nachträgliches Feilschen mit Worten — approbatio, favor, gracia, favor et assensus, benevolentia, Billigung, Gunst, Gnade, Gunst und Zustimmung, guter Wille — nahm seinen Gang. Die Tatsache aber war, daß die Königswahl von den nach dem Gesetz des Staates, der Nation, berufenen Wählern ohne Zutun der fremden kirchlichen Macht geschehen war. Im Jahre 1377 kehrte Gregor XI nach Rom zurück, die „babylonische Gefangenschaft" hatte ein Ende, aber nur um einer weit tiefer gehenden Zerrüttung zu weichen und auf kirchlichem Gebiete eine Kette von Ereignissen zu eröffnen, deren Tragweite unabsehbar war: Ereignisse, die uns zwingen, den Blick auch auf außerdeutsche Länder zu richten.

Sie waren schon im Gange, als Kaiser Karl IV im November 1378 zu Prag verschied. Wenn das Bild dieses höchst tätigen und fähigen Regenten im Gedächtnis der Nation und in den Überlieferungen ihrer Geschichte sich weniger bedeutend abhebt als die Gestalten der staufischen und anderer früheren Herrscher, so mag der Grund darin liegen, daß die dreißig Jahre seines politischen Lebens kaum durch eine einzelne Großtat bezeichnet sind, sondern sich in eine Reihe mit kluger Berechnung begonnener und meist auch erfolgreich durchgeführter Unternehmungen auflösen: auch wohl darin, daß in dieser Zeit der Blick weniger auf den obersten monarchischen Mittelpunkt als auf die bunten Gestalten der mannigfach bewegten Welt der Peripherie, der Territorien, sich richtet. Gleichwohl reiht sich Karl IV nicht unwürdig den größten Herrschergestalten unserer früheren und späteren Geschichte an. Über seine Länder hatte er in der Weise verfügt, daß sein ältester Sohn Wenzel, der gekrönte König, Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz, der zweite, Sigismund, damals zehn Jahre alt, die Mark Brandenburg mit der Kur, der jüngste, Johann, die Niederlausitz und einige Stücke Schlesiens, Görlitz, Schweidnitz, erhalte; für die Söhne seines verstorbenen Bruders Johann: Heinrich, Jobst und Prokop, blieb die Markgrafschaft Mähren, und ein noch lebender Bruder

Wenzel war im Besitz des Stammlandes, der Grafschaft Luxemburg oder Lützelburg. Karl war zweiundsechzig Jahre, als er starb.

Mit achtzehn Jahren trat Wenzel (1378—1410) das Reich an. Sein Vater hatte ihn früh, sehr gegen Neigung und Natur der Jugend, in seine eigene unruhige, unermüdliche Tätigkeit, die Geschäfte der Kanzlei, hineingezogen, und diese Schule war nicht ganz ohne Frucht geblieben; er war nicht fremd in der Welt, in der er jetzt selbständig eine große Rolle spielen sollte. Auch fehlte es dem jungen Manne nicht an Verstand und dem, was man guten Willen nennt: er galt für gutmütig, wo ihn nicht der Jähzorn oder der Trunk überwältigte, dem er allmählich anheimfiel. Allein er verlangte sich für den Zwang, unter dem seine Jugend gestanden hatte, zu entschädigen; von der Arbeitsamkeit seines Vaters war er weit entfernt, und mit großer Leidenschaft gab er sich der ritterlichsten Art geschäftigen Müßiggangs, der Jagd, hin, über der er auch das Fasten und sonstige religiöse Pflichten verabsäumte, denen Karl mit größter Geflissenheit und vielleicht einiger Berechnung obgelegen hatte. Gleichwohl gingen die Dinge im ersten Jahrzehnt der Regierung Wenzels nicht ganz schlecht.

Das Ereignis, welches den nächsten Entwicklungen ihre Farbe gab und ihren Gang bestimmte, lag auf kirchlichem Gebiete. Papst Gregor XI, der seinen Sitz nach Rom zurückverlegt hatte, war dort im März 1378 gestorben. Unter dem Zwang der Bevölkerung, die mit Nachdruck die Wahl eines Italieners verlangte, wählten die Kardinäle im April den Erzbischof von Bari, der sich Urban VI nannte — dem Volk der Hauptstadt, Urbs, zu Danke, wie man annimmt. Aber er war kein Mann nach dem Herzen der Mehrheit der Kardinäle, namentlich nicht der französischen. Das heilige Kollegium war nach dem ganzen Gang, den die kirchliche Entwicklung im letzten Jahrhundert genommen hatte, vom Geist und Getrieb der Welt erfaßt; die Kardinäle waren große, vornehme Herren geworden und hatten die heitere und freiere Lebensweise, die prächtigen Villen und Paläste in dem sicheren Avignon lieb gewonnen. Der neue Papst, ein Eiferer von beschränktem Blick,

zögerte nicht, diesem Weltsinn gegenüber die asketische Strenge der guten alten Zeit hervorzukehren: der Übergang geschah zu rasch und zu schroff und jede Reform findet leidenschaftliche Gegner: genug, die Mehrheit der nicht italienischen Kardinäle, zwölf von sechzehn, fand sich in Fondi, einem Städtchen am Garigliano, zusammen, erklärte die Wahl Urbans für ungültig, da sie unter Zwang geschehen sei — sie war in der Tat unter starkem Tumult vor sich gegangen — und wählte an seiner Stelle einen Franzosen, den Kardinal Robert von Genf, Clemens VII. Allein Urban behauptete sich, es kam sogar auf italienischem Boden zu offenem Kampf zwischen beiden und Clemens verlegte die Residenz nach Avignon zurück. Und bald teilte sich die Welt, und der große Riß in der Christenheit, das Schisma, klaffte: für Urban sprachen sich England und wenn auch keineswegs ohne Ausnahmen, aber überwiegend Deutschland und unter dessen Einfluß Ungarn sowie die nordischen Länder aus, für Clemens, wie natürlich, Frankreich, und im Gegensatz zu England Schottland. In anderen Ländern, Portugal, Aragonien und Kastilien, Neapel, Italien überhaupt, schwankte die Wage, oder die Anerkennung des einen oder des andern richtete sich nach sonstigen Konstellationen und Parteiverhältnissen.

Die Heillosigkeit dieses Zustands und die üblen Folgen, die sich bald genug geltend machten, kann man sich ausdenken. Man war aber weit genug fortgeschritten, um da und dort auch die letzten Konsequenzen aus einem so widerchristlichen Zustande zu ziehen — die Notwendigkeit einer gründlichen Reform: und heftige Angriffe richteten sich schon gegen die ganze Grundlage des kirchlichen Gebäudes. Der bemerkenswerteste dieser kritischen und polemischen Geister war ein Lehrer an der englischen Universität Oxford, John Wycliffe, der im Jahre 1324 in einem Dorfe Nordenglands geboren war und fast sein ganzes Leben in der Stellung eines Professors der Theologie in Oxford zugebracht hat. Man zählt ihn unter den sogenannten Vorläufern der deutschen Reformation auf und er war ohne Zweifel deren bedeutendster. Er verdient aber nicht bloß deshalb eine Stelle auch in der Geschichte Deutsch-

lands, sondern vor allem darum, weil er die Ideen, die später in Deutschland und von Deutschland aus ihre höchste Kraft entfalten sollten, zuerst in klarer und bewußter Form ausgesprochen hat. Bei ihm zeigt sich deutlich, wie das Denken trotz der scholastischen Schranken, mit denen es umhegt war, in der Stille fortgeschritten war und nunmehr die Fundamente der Kirchenlehre selbst in Zweifel zu ziehen die Kühnheit fand. Vor allem war es die Lehre von der Transsubstantiation, die Wycliffe angriff, — die Lehre von der Verwandlung von Brot und Wein im Abendmahl in Leib und Blut Christi, unter Verbleib der Akzidenzien, Geschmack, Geruch usw., ein Wunder, gewirkt durch die vom Priester ausgesprochene Formel. Vernunft und Philosophie und heilige Schrift erhoben sich gleichmäßig gegen dieses Dogma, auf dem aber von Anfang an bis heute die Vorstellung von der Macht des Priestertums und also diese Macht selbst ruht. Die Verfechter des Kirchenglaubens mit allem ihm anhängenden Aberglauben und allen hochmütigen Prätensionen der Geistlichkeit gegenüber dem Laientum, König, Adel und Volk, waren die Bettelorden, die sich zu großem Verdrusse der Weltgeistlichkeit und der freieren Kräfte überhaupt auch in das Universitätsleben eingefilzt hatten und die nun hier in Oxford an Wycliffe einen unversöhnlichen und unerschrockenen Bekämpfer fanden. Einmal im Zuge fand dieser nicht weniges, was mit der heiligen Schrift im Widerspruch stand: vor allem die kirchliche Praxis selbst, die längst entartet diese Entartung nunmehr in dem eingetretenen Schisma in einer Weise kundgab, daß aller Welt die Augen übergingen. An den Universitäten, vor allem in Oxford und nicht minder in Paris, waren hervorragende Männer und nicht bloß solche von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform durchdrungen. Wenn man sich aber die Frage vorlegte, wer diese Reform in die Hand nehmen solle, so stieß man — und zwar in England und in Deutschland vor allem — auf das Hindernis aller Hindernisse, nämlich die falsche, ja unerträgliche Stellung, in der sich Priestertum und Laienwelt, Kirche und Staat gegenüberstanden, und dem religiösen Gesichtspunkt stellte sich als-

bald der patriotische und wirtschaftliche zur Seite. Der König, sagte Wycliffe, ist nicht Herr im Lande, der vierte Teil des Bodens ist im Besitz der toten Hand, der Bischöfe, der Klöster, der Geistlichkeit. Und von hier gelangte der Professor zu sehr weittragenden Erwägungen und Folgerungen. Die Reform ist notwendig: aber der Papst kann sie nicht machen, ist er ja doch selbst der Antichrist — in der Ausdrucksweise der Zeit —, das zeigt sich in der heillosen Verstörung der Kirche durch das Schisma. Aber auch das Heilmittel, an das man in solchen Zeitläuften am ehesten und jetzt immer lebhafter dachte, ein allgemeines Konzil, leuchtete diesem scharfen und unerbittlichen Denker nicht ein: es ist ein falsches Prinzip, evangelische Wahrheit durch Abstimmung festzustellen. Er tut einen kühnen Griff: mit allem Nachdruck wendet er sich dem Recht und der Pflicht der weltlichen Gewalten zu: sie, die domini temporales, müssen die Reform bewerkstelligen, und mit kühner Logik stößt er in diesem Zusammenhang die ganze Grundlage der hierarchischen Zwingburg um. Die Priester sind ihm Diener der Gemeinde, von dieser bestellt und durch sie absetzbar, ihre Kompetenzen ein Almosen, das die Gemeinde ihnen entziehen kann, wenn sie ihre Pflicht nicht tun. Man sieht, welche Saat einer großen Umwälzung hier ausgestreut wurde. Diese Ideen, in vielen Traktaten und einem Hauptwerk, dem Trialogus, ausgesprochen und von eifrigen Anhängern aus der Geistlichkeit selbst, den „armen Priestern", verbreitet, wurden freilich in England bald unterdrückt; doch starb der Urheber dieser Ketzereien auf seiner Pfarrei in Lutterworth, wohin er sich nach Verdammung seiner Lehre (1382) zurückgezogen hatte, ohne verfolgt zu werden (1384). Das Haus Lancaster, das damals den englischen Thron bestieg, ging Hand in Hand mit der Geistlichkeit, und im Jahre 1400 erfolgte eine Parlamentsakte, das Gesetz de comburendo haeretico, welches die Todesstrafe für Ketzer zum förmlichen Landesrecht machte. Es sollte sich bald zeigen, wie weit man damit noch die Entwicklung dieser auf Herstellung eines reineren Christentums gerichteten Ideen würde aufhalten können.

In Deutschland war von einer religiösen oder theologischen Bewegung dieser Art noch wenig zu spüren. Die Gedanken waren von den Verwicklungen in Anspruch genommen, welche der Streit der großen politischen und gesellschaftlichen Gegensätze, der Städte, Ritter, Fürsten und ihrer Assoziationen, hervorriefen. Die Fürsten und die Städte waren die vorwärtsschreitende Macht; sie vertraten die Ordnung und den Fortschritt; in den Städten — den großen Reichsstädten wie den Landstädten — schuf Handel und Gewerbe fleißig, und allen Hindernissen, den Entfernungen, den mangelhaften Straßen, den Zöllen, der Schwierigkeit, in der Fremde sein Recht zu finden, dem überall lauernden Land-, Fluß- oder Seeraub zum Trotz, unaufhörlich neue Werte, und auch die inneren Kämpfe zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen den Geschlechtern und den Zünften, förderten den Fortschritt. Mit dem steigenden Wohlstand, den Erlebnissen in der Fremde, den bestandenen Gefahren hob sich das Selbstbewußtsein, der Bürgerstolz, der Lokalpatriotismus, der durch die Verbindungen mit Gleichen nur weitere Nahrung erhielt. Das Verhältnis zu den Fürsten, den Territorialherren, war verschieden und wechselnd. Vielfach kreuzten sich die Interessen, wie z. B. das mehrfach und nachdrücklich verbotene und doch nicht unterdrückte Pfahlbürgertum anzeigt: doch wurde hier immer wieder eine Einigung versucht, und schließlich mußte sie auch gelingen, da doch beide, Fürsten und Städte, im Grunde dasselbe Interesse, nennen wir es das des territorialen Fortschritts, hatten. Das Interesse des Reichs, und also des Königtums, trat bei beiden hinter jenem zurück. Dagegen hatte sich der Ritterstand in einer Weise entwickelt, daß er wesentlich kulturhemmend und staatsfeindlich wirkte. Er hegte die Anschauungen und den Hochmut der früheren Tage, als er noch die erste Stelle in der Gesellschaft einnahm. Die vielfach auf ein bloßes Formenwesen hinauslaufende Rittersitte, die Einbildung auf das höfische Wesen und den Glanz der Turniere, die stolze Verachtung der bürgerlichen Kreise, die ganze Welt von Vorstellungen, wie die Kreuzzüge sie in höchster Entfaltung zeigten, war ihm geblieben,

aber in die neue Entwicklung der Gesellschaft und des Wirtschaftslebens, in deren Gefolge sich auch eine Veränderung der Wehrmachtsverhältnisse und der Kriegführung unaufhaltsam vollzog, die Werte erzeugende produktive Arbeit, die Bedeutung, die das Metallgeld für den wirtschaftlichen Verkehr erlangte, das Emporkommen der demokratischen und plebejischen Kräfte konnte er sich nicht finden und nicht einfügen, wenn auch viele einzelne aus seinen Reihen in den fürstlichen oder städtischen Dienst treten mochten. Ökonomisch ging der Ritterstand rapid zurück und auf mancher Burg mag auf gelegentlichen und augenblicklichen Überfluß längerer Mangel und Hunger gefolgt sein. Eine Hilfe lag oder schien auch für ihn in der Assoziation zu liegen: gegen die städtischen Verbindungen, gegen die Allianzen der Territorialherren erhoben sich auch ritterliche Bündnisse, wie im Jahre 1370 das der Martinsvögel und andere: neun Jahre später das bedeutendste, aus Herren und Rittern vom Rhein und der Wetterau sich zusammensetzende, der Löwenbund. Der Masse des Volks, den Bauern, war dieses Mittel versagt. Ihre Lage, wessen Untertanen sie sein mochten, ward schlimmer und schlimmer: nur ein letztes Mittel, die Auswanderung, der Zug nach dem Osten, war noch nicht ganz versiegt.

Ein bestimmtes politisches, geschweige gesamtdeutsches Ziel hatten diese Verbindungen nicht. Die stillschweigende Losung war, dem Gegner so viel Schaden als möglich zuzufügen. Einen Königsfrieden zu schaffen, der alle die Gegensätze unter einen Hut gebracht hätte, war unendlich schwer, weil keine Partei der anderen traute und sich jede lieber auf die Selbsthilfe verließ, wo sich dann der anarchische Zustand, der Kampf der Ordnung mit der Anarchie, der Anarchie mit der Anarchie endlos fortsetzte. Immer wieder schlossen sich, der Goldenen Bulle, welche solche Verbindungen untersagte, entgegen, die Städte zusammen, und eine empfindliche Niederlage erlitt, wie erwähnt, der Sohn des württembergischen Vorkämpfers des Fürstentums, Ulrich, im Jahre 1377 bei Reutlingen. Karl ließ die ernste Frage der Herstellung des inneren Friedens bei seinem Tode ungelöst zurück, und was ihm nicht gelungen, konnte dem

Nachfolger, obwohl er die Politik der Landfriedensverträge fortsetzte, noch weniger gelingen. Ein notdürftiges Kompromiß der streitenden Interessen kam durch dessen Verdienst im Jahre 1384 zustande zu Heidelberg, die sogenannte Heidelberger Stallung, die auch noch einmal im November 1387 erneuert wurde. Die beiden Hauptverbindungen, der schwäbische und der rheinische Städtebund, hatten sich im Jahre 1381 vereinigt, und im Jahre 1385 war zu Konstanz zwischen ihnen und einigen der Schweizerstädte, Bern, Zürich, Zug, Solothurn, ein Bündnis abgeschlossen worden, das von dem mächtigsten und kraftvollsten der Fürsten und dem gesamten Adel des oberen Deutschlands als Bedrohung ihrer Stellung aufgenommen wurde. Auch folgten bald feindselige Akte von seiten Luzerns, und Herzog Leopold von Österreich führte nun ein rasch gesammeltes Heer von Rittern und Soldknechten, im ganzen vielleicht viertausend Mann, heran. Am 9. Juli 1386, einem sehr heißen Tag, unternahmen die Ritter übereilt den Angriff auf die fünfzehnhundert Luzerner, Schwyzer, Unterwaldner, Urner bei dem Städtchen Sempach auf Luzerner Gebiet, mit der gewohnten Siegeszuversicht des Ritteradels gegen die Geburen. Sie bekam ihnen diesmal übel. Das Terrain war für die Ritter nicht günstig; ein Teil saß ab, schloß sich zu einer dichten Phalanx, einem Keil oder Spitz zusammen, sie waren aber in ihren schweren Rüstungen gegenüber den beweglichen Gegnern im Nachteile, sobald es gelang, an einer Stelle in den dichten Wald der vorgestreckten langen Lanzen einzubrechen. Eine spätere Nachricht schreibt das Verdienst, eine solche Gasse gebahnt zu haben, einem Unterwaldner, Arnold von Winkelried, zu, der, sein Leben daran gebend, mit starkem Arm einige der Speere zusammengefaßt und gegen seine Brust gedrückt habe: mit seinem Falle eröffnete er seinen Landsleuten den Zugang und gestattete ihnen den erfolgreichen Angriff; die Legende hat sich bei den späteren Geschlechtern behauptet. In dem heftig entbrennenden und mehr und mehr für die Ritter ungünstig sich entwickelnden Ringen kommt das Banner des Herzogs selbst in Gefahr und dieser reitet aus dem zweiten Treffen herbei, es zu

entledigen: in dem Getümmel wird er erschlagen. Das Fliehen beginnt, aber ohne Glück, da, als die Dinge mißlich wurden, die Knechte mit den Pferden das Weite gesucht hatten. Viele Hunderte von den edlen Herren — sechshundert gibt eine Quelle an — deckten die Walstatt. Von neuem war ein großer Sieg der Bürger über die Ritter- und Fürstenwelt erfochten und vermehrte den Schatz stolzer Erinnerungen des städtischen Patriotismus: mit unendlichem Selbstgefühl spricht er sich in dem Liede Halbsuters aus:

die biderben eidgnossen rufftend gott im himel an

in diesem Kampf des Stiers mit dem Löwen, der ihm seine Weide habe schmälern wollen:

also vertreib der stiere den löwen usz dem korn

oder mit einem weniger edlen Bilde: die Kuh hat dem, der sie melken wollte, den Kübel umgeschlagen und ihn „eins zum ore“ gegeben. Zwei Jahre später, im April 1388, erlitt eine ritterliche Streitmacht abermals eine Niederlage von den Glarnern bei Näfels, der dann im Jahre 1389 ein Friede mit den Österreichern folgte.

Allein den Sieg der Städte im großen, den nur gemeinsames Handeln aller hätte erringen können, entschieden diese lokalen Erfolge nicht. Fürsten und Städte hatten sich im Jahre 1387 auf einem Tage zu Mergentheim verglichen: jedoch ein grober Friedensbruch, eine Gewalttat des Herzogs Stephan von Bayern entfesselte den Kampf aufs neue, und im Jahre 1388 brachte der alte Feind der Städte, Graf Eberhard von Württemberg, bei Döffingen der Streitmacht des Schwäbischen Bundes eine vernichtende Niederlage bei. Den alten Haudegen hatte es nicht bekümmert, daß bei einer gefährlichen Wendung des Kampfes sein einziger Sohn Ulrich den Tod fand. Im November besiegte Pfalzgraf Ruprecht in der Nähe von Worms die rheinischen Städte: diese Verwicklungen, die man unter dem Namen des großen Städtekriegs zusammenfaßt, führten schließlich dazu, daß König Wenzel, der in jene sich nur wenig eingemischt hatte, zu Eger eine neue Landfriedensordnung ergehen ließ, in der die städtischen Bünde abermals verboten und die Aufnahme von Pfahlbürgern neuerdings

verpönt war. Während der selbstmörderischen Kämpfe im Süden des Reichs erhoben sich auch im Norden, gegenüber der Hansa und dem Deutschen Orden, drohende Wolken. 1386 trat der Großfürst Jagiello von Litauen zum Christentum über und vereinigte durch eine Heirat mit der Erbin von Polen, die mit Schmerz auf den ihr zuvor bestimmten Habsburger Wilhelm verzichtete, Polen und Litauen zu einem Reiche, und auch die drei skandinavischen Reiche, Dänemark, Schweden, Norwegen, strebten einer solchen Vereinigung zu, die 1397 als kalmarische Union ihren Abschluß fand.

Der Egerer Landfriede schuf allerdings so wenig als die bisherigen einen unverbrüchlichen Rechtszustand, geschweige etwas, was man einen deutschen Staat hätte nennen können, und er machte fernere lokale Bündnisse zu Landfriedenszwecken nicht überflüssig, sowenig als er den lokalen Fehden oder dem ritterlichen Raubwesen ein Ziel setzte: auch die neunziger Jahre sind davon erfüllt. Es hatte sich längst gezeigt, daß Wenzel seinen Friedensgeboten, wie ernstlich er es damit auch zu nehmen schien, keinen Nachdruck zu geben wußte. Mehr und mehr entglitten ihm die Zügel der Reichsregierung, die er nie wirklich zu handhaben gewußt hatte. Aber auch in seinem Erblande Böhmen brachte ihn sein meisterloses Wesen, seine Trägheit und Fahrlässigkeit in den Geschäften, sein Jähzorn und die Grausamkeit, die er dann ungebändigt walten ließ, in schwere Zerwürfnisse sowohl mit den Magnaten des Landes als auch mit der hohen Geistlichkeit, insbesondere dem Prager Erzbischof. Im Jahre 1393 kam es zu einem heftigen Konflikt mit letzterem, der dem Offizial des Erzbischofs, Johann von Pomuk, das Leben kostete. Der König ließ diesen in einem seiner Wutanfälle ohne Urteil an Händen und Füßen binden und von der Moldaubrücke hinab in den Fluß stürzen. Die Legende wob ihr Gewebe um das unglückliche Opfer, als wenn er der Beichtvater der Königin gewesen und des Königs Tyrannenzorn dadurch erregt hätte, daß er das Beichtgeheimnis der Königin treu gewahrt habe: kraft einer sehr wunderbaren Mythenentwicklung, mit der die Phantasie des Glaubens und des Aberglaubens sich neue Heilige schafft,

ist er der katholischen Welt zum Brückenheiligen geworden. Auch mit den übrigen Gliedern seines, des Luxemburger Hauses, stand Wenzel schlecht. Der eine Bruder, Sigismund, hatte mittlerweile die Mark Brandenburg an die Vettern von Mähren, Jobst und Prokopius, verpfändet, er selbst aber war seit 1386 König von Ungarn geworden; der jüngere Bruder Johann von Görlitz hielt zu Wenzel. Mit Sigismunds und der Vettern Wissen schlossen die Adeligen einen Herrenbund oder eine Verschwörung zum Sturze der Regierung Wenzels und nahmen ihn im Jahre 1394 gefangen, und auch als er durch das Drängen der deutschen Fürsten, denen diese dem Reich angetane Schmach doch zu viel war, seine Freiheit wiedererlangte, gingen die Dinge nicht besser. Alles mißlang; die Bestellung eines ständigen Reichsverwesers verweigerte Wenzel. Den Aufforderungen, ins Reich zu kommen und zum Rechten zu sehen, setzte er passiven Widerstand entgegen: zu den unzähligen Verwicklungen und Verwirrungen in dieser Welt fürstlichen und städtischen Egoismus, dem Hader und den Teilungen in den fürstlichen Häusern kamen die Zerwürfnisse im luxemburgischen Hause selbst, das Wiederaufleben der Sonderbündnisse dem Landfrieden zum Trotz, die neuen Komplikationen infolge des fortwährenden Schismas, selbst seine Bemühungen um Beilegung der kirchlichen Not, die ihn im Jahre 1398 zu einer Zusammenkunft mit König Karl von Frankreich nach Reims führten, seine Projekte einer Romfahrt, endlich die Verleihung des Herzogstitels von Mailand an den von ihm zum Reichsvikar ernannten Galeazzo Visconti — alles, Großes und Kleines, was in dieser verworrenen und verkehrten Zeit und Welt geschah, fiel auf Wenzel zurück und schädigte sein tiefgesunkenes Ansehen, das nur noch der königliche Name einigermaßen deckte, noch mehr: fast kann man es begreiflich finden, daß er schließlich die Welt gehen ließ, wie sie mochte, und sich mit dem Trinken tröstete, dem er mehr und mehr verfiel.

Die höchst unbefriedigende Lage Deutschlands im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts wurde noch durch ein Doppeltes geschärft und verwickelt: durch die Fortdauer der Spaltung im

Regiment der Kirche, des Schismas, und durch die schlimme Wendung, welche die politischen Verhältnisse im Südosten nahmen.

Das Schisma stand noch immer in voller Blüte, und die Gelegenheiten, ihm ein Ende zu finden, der Tod Urbans VI, des römischen (1380), und Clemens VII, des avignonischen Papstes (September 1394), wurden nicht benützt. Die Möglichkeit, durch Anerkennung des Überlebenden von den beiden Päpsten die kirchliche Einheit herzustellen, scheiterte an dem üblen Willen der beiderseitigen Kardinäle: in Avignon wurde Benedikt XIII, in Rom Bonifazius IX gewählt, und der abscheuliche Zustand dauerte fort, ja steigerte sich ununterbrochen, wo jeder der beiden Päpste den andern samt seinem Anhang zur Hölle verdammte, wo die Entdeckung von immer neuen, immer vielfältigeren und immer raffinierteren Mitteln, von den Gläubigen Geld zu erpressen, das, was man sonst Simonie nannte, die wichtigste Aufgabe der höchsten kirchlichen Autorität zu bilden schien, und wo durch dieses schlechte Vorbild die Gewissen der Gläubigen immer mehr verwirrt oder abgestumpft werden mußten.

Im Osten hatte sich zu alledem eine Gefahr erhoben, die fortan fast vier Jahrhundert lang wie ein schweres Gewölk über dem europäischen Leben hängen und auf die Geschicke Deutschlands von größtem Einfluß werden sollte — es waren die Fortschritte der osmanischen Türken, denen gegenüber sich das altersschwache byzantinische Reich nur mit Mühe noch hielt. In dem ewigen Krieg zwischen Orient und Occident war, wie wir gesehen, der Angriffsstoß abgeschlagen worden und schließlich völlig erlahmt, den die christliche Welt in den Kreuzzügen gegen den Islam geführt hatte: der Angriff ging jetzt wieder an den Orient über. Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatte sich in Kleinasien ein Turkstamm festgesetzt, der sich von dem in Ikonium residierenden Sultan auf die dort übliche Weise mit Weideland hatte belehnen oder besolden lassen, und der nach dem führenden Häuptling Osman den Namen der Osmanen trug. Er machte sich unabhängig; die Reichsgründung vollzog sich in der raschen Weise, wie orientalische Kriegerstaaten zu wachsen pflegen. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts griff die

Herrschaft der Osmanen nach Europa über; 1361 eroberte Murad I Adrianopel, 1389 besiegte er die Bulgaren und Serben in der großen Schlacht auf dem Amselfelde bei Kossowa, und sein Sohn, der ihm im gleichen Jahre folgte, nachdem Murad selbst in der Schlacht gefallen war, Bajazet I, setzte die Eroberung fort: seine Leute nannten ihn den Wetterstrahl, Il derim. In dem versinkenden griechischen Reich schaute man nach Westen um Hilfe aus. Der Herrscher aus dem Hause der Paläologen, Johannes V, selbst betrieb schon 1369 persönlich die Unterhandlungen mit dem Papst, welcher damals die einzige einheitliche Repräsentation der westlichen Welt war. Die große Schwierigkeit lag in jenen dogmatischen Differenzen, die uns jetzt unendlich klein und beinahe kindisch erscheinen — Ausgang des heiligen Geistes vom Vater, wie die griechische, vom Vater und vom Sohne, filioque, wie die abendländische Kirche lehrte, der Gebrauch gesäuerten oder ungesäuerten Brotes beim Abendmahl und ähnliches. Indes die Idee der Kreuzzüge, die, wie erwähnt, noch immer nicht ganz erstorben war und die ja auch an ein solches Hilfegesuch angeknüpft hatte, lebte einigermaßen wieder auf, da und dort wurden neue Kreuzzugspredigten vernommen. In die deutschen Verhältnisse griffen diese Dinge ein, weil die osmanische Heeresflut zunächst das ungarische Reich bedrohte: dessen Krone trug ein Luxemburger, Wenzels Bruder Sigismund, der Gemahl der Tochter des letzten vom Hause Anjou. Während der langen Regierung dieses letzten Herrschers, Ludwigs des Großen (1342—82), und durch sein Verdienst war das ungarische Reich in verhältnismäßig blühenden Zustand gekommen, und es gelang noch einmal im Geist der Kreuzzüge ein großes Heer zusammenzubringen, in dem französische, englische, burgundische, deutsche Ritter sich begegneten, zugleich mit magyarischen, walachischen, bulgarischen, serbischen Kriegern. Allein die Schlacht bei Nikopolis (1396) ging den Christen verloren; die ritterliche Tapferkeit des Abendlands brach sich an Bajazets wohlgesparter Reserve, mit Not entkam König Sigismund selbst. Von der Blutszene des folgenden Tags, wo der Sultan eine große Zahl von Gefangenen hinrichten

ließ, besitzen wir eine Erzählung von einem Augenzeugen, die uns zugleich, dem Historiker stets willkommen, das Bild eines gewöhnlichen Menschenlebens in jenen blutigen Zeiten vorführt, eines jungen Knappen, Hans Schiltberger aus München. Wie die übrigen wird er mit zwei andern der Gefangenen am Seil vorgeführt, seinen zwei Genossen schlägt der bestellte Henker die Köpfe ab, er erwartet das gleiche, als ihn ein Sohn Bajazets sieht und ihm Gnade auswirkt: er war sechzehn Jahre alt, und man tötete keinen unter zwanzig Jahren. Nach einem Leben voll Abenteuern kam er erst im Jahre 1427, längst verschollen, in seine Heimat München zurück.

Unzweifelhaft war die Persönlichkeit Wenzels sowohl diesen allgemein europäischen, wie den besonderen deutschen Verhältnissen und Fragen gegenüber ein ernsthaftes Übel, und man trat allmählich in den Kreisen der hohen Reichsfürsten, der Kurfürsten, der Frage der Absetzung eines so unfähigen Herrschers näher. Es dauerte geraume Zeit, bis man zum Entschlusse kam, und die Hauptschwierigkeit lag wohl in der Wahl eines Nachfolgers, für die unter den Fürsten sehr zahlreiche Kandidaten auf die Liste gesetzt werden konnten, an deren jedem manches zu loben und vieles auszusetzen war. Endlich im April 1399 war es so weit, daß die Kurfürsten von Mainz und von Köln und der pfälzische zu Boppard am Rhein Abrede nahmen; zwei weitere, Sachsen und Trier, wurden gewonnen, neben einigen anderen einflußreichen Fürsten, während die Stimmung in den Städten sehr begreiflicherweise im allgemeinen gegen die Absetzung war. Im August 1400 zu Oberlahnstein war eine letzte Zusammenkunft; zu ihr wurde auch Wenzel selbst entboten, auf den keine der früheren Mahnungen Eindruck gemacht hatte: am 20. wurde die Absetzung ausgesprochen, bei der es an Motiven und an Rechtfertigungsgründen nicht fehlen konnte, mochte nun die Rechtsfrage — ob die Fürsten, welche den König zu wählen das Recht hatten, ihn auch abzusetzen das Recht hätten — bejaht oder verneint werden. An der unzweifelhaft üblen Lage des Reichs, an den Mißständen und gemachten Fehlern trugen die Fürsten selbst allerdings wenigstens ebensoviel Schuld als der König.

Sie wählten zu Lahnstein, nachdem man lange gesucht, an seiner Stelle den Pfalzgrafen Ruprecht (1401—1410). Der mochte nun sein Heil mit der Lösung der verzweifelten Aufgaben versuchen, den Frieden im Reich und in der Kirche herzustellen, Rechte des Reichs in Italien zurückzugewinnen und zu ordnen, was sonst zu ordnen war: indessen setzte Wenzel in Böhmen, nachdem er seinen Bruder Sigismund zum Reichsvikar in Deutschland bestellt und damit das Interesse des luxemburgischen Hauses dem Namen nach gewahrt hatte, in ohnmächtigem Grimm dem, was geschehen, einen passiven, aber um so zäheren Widerstand entgegen. Wider Ruprechts Persönlichkeit war nichts einzuwenden: er war ein guter Regent seines Landes und galt für einen verständigen, energischen Mann von redlichem Wollen und zuverlässigem Charakter. Die Fürsten beeilten sich mit der Anerkennung nicht; auch die Städte Frankfurt und Aachen machten Schwierigkeiten, und die Krönung erfolgte im Januar 1401 in Köln statt in Aachen. Nachdem sich Ruprecht in Süddeutschland das nötige oder notdürftigste Ansehen verschafft hatte, brach er im September 1401 nach Italien auf, wohin die Gegner Galeazzo Viscontis, des Herzogs in Mailand und mächtigsten Mannes in Italien, sowie nicht wenige der Städte und Dynasten des Landes ihn riefen. Auch ihn blendete die Illusion, als wenn er durch die Erlangung der Kaiserkrone sein unsicheres Königtum in Deutschland würde befestigen können. Vom Reich ward ihm wenig Hilfe, obgleich auf einem Reichstag zu Nürnberg darüber verhandelt wurde; immerhin brachte er mit dem Geld der Mailand feindlich gesinnten Städte, namentlich von Florenz, eine stattliche Streitmacht von etwa fünfzehntausend Gewappneten zusammen, und zögernd, nach Art der Kurie, gewährte ihm auch der römische Papst, der von Deutschland anerkannte Bonifazius, die Approbation, was zwar nicht viel, aber in seiner Lage immerhin etwas bedeutete. Gleichwohl kam er nicht weit und sein Römerzug war die kläglichste dieser verfehlten Unternehmungen, die unsere Geschichte kennt. Er scheiterte hauptsächlich am Mangel an Geld; ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, mit drückenden Schulden belastet kam

Günther von Schwarzburg
Grabstein im Dome zu Frankfurt a. M.

König Wenzel
Miniature im Codex Gelnhausen (Stadtarchiv zu Iglau)

Grabmal des Königs Rupprecht und seiner Gemahlin
in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg

Ruprecht zurück und traf im Mai 1402 wieder in München ein. Sein Ansehen in Deutschland war durch dieses kostspielige und verfehlte Unternehmen nicht gestiegen. Zum Schaden gesellte sich der Spott: es ist ein trübseliges Geschäft, dem unfruchtbaren Ringen eines wackeren Mannes im einzelnen zu folgen. Die Feindschaft der Luxemburger, deren Haupt, der unfähige Wenzel, seine Krone hartnäckig festhielt, und mit dem er doch immer rechnen mußte, da neben oder hinter diesem, wenn auch gelegentlich gegen ihn, der fähigere Bruder Sigismund und der Markgraf Jost von Mähren, ein bösartiger Ränkeschmied, standen; die Verlegenheiten, die ihm das Schisma in der Kirche und dessen Rückwirkung auf die politischen Verhältnisse bereitete; die Schritte, die er für die Versorgung seiner zahlreichen Familie, Söhne und Töchter, tat — eine Rücksicht oder Hoffnung, die ihn vielleicht schon bei der Annahme der Krone bestimmt hatte —; die Gleichgültigkeit seines Anhangs; die stete Geldnot, der er nichts entgegenzusetzen hatte als die Überlastung seines eigenen Landes, und Versprechungen oder Verpfändungen, die ihm neue Unzufriedenheit schufen, — das alles stärkte und ermutigte die Gegner, die ohnehin jede Äußerung einer kräftigen Zentralgewalt und jeder Versuch hervorrief, zu einer solchen zu gelangen. So schlossen einige Fürsten und eine Anzahl Städte, unter ihnen Straßburg, Ulm, Reutlingen, unter dem Schein eines Landfriedensbündnisses im September 1405 zu Marbach einen Bund gegen das, was sie als Übergriffe ansahen oder was ihnen sonst von königlichen Geboten nicht gefiel. Ruprecht setzte dem keinen andern Widerstand als die Forderung eines rechtlichen Verfahrens entgegen: so quälte er sich weiter, bis ihn 15. Mai 1410 der Tod aus dieser verkehrten Welt abrief.

Dies ist nicht die Geschichte Deutschlands, und wird in noch späterer Zeit als die unsrige überhaupt nicht mehr als Geschichte, als etwas, was würdig wäre, im Gedächtnis der Allgemeinheit aufbewahrt zu werden, behandelt werden. Aber mittlerweile hatte in größerer Tiefe eine Bewegung begonnen, welche die europäische und weiterhin namentlich die deutsche Welt auf ganz neue Bahnen rufen sollte.

17. Die Konzilienbewegung. Kaiser Sigismund.

Die kirchliche Frage hatte sich unterdessen und mit durch die Machtlosigkeit und Unklarheit des deutschen Königs nur weiter verwickelt. Man suchte von verschiedenen Seiten her aus dem verzweifelten Engpaß des Schisma herauszukommen, aber vergebens, und nur ein Ausweg erschien zuletzt als möglich, die Berufung eines allgemeinen Konzils: ein Gedanke, der namentlich von den wissenschaftlichen Kreisen und deren Vertretern, den Universitäten, aufgenommen wurde. Diese hatten sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auf deutschem Boden sehr vermehrt: im Jahre 1348 war Prag begründet worden, 1365 Wien, 1386 Heidelberg, 1388 Köln, 1392 Erfurt, und im Jahre 1409 gesellte sich infolge der Wirren in Prag als die jüngste Leipzig hinzu. Allen aber leuchteten die beiden großen Lichter, Paris und Oxford, voran. Der Kanzler der Pariser Universität, Johann von Gerson, hatte mit allem Nachdruck auf jenes einzige Heilmittel, die Berufung eines allgemeinen Konzils, hingewiesen, das, meinte er, im Notfall — der hier so offenbar zutage lag — jeder Christ berufen könne. Das Konzil — das war die Kirche, die in ihrer Einheit trotz der augenblicklichen Vielheit der Päpste fortbestehe: er und der Bischof von Cambray, Peter d'Ailly, waren die Führer dessen, was man die liberale Partei in diesem großen Handel nennen könnte. Man versuchte wiederholt, die Einheit in der Kirche herzustellen, indem man zunächst beide Päpste zum freiwilligen Verzicht nötige. Das gelang nicht: sie machten Ausflüchte oder waren hartnäckig, und unterdessen wurde die Sache dringender durch die Verwirrung, welche das Schisma und die Parteiung in Böhmen hervorrief, von der sofort des näheren zu sprechen ist, und in die sich ein neues Element, der von England herüberdringende Radikalismus der Lehre Wycliffes

mischte. Eine Anzahl der Kardinäle aus beiden Obedienzen, des römischen Papstes, jetzt Gregors XII, und des avignonschen, Benedikt XIII, verständigte sich zu einem ungewöhnlichen Schritt: sie schrieben ein allgemeines Konzil aus, das dann auch am 25. März 1409 zu Pisa eröffnet wurde. Es war eine glänzende Versammlung, die hier tagte: man zählte, nach und nach eintreffend, nicht weniger als vierundzwanzig Kardinäle, Patriarchen, Bischöfe, Generale der großen Orden, Gesandte der Könige und Doktoren des kanonischen Rechts; die Kirchenversammlung ging mit Nachdruck gegen die beiden Päpste vor. Ihr Spruch entsetzte beide und noch im gleichen Monat Juni folgte die Wahl eines neuen, der sich Alexander V nannte. Da die beiden regierenden Päpste — Gregor, den noch König Ruprecht unterstützte, und der eigensinnige Benedikt —, wie natürlich, nicht wichen und sich ihrerseits mit Berufung von Konzilien wehrten, so hatte die Christenheit jetzt drei Päpste: die Kirche war ein Monstrum mit drei Köpfen, wozu dann alsbald das Reich ein Gegenbild lieferte.

Die kirchliche Parteiung hatte auch die Kurfürsten erfaßt, und die eine Partei — Trier, Pfalz, Brandenburg — wählte noch in dem Jahre, in dem Ruprecht gestorben war, am 20. September, den König von Ungarn, Sigismund, die andere, Mainz, Köln, Böhmen, Sachsen, im Oktober den alten Markgrafen von Mähren, Jost; und Wenzel, der diese Wahl billigte, hielt gleichwohl sein eigenes Königtum fest: drei Luxemburger, zwei Brüder und ein Neffe, standen also in dieser verworrenen Lage neben- und gegeneinander. Der letztere, Jost, zwischen dem und Sigismund die Führung der brandenburgischen Stimme zweifelhaft und streitig war, starb glücklicherweise schon im Anfang des folgenden Jahres, und auch die beiden Brüder verständigten sich im Mai des Jahres 1411: Wenzel überließ dem Bruder die Regierung des Reichs, und dieser verpflichtete sich dagegen, ihm zur Erlangung des Kaisertitels zu verhelfen. Und so, von beiden Parteien anerkannt und nochmals gewählt, trat Sigismund (1411—1437) die schwere Aufgabe und eine weltgeschichtlich in mehr als einer Beziehung bedeutungsvolle Regierung an — eine

Aufgabe, die er, der echte Enkel des abenteuernden Johann von Böhmen und klüger als dieser, nicht allzu schwer nahm. Ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit, geistvoll und geschickt jeden nach seiner Art zu behandeln, rastlos tätig, im Geschäft wie im Genuß nicht zu ermüden, hatte er, jetzt im sechsundvierzigsten Lebensjahr stehend, schon ein vielumgetriebenes Leben hinter sich. Noch als Knabe, wie erwähnt, mit der Erbin Ludwigs von Ungarn und Polen vermählt, hatte er die eine dieser Kronen, Ungarn, behauptet, war, Markgraf von Brandenburg und mutmaßlicher Erbe des kinderlosen Wenzel, im Besitze einer großen Hausmacht, die aber keinen Augenblick Ruhe verstattete und die außerdem von Osten her von dem gefährlichsten aller Feinde, den Türken, bedroht war. Seine Lage war verwickelt und erschwert durch den unberechenbaren und unfähigen Bruder und vor allem durch den Zustand der Kirche. Diese legte den Regierungen die Pflicht oder vielmehr die Notwendigkeit auf, sich für die Obedienz des einen oder des andern der gegeneinander stehenden Päpste zu entscheiden, woraus dann wieder, und zwar nicht bloß zwischen den Ländern, sondern auch innerhalb der Länder selbst, wie namentlich in Deutschland, nur zu leicht gefährliche Spaltungen und lästige Zerwürfnisse hervorgingen.

Es war nicht das Schisma allein, was einem Manne von der Bedeutung des neuen deutschen Königs die Ordnung dieser kirchlichen Fragen als erste und nächste Aufgabe zuwies, sondern der ganze Charakter der Zeit und Gesellschaft, wie er sich seit dem Ende der staufischen Zeit herausgebildet hatte. Die Veränderung zeigte sich auf allen Gebieten. Die Dichtung verlor ihr jugendlich-ideales Gepräge: noch wurden das Minnelied, das Lehrgedicht, die religiösen Gesänge weitergepflegt, aber wie über das Rittertum das Bürgertum den Sieg davontrug, so gewann in der Literatur die Prosa den Vorrang vor der Poesie: die Sprache des Volkes, die deutsche Sprache, drang in den öffentlichen und privaten Urkunden, in der Geschichtschreibung, in den zahlreich entstehenden Chroniken der Städte, endlich in der Predigt und Erbauungsliteratur siegreich vor; die Schulen, in denen Deutschland damals im allgemeinen

Dom und Severikirche zu Erfurt
Beispiel eines gotischen Stadtbildes

Burg Elz in der Eifel

keineswegs die erste Stelle einnahm, wurden allmählich, obwohl die Geistlichkeit noch immer ihren Platz und vorwiegenden Einfluß behauptete, von dem städtischen Regiment und den Landesfürsten in Obhut genommen und dadurch einigermaßen modifiziert; die fünf Universitäten, die im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auf dem Boden Deutschland gegründet wurden, zeigen doch, obwohl sie noch wesentlich kirchlichen Charakter trugen, daß auch in der Wissenschaft ein Umschwung sich vorbereitete. Auch die Kunst, in welcher der von Frankreich herübergekommene gotische Stil die ausschließliche Herrschaft errungen hatte und in dieser Zeit seine höchste Blüte erreichte, trat mit wachsender Energie in das Weltliche hinüber. Neben den Kirchenbauten, die in größeren wie in kleineren Städten in überreicher Fülle und Großartigkeit im Gang waren und in deren Durchführung das Bürgertum die Fürsten und Bischöfe abgelöst hatte, erhoben sich stattliche Rathäuser und umfassende Schloßbauten: der „schöne Brunnen" in Nürnberg, der gotische Ruprechtsbau des Heidelberger Schlosses, das Schloß der Ritter in Marienburg und so viele andere Werke, darunter auch die durch einen glücklichen Zufall der Zerstörung entgangene Burg Eltz nahe der Mosel, bezeugen es. Sowohl an den Kirchen- wie den Profanbauten fand auch die Plastik immer üppigere Verwendung, wenn auch Bildwerke von so vollendeter Schönheit, wie sie unter der ausgehenden Herrschaft des romanischen Stils an einzelnen Orten, in Naumburg, Freiberg, Bamberg, Straßburg, geschaffen worden waren, die Gotik nicht aufweist. Eine eigentümliche Erscheinung aber bilden nun gewisse satirische Ausfälle gegen den Klerus, die in allerlei versteckt angebrachten Karikaturen von den Baumeistern angebracht wurden — ein Zeichen, daß sich schon auch an den heiligen Stätten der Geist des Widerspruchs gegen das herrschende Kirchentum hervorwagt. Der kirchliche Sinn, der Glaube und der Aberglaube der alten Zeit war bei alledem noch ungebrochen. Die Fasttage, die Reliquienverehrung, das ganze gesellschaftliche Leben blieb in dieser Richtung und die neueste Erfindung der Päpste, die kirchlichen Jubeljahre, riefen massenhafte Pilgerzüge nach Rom. Auch keiner

der übrigen großen Wallfahrtsorte wurde vernachlässigt; die Stützen und Fundamente der Kirche und der Priestermacht im Bewußtsein der großen Menge, des Volkes im weitesten Sinne, die Sorge um das Heil der Seele und die Furcht vor dem Tode und dem Unbekannten jenseits des irdischen Lebens standen noch unberührt wie heute. Gleichwohl waren die Kehrseiten, die Schäden, die Fehler, die Laster klar genug und vor aller Augen: und die Ketzerei, das Symptom der Abwendung von der Kirche, nahm überhand, verbreitete sich an allen Orten und wurde mit gesteigerter Grausamkeit verfolgt. Die Scheiterhaufen verzehrten zahlreiche Opfer, und solche Ketzerverbrennungen waren dem Pöbel ein Fest und erschienen auch den Gläubigen höherer Ordnung als gerechte Sühne für die Beleidigung Gottes und seiner Kirche. Der Grimm über die Mißbräuche brachte es eben noch nicht bis zur Logik der Verwerfung des ganzen Systems, sondern nur bis zur Entrüstung über seine Träger, die Personen der Geistlichen, und hie und da wohl auch zur Klarheit über einige ihrer Ursachen: die Übel selbst aber drängten sich allen auf. Da war die schamlose Simonie, die, früher von der Kirche bekämpft, jetzt von ihr ausging; bei dem ungeheuren Geldbedürfnis der Kurie und, eine natürliche Folge, aller ihrer Organe war alles, Privilegien, Gnaden, Stellen, Anwartschaft auf solche für Geld zu haben; da war, damit zusammenhängend, Weltlust, Üppigkeit und Unzucht unter der Geistlichkeit und in den Klöstern, deren viele aufs schlimmste verwilderten, woran vielleicht die von wenigen bemerkte, bedenklich große Überzahl der Frauen gegenüber der männlichen Bevölkerung, unter der der beständige Krieg und die Fehde aufräumte, nicht ganz unbeteiligt war; da war überall Eigennutz, Grausamkeit, Rechtsbeugung, Gewalttat: und der Gesamteindruck dieser Folgezustände des Schisma, das die ethische Kraft, die in einer geglaubten Autorität noch immer liegt, vernichtete, war — und zwar nicht bloß bei tieferen Geistern, sondern nach und nach in den weitesten Kreisen — der, daß es so nicht weiter gehen könne, daß eine radikale Reform der Kirche, ihrer Verwaltung und ihrer Verfassung, daß eine Reform an Haupt und Gliedern notwendig sei.

Von großer Wichtigkeit und wohl auch für Sigismunds kirchliche Politik mitbestimmend war, was in Böhmen geschah. Hier war das religiöse Interesse besonders stark angeregt. Eine Reihe von ernsten und bedeutenden Männern hatte hier schon längst in Lehre und Predigt gemahnt und gestrebt, mit dem Christentum Ernst zu machen, und sich der Sittenlosigkeit in der Geistlichkeit, den Ränken der ihre Privilegien ausnützenden Bettelorden entgegengeworfen: in diesem Geiste wirkte etwa seit 1396, wo er den Magistergrad an der Universität erlangte, vor allem ein jüngerer und sehr wirksamer Prediger, Johannes Hus aus Hussinecz. Er war Rektor der Universität, Beichtvater der Königin, predigte unter großem Beifall in tschechischer Sprache an der jüngst gestifteten Bethlehemskapelle, war auch bei König Wenzel wohlgelitten, kam aber nach anfänglich gutem Einvernehmen in Konflikt mit dem Erzbischof. Seitdem durch die Heirat einer böhmischen Prinzessin mit dem König von England die Verbindung der Prager Universität mit Oxford noch lebhafter als zuvor geworden war, kamen von dort auch die Schriften John Wycliffes nach Prag, und hier riefen diese neuen Anschauungen, klar und folgerichtig gefaßt und ausgesprochen, ein lebhaftes Für und Wider hervor. Hus selbst, kein originaler Geist, aber ein Mann von Wahrhaftigkeit und Gewissen, war lebhaft angezogen durch die Schriften des Engländers und teilte im allgemeinen seine Richtung, doch war er noch zu sehr der kirchlichen Lehre zugetan, als daß er sich dessen Ansicht über die Brotverwandlung, seine schroffe Polemik gegen die Transsubstantiationslehre hätte aneignen können, während viele seiner Freunde, wie der Ritter Hieronymus, sich rückhaltlos zu Wycliffes Anschauungen bekannten. Dazu kam die Frage der Obedienz. Wenzel sagte sich, als das Konzil in Pisa in Aussicht stand, von Gregor XII los; dabei hatte er die Stimme der Böhmen an der Universität für sich, die der zahlreich in Prag studierenden Deutschen gegen sich. Dies führte mit Hilfe des Königs — Hus galt als Haupt der tschechischen Partei — zu einer Änderung des Statuts, nach welcher das Stimmenverhältnis sich umkehrte, künftig die Böhmen in den

Angelegenheiten der Universität drei Stimmen gegen die eine deutsche führen sollten, was dann die große Sezession deutscher Magister und Studenten — fünftausend Abziehende werden angegeben — und die Gründung der Universität Leipzig zur Folge hatte. Mittlerweile war an maßgebender Stelle die Gefährlichkeit der Wycliffischen Lehre voll erkannt worden. Schon 1403 war ein kirchliches Verbot dieser Schriften erfolgt, an das aber Hus und seine Partei sich ebensowenig kehrte als an das Verbot des Predigens, das der Erzbischof über ihn verhängte. Er folgte seiner allerdings nicht katholischen, aber christlichen und ehrlichen Überzeugung, daß, wer von Gott den Auftrag erhalten habe zu predigen, sich daran durch kein Machtgebot der Vorgesetzten und keinen Bann hindern lassen dürfe. Im Jahre 1409, als mit dem Pisaner Konzil und dem neuen Papst Alexander die kirchliche Autorität, wie es schien, einen Aufschwung genommen hatte, ward die Verbrennung der Schriften Wycliffes aufs neue angeordnet, Hus, da er sich nicht fügte, vom Erzbischof exkommuniziert, im Jahre 1412 auch von Papst Alexanders Nachfolger, Johann XXIII, gebannt und der Ort, wo er sich aufhalte, mit dem Interdikt belegt. Bei der Deckung aber, die Hus durch seinen wachsenden Anhang und seine Popularität, wie auch durch König Wenzel, der in Kraft eines gewissen natürlichen gesunden Menschenverstands das Berechtigte dieser Opposition erkannte, war dies unwirksam, und Hus, kein großer Dialektiker oder Diplomat, aber ein Mann von Charakter und ehrlicher Überzeugung, blieb eine Macht und wurde nun in die große kirchliche Entwicklung hineingezogen, die mittlerweile in ein entscheidendes Stadium getreten war.

Denn Sigismund war Staatsmann genug, um zu sehen, daß hier, in der kirchlichen Frage ein großes Verdienst zu erwerben und eine glänzende Stellung zu gewinnen sei, wenn es gelänge, den Frieden herzustellen, die Beendigung des Schismas und die Reform der Kirche durchzusetzen, und mit Einsicht und Eifer widmete er sich dieser Aufgabe. Papst Alexander war 1411 gestorben und an seine Stelle war ein Mann von sehr bewegter

Vergangenheit getreten, Balthasar Cossa, der in dieser von Intrigen aller Art bewegten Welt, wo unaufhörlich Geistliches und Weltliches im Gemenge lag, schon eine große Rolle gespielt hatte. Mit ihm, Johann XXIII, verständigte sich Sigismund, und im Dezember 1413 gingen die Einberufungsschreiben zu dem längstbegehrten ökumenischen Konzil an alle Welt. Auf deutschem Boden, zu Konstanz am Bodensee sollte es zusammentreten, und es begann denn auch, nachdem am 28. Oktober 1414 Papst Johann seinen Einzug gehalten hatte, am 5. November jenes Jahres seine Sitzungen. In der Nacht auf den 25. Dezember erschien auch König Sigismund.

Diese Versammlung bildet einen der großen weltgeschichtlichen Vorgänge — einen Höhepunkt, auf dem sich die kirchliche Idee des Gottesreichs in ihrer ganzen idealen Größe darstellt und zugleich kund wird, wie jedes Ideal in den Händen der Menschen befleckt und in sein Gegenteil verkehrt werden kann. Dem Gang im einzelnen zu folgen, den die Arbeiten des Konzils in den vier Jahren von 1414—1418 nahmen, ist für den Zweck einer allgemeinen deutschen Geschichte nicht nötig: mittelbar und im ganzen aber ist er für die Geschichte unserer Nation von höchster Bedeutung gewesen. Was hier geschah, hat ihr Geistesleben tiefer berührt als das jeder andern Nation. Der Gedanke, der dieser Versammlung zugrunde lag, war ein großartiger: eine Vereinigung der verschiedenen Völker Europas auf dem ihnen allen gemeinsamen Grunde christlichen Glaubens und christlicher Sitte — mit Augen sah und mit Händen griff man hier die allgemeine Kirche, welcher das Wort der Verheißung galt, daß Christus bei den Seinigen immerdar bleiben werde bis an der Welt Ende, und die mithin, der Leitung durch den von ihm seiner Gemeinde verheißenen heiligen Geist gewiß, unfehlbare Entscheidungen treffe.

Es handelte sich um drei große Dinge — die Angelegenheit der Einigung (causa unionis), die der Reform (causa reformationis) und die des Glaubens (causa fidei) — die Beseitigung des Schisma, die Abstellung erkannter vielfacher Mißbräuche und

endgültige Feststellung der Verfassung der Kirche und endlich die souveräne Entscheidung in Punkten der Lehre, welche in den letzten Generationen angefochten worden waren. Der Mehrzahl der Mitglieder aller Nationen war es in allen diesen Punkten sehr ernst, und die liberale Partei, die Partei der Reform, hatte unzweifelhaft die Mehrheit. Auch fehlte der Versammlung nichts, was ihr Autorität und Glanz geben konnte. Der erste Herrscher der Christenheit, König Sigismund, war persönlich erschienen, weit stattlicher noch als in Pisa nahmen sich die Zahlen der Notabeln, die aus allen Ländern zusammenkamen, aus: neunundzwanzig Kardinäle, dreiunddreißig Erzbischöfe, hundertundfünfzig Bischöfe, hundertundsechzig Äbte, dreihundert Doktoren, und da überall weltliches Geschäft mit kirchlichem Interesse zusammenging, so zog die gute Gelegenheit auch eine große Zahl weltlicher Herren, wie auch allerlei minderwertiges Volk und Gesindel herbei: zu Zeiten, glaubt man daß bis zu siebzig- bis achtzigtausend Menschen sich in der kleinen Reichsstadt am See zusammengefunden hätten. Sigismund war auf der Höhe seiner Macht und seines Selbstgefühls, und das erste, was die Versammlung in die Hand nahm, war die Unions-, die Papstfrage. Ein erster Sieg oder Erfolg der liberalen Partei war, daß man beschloß, nach Nationen, nicht nach Köpfen zu stimmen: Frankreich, England, Deutschland, Italien: was der Reformpartei, die in den drei ersten Ländern die Mehrheit hatte, die Führung gab. Das Konzil stellte die Forderung, daß zunächst alle drei, welche den päpstlichen Namen trugen, abdanken sollten. Dazu erklärte Johann sich bereit, dafern die beiden andern entsagten: der listige Mann hoffte, daß alsdann das Konzil ihn selbst als den alleinigen küren werde. Allein die Stimmung war ganz gegen ihn; sein Vorleben war sehr wenig heilig gewesen und vertrug keine genauere Prüfung, und da er dies merkte, führte er einen jener italienischen Streiche aus, wie sie ihm geläufig waren: am 20. März (1415) verließ er heimlich in Verkleidung die Stadt, offenbar mit der Absicht, das Konzil zu sprengen. Allein die Versammlung handelte nun mit großer Energie und sie wurde von

Sigismund aufs kräftigste unterstützt; dem Habsburger Herzog Friedrich von Tirol, der dem Papst behilflich gewesen, wurde alsbald von einer ganzen Reihe von Fürsten Fehde angesagt. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein zuverlässiger Diener und Berater des Königs, wurde zum Vollstrecker der Reichsacht an dem Herzog ernannt, der rasch überwältigt im Refektorium des Minoritenklosters zu Konstanz vor dem König Abbitte leisten mußte (5. Mai). Der Papst seinerseits war eingeholt und zurückgebracht in Haft gegeben worden; es wurde der Prozeß gegen ihn eingeleitet, und dabei kam das Schlimmste ans Licht, wenn man auch nicht alles einzelne zu glauben braucht. Am 29. Mai wurde seine Absetzung ausgesprochen. Im Laufe des Sommers noch ließ der dreiundachtzigjährige Gregor seinen Verzicht melden; nur Benedikt blieb hartnäckig, war aber ganz ohnmächtig: seine Obedienz beschränkte sich auf einzelne Teile Spaniens und verlor sich mehr und mehr. Das Konzil aber hatte die Gelegenheit wahrgenommen und schon sechs Tage nach der Flucht des Papst Johannes sich für permanent erklärt, bis die Reform zu Ende gebracht sei, und erließ jetzt ein feierliches Dekret —: „Die Kirchenversammlung zu Konstanz, welche im Namen des heiligen Geistes rechtmäßig versammelt ist und die streitende allgemeine Kirche darstellt, hat ihre Macht unmittelbar von Christus, ihr ist jedermann, wes Standes immer, auch päpstlichen, in allem, was den Glauben, das Schisma und die Reformation an Haupt und Gliedern betrifft, zu gehorchen schuldig." Eine wichtige prinzipielle Entscheidung: aber diesen kühnen Schritt begleitet ein anderer Vorgang, der, wenn nicht der Mitwelt, doch einer besser unterrichteten Nachwelt bewies, daß der heilige Geist, der Geist der Religion Jesu Christi, gleichwohl nicht in diesem Lager war.

Das Konzil oder seine leitende Mehrheit war es sich und der Stimmung, von der sie getragen war, schuldig, nachdem sie so nachdrücklich gegen die Usurpationen und Schäden des Papsttums vorgegangen war, den Beweis zu liefern, daß sie nicht gesonnen war, vom Glauben, von Dogma und Überlieferung der Kirche abzuweichen; je schärfer sie Macht und Begriff der Kirche betonte,

um so nachdrücklicher mußte sie jeden Schein von Nachsicht gegen Häresie vermeiden. Sie konnte dies an dem geistigen Haupte der böhmischen Opposition zeigen, jenem Magister Johannes Hus, der von Sigismund in gutem Glauben nach Konstanz entboten, unter dem Schutz eines kaiserlichen Geleitsbriefs oder Passes im November 1414 eingetroffen, hier aber sofort unter Anklage der Ketzerei in Haft genommen worden war. Hus hatte der Ladung Folge geleistet, und seine Anhänger werden gehofft haben, daß er sich dort vor dem Konzil von dem Verdacht der Ketzerei, immer noch dem Schlimmsten, was einem Menschen vorgeworfen werden konnte, reinigen werde: er selbst wird so gedacht haben, da er sich keiner Abweichung von der kirchlichen Lehre bewußt war und insbesondere die gefährlichste der Ketzereien, die Wycliffische Opposition gegen das Transsubstantiationsdogma, nicht teilte. Allein eben die Wycliffische Ketzerei — die gefährlichste seit dem Leiden Christi, wie sein Feind, der Dr. Paletz, dem Hus sagte — wollte die Konzilsmehrheit treffen: der Zusammenhang der böhmischen Bewegung mit Wycliffs Schriften lag allerdings am Tage und in Hus, der aus seiner Verehrung des Engländers kein Hehl machte, hatte man den populärsten und durch seine Popularität bedeutendsten Vertreter dieser Bewegung — dieser Richtung, wie wir jetzt sagen würden — in der Gewalt. Im Mai 1415 ward der Prozeß aufgenommen. Es war den leitenden Männern — auch schon aus Rücksicht auf Sigismund — keineswegs um Tötung des Hus zu tun. Sie waren klug genug zu sehen, was für Folgen ein Todesurteil, vollstreckt an einem Manne von tadellosem Wandel und reiner Gesinnung, in Böhmen haben konnte. Sehr ernstlich versuchte man ihn zum Widerruf der Wycliffischen Transsubstantiationsketzerei zu bestimmen, die man ihm nachgewiesen zu haben glaubte. Die bedeutendsten Führer der liberalen Mehrheit suchten ihn in seinem Kerker auf und suchten ihm mit guter theologischer Rabulistik den Widerruf plausibel zu machen: der Unterschied, sagten sie, sei nicht so groß, er, Hus, sage ja, daß er diese Lehre nie bekannt habe, er verneine sie: auch der Widerruf sei eine Verneinung,

also —. Mit der Logik einer ernsthaften christlichen Gesinnung bekamen sie von dem böhmischen Prediger zu hören: widerrufen heiße etwas zurücknehmen, was man behauptet habe, er habe aber jene Sätze nie behauptet, könne sie also auch nicht widerrufen. Allerdings kamen bei seiner Vernehmung vor dem Konzil andere Anschauungen zum Vorschein, die unzweifelhaft ketzerisch und den Voraussetzungen der ganzen bestehenden Ordnung der Kirche zuwider waren, deren wahre Bedeutung aber dem Hus, der ein redlicher Christ, aber kein Mann scharf scheidenden Verstandes war, gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Er hatte wohl geäußert und mehr noch durch sein Handeln betätigt, daß derjenige, dem Gott den Auftrag gegeben habe, zu predigen, durch keinen Bann und Verbot sich davon abhalten lassen dürfe: er bedachte nicht, daß nach der Voraussetzung dieser und im Grunde jeder kirchlichen Gemeinschaft der Auftrag Gottes eben durch die Vermittlung der geistlichen Obrigkeit an den Christen und christlichen Priester gelangt und daß er mit seiner Ansicht von einem unmittelbaren Auftrag Gottes in der Tat sich über die Schranken der Kirche hinaus begeben habe. Und auch noch eine andere und beinahe noch schlimmere Grenzüberschreitung gab sich kund: Hus äußerte im Lauf des Verhörs, daß er gerne widerrufe, wenn ihn auch der Geringste im Konzil von seinem Irrtum überzeuge: es machte ihm keinen Eindruck, wenn man ihm entgegenrief, daß es nicht Sache des Konzils sei, ihn eines Bessern zu *belehren*, sondern die seine, sich zu unterwerfen. Ein neues Prinzip — man muß es das protestantische nennen — trat hier, dem Manne selbst unbewußt und in sehr demütiger Gestalt, dem alten gegenüber, das in dieser glänzenden Reformversammlung seine glorreichste Verkörperung fand. Man möchte sagen, es ist die Geburtsstunde des Protestantismus, der Religion christlicher *Überzeugung*, und jene Stunde war also auch für die Geschichte der deutschen Nation von höchster Bedeutung. Der Ausgang aber war diesmal vorauszusehen. Der Sieg konnte nur dem Bestehenden bleiben. Hus widerrief nicht; das furchtbar ernste Wort, das ihm entfuhr — er appelliere vom Konzil an

Christus, rief hier nur parlamentarische Heiterkeit hervor. War denn Christus nicht hier in diesem Konzil leibhaftig und unfehlbar vertreten? — verurteilt, mit sehenden Augen nicht zu sehen und mit hörenden Ohren nicht zu hören, wußten sie nicht, daß die Berufung von der unwahren Erscheinung der Kirche an ihren unsichtbaren Herrn und ewigen Gedanken erst jene Reform der Kirche bringen werde, die sie erstrebten und auf dem überkommenen Boden vergeblich erstrebten. Das Urteil mußte nun erfolgen, der Feuertod für den Ketzer, der unter den üblichen schauerlichen und barbarischen Zeremonien von der Sitzung weg zum Tode geführt wurde. Es geschah am 6. Juli 1415 zu Konstanz: in würdiger Haltung, ein edler Märtyrer einer größten Sache, erlitt Johannes Hus den Tod.

Dasselbe Schicksal erlitt ein Jahr später der Ritter Hieronymus. Er hatte, unklug genug, sich auch nach Konstanz begeben, war dort verhaftet worden, hatte in einem Augenblick der Schwäche sich von Wycliffes und Hussens Lehre losgesagt, fand aber, als gleichwohl das Verfahren gegen ihn weiterging, den Mut des Bekenners wieder und ging mit gleicher Entschlossenheit wie Hus am 30. Mai 1416 zum Tode. Ihm hatte nicht einmal ein kaiserlicher Geleitsbrief wie Hus zu Gebote gestanden, der doch auch bei diesem unwirksam gewesen war. Sigismund war nicht unempfindlich gegen den Unglimpf, der seiner königlichen Ehre durch diese Mißachtung seines Geleits und Wortes geschah, aber er war trotz seiner augenblicklich so glänzenden Stellung von der das Konzil beherrschenden Partei abhängig: das Geleit, gab man ihm zu hören, komme nicht in Betracht, wo ein höchstes kirchliches Interesse in Frage stehe; er mag gefürchtet haben, in den Verdacht zu kommen, daß er die Ketzerei begünstige, wenn er Hus beschütze; vielleicht teilte er selbst insgeheim den Skrupel, ob er es gewissenshalber dürfe. Die ganze jämmerliche Stellung des Staates gegenüber dem, was sie die Kirche nannten, offenbarte sich hier: das Konzil, die Kirche, fällte das Urteil und übergab dann den Gerichteten dem weltlichen Arm, dem Staat, der gut genug zu dem Henkerdienste war, von dem so die Hand der Kirche und ihrer Diener rein blieb.

Indessen wenn irgendwer unter den Vätern des Konzils glaubte, daß mit der Verbrennung des Hus die causa fidei entschieden und die fatale Sache zu Ende sei, so war das ein schwerer Irrtum.

Zunächst erregte die Nachricht von der Hinrichtung des beliebten Führers und geistigen Vaters der böhmischen Reformpartei dort in Prag die äußerste Entrüstung, und diese Partei hatte, noch während Hus lebte, einen Schritt weiter getan und sich ein Symbol, eine Art von Fahne gegeben in der Aufnahme jener Forderung, die Jakobus von Mies in Prag aufgestellt hatte: Rückgabe des Kelches an die Laien und Abendmahlsfeier in beiderlei Gestalt, sub utraque. Hus hatte vom Kerker aus noch seine Zustimmung gegeben. Und jetzt begann sofort die Losreißung der Utraquisten von der Kirche, und, wie in solchen Fällen gemeinhin geschieht, gewannen die Radikalen bald die Oberhand.

In Konstanz galt es jetzt, nachdem die causa fidei so nachdrücklich festgestellt, in so bündiger Weise mit dem Tode des Ketzers entschieden war, mit gleichem Nachdruck auch die eigentliche und letzte Aufgabe des Konzils, die Reform, in Angriff zu nehmen. Sie bedurfte gründlicher Vorbereitung, zu der denn auch im Juli 1416 eine Kommission, drei Kardinäle und acht Gelehrte aus jeder Nation, gebildet wurde. Nun aber erhob sich eine Frage, nicht minder wichtig als jene nach dem Abstimmungsmodus — nach Nationen oder nach Köpfen? — ob vor oder erst nach Fertigstellung der Reform ein Papst gewählt werden solle. Die Bedeutung dieser Differenz liegt auf der Hand: ein vom Konzil gewählter, von der Kirche anerkannter Papst konnte auf das Reformwerk, das zu gutem Teil aus der Beseitigung von Mißbräuchen bestand, weitgehenden Einfluß üben und es schließlich in der Ausführung hemmen: er und nicht das Konzil oder die jetzt noch dieses Konzil beherrschende Reformpartei entschied dann am letzten Ende. Diese mußte also das Heft in der Hand behalten, bis sie auf das fertige Werk einen in ihrem Sinn gewählten neuen Papst verpflichten konnte. So dachten die Deutschen und die Engländer; die Romanen — Italiener, Franzosen, zu denen jetzt auch die Spanier

traten, deren Papst Benedikt XIII im Juli 1417 als hartnäckiger Ketzer und Schismatiker für abgesetzt erklärt wurde — verlangten vor allem wieder ein reguläres Haupt der Kirche. Diese Partei hatte ein gewissermaßen legitimes Organ in den dem Konzil beiwohnenden vierundzwanzig Kardinälen; Sigismund befand sich auf seiner großen Reise nach Frankreich und England, auf der er nach seiner Weise das Leben und den Glanz seiner großen Stellung genoß, während ihr Wesen ihm entglitt und er die Lenkung des Konzils verlor. Man kam dann im Oktober 1417 zu einem Kompromiß, nach welchem in zwei Sitzungen, der neununddreißigsten und vierzigsten, fünf grundlegende Reformdekrete angenommen wurden, und einen Monat später, 11. November 1417, ein Italiener, Kardinal Otto Colonna, Martin V, gewählt wurde. Jene Reformdekrete enthielten allerdings ein großes Prinzip: regelmäßige allgemeine Konzilien, das erste in den nächsten fünf Jahren, weitere nach sieben oder zehn Jahren zusammentretend, und Verpflichtung des Papstes auf diese Neuordnung, die zugleich eine lange Reihe zu beseitigender Mißbräuche feststellte — in der Tat die Verwandlung der seitherigen absolutistischen Verfassung der Kirche in eine konstitutionelle, bei der das letzte und entscheidende Wort dem Konzil — der zu einem Parlament versammelten Christenheit — vorbehalten und in ihm zugleich ein Organ fortschreitender Entwicklung gegeben war. Allein dieses Ideal ließ sich nicht mehr verwirklichen. Jenes unbestimmte Etwas, das wir die öffentliche Meinung nennen, die herrschende Stimmung, die erste Begeisterung, von der die Konstanzer Versammlung getragen war, wie später in einem anderen schicksalsvollen Jahre (1848) das deutsche Parlament zu Frankfurt, war ermattet, die widerstrebenden Kräfte der alten Ordnung hatten Zeit gefunden, sich von ihrer Betäubung zu erholen, auch der König Sigismund, gereizt durch die immer wilder sich gestaltenden Dinge in Böhmen, neigte jetzt mehr und mehr der papistischen Seite zu: so wurde zwar die Generalreform im Prinzip anerkannt, und es erschienen auch im März 1418 noch sieben Reformdekrete, welche aber die wichtigsten

Punkte der Vereinbarung der Kurie mit den einzelnen Nationen überließen. Was das bedeutete, konnte sich der Einsichtige selber sagen: die Menge gab sich mit den wohlgestellten Worten und vagen Aussichten zufrieden. Am 22. April 1418 in der fünfundvierzigsten Sitzung, unter Vorsitz des Papstes, neben dem mit der Krone auf dem Haupt König Sigismund kraft eines alten Herkommens oder Ehrenrechts als Diakon der römischen Kirche stand, wurde durch einen Kardinal das Dekret vorgelesen, welches die Versammlung auflöste und am 16. Mai verließ der Papst unter allen Ehrfurchtsbezeugungen — den weißen Zelter, auf dem er saß, führte der Kaiser selbst am Zügel — die Stadt Konstanz. Mit allen kriegerischen Ehren, als Sieger, zog das Papsttum vom Kriegsschauplatz.

Allein die Sache war keineswegs zu Ende. Während man in Konstanz noch in Verhandlungen und Intrigen sich erging, war in Böhmen, wo die Opposition gegen die kirchlichen Autoritäten längst die Oberhand gewonnen hatte, die Revolution im Gange, die an Heftigkeit und weittragenden Folgen alle Angriffe, denen die Kirche seither ausgesetzt gewesen war, weit hinter sich ließ. Die aus den höheren und den gelehrten Ständen bestehende Partei der Utraquisten oder Kalixtiner hätte sich hier wohl mit Zugeständnissen, wie Gewährung des Abendmahlkelchs an die Laien, und mit einer entsprechenden Reform zufrieden gegeben. Die Konzilsväter aber, denen ihre große Stellung und anscheinende Macht zu Kopfe gestiegen war, weigerten jedes solche Zugeständnis und behandelten die Klagen und Remonstrationen von dort mit Geringschätzung oder erwiderten sie mit Drohungen. Je mehr sich aber die reaktionäre Stimmung im Konzil schärfte, in demselben Maße stieg in Böhmen die radikale Strömung. Es waren Wycliffische Ideen, bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt, getränkt mit Vorstellungen aus dem Alten Testament und der Apokalypse, welche die mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden Schwarmgeister erfüllten: sie erhielten von einer Anhöhe in der Nähe der Stadt Aussig, wo sie zusammentraten und die sie Tabor nannten, den Parteinamen der Taboriten. Eine päpstliche Bulle vom 22. Februar 1418, in der

maß- und sinnlos wilden Sprache dieser Schriftstücke abgefaßt, fiel wirkungslos zu Boden. König Wenzel, der auf der einen Seite den Zorn des Papstes und seines Bruders, auf der andern die mehr und mehr anschwellende Flut der hussitischen Volksbewegung fürchtete, schwankte, zog sich auf Burg Karlstein zurück und tobte gegen die Ketzer, während die Hussiten fähige militärische Führer fanden, die für ihren Glauben fochten, namentlich einen solchen, Johann Ziska von Trocnow, der in Kämpfen des Deutschen Ordens den Krieg gelernt hatte. Eine Demonstration der Partei, eine große Prozession in Prag am 30. Juli 1419, welche der Magistrat der Neustadt hindern wollte, führte zum Sturm auf das Rathaus und zu wilden Szenen, der Ermordung einiger Ratsherrn durch die fanatischen Haufen: in ein neues Stadium aber trat die Revolution, als im August jenes Jahres König Wenzel vom Schlage gerührt starb und nun dem Kinderlosen dem Rechte nach Sigismund nachfolgte, der schon als Deutscher und, wie die Hussiten dachten, Mörder und Verräter des Hus ihnen ein Gegenstand des Hasses war. Ein furchtbarer, ein neuer Krieg entbrannte jetzt, wo auf der einen Seite der Ketzerhaß einer gebundenen Zeit und Gesellschaft, auf der anderen die organisierte Kriegsmacht einer fanatischen Sekte stand. Noch behaupteten sich in Prag und einigen Städten die Gemäßigten, während überall auf dem Lande die Radikalen unter Ziska im Kampf gegen die aristokratischen Elemente ihr „Reich Christi“ ausbreiteten: der kluge Freund Sigismunds, jetzt Markgraf von Brandenburg und Kurfürst Friedrich von Hohenzollern, riet diesem, sich durch Zugeständnisse der Kalixtiner zu versichern, im Bunde mit diesen würde er der Anarchie Meister werden. Allein Sigismund, jetzt in der reaktionären Stimmung befangen und in einer Lage, wo er sich nicht dem Verdacht und der Nachrede aussetzen durfte, als begünstige er die Ketzerei, stellte seine Sache auf Gewalt und behandelte eine Deputation der Prager aufs schnödeste. Der Papst proklamierte einen Kreuzzug; dem gegenüber schlossen sich die Prager Gemäßigten mit den Radikalen zusammen. Bei der in den fürstlichen Kreisen herrschenden Stimmung gegen die gefährliche

Ketzerei und ihre verworrenen Ideen, die sich auch gegen ihre Stellung zu richten schienen, kam ein großes deutsches Heer unschwer zusammen: es gelangte mit dem König im Juli 1420 bis vor Prag, aber der Sturm wurde abgeschlagen und von Ziska ein erster Sieg über die Deutschen errungen. Jahr um Jahr zog sich der Kampf hin unter barbarischen Verwüstungen und Grausamkeiten, wie der religiöse Haß sie, und zwar nicht bloß bei Menschen niederer Bildungsstufe, hervorruft. Ziska, ein Führer von überlegener Kraft, schuf etwas wie eine politische Organisation auf Grund von vier auf einer Versammlung zu Prag (Dezember 1420) angenommenen Artikeln, unter denen die Forderung freier Predigt und der Spendung des Abendmahls sub utraque in erster Linie standen: mit Kraft hielt er die wildesten Köpfe oder Sekten nieder, indem er der fanatisierten Masse eine militärische Organisation und eine dieser improvisierten Kriegerschaft angepaßte neue Kriegskunst gab. Ihr Kern war das Fußvolk, dem Geiste einer verwandelten Zeit entsprechend; neben primitiver Bewaffnung ausgedehnterer Gebrauch der neuaufgekommenen Artillerie, des Geschützes; eine geniale Verwendung der das Heer begleitenden Wagen fast in altgermanischer Weise: sie bildeten nach bestimmter und durch Übung leicht gehandhabter Ordnung rasch zusammengefahren ein verteidigungsfähiges Lager und einen befestigten Rückzugsort während der Schlacht. Zwei Unterfeldherrn, Mönche von ungleichem Wuchs, aber gleichem Namen, Prokopius der Große und Prokopius der Kleine, ersetzten Ziska, als er, der zuletzt seine leitende Stellung als ein der Sehkraft Beraubter ausgeübt hatte, im Jahre 1424 an der Pest gestorben war. Fast jedes Jahr in dem ein Jahrzehnt sich hinziehenden Kriege war jetzt durch Niederlagen der deutschen Heere bezeichnet und der Grund dieser befremdenden Tatsache ist einfach — die straffe Einheit militärischen Befehls bei einem für eine ideale Sache fanatisch erhitzten Volke gegenüber der militärischen Zerfahrenheit im Reich, einer Folge der politischen Zustände. Die bedrohten Fürsten, soweit die eigene Gefahr und der Haß gegen die böhmischen Ketzer sie trieb, Sigismund zu unterstützen, nahmen ihre Krieger, wo und wie sie

sie bekommen konnten: von regelmäßiger und regelrechter Übung, von Organisation, wirksamer Einheit des Befehls und rascher Bewegung war keine Rede und noch weniger von Begeisterung des gemeinen Kriegers für eine Sache, die ihm fremd und bei der auch wenig Beute zu holen war. Es mag auch nicht an solchen gefehlt haben, die mit den Hussiten sympathisierten: deren Sache hatte einen demokratischen Anstrich, da sie sich auch gegen die Ritterschaft, die Landherren in Böhmen richtete. So schlug Ziska im Januar 1422 die Macht Sigismunds bei Deutsch-Brod, so erfolgte, trotzdem im Jahre 1424 die Kurfürsten zu Bingen einen Verein gegen die böhmische Ketzerei schlossen und die Partei auch nach dem Tode Ziskas zerfiel und sich spaltete, im Jahre 1426 eine neue Niederlage bei Aussig. Und jetzt ergriffen die Hussiten selbst die Offensive, indem sie aus ihrem ausgezehrten Lande Ausfälle und Raubzüge unternahmen in die Nachbarländer, — in die Länder der Amoriter, Moabiter, Philister, wie sie diese in der Sprache des Alten Testaments nannten, das ihren Kriegen und Raubzügen die Farbe gab. Diese Länder litten schwer und man machte sich denn auch im Reich mit Maßregeln der Abwehr zu schaffen; Reichstage wurden gehalten, eine allgemeine Reichssteuer, ein „gemeiner Pfennig" geplant und sogar beschlossen, der aber nur säumig, widerwillig und auch gar nicht gezahlt wurde und der zunächst kein nennenswertes Ergebnis hatte außer der Feststellung eines richtigen Prinzips. Nirgends war ein allgemeines vaterländisches Gefühl; jeder Stand, ja jede Stadt, die nicht etwa unmittelbar bedroht war, sann darauf, so wenig als möglich und dies wenige so spät als möglich und womöglich überhaupt nicht zu leisten. So war auch das Jahr 1427, wo man glücklich drei Heere zusammengebracht hatte, nur durch eine neue schmähliche Niederlage bei Mies bezeichnet: nach und nach regte sich doch der Zweifel, ob man auf dem richtigen Wege sei, und ob man nicht vielleicht durch eine Verständigung mit den gemäßigten Elementen der Bewegung eine günstigere Wendung herbeiführen könne. Der Gedanke an friedliche Lösung machte langsam Fortschritte. Im Frühling 1429 schien sich eine Aussicht auf Verständigung zu zeigen, die aber, als die Böhmen ihre

Bedingungen offenbarten und Anerkennung der heiligen Schrift als Grundlage des Glaubens, Abendmahl unter beiderlei Gestalt und anderes verlangten, alsbald wieder verschwand. Aufs neue ergossen sich im folgenden Jahre ihre gefürchteten Haufen unter Führung Prokopius des Großen ins Reich, nach Sachsen, Franken, Mähren, Schlesien, und ihre angeblich dreitausend Wagen führten gewaltige Beute zurück in die natürliche Festung, welche das böhmische Land bildet.

Die Not der Zeit, die Feindseligkeit und die Fortdauer der Schäden der Kirche führte immer wieder auf das Heilmittel zurück, das in den Jahren des Schisma gefunden war — die Berufung eines neuen Konzils. Papst Martin hatte auch dem Konstanzer Beschlusse gemäß ein solches nach Pavia ausgeschrieben, das im März 1423 eröffnet worden war, aber sehr schwach und nur von italienischen Bischöfen besucht, kein Leben gewinnen konnte. Es war dem Papst schwerlich damit Ernst, aber gedrängt von Sigismund und den Umständen, schrieb er, nachdem er lange gezögert, ein solches auf den 1. Februar 1431 nach Basel aus. Er erlebte die Eröffnung nicht mehr, da er eben in jenem Monat starb: sein Nachfolger war ein Venetianer, Eugen IV, ein Mann von Willenskraft, der entschlossen, die Machtansprüche des Papsttums zu behaupten, sehr bald mit dem Konzil und dessen Vorsitzenden, seinem eigenen Legaten Kardinal Juliano Cesarini, in Weiterungen geriet. Dieser, ein Mann von redlicher Gesinnung, hatte soeben noch die schmählichste aller Niederlagen miterlebt, welche Reich und Kaiser in dieser Unglückszeit erlitten. Unter den Fürsten und Bevölkerungen des Reichs hatte die Meinung, noch einmal gegen die Ketzer das Glück der Waffe zu versuchen, die Oberhand, am 26. Juni (1431) konnte in der Sebalduskirche zu Nürnberg dem Kurfürsten Friedrich der Oberbefehl über ein Reichsheer feierlich übergeben werden, das in sehr ansehnlicher Stärke, hunderttausend angeblich, in Böhmen einrückte. Es schlug ein Lager bei Thauß im Pilsener Kreis: aber beim Herannahen der gefürchteten Streitmacht der Hussiten unter Prokop dem Großen, denen kein Kirchenbann schadete, wurde das Heer das Opfer eines panischen Schreckens, das Flüchten be-

gann, noch ehe es zum ernsthaften Fechten gekommen war (August 1431). Die Niederlage war vollständig, die Verluste schwer; unter der Siegesbeute der Hussiten befand sich auch der Kardinalshut des päpstlichen Legaten und das Kreuz, das ihm vorangetragen zu werden pflegte. Man mußte sich zu der anderen Methode entschließen, den Frieden durch Unterhandlungen zu suchen. In Basel wußte man wohl, daß in Böhmen die gemäßigte Partei und das Land schwer unter der Herrschaft der Radikalen litt und gerne die Hand zum Frieden bieten oder ergreifen würde. Der Papst allein sträubte sich, getreu der päpstlichen Maxime, lieber Land und Leute zu verderben als mit Ketzern zu paktieren: er fürchtete diese Verhandlungen und die im Konzil mit Nachdruck hervortretende Absicht, Ernst zu machen mit der Abschaffung der Mißbräuche und den Reformen, mit denen es nicht recht vorwärts gehen wollte. Er konnte der Hussitengefahr die von Osten her drohende noch schlimmere Türkengefahr entgegenstellen, welche bei den Griechen die Sehnsucht nach Hilfe vom Westen und das Verlangen einer Wiedervereinigung mit der römischen Kirche hervorrief. Er schlug Verlegung des Konzils nach Bologna vor, unter sehr nichtigen Vorwänden: das Konzil, die kirchliche Aristokratie gegenüber dem päpstlichen Absolutismus, erwiderte mit Erneuerung der stolzen Sätze von Konstanz, daß ein ökumenisches Konzil über dem Papst stehe. Der Konflikt war da; der Papst zählte auf den König Sigismund, der im Gedränge der Verlegenheiten, die seine verwickelte Stellung mit sich brachte, zwischen dem Konzil und dem Papst als keiner Partei willkommener Vermittler stehend, die kaiserliche Würde anstrebte, die nur in Italien und nur vom Papst zu erlangen war. Im Mai 1432 konnte er in der Tat in Rom einziehen und die Krönung ward mit allem Prunk vollzogen: einen anderen Erfolg hatte sein langer italienischer Aufenthalt nicht. Der Zwiespalt zwischen Papst und Konzil schärfte sich mittlerweile mehr und mehr. Gegenüber den Beschlüssen der Versammlung, die eine Auflösungsbulle mit der Drohung eines Prozesses zur Absetzung Eugens erwidert hatte, glaubte dieser jetzt den Kaiser für sich zu haben.

Die Unterhandlungen mit den Böhmen hatten unterdessen fortgedauert und am Dreikönigstag 1433 traf von dort eine stattliche Gesandtschaft in Basel ein, an der neben den bedeutendsten Männern der Gemäßigten, wie Johannes Rokycana, auch einige Führer der Radikalen, unter ihnen der gefürchtete Prokopius selbst, teilnahmen, der aber ein Mann von weiteren und höheren Gesichtspunkten war. Es konnte nicht fehlen, daß man hier sich des theologischen Disputierens nicht enthielt, wobei seit Menschengedenken niemals etwas herausgekommen ist. Doch zeigten sich die Böhmen gemäßigt, waren zum Frieden bereit auf Grund der vier Prager Artikel und schließlich kam es doch zu einem Vergleich, der, im November 1433 zu Prag unterzeichnet, im Februar 1434 vom Konzil bestätigt wurde. Es sind die Prager Kompaktaten: ein unerhörter Fall, daß die Kirche eine dogmatische Position aufgab, wenn auch der Rückzug unter allerlei Klauseln und Zweideutigkeiten geschah. Das Abendmahl sub utraque war für Böhmen und Mähren zugestanden, doch mit dem Zusatz, daß sowohl im Brot wie im Wein der ganze Christus enthalten sei; die freie Predigt, aber von ordinierten Geistlichen; Geistliche vor den weltlichen Richter gestellt, aber mit Zuziehung von Geistlichen. Damit konnten sich die Taboriten nicht zufrieden geben, aber die Gemäßigten, Adel und Stände, faßten nunmehr Mut, nahmen ihre Kräfte zusammen und am 28. Mai 1434 kam es bei Lipan zu der entscheidenden Schlacht zwischen den Gemäßigten und den Taboriten. Sie ging den Radikalen verloren, die beiden Prokope selbst fielen, die Rache feierte nicht: die wilden Träume wurden nun nur im Verborgenen weiter geträumt, der Weg zu einer Aussöhnung mit Sigismund war geebnet. Noch standen allerlei theologische Bedenken im Wege, schließlich aber beruhigte sich die jetzt in Böhmen vorwaltende Partei bei den Prager Kompaktaten, und nachdem Sigismund die nötigen Zusicherungen gegeben und darüber Urkunden ausgestellt hatte, konnte er endlich am 23. August 1436 in die Hauptstadt seines böhmischen Königreichs, Prag, einziehen.

Eine andere Versöhnung aber, des Konzils mit dem Papst, gelang nicht. Jenes hatte Ende 1435 jede Appellation von seinen Entscheidungen an den Papst untersagt, er sei nur das caput ministeriale, das dienende Haupt der Kirche, und schon im Juni jenes Jahres hatte es den radikalen Beschluß gefaßt, nach welchem alle Einnahmen der päpstlichen Kammer aus Verleihung von geistlichen Stellen und Anwartschaften abgeschafft sein sollten. Dies war ein direkt feindseliger und wenigstens zunächst gar nicht durchführbarer Schritt; der Papst erneuerte den Versuch, der Verhandlung mit den Griechen wegen das Konzil nach einer italienischen Stadt zu verlegen, und im September 1437 berief er in der Tat ein neues Konzil nach Ferrara. Die in Basel Versammelten, deren Reihen sich schon zu lichten begonnen hatten, erklärten die dahin gehende Bulle für nichtig.

Inmitten dieser Wirren, dem Beginn eines neuen und sehr gefährlich sich anlassenden Schisma, starb am 9. Dezember 1437 zu Znaim in Mähren der fünfundsiebzigjährige Kaiser Sigismund, nach siebenundzwanzig Jahren einer an bedeutungsvollen Ereignissen ungewöhnlich reichen, an dauernden Erfolgen armen Regierung. Der Mißerfolg war zu geringerem Maße seine Schuld. An rastloser Tätigkeit ließ es der ungemein lebenskräftige, geniale Mann nicht fehlen, und man kann trotz seiner leichten Lebensart auch nicht sagen, daß ihm eine ernste Auffassung seiner königlichen Pflicht und namentlich der Hauptaufgabe, der er sich widmete, der Herstellung der Einheit in der Kirche und ihrer Reform, gefehlt habe: aber um sie glücklich durchzuführen, hätte es einer tieferen Natur und eines reineren Charakters bedurft, als er sie besaß. Indes darf man auch die außerordentlichen Schwierigkeiten nicht verkennen, mit denen er zu ringen hatte. In Deutschland selbst stand ihm entgegen der Mangel fester staatlicher Formen in den Angelegenheiten des Reichs, ferner der vielgestaltige Egoismus der Fürsten und großen Häuser, der beständige Fehden und Kriege hervorrief, der engherzige und oft launenhafte Partikularismus der Städte, die gegen Leistungen in gemeinsamen Interessen des Reichs

sich sträubten. Sigismund verfügte in Deutschland über keine nennenswerte eigene Hausmacht und also auch über kein Geld; sein Königreich Ungarn und die schwere Gefahr der vordringenden Türkenmacht hemmte seine Regierung im Reiche, in dem er in der Tat auch nur einen geringen Teil der Zeit seiner Regierung zugebracht hat. Sein Einfluß auf die Reichsgeschäfte war vollends lahm geworden, seitdem in seinem Erblande der wilde hussitische Aufstand tobte und die Revolution siegreich gegen seine und des Reiches Anstrengungen sich behauptete und außerdem ihn beständig die Sorge um die Haltung Polens in dieser böhmischen Krisis ängstigte. Alle seine Bemühungen um endliche Herstellung und Organisation eines allgemeinen und definitiven Landfriedens, die glückliche Idee, erledigte Reichslehen durch ernannte Reichsbeamte verwalten zu lassen, die Versuche zur Aufrichtung einer besseren finanziellen und militärischen Organisation, deren Bedürfnis sich mit einer immer schreienderen Deutlichkeit aufdrängte und bereits auch außerhalb der regierenden Kreise allerlei ins einzelne gehende Verfassungsprojekte mit stehendem Reichsheer, Reichszöllen, Reichskreisen hervorrief — alles zerrann ihm unter den Händen oder kam nicht über Anfänge und Anregungen hinaus: und nimmt man die kirchlichen Dinge dazu, so war der Zustand am Ende seiner Regierung in manchem Betracht unerfreulicher und schlimmer als bei ihrem Anfang. Nur an einem Punkte senkte sich unter seiner Regierung ein zukunftsvoller Keim in den deutschen Boden — in der Mark Brandenburg.

Deutschtum und Christentum waren im Laufe der Jahrhunderte im Norden siegreich bis an die Weichsel vorgedrungen, und der letzte Erfolg über Slaventum und Heidentum war, wie erwähnt, die Gründung des Deutschen Ordensstaats im Weichselgebiet gewesen. Durch die Vereinigung von Polen und Litauen und die Annahme des Christentums durch Jagiello, der als Christ sich Wladislaus nannte, hatte das Slaventum sich hier aber eine mächtige und gefährliche Stellung zurückgewonnen, und der Orden hatte, da es keine Heiden mehr zu bekämpfen gab, zugleich einen Teil seiner inneren Berechtigung und mit ihm seine Kraft verloren. Die

Stärkung durch die gelegentliche Hilfe von solchen, die hier ihr Kreuzzugsgelübde lösen wollten, hatte aufgehört; auch die Einwanderung von Westen stockte, da der Boden besetzt war, und die Slaven konnten um so eher jetzt die Offensive ergreifen, als das Regiment der ritterlichen Mönche im Lande keine Wurzeln schlug, weil die Heiratsverbindungen fehlten, und überdies mancherlei Unzufriedenheit hervorrief. In dem bald entbrennenden Kriege gegen den polnischen Nachbar erlitt der Orden in dem Jahre, in dem Sigismund zur Regierung kam (1410), bei Tannenberg eine Niederlage, von der er sich nicht wieder erholte, wenn er auch im Thorner Frieden zunächst noch glimpflich wegkam. Es war also für Deutschland von größter Bedeutung, wie sich die Verhältnisse in dem dem Ordensgebiet benachbarten Lande, der Mark Brandenburg, gestalteten. Das Land war nach dem Tode des Luxemburgers Jost von Mähren in wenig erfreulichem Zustand an Sigismund zurückgefallen, und dieser bestellte, ein Jahr nach jener verhängnisvollen Tannenberger Schlacht, 1411 den besten seiner Diener und Freunde, dem wir wiederholt begegnet sind, den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich aus dem schwäbischen Hause der Hohenzollern, einem Geschlecht, dessen Geschichte sich bis auf die Zeiten Heinrichs IV zurückführen läßt, zum „vollmächtigen gemeinen Verweser und obristen Hauptmann", — also zu seinem Stellvertreter in diesem Lande. Ein neues Fürstenhaus kam so in diese nördliche Gegend und übernahm die Rolle, welche den Welfen nach dem Sturze Heinrichs des Löwen verloren gegangen war, und welche auch die Askanier nicht hatten durchführen können, obschon zu deren Zeit im Reiche die Kunde ging, daß kein anderes Kurfürstentum solche Einkünfte liefere wie die Mark Brandenburg: bei dem regen Handelsverkehr mit Polen und Rußland waren insbesondere die Elb- und Oderzölle ergiebig. In diese Zeit fallen die Anfänge von Berlin, das im Jahre 1244 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, und von Frankfurt an der Oder, dessen Gründung ins Jahr 1253 fällt. Eine fruchtbare Kulturtätigkeit entfaltete der Cisterzienserorden in diesen Gegenden, und die Klosterruinen von Chorin und Lehnin gehören zu den schönsten Bauten, die der

Übergangsstil in Deutschland zurückgelassen hat. Aber dieser blühende Zustand des Landes verfiel unter der wittelsbachischen und luxemburgischen Herrschaft. Zu dieser Zeit war es, daß der Adel zur Übermacht in dem Lande gelangte. Die unfähigen, ja nichtswürdigen Regenten verpfändeten oder verkauften ihre Oberlehensrechte an den eingesessenen Adel, der, um sich schadlos zu halten, das Bauernlegen begann: der eingewanderte, freie deutsche Kolonistenbauer wurde so nach und nach zum Hörigen, sein Besitz Eigentum des Grundherrn, der ihn, um seiner Arbeitskraft willen, doch an die Scholle band. Als im Jahre 1412 der Burggraf zuerst in der Mark erschien, befand sich das ganze Land in tiefem Verfall. Es bedurfte einer großen Kraftanstrengung, um vor allem den aus Rand und Band gekommenen Raubadel einigermaßen niederzuhalten und ihm gegenüber einen leidlich geordneten Zustand zu schaffen. König Sigismund, der dem Hohenzoller tief verpflichtet und dem dieser unentbehrlich war, übertrug ihm 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kur zunächst als Pfand und mit Vorbehalt der Wiedereinlösung nach Zahlung seiner Verbindlichkeiten mit vierhunderttausend Gulden — woran bei einem Luxemburger und Sigismund, der niemals bei Gelde war und auch für keinen Sohn zu sorgen hatte, kein Gedanke sein konnte. Die feierliche Belehnung geschah zu Konstanz am 18. April 1417. In kurzem konnte die gedrückte Bevölkerung aufatmen: der kraftvolle neue Herr bändigte den Adel, die Quitzows, Putlitz, Rochows, Bredows; wo sie sich nicht im guten fügten, an der Spitze einer mäßigen, aber zuverlässigen Kriegsmacht. Für ganz Deutschland aber war es von großer Bedeutung, daß hier im Norden durch eine Familie, die auch in Süddeutschland festen Fuß gefaßt hatte, ein Staat sich bildete, der dem vordringenden Slaventum Halt gebieten konnte und dies in einer Zeit, wo man eine Verbindung Polens und des gleichfalls überwiegend slavischen Hussitentums in Böhmen zu besorgen Grund hatte.

Wie das Haus Hohenzollern, so verdankte auch das Haus Wettin, dessen Ahnherr vermutlich auch gleich dem des Hohen-

zollernhauses aus Schwaben stammt, wenn auch der Geschlechtsname auf eine Burg im Merseburgischen zurückgeht, dem Kaiser Sigismund die Kurwürde. Als im Jahr 1422 die askanische Kurlinie Sachsen-Wittenberg ausstarb, belehnte Sigismund nicht die noch fortbestehenden beiden anderen Linien desselben Hauses, Anhalt und Lauenburg, mit dem Herzogtum, an das die Kur gebunden war, sondern den Markgrafen von Meißen aus dem Wettinschen Hause, Friedrich den Streitbaren, der sich gleich Friedrich von Hohenzollern im Kampf gegen die Hussiten um Kaiser und Reich wohlverdient gemacht hatte. Der Name Sachsen begann nun auf das Gebiet überzugehen, dessen bisheriger Mittelpunkt die alte, den Wenden und Sorben abgerungene Markgrafschaft Meißen bildete, während das ursprüngliche sächsische Stammesgebiet in Westfalen, Braunschweig, Hannover, Lauenburg aufging. Friedrich der Streitbare hat auch dadurch bei der Nachwelt einen guten Namen zurückgelassen, daß er 1409 die Universität Leipzig stiftete. Schon an dieser Stelle, der Zeit vorgreifend, sei angemerkt, daß nach vielen inneren Streitigkeiten, die das neue sächsische Kurhaus im Lauf des fünfzehnten Jahrhunderts, zumal aus Anlaß des Anfalls des thüringischen Erbes, erschütterten, die beiden Enkel Friedrichs des Streitbaren, Ernst und Albrecht, nach anfänglicher gemeinsamer Regierung, im Jahre 1485, sich über eine dauernde Teilung ihrer Lande einigten. Diese gingen auf zwei getrennte, einander auch später öfters eifersüchtig gegenüberstehende Linien, die ernestinische und die albertinische, in der Weise über, daß die erste die Kurwürde verwaltete und den westlichen Teil des Landes mit Wittenberg und Torgau als Hauptstädten und dazu den thüringischen, voigtländischen und fränkischen Besitz, die andern aber das Gebiet an der oberen Elbe und an der Pleiße mit den Städten Meißen, Dresden und Leipzig erhielt. Diese Teilung sollte nicht nur für die fernere Geschichte der sächsischen Lande sondern für die deutsche Gesamtentwicklung von Bedeutung werden.

Kaiser Sigismund
Gemälde von Albrecht Dürer (Städt. Galerie Nürnberg)

Begegnung Kaiser Friedrichs III mit seiner künftigen Gemahlin Eleonora von Portugal

im Jahre 1452 vor der Porta Camullia zu Siena in Gegenwart des Aeneas Sylvius, damaligen Bischofs von Siena, späteren Papstes Pius II. Ausschnitt aus dem Gemälde von Pinturicchio in der Libreria zu Siena

18. Das Scheitern der kirchlichen Reform. Kaiser Friedrich III.

Von den imperatorischen Häusern war mit Sigismunds Tode das luxemburgische erloschen und das wittelsbachische infolge innerer Zwistigkeiten und mangelhafter Persönlichkeiten ohne Macht und Ansehen. Wenn der bedeutendste Mann der neuaufstrebenden Familie der Hohenzollern nun etwa daran dachte, für sich oder einen seiner Söhne die Krone zu suchen, so war dies um vier Jahrhunderte zu früh, und schwerlich hat der besonnene und erfahrene Politiker in vollem Ernst einen solchen Plan verfolgt. Dagegen waren jetzt die Zeiten des habsburgischen Hauses wiedergekommen. Die Blicke der Kurfürsten richteten sich fast mit Notwendigkeit auf den damals mächtigsten oder wenigstens vornehmsten Reichsfürsten, den Herzog von Österreich, König von Böhmen und von Ungarn, Albrecht II (1438—1439), den Sigismund seiner Tochter Elisabeth zum Gemahl gegeben hatte und dessen Persönlichkeit auch in Ansehen und gutem Rufe stand: einstimmig wurde er am 18. März 1438 zu Frankfurt gewählt. Nach einigem Bedenken, das in seinen Verpflichtungen gegen Ungarn seinen Grund hatte, nahm er an. Neben den gewöhnlichen Aufgaben, die einem deutschen König in jenen Tagen oblagen oder zugemutet wurden: der Bestätigung der Stellung und Privilegien der Kurfürsten, der Rückerwerbung des italienischen Besitzes für das Reich, der Befestigung des Landfriedens und Bändigung der Fehde, der Ordnung des Gerichtswesens im Reich gegenüber dem eigentümlichen Notgebilde der Feme, des Münzwesens und anderem, was die Kurfürsten bei ihrem Zusammensein vor der Wahl beschäftigt hatte, trat dem neugewählten „römischen" Könige vor allem die Aufgabe entgegen, der Schlichtung des endlosen kirchlichen Haders, des Konzils mit dem Papste, seine Kräfte zu weihen. Die

Kurfürsten hatten am Tage vor der Wahl sich für neutral erklärt bei dem Streite, der seit Anfang 1438 auf seinem Höhepunkte angelangt war, als das Konzil von Basel in seiner einunddreißigsten Sitzung die Suspension des Papstes Eugen und im Juni vollends dessen Absetzung ausgesprochen hatte. Der Weg, den Karl VII in Frankreich einschlug, gemäß den Reformbeschlüssen des Konzils durch eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen eine „pragmatische Sanktion" als ein Reichsgesetz beschließen zu lassen, war in Deutschland nicht so leicht gangbar. Zwar wurde auch hier, auf Reichstagen zu Nürnberg, Frankfurt, Mainz im Sinne der Baseler Reformdekrete vorgegangen: allein einen Abschluß fand man nicht, und der neue König selbst war teils durch seine eigene strengkirchliche Gesinnung, teils durch Schwierigkeiten in Böhmen und Ungarn gehemmt. In Böhmen stand ihm das Mißtrauen der radikalen hussitischen Partei im Wege, die ihm einen polnischen Prinzen Kasimir entgegensetzte, während die katholische und die kalixtinische für ihn war. Aber noch stand seine Herrschaft hier nicht sicher, als ein Türkeneinfall ihn nach Ungarn rief, und im Oktober desselben Jahres, 1439, wurde der zweiundvierzigjährige Mann durch einen Ruhranfall hinweggerafft. Ein Sohn wurde erst einige Monate nach seinem Tode geboren, Ladislaus, der Nachkömmling oder Posthumus genannt, der in Ungarn als König anerkannt wurde.

Mit Albrecht beginnt die, solange das Reich bestand, nicht mehr unterbrochene Reihe von Wahlkönigen aus Habsburgs Stamm. In Deutschland vereinigten sich die Stimmen der Wähler am 2. Februar 1440 auf einen zweiten Habsburger von der Leopoldinischen Linie, den Herzog Friedrich von Steiermark, der jetzt Haupt des Gesamthauses war. Mittelbar oder unmittelbar beherrschte er die habsburgischen Besitztümer: er vertrat, als Vormund des kleinen Ladislaus, auch die Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Seine, Friedrichs III (1439—1493), Regierung war bedeutungsvoll schon durch ihre lange Dauer, die längste, die einem deutschen König zugemessen war, mehr noch durch die wichtigen Weltereignisse, die sich in dieser langen Zeit vollzogen oder vorbereiteten. Wir brauchen nur an

den Untergang des griechischen Reichs, die Eroberung Konstantinopels, die neue Kunst des Bücherdrucks, die Aufdeckung neuer Erdräume und deren Krönung durch die erste Durchquerung des Atlantischen Ozeans und Auffindung einer neuen Welt zu erinnern. Aber mit energischer Hand und klarem Geist in diese Weltgeschicke einzugreifen, war nicht die Sache dieses matten und engen Geistes noch seines Beraters, des Kanzlers Kaspar Schlick: Friedrich III ähnelte in seinem Wesen dem letzten der Habsburger, der die römische Kaiserkrone trug und sie im Jahre 1806 niederlegte, Franz II. Ohne andere und höhere Gesichtspunkte als egoistische und dynastische, vielbeschäftigt, ohne eigentlich tätig zu sein, ließ er die Dinge, die Schwierigkeiten wie die Gelegenheiten an sich herankommen, gelangte aber schließlich doch wie Franz II mit einem großen Treffer für Habsburg aus dem Glücksspiel der bewegten Zeiten heraus.

Das gesamte europäische Leben dieser zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts legte dem Herrscher in Deutschland, der, wie wenig unmittelbare Macht er in den verschiedenen Herrschafts- oder Einflußgebieten haben mochte, doch immer die vornehmste Figur auf der Weltbühne war, eine sehr verwickelte Politik auf. Unter vierfachem Gesichtspunkt müssen wir uns dieses Regentenleben und mit ihm das Leben unserer Nation in seinen Tagen deutlich zu machen suchen: sein Verhältnis zu der großen noch ungelösten Kirchenfrage, sein Verhältnis zu der Türkengefahr — der orientalischen Frage, wie man sagen kann —, seine Politik im Reich und seine Bemühungen um Vermehrung der Macht seines Hauses.

Der Streit zwischen dem aristokratischen und dem monarchischen Prinzip in der Kirche, des Konzils und des Papstes, zog sich noch lange Jahre hin. Das Konzil hatte nach Absetzung Eugens ein Konklave für die Wahl eines neuen Papstes gebildet und in einer eigentümlichen Persönlichkeit, einem Herzog Amadeo von Savoyen, der seiner weltlichen Stellung entsagt und ein mönchisches und zurückgezogenes Leben erwählt hatte, den Mann gefunden, der die Sache der kirchlichen Reform hinauszuführen den Mut besaß: er

nannte sich Felix V (1439). Im folgenden Jahre kam er selbst nach Basel. Er fand nicht allzuviel Anklang: Eugen hatte einen Trumpf ausgespielt mit der Vereinigung der griechischen mit der abendländischen Kirche, welche zu Florenz zustande kam, wohin er von Ferrara sein Konzil verlegt hatte. Die Griechen, nach langen Diskussionen, hatten sich zu dem berühmten filioque, dem Ausgehen des heiligen Geistes auch vom Sohne, verstanden. Am 6. Juli 1439 wurde das große Ereignis der Wiedervereinigung feierlich verkündigt, bei dem nur noch die Frage war, wie der andere Paziszent, Geistlichkeit und Volk des griechischen Reichs, diese aufnehmen würden. In Deutschland wartete man ab, hielt sich wie seither neutral, es wurde viel verhandelt, allerlei Vorschläge wurden erörtert, allerlei Anträge gestellt, auch der auf Zusammenrufung eines neuen allgemeinen Konzils; im ganzen aber war Eugen mehr und mehr im Vorteil. Jene Ehrgeizigen und Streber, welche in solchen Verhältnissen eine sichere Witterung haben und die anfangs mit der Reformpartei und dem Konzil gegangen waren, machten sich von dem sinkenden Schiffe weg. Unter diesen Strebern der namhafteste war Äneas Silvius aus dem herabgekommenen italienischen Geschlecht der Piccolomini, eine durchaus weltliche und sinnliche Natur, aber ein überaus kluger, begabter, von der neuen an das klassische Altertum sich anlehnenden Bildung berührter Mann, der die in solchen Zeiten sehr schätzbare Kunst, sehr weltliche Dinge in salbungsvolle religiöse Worte zu kleiden, aufs beste verstand. Er hatte sich dem Konzil mit seiner gewandten Feder nützlich gemacht, hatte längere Zeit auf dieser Seite ausgeharrt: noch im Jahre 1442 treffen wir ihn im Auftrag des Papstes Felix in Deutschland. Aber im folgenden Jahre taucht er als Geheimschreiber König Friedrichs auf: er beriet diesen in den heiklen kirchlichen Fragen, ein gewandter Herrendiener, und Friedrich war geschäftskundig genug, um zu erkennen, daß sich bei diesem so lang sich hinziehenden Streithandel etwas verdienen lasse. Die Sache verwickelte sich, als Eugen die Kühnheit hatte, zwei Kurfürsten des Reichs, die Erzbischöfe

Jakob von Trier und Dietrich von Köln, für abgesetzt zu erklären (1446). Die deutschen Kurfürsten schienen nämlich entschlossen, auf Durchführung der Baseler Reformdekrete zu bestehen und auch für das Deutsche Reich vom Papst eine „pragmatische Sanktion" zu fordern ähnlich der Frankreich zugestandenen; sie entsandten als Wortführer des 1446 in Frankfurt a. M. abgeschlossenen Kurvereins ihren Vertreter, Gregor von Heimburg, zunächst nach Wien, dann auch nach Rom. Schon hatte aber Friedrich III den offenen Übertritt zur Obedienz Papst Eugens gegen Einladung zur Kaiserkrönung, Ernennungsrecht für hundert Präbenden in seinen Erblanden, Recht der Nomination für sechs Bischofssitze, Bewilligung der einmaligen Erhebung eines Zehnten von den kirchlichen Instituten in Deutschland und einer Beisteuer von hunderttausend Gulden zu den Kosten der Krönung schnöde sich erkaufen lassen. Wenn auch Gregor von Heimburg die Verhandlungen nicht ohne Geschick und Tapferkeit führte, so vermochte er doch gegenüber der Diplomatie eines Äneas Silvius dem Standpunkt des Kurvereins in Rom nicht zum Siege zu verhelfen, zumal auch Papst Eugen selbst die längst ausgebildete Meisterschaft der Kurie im Hinhalten, zweideutigen Nachgeben, Mürbemachen des Mitpaziszenten vollständig innehatte. Der Papst gab den Zugeständnissen, zu denen er sich schließlich herbeiließ, auch von vornherein jene Klausel bei, die man ein Salvatorium nannte und die freilich die stillschweigende Voraussetzung bei jedem Vertrag mit dem Papismus ist, — die Klausel, daß alles, was der Kirche nachteilig werden könnte, ungültig sei, also sobald es unbequem wird, nicht mehr verpflichte. Im Februar 1447 starb Eugen, unmittelbar nach Empfang der auf einem Reichstag zu Frankfurt beschlossenen Obedienzerklärung Deutschlands, an welche er die Wiedereinsetzung der abgesetzten Erzbischöfe geknüpft hatte.

Mit seinem Nachfolger Nikolaus V kam der Streit für Deutschland zum Abschluß. Auf einer Fürstenversammlung zu Aschaffenburg wurden die mit Rom getroffenen Verabredungen im wesentlichen angenommen und mit dem Wiener Konkordat vom

17. Februar 1448 endigte der lange Handel, bei dem Deutschland nichts gewonnen hatte. Den Geist dieses Ausgleichs zeigen die Bestimmungen über die Besetzung der geistlichen Stellen und Pfründen, die Reservate, d. i. die dem Papst vorbehaltene Besetzung derjenigen Stellen, die in den ungeraden Monaten erledigt werden, die Annateneinkünfte des ersten Amtsjahrs der Inhaber aller geistlichen Pfründen und Ämter zugunsten der Kurie — in den „welschen Schrein", wie der Ausdruck lautete, die päpstliche Kasse, — und die Fortdauer von anderem Mißbräuchlichen, wo überall den Reformbeschlüssen der Konzilien die Spitze abgebrochen ist. Damit war auch das Ende des Konzils gegeben. Es vegetierte noch eine kurze Zeit fort; sein Rest siedelte nach Lausanne über; im April 1449 entsagte Felix V; und im Mai löste sich das Konzil auf, nachdem es am 19. April auch seinerseits zum Zeichen hergestellten Friedens oder vollständiger Niederlage Nikolaus V zum Papst erwählt hatte.

Die so hoffnungsvoll begonnene Reformbewegung war also gescheitert, und es trat nun ein Zustand ein, wie wir ihn in Deutschland genau vierhundert Jahre später nach dem Scheitern seiner Einheits- und Freiheitsbewegung in den Jahren nach 1848 erlebt haben. Die Begeisterung, das erste unwiderstehliche Flammenfeuer einer großen und idealen Ergriffenheit des Volkes war erloschen, die alten Mißbräuche kehrten zurück, lebten wieder auf, und neue in ihrem Gefolge; alle Welt fügt und schmiegt sich in das Unabänderliche. Man wurde wieder kirchlich oder päpstlich oder stellte sich so an, wie man um die fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts konservativ, königstreu, kircheneifrig wurde oder sich so anstellte. Eine sichtbare oder spürbare Folge war, daß die Verweltlichung, Materialisierung des Geistigen weiter fortschritt; es war alles Politik, Unterhandlung, Machtfrage geworden, Heuchelei oder Gleichgültigkeit überwog. Indessen die reformatorischen Ideen und was sich an sie anschloß, wirkten, in die Tiefe hinabgedrückt, doch in engeren Kreisen im stillen weiter; das tiefere religiöse Empfinden suchte auf Nebenwegen, abseits der großen Heerstraße in besonderen Vereinigungen seine Befriedigung, aller-

dings ohne aus den Schranken der kirchlichen Ordnung und Legalität herauszutreten, aber doch mit dem Zweck echt christlicher, nicht kirchlicher oder mönchischer Erbauung. Je mehr die offizielle Kirche an Achtung verlor, um so nachdrücklicher suchte die Frömmigkeit der einzelnen oder einzelner Kreise dem Verderben einen Damm entgegenzusetzen. Ein individuelles Christentum trat dem offiziellen Kirchentum entgegen und hielt trotz der schweren Schäden, an denen das Kirchenwesen krankte, dieses aufrecht. Es machte sich dabei auch der nachwirkende Einfluß der vielgelesenen Schriften der deutschen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, eines Eckart, Tauler, Seuse geltend. Der mehr spekulativen Richtung dieser älteren Mystik trat nun, von Niederdeutschland ausgehend, eine Richtung zur Seite, die den Nachdruck hauptsächlich auf ein praktisches Christentum legte. Von Deventer aus breitete sich, begründet von Gerhard Groot, einem Schüler Johannes von Ruysbroek, die „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens" rasch aus; ihre edelste Frucht ist das Büchlein des Thomas von Kempen (bei Köln) „Die Nachfolge Christi". Eine religiöse Bewegung brach sich hier Bahn, die ein ethisch-lebendiges und zugleich ein persönliches Christentum anstrebte, eine Bewegung, die an ähnliche Erscheinungen unserer Zeit erinnert. Auch in anderer Richtung aber hatte sich der Geist der europäischen Welt geändert und begann in seinen Lebenstiefen sich völlig zu verwandeln. Eine Erneuerung des wissenschaftlichen und geistigen Lebens in der führenden Schicht war, auch in Deutschland, im Gange, die sich aus dem Wiederaufleben des römisch-griechischen Altertums entwickelte. Der Wahrheits- und Schönheitssinn, den man aus den Werken dieser durch kein asketisches Kirchentum gebundenen Periode der Menschheit zog, verschmähte das Abgeschmackte, Plumpe, handgreiflich Unwahre des gemeinen Kirchentums, das sich namentlich auch in der sichtbaren Entartung des Klosterwesens kundgab. Daneben erwacht der Erwerbssinn und Erwerbsfleiß; die materiellen Güter steigen im Wert, eine derbe oder prahlerische Genußsucht greift um sich, für deren Exzesse man sich dann mit der Kirche und seinem Gewissen durch

fromme Stiftungen oder Schenkungen, durch Almosen und äußeres kirchliches Gebaren auseinandersetzt. Es ist eine prosaische Zeit: der Adel ist nicht mehr der in der Literatur und im gesellschaftlichen Leben tonangebende Stand, er ist verarmt im Verhältnis zu der neuemporgekommenen Schicht des Bürgertums und büßt durch sein räuberisches Treiben seine moralische Autorität ein; auch die Geistlichkeit ist längst nicht mehr das geistig belebende Element. Der Bürgerstand, die Handwerker, die plebejischen Kreise geben den Ton an. Hier findet auch die Dichtung Pflege, wenn auch zunächst ebenfalls nur eine handwerksmäßige. Das gilt wenigstens von derjenigen, die in den Meistersingergesellschaften geübt wird. Doch neben der schwung- und poesielosen Reimerei des Meistergesangs erblüht im stillen das Volkslied, in dem einerseits die Innerlichkeit der deutschen Volksseele ihren vollkommenen Ausdruck findet, anderseits aber auch die Zeitereignisse sich in manchem kraftvoll derben Liede widerspiegeln. Daneben entwickelte sich schon auch das Schauspiel, durch die Kirche selbst wie ein Teil des Kultus gepflegt, zu einem wirksamen Element des Volkslebens: für Mirakel und Moralitäten bot die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments ja einen nicht leicht zu erschöpfenden Stoff dar. Endlich gewinnt die Prosadichtung, der Roman, die Chronik, die Übersetzungsliteratur Verbreitung. Ein entscheidender Schritt auf dem Gebiet der Vervielfältigungskunst geschah um 1450 durch einen Mainzer, Johann Gänsefleisch zu Gutenberg: die Erfindung des Druckens mit beweglichen metallenen Lettern. Diese Erfindung eröffnete eine neue Ära. Die Welt begriff allerdings ihre Tragweite so wenig sofort, wie sie in anderer Sphäre die Bedeutung der Aufdeckung neuer Erdräume noch nicht würdigte, die eben in jenem Jahrhundert portugiesische Schiffe bei der Aufsuchung eines Seewegs nach Ostasien an der Westküste von Afrika von Küste zu Küste, von Vorgebirg zu Vorgebirg nach Süden führte und die, ehe das Jahrhundert zu Ende ging, spanische Schiffe zu dem Wagnis einer Durchquerung des Atlantischen Ozeans trieb. Eine solche Zeit erzeugt keine schöpferischen Geister, keine Genies, das

Feld gehört den Talenten, den Männern vom zweiten und dritten Rang, den vielen Intelligenten, Fleißigen, Berechnenden, Namenlosen. Ihre Wohnsitze, ihre Arbeitsplätze, Bureaus und Werkstätten aber waren die Städte, die jetzt erst ihre volle Wirksamkeit und zugleich ihren Egoismus und Interessengeist entfalteten. Hier, im engeren Raume, erstand ein sehr reges und intensives Staats- und Machtgefühl, ein wirksamer und gesunder, wenn auch nicht durchaus schöner Lokalpatriotismus, und dabei waren sie doch auch auf eine Politik im großen, ihren Feinden und Gegnern gegenüber, angewiesen: sie wurden wehrhaft, waren mit Befestigungswerken, Gräben, Mauern und Türmen versehen, bei deren Anlage sie doch nicht nur dem nackten Bedürfnis, sondern auch einer gewissen Rücksicht auf architektonische Wirkung Rechnung trugen, sie hatten eigene Kriegsmittel, Waffen und Geschütze, und besaßen, wie selbstverständlich, das große Erziehungsmittel der allgemeinen Wehrpflicht und militärischen Organisation ihrer Bürger.

Im Jahre 1452 hatte Friedrich sich in Rom die Kaiserkrone geholt und bei der Gelegenheit auch das Gelübde eines Kreuzzugs geleistet: gegenüber der neuen Gestalt, welche die orientalische Frage durch das Vordringen der osmanischen Macht für die europäische Welt bekommen hatte, erhielt dieses wieder einen guten Sinn. Der Orient hatte in dem ewigen Gegeneinander wieder die Offensive ergriffen, und ehe viel Jahre vergingen, wurde die Frage auch für Deutschland sehr wichtig. Doch beunruhigte man sich zunächst noch nicht sonderlich, da noch ein weiter Weg zwischen beiden Welten, der christlichen und der des Islams, lag; auch konnte man sich noch mit der Hoffnung trösten auf eine Koalition der christlichen Welt, wenn die Gefahr näher kommen sollte. Die Summe der Ereignisse ist, daß die mongolische Macht, welche im Anfang des Jahrhunderts die Osmanen von dem belagerten Konstantinopel abgerufen und in der Schlacht bei Angora 1402 niedergeworfen hatte, nach Timurs Tode (1405) wieder zerfiel und die osmanische wieder aufgerichtet ihre Eroberungspolitik gegen Westen wieder aufnahm; daß die Herrschaft des griechischen

Kaisers sich nach und nach auf ein kleines Gebiet um Konstantinopel beschränkte und Hoffnungen auf Hilfe, die man auf die Vereinigung der Kirchen und einen allgemeinen Kreuzzug gründete, an dem Fanatismus der griechischen Bevölkerung scheiterten; diese brachte nach der unheilbaren Torheit kirchlicher Parteien den Untergang des Reichs gegenüber den Formeln des Glaubens nicht weiter in Anschlag. Die Aufgabe, die Türken abzuwehren, fiel den nächstbedrohten Christenstaaten des Ostens, Ungarn, Böhmen, Polen, und deren Vorlanden, Walachei, Bulgarien, Serbien, zu. Eine Vereinigung kam zustande; in der Schlacht bei Varna (1444) fiel jedoch im Moment des Sieges der Führer des christlichen Heeres, der junge König von Ungarn und Polen, Wladislav, und der Sieg wurde zur Flucht und Katastrophe; eine zweite Niederlage folgte 1448 auf der Ebene von Kossowa. Seit 1451 nahm der neue Sultan Mohammed II den Krieg und den Angriff gegen die Hauptstadt energisch wieder auf und am 29. Mai 1453 geschah das Ungeheure, dem man in Europa ohne ernstliche Anstrengungen zur Hilfeleistung zugesehen hatte: die Stadt Konstantinopel erlag nach rühmlichem Widerstand gegen eine ungeheure Übermacht. Am Mittag jenes verhängnisvollen Tages war alles zu Ende, und der noch jugendliche Sultan ritt ein in die Hauptstadt des oströmischen Reichs, deren berühmtes Heiligtum, die Hagia Sophia, in eine mohammedanische Moschee verwandelt wurde.

Das Ereignis machte selbst auf des Kaisers Friedrich trägen Geist Eindruck: dem Hause Habsburg trat aufs neue die Aufgabe nahe, die christliche Welt vor dem Vordringen des Islam zu schützen. Gegenüber den verworrenen Verhältnissen und der Zerfahrenheit der westlichen Staatenwelt war der Türkenstaat oder richtiger das Türkenlager sehr im Vorteil. Während dort die Vielheit der Interessen, die nach allen Seiten auseinanderstrebten, jede gemeinsame Aktion hemmte, war hier bei den Türken eine einfache Organisation: ein unbedingter Herrscherwille an der Spitze, das eroberte Land, dessen Bewohner entwaffnet wurden, in nicht erbliche Reiterlehen geteilt; deren Inhaber, die Timarli, durch keinerlei Arbeit gehemmt,

stiegen zu Pferde, sobald der Befehl vom Padischa an die beiden „großen Fürsten", die Beglerbegs von Asien und Europa, erteilt, von diesen an die untergeordneten Führer, die Begs der Sandschakate, die Alaibegs und die Siamets weiter getragen, sie erreichte. Neben dieser Reitermacht war ein Fußvolk eigener Art, die „neue Schar" der Janitscharen, gebildet aus dem scheußlichen Menschentribut, den die Osmanen von den besiegten Ländern erhoben — Knaben, im zartesten Alter weggeführt, elternlos, heimatlos, namenlos, auf die Gnade oder Ungnade ihres einzigen Herrn und Versorgers, des Sultans, gepflanzt. Die Aufgabe der Abwehr gegen die Türken schien in der Tat mit Erfolg nur angetreten werden zu können, wenn die Länder Ungarn und Böhmen unter den Einfluß und womöglich in Besitz des habsburgischen Hauses gebracht wurden. In Böhmen starb nun aber im Jahre 1457 der junge Sohn Albrechts II, Ladislaus Posthumus, und während allerlei Ansprüche sich erhoben, wurde im März 1458 der seitherige Gubernator des Landes, ein Utraquist Georg Podiebrad, zum König gewählt, der — König Georg oder Girzik — dies Land aufs beste regierte und bis zu seinem Tode (1471) eine große Figur auf der europäischen Bühne machte: das erste Beispiel einer paritätischen, über den Religionsparteien und der päpstlichen Mitregierung stehenden Regierung auf deutschem Reichsboden. Auch der ungarische Thron war mit jenem Todesfall erledigt. Aber auch hier nahmen die Dinge einen ähnlichen Verlauf. Im Januar 1458 wählte ein Reichstag zu Pesth einen einheimischen Großen, Matthias Hunyadi, zum König — Matthias Corvinus —, gegen welchen die österreichische Partei nicht aufkam. Im Juli 1463 lieferte Friedrich die Krone des heiligen Stephan aus, mit der nun Matthias gekrönt wurde. Im Juni 1485, nach glücklichem Krieg gegen Kaiser Friedrich, der bei allen diesen Vorgängen eine ziemlich klägliche Rolle spielte, nahm Corvinus zu Wien die Huldigung entgegen und erwehrte sich auf der anderen Seite mit Glück der vordringenden Türkenmacht bis zu seinem Tode, der ihn April 1490 zu Wien wegraffte.

In Böhmen wurde nach Georg Podiebrads Tode ein polnischer Prinz Wladislaw gewählt, den sich nach Matthias Corvinus

Tode auch die Ungarn zum König wählten. In beiden Ländern neigte sich der Stern des habsburgischen Hauses vor dem mächtig ausgreifenden Polen, das unter derselben unglücklichen Regierung Kaiser Friedrichs im Norden Deutschlands ebenfalls einen großen Erfolg errang, ohne daß dieser es hinderte und hindern konnte. Der deutsche Ordensstaat konnte sich von seiner Niederlage bei Tannenberg (1410) nicht erholen, der Verfall schritt weiter; die Städte des Landes und der Adel traten gegen das Regiment des Ordens in eine Verbindung, den preußischen Bund, 1440. Im Jahre 1454 kam es zu offenem Krieg, den sich Polen zunutze machte. Dieser Bürgerkrieg dauerte, wie diese mittelalterlichen Kriege bald heftiger bald matter brennend, dreizehn Jahre und er endigte im Oktober 1466 mit dem unglücklichen zweiten Thorner Frieden, in welchem der Orden sein westpreußisches Gebiet an Polen abtrat und damit den unmittelbaren Zusammenhang mit dem deutschen Lande verlor, für den östlich der Weichsel gelegenen, ostpreußischen Teil die Lehenshoheit der polnischen Krone annehmen mußte: der Hochmeister also war Fürst des polnischen, nicht des deutschen Reiches.

Auch im Westen gestaltete sich die Lage für Deutschland ungünstig. Der lange Krieg zwischen England und Frankreich kam um die Mitte des Jahrhunderts zum Abschluß, er endigte mit der Vertreibung der Engländer vom Festland und der Wiederherstellung der angestammten Könige in Frankreich: unter diesen — Karl VII, Ludwig XI (1461—1483), Karl VIII (1483—1492) — befestigte sich die innere Ordnung und Frankreich wurde vollends, durch die letzten Kämpfe und ihren Ausgang, zum einheitlichen Staat und also mehr noch als früher zu einer Gefahr für das zersplitterte Deutschland. Hier gelang auf der einen Seite in jener pragmatischen Sanktion die feste Abgrenzung der staatlichen Rechte gegen die Kirche, auf der andern Seite aber die Errichtung einer einzigen, nur dem König untergebenen und zur Verfügung stehenden ständigen Kriegsmacht: der Anfang eines stehenden staatlichen Heeres also, das den Friedenszustand, d. h. den Staat, in ganz anderer und viel wirksamerer Weise verbürgte, als die Landfrieden

in Deutschland, denen niemals zu trauen war. In England, das nun auf seine Insel zurückgeworfen war, hatten sich im Lauf von vier Jahrhunderten die beiden Bestandteile oder Schichten seiner Bevölkerung, die normannische und die angelsächsische, völlig verschmolzen; auch hier erwuchs mit dem Siege Heinrich Tudors über den letzten vom Hause York bei Bosworth 1485, der den Streit zwischen den beiden Häusern York und Lancaster und den verderblichen Adelskrieg der weißen und roten Rose beendigte und Heinrich VII, den ersten der Tudors, auf den Thron brachte, ein kraftvolles monarchisches Regiment, ein Einheitsstaat, innerhalb dessen von Fehde und Krieg nicht mehr die Rede war.

So weit war man in Deutschland während Friedrichs III Regierung noch lange nicht. Im Jahre 1444 zog dieser das Unheil durch seine Händel mit der Schweiz selbst herbei, indem er den König von Frankreich um Überlassung einer durch das Ende des Krieges mit England frei gewordenen Schar von Söldnern bat, deren nun unter dem Befehl des Dauphins statt sechstausend vierundzwanzigtausend kamen — man nannte sie nach dem Namen eines Führers die Armagnaken. Diese drangen bis vor Basel, wo sie durch den heldenhaften Widerstand einiger Tausend Schweizer, die sich bis auf wenige bei St. Jakob an der Birs opferten, zur Umkehr bewogen wurden: der Dauphin bekam Respekt vor solchen Gegnern und machte Frieden mit der Eidgenossenschaft. Dafür warf sich die zuchtlose Armada, die es nur auf das Plündern abgesehen hatte, ins Elsaß; erst im Jahre 1445 verließ sie wieder den deutschen Boden. Der Fehden war im Reiche kein Ende abzusehen, da bei jedem Todesfall eines Landesfürsten, wenn er Söhne hatte, die Teilungen und aus diesen die Händel kamen, und wenn andere Erben anstatt der leiblichen eintraten, die widerstreitenden Ansprüche nach der barbarischen Sitte der Zeit mit Krieg und Niederbrennung der Dörfer und Ernten ausgetragen wurden. Man überläßt diese Fehden der Lokalgeschichte und übergibt sie am besten allmählich ganz der Vergessenheit: so die Fehde zwischen der Stadt Nürnberg und dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg

1449, aus der 1450 der zweite Städtekrieg, der verheerende Krieg der Städte in Franken und Schwaben gegen verbündeten Adel und Fürsten, sich entwickelte, der erst 1453 endete, nachdem eine Menge blühender Dörfer in Feuer aufgegangen und zahlreiche Burgen gebrochen waren: der brandenburgische Markgraf, ein tapferer Recke von unbändiger Kraft und Tatenlust, aber geschworener Feind der aufstrebenden Städte, hatte es bei seinem Kampf nicht nur auf die Zurückgewinnung der von seinem Vater der Stadt verkauften Nürnberger Burg, sondern auf Nürnberg selbst abgesehen, das ihm als Hauptstadt seines fränkischen Besitzes sehr willkommen gewesen wäre; so die Soester Fehde, 1444—49, des Erzbischofs von Köln gegen die westfälische Stadt Soest, bei der der Erzbischof auch böhmische Soldtruppen verwandte und sie nicht lange nach ihrem Glauben fragte; so die nicht abbrechenden Händel zwischen den verschiedenen Linien des wittelsbachischen Hauses; so den sächsischen Bruderkrieg (1446—51), veranlaßt durch den Streit um das thüringische Erbe, und sein Nachspiel, den abenteuerlichen Raub der Prinzen Ernst und Albrecht aus dem Schlosse Altenburg durch den Ritter Kunz von Kaufungen; so weiterhin die Streitigkeiten im österreichischen Hause selbst, als nach Ladislaus Posthumus' Tode 1457 nicht bloß die Erbschaft in Böhmen und Ungarn aufging, sondern auch um sein Erbe in Österreich der Kaiser Friedrich mit Bruder und Vetter stritt. Neben dem Brandenburger Albrecht Achilles, dessen Tatkraft in den engen Verhältnissen seiner fränkischen Herrschaft keinen hinreichenden Spielraum fand, tat sich in jener unruhigen Zeit am meisten hervor der Wittelsbacher Pfalzgraf Friedrich, der Siegreiche oder der Streitbare genannt, und seit 1458 maßen sich die beiden, sie und ihre Bundesgenossen, in einem großen Kampf, der dadurch eine höhere Bedeutung erlangte, daß auch der Kaiser Friedrich III und der ehrgeizige König Georg von Böhmen Partei nahmen und der Pfalzgraf nebenher die Frage der Reichsreform gegen den Kaiser ins Feld führte, während Albrecht Achilles in alter gutkaiserlicher Gesinnung seines Hauses auf seiten Friedrichs III stand: vier Jahre lang wurden wieder in Franken,

Bayern, Schwaben, der Pfalz Dörfer niedergebrannt, Burgen zerstört, Städte belagert; hochberühmt und im Liede gefeiert war des Pfälzers Sieg bei Seckenheim, der drei seiner Gegner auf einmal, den Grafen Ulrich von Württemberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz, als Gefangene in seine Hände lieferte (30. Juni 1462). Auch die bayerische Linie der Wittelsbacher war bei diesem Kriege beteiligt, in dem außer böhmischen Söldnern zum erstenmal schweizerische Landsknechte zur Verwendung gelangten, und der, je länger er dauerte, mit um so größerer Grausamkeit geführt wurde. Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut, ein Fürst, dem gleich dem Brandenburger und dem Pfalzgrafen sein ererbtes Land zu eng war für seine Unternehmungslust — seine dauerhafteste und bedeutsamste Schöpfung war die 1472 begründete Universität Ingolstadt —, hatte 1458 die einst zu Bayern gehörige, unter Karl IV reichsunmittelbar gewordene, dann aber wieder an eine bayerische Seitenlinie verpfändete Stadt Donauwörth überfallen und weggenommen und wurde deshalb vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, mit deren Vollzug Albrecht Achilles sich um so lieber betrauen ließ, als er mit Bayern wegen seines Nürnberger Landgerichts alte Differenzen hatte. Doch erlitt Albrecht bei Giengen an der Brenz, 19. Juli 1462, eine schwere Niederlage, was dann die Einmischung des Böhmenkönigs als unerbetenen Friedensstifters zur Folge hatte. Mit allen diesen Fehden verwickelte sich endlich die sogenannte Mainzer Stiftsfehde. Erzbischof Diether von Mainz wurde aus verschiedenen Ursachen, wegen deren ihm Äneas Silvius, nunmehriger Papst Pius II, grollte, letztlich auch weil er sich weigerte, die hohen Palliengelder nach Rom zu bezahlen, von jenem des Erzbistums enthoben und an seiner Stelle Adolf von Nassau mit dem Pallium bekleidet. Obschon der Pfalzgraf, dem Diether bei Seckenheim tapfer Hilfe geleistet hatte, dem verbündeten Kirchenfürsten zur Seite stand, gelang es doch dessen Gegner Adolf von Nassau, am 7. Oktober 1462 Mainz von Eltville aus zu überrumpeln und nach einem Kampf, in dem fünfhundert Bürger fielen und viele Häuser eingeäschert wurden, sich der wohlbefestigten, aber schlecht verteidigten

Stadt zu bemächtigen. Bei dieser blutigen Fehde, deren Kampfpreis das Erzbistum bildete, bedienten sich die beiden streitenden Kirchenfürsten auch der neuen Mainzer Erfindung, indem sie ihre Sache gegeneinander in gedruckten Flugblättern und Proklamationen verfochten; bei dem Brande aber wurde auch die Gutenbergsche Druckerei zerstört; die dort beschäftigten Drucker zerstreuten sich und trugen das bis dahin sorgfältig bewahrte Geheimnis der neuen Kunst in alle Welt, so daß sich doch auch eine nützliche Wirkung aus dem häßlichen Streite ergab. Bei dem Friedensschluß, den der Böhmenkönig Georg Podiebrad vermittelte, während der Kaiser teilnahmslos und untätig zusah, kam für die Anstifter aller dieser Kämpfe, an deren verheerenden Wirkungen Deutschland noch lange zu tragen hatte, wenig genug heraus: Bayern mußte die Reichsstadt Donauwörth fahren lassen, Albrecht Achilles erhielt weder Nürnberg noch erzielte er von Bayern die Anerkennung seines Landgerichts, der Pfalzgraf mußte sich mit einigen Dörfern an der Bergstraße zufrieden geben, die ihm Adolf von Nassau abtrat: Diether leistete zwar für jetzt auf das Erzstift Mainz Verzicht, kehrte aber doch nach dem Tod seines Gegners (1475) auf den erzbischöflichen Stuhl zurück. Wie hier in größeren, so wurde noch an vielen Stellen Deutschlands in kleineren Fehden, zwischen Reichsstädten, Abteien und benachbarten Edelleuten, gestritten, und man muß bedenken, daß die allseits bestehenden Assoziationen doch auch bei jedem dieser kleineren Streite die Beteiligung noch anderer zur Folge hatten: so bei dem Krieg, den Nürnberg mit dem Markgrafen Albrecht Achilles um seine reichsstädtische Freiheit führte, wo mehr als zwanzig andere Fürsten, Grafen und Herren mit Albrecht Achilles gleichzeitig der Stadt Fehde ansagten. Und doch hätte die beständig wachsende, niemand verborgene Gefahr, die von Osten her durch die Türken drohte, daran erinnern sollen, wie dringend nötig eine Zusammenfassung der Streitkräfte des Reiches zur Verteidigung gegen den äußeren Feind gewesen wäre. Man hielt im Jahre 1471 zu Regensburg auch einmal einen Reichstag in der Türkensache, „kaiserlich christlicher Tag der Türken halber“: allein hier

wie überall zeigte sich, daß der Körper des Deutschen Reiches der Einheit und also der Aktionsfähigkeit entbehrte und daß dieser Mangel zwar geschärft wurde durch die tatenscheue, geistlos träge Persönlichkeit des Kaisers, daß aber gegenüber den Verfassungszuständen, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet hatten, auch die kraftvollste Persönlichkeit nichts vermocht haben würde. Abhilfe war nur auf zweierlei Art denkbar: entweder durch eine gründliche, von der Not gebotene Änderung und Reform der Reichsverfassung oder dadurch, daß das Haus, dem der Träger der Krone angehörte, selbst auf dem Wege, den die Landesfürsten gegangen, der Vermehrung seiner Territorialmacht, weiterschritt und unter Begünstigung durch seine kaiserliche Stellung und durch das Glück eine Macht erlangte, welche den Territorien überlegen war.

Der erste Weg, Reform der Reichsverfassung, ward eingeschlagen. Eine Vorbedingung, die allerdings nicht weit führte, war vorhanden: die Erkenntnis des Übels, die in Schriften wie der Denkschrift des Erzbischofs Jakob von Trier (1453) und andern sich aussprach, „mit was für Mitteln das römische Reich wieder aufzubringen wäre?". Der Gedanke eines ständigen Reichsregiments sowie eines obersten Reichsgerichts wurde allmählich, wie in den Jahren 1848—66 das deutsche Parlament, eine Zeitfrage: aber schließlich kam man doch eben wie in dieser letzten kritischen Periode unserer Geschichte nicht über Erneuerung der alten Landfriedensordnungen und ihre Verschärfung mit Worten hinaus und konnte es nicht bei dem üblen Willen des Kaisers, dem gegenseitigen Mißtrauen und der Begehrlichkeit der Fürsten, der Engherzigkeit der Städte, was alles wir in unseren Tagen in anderen Formen auch erlebt haben. Der Gedanke selbst aber verschwand nicht mehr von der Tagesordnung und er fand weiterhin einen wirksamen und eifrigen Vertreter in einem bedeutenden Staatsmann, dem Erzbischof von Mainz Berthold von Henneberg (seit 1484). Er entwickelte seinen Plan auf einem Reichstag zu Frankfurt 1485. An Vorschlägen und Projekten hatte es auch seither nicht gefehlt, auch nicht an unfruchtbaren Verhandlungen. Erst

durch diesen Reichstag zu Frankfurt 1485 und durch das Ereignis des folgenden Jahres, wo auf einem neuen Reichstag Friedrichs Sohn Maximilian zum römischen König gewählt wurde, kam die Angelegenheit in etwas rascheren Fluß.

Im ganzen freilich war der Gang der Dinge Zentralisierungsbestrebungen nach wie vor nicht günstig. Die Erhaltung und Verteidigung der Güter des Friedens, Sicherheit, Recht, Kultur, Fortschritt, stand bei den Gliedern des Reiches, den Einzelstaaten, mehr als bei dessen Haupte, dem Kaiser. Aber die zentrifugalen Kräfte und Tendenzen fanden bei ersteren immer neue Nahrung: schon war in den fürstlichen Häusern die Erkenntnis gereift, daß mit den Teilungen ein Ende gemacht werden, das Territorium in einer Hand beisammen bleiben müsse: Beispiele geben unter anderem ein Münsinger Vertrag, 1482 unter dem Grafen von Württemberg, Eberhard im Bart, dem Gründer der Universität Tübingen (1477), geschlossen, der die württembergischen Besitzungen für ewige Zeiten als unteilbar erklärte, sowie die berühmte Dispositio Achillea des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, in welcher bestimmt war, daß das Kurland, die Marken, immer dem erstgeborenen Sohne zufalle und nicht geteilt werden dürfe (1473). Diesen Weg war im allgemeinen auch das habsburgische Haus gegangen, und die Tendenz der Vermehrung der Hausmacht bildete auch das A und O der Politik Friedrichs, der keinerlei ideale Gesichtspunkte kannte, und, selbst abgesehen von seiner schwunglosen und indolenten Natur, wird er von vornherein davon ausgegangen sein, daß mit einem so ungefügen Körper wie dem römischen Reich doch nichts anzufangen sei. Eine eigentümliche Schöpfung partikularen Ehrgeizes und einer Reihe von Glücksfällen sollte dem habsburgischen Hause eben unter diesem am wenigsten regsamen seiner Fürsten zugute kommen: die ephemere Schöpfung eines Zwischenreichs zwischen Deutschland und Frankreich — Burgund.

Als im Jahre 1361 das alte Herzogtum Burgund, die Landschaft am westlichen Ufer der Saone, nach Aussterben des dortigen Hauses der Krone Frankreich anheimfiel, hatte König Johann das

Land seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen als erbliches Lehen gegeben. Dessen Nachfolger hatten diesen Besitz erweitert, namentlich der zweite, Philipp der Gute (1419—67), der in dem großen Kriege zwischen England und Frankreich Verbündeter der Engländer gewesen war, im Laufe des langen Kampfes aber seinen Frieden mit Frankreich gemacht und im Vertrage von Arras (1435) sich eine souveräne Stellung für seine Erwerbungen gesichert hatte. Es waren auf allerlei Weise in dessen Händen zu dem Herzogtum und der Freigrafschaft Burgund noch Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur, Niederlothringen, die zum Reiche gehörten, und eine Anzahl Grafschaften und Herrschaften in Frankreich selbst, reiche Länder, zusammengekommen: — freilich noch kein einheitliches Reich, ein Staatsgebilde vielmehr, das sich auf der Karte seltsam genug ausnimmt, aber doch eine überaus glänzende Macht, die wohlgeeignet war, ernstliche Besorgnisse in dem wiederhergestellten, eben erst aus der englischen Todesgefahr geretteten Frankreich zu erwecken. Im Jahre 1467 starb Philipp, und das reiche Erbe trat sein Sohn Karl an, genannt der Kühne oder Verwegene, ein Mann hochfahrenden Wesens, vom Dünkel der Macht erfüllt, ohne Mäßigung und Verstand. Seine Beziehungen zu Frankreich, seine Kämpfe mit Ludwig XI gehören nicht in unsere Geschichte; in vielfachen Kämpfen und mit den reichen Geldmitteln, die sein Besitz ihm lieferte, hatte er sich eine starke Heeresmacht geschaffen, und sein Ehrgeiz ging nun dahin, seine Länder, von denen ein guter Teil Reichsland war und die er durch Eroberungen zu vermehren gedachte, zu einem Königreich zu vereinigen, sich das Reichsvikariat über den Westen übertragen zu lassen und sich dem nichtsbedeutenden Kaiser an die Seite zu schieben. Allein seine Macht war unfruchtbar, er hatte keinen Sohn. Wohl aber blühte ihm eine Tochter heran, Maria von Burgund, welche die reichste Erbin in Europa war, und Friedrich hatte einen Sohn Maximilian, der, seinem Vater sehr ungleich, ein anmutiger, beweglicher, jeder ritterlichen Kunst und Kraft zugewandter Knabe (geb. 1459), einer jener Begnadigten

war, dem die Herzen der Menschen ohne ihr Zutun zufliegen: und der Gedanke lag von selbst und nicht bloß dem berechnenden Kaiser Friedrich nahe, daß diese beiden bestimmt seien, ein Paar zu werden. Auch fanden sie Gefallen aneinander, als im September 1473 ihre Väter, der Kaiser und der Herzog, zu Trier zusammenkamen und dort längere Zeit zusammen verweilten und verhandelten. Allein der Herzog, ein in seinem Hochmut beschränkter Mann, wußte einen Charakter wie Friedrich nicht zu behandeln. Recht geflissentlich zur Demütigung des armen und geizigen Kaisers entfaltete er dort in Trier eine Pracht, wie sie ihm sein Reichtum gestattete, und er scheint jenem, der ohnehin voll Mißtrauen war, von seinen großen Zukunftsplänen und Projekten mehr als nötig gesprochen zu haben. Die Zusammenkunft wurde, nachdem sie zwei Monate gedauert und alles schon vom Herzog zu einem großen Krönungsfest herbeigeschafft worden war, vom Kaiser ganz plötzlich abgebrochen, und daß das Verhältnis nunmehr zunächst in bittere Feindschaft umschlagen mußte, versteht sich bei diesen beiden Charakteren von selbst. Der Herzog richtete sich bald durch Übermut und Unfähigkeit selbst zugrunde. Die Wirren, die im Erzstift Köln schon seit einiger Zeit (1472) ausgebrochen waren und bei denen es sich um Streitigkeiten der Städte Neuß, Köln und Bonn mit dem Erzbischof Ruprecht, dem unwürdigen und unfähigen Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, handelte, gaben ihm die Gelegenheit, sich in diese „Kölner Stiftsfehde" einzumischen. Mit einem großen Soldheere, das er leicht zusammenbrachte und schlecht in Zucht hielt, rückte er im Sommer 1474 vor Neuß. Aber seine Feinde und Nachbarn waren auch nicht müßig gewesen. Stadt und Besatzung — es waren Hessen des vom Kölner Domkapitel gewählten Administrators Hermann — und die Bürgerschaft hielten vom Juli 1474 bis Juni 1475 aus; in vergeblichen Stürmen rannte Karl gegen die Mauern, bis das mittlerweile auf einem Reichstag zu Augsburg beschlossene Reichsheer ungewöhnlich zahlreich und eifrig unter Führung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg und Herzog Albrecht „des Beherzten" von

Sachsen-Meißen herankam und nunmehr der Kaiser die gute Gelegenheit ersah, seinerseits mit dem Herzog von Burgund Frieden zu machen: das Heiratsprojekt, bei dem die beste Chance die Neigung der Prinzessin war, lebte wieder auf. Karl aber, nachdem er mit dem Kaiser sich ausgesöhnt hatte, wandte sich gegen den Herzog Renatus von Lothringen und nachdem er diesen überwältigt und zur Flucht nach Frankreich genötigt hatte, gegen die Schweizer, mit denen er in Händel geraten war durch seine Stellung in ihrer Nachbarschaft, im Elsaß. Der Habsburger nämlich, der die vorderösterreichischen Lande zu beiden Seiten des Rheins zwischen Konstanz und Basel besaß, Herzog Sigismund, konnte diese gegen die Eingriffe der Eidgenossenschaft nicht halten und hatte sie daher an den Herzog von Burgund verpfändet, dessen Landvogt ein hartes Regiment im Stil seines Herrn führte. Um Anlaß zum Hader durfte man in jenen Zeiten nie verlegen sein, und mit Begierde ergriff Karl das neue Abenteuer. Aber hier erwartete ihn eine noch schwerere Enttäuschung als vor Neuß. Er hatte ein großes Heer, vielleicht vierzigtausend, aber bunt zusammengesetzt, mit einer Menge mehr als zweifelhafter Elemente, welche sein Geld und sein Ruf herbeigelockt hatte. Dies Heer, mit großem Troß und allerlei Gesindel belastet, schlecht organisiert, mußte im Fall einer Niederlage gänzlich versagen. Von irgend einer moralischen Kraft oder Idee war bei Karl ohnehin nicht die Rede, sowenig wie von Führung: ihm gegenüber aber standen die Mannschaften der Schweizer und der ihnen verbündeten Städte, Aufgebote von Bürgern, die ihren Herd und ihre Unabhängigkeit zu verteidigen hatten, eine wohlgeübte, wohlausgerüstete, wohldisziplinierte Streitmacht, die für ihre höchsten Güter kämpfte. An drei Schlachttagen vollendete sich im Lauf eines halben Jahres das Geschick des Herzogs. Bei Granson am Neuchateller See erfolgte der erste größere Zusammenstoß und hier zeigte sich die Erbärmlichkeit des größeren Teils der burgundischen Armada: die Unordnung beim Aufmarsch war groß, der Sieg der Schweizer leicht, die Verluste, da alsbald das Flüchten begann, nur gering; das reiche Lager und das Geschütz fiel den

Schweizern in die Hände. Dies war am 1. März 1476: am 23. Juni desselben Jahres, nachdem der Herzog sein Heer ergänzt hatte und eben von einer Krankheit wiedererstanden war, geschah bei Murten, an einem kleinen See westlich vom Neuchateller See, die zweite Schlacht gegen das vereinigte schweizerische Heer. Diesmal wurde tapferer gefochten, aber der Sieg war nicht minder vollständig. Auf achttausend wird die Zahl der auf burgundischer Seite Gefallenen geschätzt und der Herzog, vor der Schlacht wie immer verständigem Rate unzugänglich, entfloh mit einer geringen Reiterschar. An Bundesgenossen fehlte es den Schweizern nicht mehr: der Herzog von Lothringen eroberte im Herbst 1476 sein Land zurück und mit Freude sah der König Ludwig von Frankreich, der Feind des Burgunders, zu, wie dieser sich selbst zugrunde richtete, ohne daß er seinerseits sich in Unkosten zu stürzen brauchte. Der dritte und entscheidende Schlag fiel in Lothringen. Karl wandte sich gegen den Herzog von Lothringen, der noch einmal aus dem Lande hatte weichen müssen, aber da ihm nicht bloß die eigenen Untertanen beifielen, sondern auch von der Eidgenossenschaft tätige und von König Ludwig wenigstens Geldhilfe kam, den Kampf wieder aufnehmen konnte. Am 5. Januar 1477 geschah bei Nancy eine Schlacht, die Karl gegen die Gebote der Feldherrnklugheit annahm. Hier trug noch Verrat eines von Karl begünstigten Führers dazu bei, die Niederlage verhängnisvoller zu machen: auf der Flucht kam er selbst ums Leben. Man fand seine Leiche halb eingefroren im Eise eines Grabens. Vierundvierzig Jahre alt war er geworden, das große Erbe ging auf seine Tochter Maria über, und der Plan ihrer Vermählung mit dem Kaisersohn wurde nun alsbald bei der ausgesprochenen Neigung der Fürstin erneuert.

Diese Verlobung verwickelte Maximilian, der mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses tritt, in die Streitigkeiten und Schwierigkeiten, die Maria beim Antritt ihres Erbes finden mußte. Ludwig XI von Frankreich spann alsbald seine Ränke und traf seine Maßregeln, um das eigentliche Burgund, die Landschaften an der Saone, für Frankreich zurückzugewinnen, und in den Nieder-

landen hatte die zwanzigjährige Herrin einen schweren Stand gegenüber den Vertretungen der einzelnen Provinzen, die ihre weitgehenden Privilegien behaupten wollten und bei dieser guten Gelegenheit womöglich noch zu erweitern trachteten. Im August 1477 fand zu Gent die Vermählung statt und längere Zeit nahmen den Erzherzog nun die Auseinandersetzungen mit den Ständen der niederländischen Provinzen und der Krieg mit Ludwig um Burgund in Anspruch. Im August 1479 bei Guinegate in der Picardie schlug er die Franzosen mit Glanz — aber ohne dauernden Erfolg. Dieser Krieg mit Frankreich zog sich noch bis 1482 hin. Schon am 27. März 1482 starb die junge Fürstin, erst fünfundzwanzigjährig, ihrem Gatten einen Sohn, Philipp, und eine Tochter, Margarete, hinterlassend; die Verhältnisse änderten sich nicht wesentlich, da Philipp noch unmündig war. Doch kam im Dezember 1482 mit Ludwig ein Friede, zu Arras, zustande, nach welchem die Grafschaft Burgund und eine Anzahl Herrschaften in seinen Händen verblieb und sein Dauphin, für den er einst schon Marie ins Auge gefaßt hatte, mit Maximilians Tochter, dem zweijährigen Kind Margarete, verlobt wurde. Im August 1483 starb Ludwig, ein an Leib und Seele häßlicher, bösartiger Mann ohne Treu und Glauben und fast möchte man sagen ohne jede gute Eigenschaft, aber ein Politiker ersten Ranges und für Frankreichs Weg zur Größe unentbehrlich: auch war er ein gewissermaßen populärer Tyrann, der sich gegen die übermächtigen und begehrlichen Großen auf das Volk stützte. Er hinterließ das französische Reich einem vierzehnjährigen Sohn Karl VIII, für den eine kluge ältere Schwester Anna zunächst die Regierung führte.

In Deutschland waren die maßgebenden Fürsten mittlerweile zu dem Entschlusse gekommen, statt der schon geplanten Absetzung des Kaisers dessen Beseitigung auf eine mildere Art zu vollziehen, indem man ihm seinen Sohn, der durch sein ritterliches Wesen, seine Beweglichkeit und Unternehmungslust imponierte und beliebt war, als römischen König an die Seite stelle, und Friedrich, der bei all seiner phlegmatischen Art, wie alle solche Naturen, doch am

Schein und Titel der Macht hing, fügte sich darein, da er eben vor seinem alten Feinde, dem Ungarnkönig Matthias Corvinus, der im Juni 1485 in Wien eingezogen war, aus Österreich hatte weichen müssen. Gewissermaßen als Flüchtling kam er in Frankfurt an, wo dann im Februar 1486 Maximilian mit sechs Kurstimmen, wie erwähnt, zum römischen König gewählt wurde. Er mußte die Dinge im Südosten, Österreich, Ungarn, Böhmen, zunächst gehen lassen wie sie gingen und kehrte in die Niederlande zurück, wo er im Einverständnis mit Heinrich VII von England den Krieg mit Frankreich wieder aufnahm. Dies alles ist nicht deutsche, sondern habsburgische Geschichte und berührt Deutschland nur mittelbar: die Hauspolitik der Habsburger machte allerdings jede europäische Frage zu einer besonderen deutschen. Eine solche, sehr entlegene, erhob sich im September 1488, als der letzte Herzog der Bretagne starb und es sich wieder um eine Erbtochter, Anna von Bretagne, handelte. Zwischen Maximilian und König Karl von Frankreich kam im Jahre 1489 ein Abkommen zustande, wonach es bei der früher verabredeten Vermählung der Tochter Maximilians mit dem König verbleiben sollte: allein die Hand der jungen Herzogin der Bretagne erschien den Franzosen begehrenswerter, und es trat nun seit 1491 die wunderliche Konstellation ein, daß Maximilian seinerseits die ihm von Anna gegenüber dieser französischen oder anderer ihr verhaßter Werbungen dargebotene Hand annahm und sogar sie durch einen Gesandten kraft einer im höfischen Leben zuweilen geübten Zeremonie einer Eheschließung per procurationem für seine Gemahlin erklärte: was die Franzosen nicht anerkannten. Von den Niederlanden mußte Maximilian sich dann wieder nach Österreich wenden, wo der Tod des Ungarnkönigs Matthias Corvinus (April 1490) eine neue Lage und große Aussichten eröffnete. Es handelte sich um ein gewaltiges Reich — Ungarn, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Siebenbürgen, Walachei und Moldau — und um große Ansprüche auf Böhmen und seine Nebenländer, deren Titel Matthias geführt hatte. Österreich mit Wien kam jetzt allerdings wieder in habs-

Kaiser Friedrich III
Relief von seinem Grabmal in der Stephanskirche zu Wien

Maximilian I als deutscher König
Gemälde von Bernhard Strigel. (Kaiserl. Gemäldegalerie Wien)

Margarete, Tochter Maximilians I,
Statthalterin der Niederlande
Gemälde von B. Strigel (Gemäldegalerie Schwerin)

Karl der Kühne, Herzog von Burgund
Gemälde von Rogier van der Weyden
(Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Maximilian I und seine Familie
Gemälde von Bernhard Strigel (Kaiserl. Gemäldegalerie Wien)

burgische Hand, der Krieg um Ungarn aber ließ sich nicht erfolgreich durchführen und dieses Land fiel vielmehr dem polnischen Prinzen, der seit 1471 in Böhmen regierte, Wladislav, zu: im Juli 1490 zu Ofen gewählt, vereinigte er die beiden Länder Ungarn und Böhmen in seiner Hand. Mit ihm machte Maximilian 1491 seinen Frieden — nach dem Ausgang der männlichen Nachkommenschaft des Wladislaus sollte das habsburgische Haus folgen, Bestätigung durch den ungarischen Reichstag vorbehalten.

Während dieser Vorgänge im südöstlichen Teile des habsburgischen Machthorizonts waren im Westen in den Niederlanden neue Unruhen ausgebrochen und hatte sich die bretagnische Frage auf eine für Maximilian sehr beschämende oder beschimpfende Weise entschieden. Die Herzogin Anna mußte, auf mancherlei Weise in Bedrängnis, sich schließlich in die Notwendigkeit der Heirat mit dem König Karl fügen — er war verwachsen und häßlich —, und damit war die seitherige Verlobte des Königs, Maximilians Tochter Margarete, aufs schnödeste bloßgestellt: Maximilian nahm den Krieg auf und auch in Deutschland, wie billig, empfand man den Schimpf, der hier in der Person des römischen Königs der Nation angetan war, die sich doch allmählich als solche zu fühlen begann. Es gab doch auch Fürsten, wie den Herzog Albrecht von Sachsen, den Maximilian zu seinem Statthalter in den Niederlanden gemacht hatte, die jene Empfindung teilten: schließlich kam es zu einem Frieden, 23. Mai 1493 zu Senlis, und die vierzehnjährige Margarete wurde nach den Niederlanden zurückgeleitet, als deren Generalstatthalterin sie, nachdem sie in zwei Ehen früh Witwe geworden war, bis zu ihrem Tod, 1. Dezember 1530, eine nicht unrühmliche Wirksamkeit entfaltete.

Im August 1493 starb der achtundsiebzigjährige Kaiser Friedrich III zu Linz, nach dreiundfünfzig Jahren einer unrühmlichen Regierung: es ist für den langsamen und vom Glück wenig begünstigten Gang, den unsere Nation zurückzulegen hatte, bezeichnend, daß dieser unfähigste in der langen Reihe ihrer Herrscher am längsten auf dem Thron gesessen hat.

19. Die Regierung Kaiser Maximilians I.

Maximilian war seit 1485 schon das eigentliche Haupt gewesen: indes so wenig der alte Kaiser bedeutete, ein hemmendes Element war er immerhin, das man nicht ignorieren durfte. Sein Sohn war in allem das Gegenteil. Mannigfach begabt und für alles Mögliche sich interessierend, Dilettant in vielem, Sachkenner in einigem, wie dem jetzt wichtig gewordenen Artilleriewesen, von vielseitigen Kenntnissen, wie sie einem empfänglichen Geist in solcher Stellung fast von selbst zufliegen, beherrschte Maximilian I (1493—1519) außer seiner deutschen Sprache noch die lateinische, französische, italienische: Sohn einer neuen Zeit, in der sich eine Fülle neuer Lebenskeime hervordrängte, verwegener Jäger, trefflicher Armbrustschütze, unaufhörlich von allerlei Projekten und Ideen umgetrieben, keinen Augenblick müßig und im Geschäft wie im Vergnügen unermüdlich, körperlich und geistig ungemein beweglich, auch wohl etwas eitel, wie seine schriftstellerischen Allüren, der „Weißkunig“ und der „Teuerdank“, jenes eine Art Memoirenwerk und dieses ein Rittergedicht, von ihm inspiriert, beweisen. Seine Bedeutung lag in seiner anregenden Persönlichkeit, mit der sich das Volk viel beschäftigte. Seine auswärtige Politik war, was längst unvermeidlich, jetzt noch unvermeidlicher geworden war, ganz der Mehrung und Erhöhung des habsburgischen Hauses zugewandt, und ohne Zweifel fiel in seinen Augen diese Sorge für das Interesse seines Hauses mit derjenigen für das Interesse des Reiches in eins zusammen. Auch war dies nicht ganz unrichtig und wurde von vielen so angesehen, da der Begriff des Deutschen Reiches kein so fest umgrenzter war als der Begriff Frankreich oder England.

In den Niederlanden wie in Italien stieß die Politik, wie er sie solcher Auffassung gemäß betätigte, mit Notwendigkeit fort-

während mit anderen Interessen zusammen: mit allen Mächten der Zeit — Ferdinand von Aragonien, Karl VIII und Ludwig XII von Frankreich, der Republik Venedig, den Päpsten der Epoche, Alexander VI (1492—1502), Julius II (bis 1513), Leo X (bis 1521) — führte sie bald zu Allianzen bald zu feindlichen Verwicklungen. Es war besonders Italien, jederzeit und jetzt mehr als je, der Herd und der Preis des mannigfaltigsten Ehrgeizes, französischen, spanischen, habsburgischen, päpstlichen und einheimischen: die mächtige Republik Venedig ebenso wie die kleineren oder größeren italienischen Dynasten und Städte, wo überall sich die Gegensätze und Gegenströmungen berührten und kreuzten, taten bei diesem Wettlauf mit. Das Reich war durch seine Vergangenheit und durch den Besitz von Mailand, vor allem aber nun auch insofern beteiligt, als die schon überall sich geltend machende französische Macht sich des Landes zu bemächtigen bestrebt war. Als den Anfang dieser Verwicklungen kann man den Zug Karls VIII ansehen: im September 1494 erschien er jenseits der Alpen mit einem stattlichen Heere — dreißigtausend und hundertvierzig Geschütze werden angegeben —, um gegen König Ferdinand von Aragon die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel geltend zu machen. Zu Ende jenes Jahres war er in Rom, im Februar 1495 zog er in Neapel ein: aber in seinem Rücken verbündete sich gegen ihn Ludovico Moro, der Herrscher aus dem Hause der Sforza, das jetzt an Stelle der Visconti in Mailand schaltete, mit Venedig und dem Papst, und der Allianz traten Aragonien und Kastilien und auch der Kaiser bei: diese gefährliche Liga nötigte den Franzosen, die rasche Eroberung wieder aufzugeben und nach Frankreich zurückzukehren. Im Jahre 1496 glückte wieder eine habsburgische Heirat: des Erzherzogs Philipp, des einzigen Sohnes Maximilians, mit der Erbtochter von Aragonien und Kastilien, Donna Juana. Im Jahre 1498 starb Karl VIII von Frankreich, Ludwig XII folgte: er hielt die italienischen Ansprüche aufrecht und unternahm 1499 einen Zug gegen Mailand, womit eine neue Kette von Krieg und Intrigen begann: das Jahr 1500 brachte zwar eine Verbindung Ludwigs mit Ferdi-

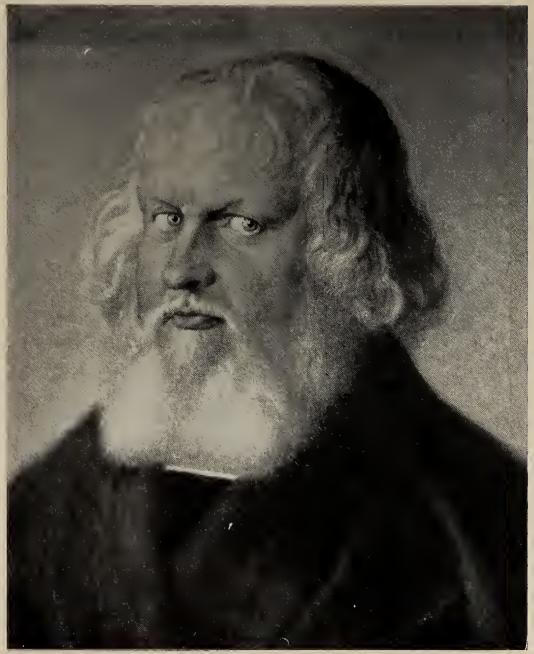
nand von Aragonien, jedoch schon im Jahre 1501 folgte neue Entzweiung und der Wiederausbruch des Krieges über den Besitz von Neapel; schließlich behauptete sich Spanien und 1505 wurde Sizilien als „Königreich beider Sizilien" mit Neapel vereinigt. Maximilian hatte 1501 mit Ludwig XII Frieden gemacht; 1508 verbündete er sich sogar mit ihm in der Liga von Cambray gegen die Republik Venedig, einer Liga, der auch aus seinen besonderen Gründen der kriegerische und sehr weltlich gesinnte Papst Julius II beitrat, bei der aber Maximilian keine besonderen Geschäfte machte und die sich in kurzem wieder auflöste, nachdem der Papst und Venedig sich untereinander verständigt hatten (1510). Gegen die Politik des Papstes wehrte sich nun der französische König mit einer besonderen Waffe, einem Nationalkonzil zu Tours, auf dem wieder die alten Losungsworte von Konstanz und Basel, Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, erklangen: es war im gleichen Jahre 1510, daß in Deutschland die gravamina nationis Germanicae, Beschwerden der deutschen Nation wider den päpstlichen Stuhl, auf einem Reichstage zu Augsburg dem Kaiser übergeben wurden. Die kirchlichen Dinge spielten auch in dieser überaus politischen und weltlichen Gesellschaft eine gewisse Rolle und die Furcht vor der französischen Übermacht in Italien führte eine neue zugleich gegen Frankreich und Maximilian gerichtete Liga — zwischen Papst Julius, Ferdinand von Aragon und Venedig — herbei: man nannte sie diesmal die heilige. Maximilian löste infolgedessen seine Verbindung mit Frankreich, die ihm wenig Vorteil gebracht hatte, schloß einen Waffenstillstand mit Venedig, verstand sich mit Heinrich VIII von England und besiegte im August 1513 die Franzosen in der sogenannten Sporenschlacht, dem Treffen bei Guinegate, wo früher schon einmal gekämpft worden war. Im Oktober dieses Jahres starb Papst Julius; ein Mediceer, Leo X, bestieg den päpstlichen Stuhl, der sich mit Ludwig XII verglich; auch mit England kam Ludwig ins reine und vermählte sich mit einer Schwester des englischen Königs (1514), starb aber wenige Monate später. Ihm folgte Franz I, der bald auch für Deutschland Wichtigkeit gewinnen sollte. Neue Persönlich-

keiten betreten den Schauplatz: 1516 starb auch der alte Politiker und Ränkeschmied Ferdinand von Aragonien und der Erbe seines Thrones war Maximilians Enkel, der Sohn des schon 1506 im Alter von achtundzwanzig Jahren verstorbenen Philipp, König Karl I, der für eine große Rolle in der Welt bestimmt war.

All diese hohe Politik berührte das innere Leben der deutschen Nation nicht: dagegen wurde die Regierung Maximilians bedeutsam durch die endlich mit Ernst aufgenommenen Versuche der Aufrichtung einer neuen oder der Reform der bestehenden Reichsverfassung. Es ist bemerkenswert, wie eben jetzt, wo die deutschen Territorien ihrem letzten Abschluß entgegenstrebten und die monarchische Zentralgewalt ihren Tiefstand erreicht zu haben schien, wo den wesentlichen Teil des Reiches nicht mehr dessen Oberhaupt, sondern die Gesamtheit der Fürsten und Herren auszumachen schien, doch das nationale Bewußtsein der Deutschen erstarkte und die Vorstellung der Einheitlichkeit der Nationalität bei allen den Kräften, welche der Einheit gegenüber eifersüchtig ihre Selbständigkeit hüteten, mit einemmal eine große Stärke gewann. Die besonderen Vereinigungen sogar, zu welchen die Städte und die Ritter und Fürsten zusammentraten, die strengen Ordnungen, in welchen sich die einzelnen Stände, die Kaufleute, die Handwerker, ja selbst die einzelnen Handwerksarten zusammen- und gegeneinander mehr oder weniger abschlossen, nährten diesen Drang nach einer einheitlichen Zusammenfassung der Kräfte: unmerklich hatte die Nation eine höhere Stufe der Reife erlangt. Und zwar waren es vor allem die Städte, denen sie das verdankte. Die vielfache Unsicherheit, welche Gut und Leben bedrohte und welche jedem, der sich auf die Landstraße und die Reise wagte, die Waffe in die Hand drückte, weckte in deren Bürgern die Kraft der Persönlichkeit und das Selbstgefühl. Noch fehlte ja auch hier der wirkliche deutsche Patriotismus, der opferwillige Gemeinsinn für das große Ganze, nicht aber fehlte dessen letzte Wurzel, der Lokalpatriotismus, der Stolz auf den besonderen Kreis, dem man angehörte. Man darf sich nur das Leben in einer der großen

Städte in seinen einzelnen Zügen vergegenwärtigen — die strenge Lebensordnung, zu der am Morgen, Mittag und Abend die Kirchenglocken die Zeichen gaben, wie endlich zur Nachtzeit die Ratsglocke ankündigte, daß der Lärm des Geschäfts und des Vergnügens in den Zunftstuben ein Ende hat; die fleißige Arbeit der Handwerker und den Stolz, den jede Zunft auf ihre Kunst und jeder einzelne, Meister und Geselle, auf das Werkstück hegte, das ihm gelungen war; die Anstalten zu Schutz und Verteidigung, die Mauern und zahlreichen Türme und Warten, und die Regelmäßigkeit des Wachdienstes; den Gottesdienst, seine noch an Zahl nicht geminderten Gläubigen, die Mönche und ihre verschiedenen Trachten, die weißen, schwarzen, grauen, und die Priester; den Warenzug, der von dem Eigentümer, dem reichen Patrizier, mit Sehnsucht und nicht ohne ängstliche Sorge erwartet, das Tor passiert —, und man wird empfinden, welche Fülle von Kraft und Intelligenz in diesem Volke emporgewachsen war, und wie eine freiere und höhere Auffassung der Dinge sich Bahn gemacht hatte, die jetzt von allen Seiten Anregungen empfing und den Blick erweiterte. Die deutschen Reichsstädte hatten jetzt den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht oder waren im Begriff ihn zu erreichen. Wie vielgestaltig und mannigfaltig auch hier die Entwicklung war, möge ein rascher Blick auf die vornehmsten unter ihnen zeigen.

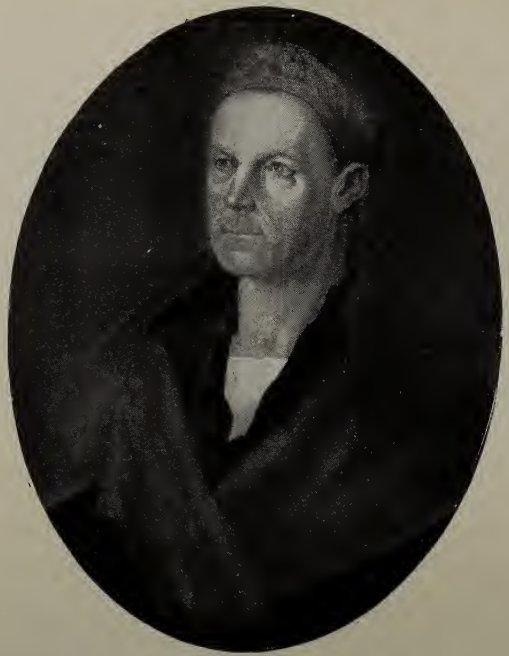
Die beiden Krönungs- und Wahlstädte, Aachen und Frankfurt a. M., stehen wie billig an der Spitze. Von Ludwig dem Frommen an wurden in Aachen, das schon unter Pipin königliche Pfalz geworden und alsdann der Lieblingsaufenthalt Karls des Großen gewesen war, die deutschen Könige bis auf Ferdinand I gekrönt: eine lange Reihe, die nur ganz im Anfang ein paarmal unterbrochen war. Der erste deutsche König, dessen Wahl in Frankfurt a. M. erfolgte, war Friedrich I Barbarossa: seitdem blieb diese Stadt ständiger Wahlort und wurde als solcher auch durch die Goldene Bulle ausdrücklich bestätigt. Seit dem Jahr 1564 wurden auch die Krönungsfeierlichkeiten, die immer prunkvoller abgehalten wurden, je mehr die wirkliche Macht der Könige und Kaiser



Nürnberger Patrizier

Hieronymus Holzschuher
Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Ursula Tucherin
Gemälde von Michael Wolgemut (Kgl. Gemäldegalerie Kassel)



Augsburger Patrizier

Philippine Welser
Gemälde in Schloß Ambras bei Innsbruck

Jakob Fugger
Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Pinakothek München)

zurückging, aus dem entfernten Aachen in das bequemer gelegene Frankfurt verlegt. Seit Sigismund zum Sitz der ehrwürdigen Reichskleinodien erhoben, — des Krönungsschmuckes der deutschen Könige und römischen Kaiser: der Königs- und Kaiserkrone, des Szepters, Reichsapfels und des Schwertes Karls des Großen, des Mantels samt Alba, Tunica, Dalmatika und Stola, des Gürtels und der kostbaren Handschuhe, Schuhe und Strümpfe, — nahm das verhältnismäßig junge, erst unter Konrad II als Königsburg begründete, aber rasch aufblühende Nürnberg in der Reihe der Städte des heiligen römischen Reiches bald eine vornehme Stelle ein. Neben dem Gewerbefleiß hatte die Vermittlung des Warenverkehrs zwischen Italien und dem Norden Nürnberg wohlhabend gemacht; im Unterschied von Frankfurt a. M., Augsburg und den meisten anderen Reichsstädten blieb seine Verfassung streng aristokratisch: bis herein ins achtzehnte Jahrhundert, als längst der Glanz und Reichtum der Stadt verblichen war, befanden sich die Ratsstellen und das städtische Regiment in den Händen der etwa vierzig Geschlechter. Zur Zeit Maximilians war Nürnberg wie überhaupt die blühendste Stadt des ganzen Deutschen Reiches so vor allem auch die hervorragendste deutsche Kunststadt. Auch die alte Römerstadt an der Donau, Regensburg, spielte in der Reichsgeschichte eine Rolle, zumal seitdem es 1663 ständiger Sitz des Reichstages wurde: wie auf Nürnberg lastete auch auf Regensburg schwer der Druck der Burggrafschaft, die die Herzöge von Bayern bis 1492 behaupteten. Gleich Nürnberg und Regensburg war Augsburg groß geworden als Emporium des Handels zwischen Italien und dem Norden, zwischen dem Orient und England; berühmt war der Reichtum seiner Handelsherren und Bankiers, der Fugger und Welser. Aber auch durch Förderung von Wissenschaft und Kunst genoß die Stadt Ansehen, und in keiner anderen Stadt des Reiches weilte Maximilian so gern als hier; er verkehrte auf leutseligem Fuß mit Augsburgs Bürgern und verschmähte es nicht, so oft er kam, die Frauen und Töchter der Patrizier zum Tanze zu führen. Als Vorort des Schwäbischen Bundes nahm die Reichsstadt Ulm in

den unruhigen Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Stellung ein. In der früheren Reichsgeschichte treten infolge der vielen in ihren Mauern abgehaltenen wichtigen Reichstage die beiden alten Bischofsstädte am Rhein, Speyer und Worms, stark hervor; als Grabesstätte von acht Kaisern — Konrad II, Heinrich III, IV und V, Philipp, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht I — und deren Gemahlinnen ist der Speyrer Dom eine besonders weihevolle Stätte unter den kirchlichen Baudenkmälern des alten Reiches geworden. Mainz, Trier, Köln genossen unter den Städten des Reichs eine bevorzugte Stellung als die Sitze der Erzstifte und der geistlichen Kurfürsten, die zugleich die Erzkanzlerämter des Reiches verwalteten: Mainz für das eigentliche Reich, Köln für Italien, Trier für Burgund. In der städtischen Entwicklung wurden die beiden anderen Erzstifte aber bald von Köln überflügelt, das, seitdem es sich in der Schlacht von Worringen (1288) die Unabhängigkeit vom Erzstift erstritten hatte und dem Hansabund beigetreten war, einen glänzenden Aufschwung nahm. Der Londoner „Stahlhof" — Stapelhof —, der ein Jahrhundert lang fast den ganzen englischen Außenhandel monopolisierte, war eine Kölner Gründung. In Köln entfalteten im dreizehnten Jahrhundert die großen Scholastiker, der Dominikaner Albertus Magnus (gest. 1280) und der Franziskaner Duns Scotus (gest. 1308) gleich dem Mystiker Meister Eckart (gest. 1329) eine ersprießliche Tätigkeit als Lehrer, und auch die 1389 eröffnete Universität stand bis zur Reformation in Blüte. Am Oberrhein trat Straßburg weniger durch seine politische Bedeutung als durch seine Beziehungen zu Kunst und Literatur hervor: Ende des zwölften Jahrhunderts dichtete hier Gottfried, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verfaßte Twinger von Königshofen hier seine Weltchronik, eine wichtige Quelle für die Zeitgeschichte, und übten die Predigten des Mystikers Johann Tauler eine große Wirkung, im Jahrhundert Maximilians nicht weniger die des Volkspredigers Geiler von Kaysersberg, neben dem der Humanist Wimpheling und die Satiriker Sebastian Brant und Thomas Murner mehr die gebildeten Kreise

anzogen; in die Spuren der beiden letzteren trat ein Menschenalter später der originelle Johann Fischart. Neben Augsburg und Nürnberg war es vornehmlich Straßburg, wo alsbald nach der Erfindung der neuen Kunst des Bücherdrucks sich eine blühende Produktion auf diesem Gebiet und ein lebhafter buchhändlerischer Betrieb entwickelte. Auch das benachbarte Basel übte dank der Tätigkeit und Unternehmungslust seiner Verleger und Drucker, die wie Amerbach und Froben sich hauptsächlich der Herausgabe der alten Klassiker zuwandten, eine starke Anziehungskraft auf die Humanisten aus. Erheblich jünger als die bisher genannten Städte war München, dessen zuerst in den Tegernseer Annalen zwischen 1100 und 1150 Erwähnung geschieht; in „Villa Munichen" errichtete Heinrich der Löwe, der wie sein Vater und die früheren bayerischen Herzoge Regensburg als Residenz bevorzugte, eine Niederlage für das aus Reichenhall kommende Salz und eine Münzstätte. Ein Jahrhundert später wurde diese Ansiedelung die Hauptstadt Oberbayerns, als der Wittelsbacher Ludwig der Strenge dahin seinen Wohnsitz von der Burg Donauwörth verlegte; Kaiser Ludwig der Bayer ließ nach dem Brand von 1327 die aufblühende Stadt mit einem Mauerring umgeben, dessen Grenzen sie bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nicht wesentlich überschritt. Trotz seines römischen Ursprungs ist auch Wien spät zu Bedeutung gelangt. Die Babenberger residierten zuerst in Melk und dann auf dem Kahlenberg und erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbauten sie die „Burg" in Wien und nahmen ihre Wohnung darin. Herzog Heinrich Jasomirgott, von Konrad III mit Bayern belehnt, von Friedrich I aber wieder auf Österreich — unter Erhebung der Markgrafschaft zum Herzogtum — beschränkt, wurde indem er die Regensburger Schottenmönche nach Wien zog, der Stifter des dortigen Schottenklosters, in deren Kirche er sich begraben ließ. Er legte den Grund zum Stephansdom. Jedoch erst Rudolf IV aus dem habsburgischen Hause, der Stifter der Wiener Universität (1365), erlebte zwei Jahrhunderte später die Vollendung des stolzen Baus. Von den habsburgischen Kaisern nahm zuerst Friedrich III seinen Wohnsitz in Wien, und fortan blieb es die

Residenz der Kaiser aus diesem Hause. Im Norden wurde Braunschweig, durch Heinrich den Löwen begünstigt und später als Hauptort des sächsisch-westfälischen Quartiers der Hansa zu Ansehen gelangt, durch seine Lage an der großen Straße von Hamburg nach Lübeck zur blühenden Handelsstadt: doch ist es nie reichsunmittelbar geworden. Ein gleiches gilt von Erfurt, wo einst Bonifatius ein Bistum gegründet hatte, das sich aber nicht halten konnte und in Mainz aufging. Seitdem blieb die Stadt unter der Oberhoheit des Mainzer Erzstifts, trat aber der Hansa bei und wurde so wohlhabend, daß es 1378 aus eigenen Mitteln eine Universität errichten konnte. Für das slavische Kolonisationsgebiet gewann Magdeburg, die Stadt Ottos des Großen, die ausschlaggebende Bedeutung: die Elbschiffahrt und der Warenstapel in das Slavengebiet des Ostens machten sie volkreich und schufen Wohlstand, und das Magdeburgische Recht gewann weithin in die östlichen Gebiete Eingang. Obschon Magdeburg gleich Braunschweig und Erfurt niemals Reichsstadt geworden war, hatte sich die Bürgerschaft doch von der Herrschaft der Erzbischöfe, die Halle als Residenz bevorzugten, so viel wie frei zu machen gewußt. Den größten Aufschwung als Handelsemporien nahmen dank dem Hansabund seit dem dreizehnten Jahrhundert Lübeck und Hamburg. Auf die günstige Lage Lübecks war schon Heinrich der Löwe aufmerksam geworden: es wurde Vorort und Mittelpunkt des Hansabundes, der hier alle drei Jahre seine stark besuchten Tagsatzungen abhielt, und die Protokolle dieser Versammlungen, die Rezesse der Hansa, sind eine wichtige Geschichtsquelle geworden. Doch erregte Lübeck unter den westlichen Hansastädten manche Verstimmungen und wußte sich auch den veränderten Handelsbedingungen nicht anzupassen: so wurde es seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von Hamburg in Schatten gestellt, für dessen Entwicklung die — seit 1223 endgültige — Verlegung des Erzbistums nach Bremen günstig war. Um 1200 besaß Hamburg nur siebentausend Einwohner, aber rasch wuchs die Stadt: sie hatte das Verdienst der erfolgreichen Bekämpfung der Seeräuber, die viele Jahre lang die Nord- und Ostsee bedrängten, der „Vitalienbrüder“, mit denen

sogar die Könige von Dänemark im Bunde waren: es war ein großes Ereignis für den ganzen Norden, als deren Haupt, Klaus Störtebeker, 1401 von der Hamburger Flotte abgefangen und an den Senat eingeliefert wurde, der ihm den Prozeß machte. Für Hamburgs spätere Zukunft war es entscheidend, daß im Jahrhundert der Reformation viele von den Spaniern aus Antwerpen vertriebene vermögliche Protestanten einwanderten, und einen Teil des dortigen überseeischen Handels nach Hamburg zogen. Um das Deutschtum in dem einst slavischen Osten machten sich Breslau, Danzig, Königsberg verdient. Breslau (Wratislaw), die Hauptstadt des von Friedrich Barbarossa auf vormals polnischem Gebiet eingerichteten deutschen Herzogtums Schlesien, kam nach dem Aussterben der Piastenherzoge durch Erbschaft und Kauf an den Luxemburger, König Johann von Böhmen, dann nach wechselnder Oberhoheit, die aber an ihrem deutschen Charakter nichts änderte, an Österreich. Die Hansastadt Danzig trat, als die blühende Hansastadt Wisby und die dort befindlichen Hansaniederlassungen durch König Waldemar von Dänemark 1361 zerstört worden waren, an die Spitze des hanseatischen Ostseehandels. Mit dem Deutschorden war es schon länger in Mißhelligkeiten geraten: nach der Schlacht von Tannenberg, 1410, befreite es sich von dessen Oberhoheit und begab sich unter diejenige der polnischen Krone, unter der es mehrere Jahrhunderte lang fast völliger Unabhängigkeit genoß. Königsberg, als Burg auf einer Waldhöhe am Pregel 1255 von deutschen Ordensrittern erbaut, verdankte seinen Namen dem unglücklichen Gegner Rudolfs von Habsburg, König Ottokar von Böhmen: er hatte 1254 ein Kreuzheer in diese Gegenden geführt. Im Jahre 1457 wurde Königsberg Residenz der Deutschordenshochmeister und im Jahre 1525 der Herzöge von Preußen. Von Bürgern Bremens, die einen Kreuzzug nach Livland machten, wo der Schwanenritterorden eine ähnliche Stellung einnahm wie der Deutsche Orden in Preußen, wurde 1201 Riga begründet. Im Jahre 1235 hatten sich die beiden Orden vereinigt und 1251 wurde die Burg von Memel zum Sitz der beiden Landmeistereien, der

preußischen und der kurisch-livländischen, erhoben. Die aufblühenden Städte an der Ostsee längs des Seewegs nach Skandinavien und nach Rußland brachten der Seefahrt auf diesen Meeren eine mächtige Förderung: wobei zu bedenken ist, daß sich schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wie im norwegischen Bergen und dem schwedischen Schonen, dem großen Markt des Heringhandels, so auch im russischen Nowgorod (deutsch Naugard), der Zentrale der russischen Pelzausfuhr, zahlreiche deutsche Handelskontore befanden.

Die große Mehrzahl der Reichsstädte hatte ihre Privilegien unter Kaiser Friedrich II erhalten: die Reichsunmittelbarkeit, durch die die Städte zur Selbstregierung kamen, förderte zwar die Entfaltung ihrer Kräfte, doch war sie nicht die unentbehrliche Voraussetzung städtischen Gedeihens. Über die lange Zeit recht umstrittene Frage der Entstehung und Fortbildung der *Verfassung der deutschen Städte* darf folgendes nunmehr als feststehend angenommen werden. Der Ursprung vieler der im Süden und Westen gelegenen Städte, wie Aachen, Köln, Trier, Mainz, Worms, Straßburg, Basel, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Wien, geht zwar auf die Römerzeit zurück, doch berechtigt nichts zu der Annahme, daß auf die spätere Entwicklung der Städteverfassung die römischen Einrichtungen irgend welchen Einfluß gehabt hätten. Die Zeit der Völkerwanderung warf diese überall über den Haufen, und wir müssen uns alle diese Städte als neuerstehend denken. Der Ursprung der mittelalterlichen Städteverfassung liegt im *Marktverkehr*, der sich da um so eher entwickelte, wo Befestigungen einen Schutz gewährten. Aber nur wo sich ein Marktverkehr auftat, war die Voraussetzung gegeben für städtische Entwicklung. Seit Karl dem Großen bildete die Befugnis zur Verleihung des Marktrechts ein königliches Vorrecht: diese Befugnis ging gleich anderen königlichen Rechten bald an die Herzöge, Grafen und Herrn, weltliche und geistliche, über: sie war um so wertvoller, als die Marktzölle sich bald zu ergiebigen Einnahmequellen umbildeten. Aus dem Marktverkehr entwickelte sich eine Marktpolizei und Marktgerichtsbarkeit, bei der ein von dem Könige oder seinem Stell-

vertreter ernannter Schultheiß den Vorsitz führte: er bestimmte die Schöffen aus dem Stand der Kaufleute. In dieser Gerichtsbarkeit liegt der Ursprung der städtischen Selbstverwaltung: das Kollegium der Schöffen oder auch der zur Überwachung des Marktverkehrs gebildete Polizeiausschuß wurde zum Stadtrat, der Schultheiß zum Bürgermeister. Die Entwicklung zur Selbständigkeit der Stadtverwaltung ging natürlich nicht plötzlich vor sich und nicht ohne Kämpfe mit den Grund- und Stadtherren; vielfach wurde sie diesen abgekauft. Ein Symbol der errungenen Selbstverwaltung bildet der in vielen norddeutschen Städten am Markt- oder Rathausplatz aufgerichtete „Roland". Aus den Schöffen und Großkaufleuten sowie den Amtleuten der Grund- und Stadtherrn — den Ministerialen — entwickelten sich die städtischen „Geschlechter", in deren Händen in der älteren Zeit das alleinige Recht zur Teilnahme an der städtischen Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit lag. Seit dem dreizehnten Jahrhundert aber rührten sich allenthalben die Vereinigungen der Handwerker und kleineren Händler, die „Zünfte", gegenüber den Geschlechtern und den „Gilden" der Kaufleute, und heftige und blutige Kämpfe um die Teilnahme an dem Stadtregiment entbrannten, deren Ende fast überall die Aufnahme der Vertreter der Zünfte in den Stadtrat und eine demokratische Umwandlung der Stadtverfassung war. Die Verleihung der Reichsunmittelbarkeit stieß notwendig auf den Widerstand der Landesherren, deren Oberhoheit sich die Städte damit entzogen, zumal der Bischöfe, die vielfach mit den reichsunmittelbaren Stadtregimenten ihrer Sitze in beständigen Konflikten lagen, und aus dem Übelwollen des umwohnenden Adels gegenüber den aufstrebenden Städten entwickelten sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die blutigen Städtekriege. Zu den Reichstagen hatten die Reichsstädte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert noch keinen rechtmäßigen Zutritt, wenn sie auch zu Landfriedenseinungen und zum Zwecke von Geldbewilligungen schon dann und wann geladen wurden: das Recht der Abstimmung erlangten sie erst unter Maximilian I seit 1500: sie bildeten ein drittes Kollegium neben denen der Kurfürsten und der übrigen Fürsten, Grafen und Herren.

Die Hauptquelle des städtischen Wohlstandes war im Mittelalter wie heute der Handel und das Gewerbe, und der Anteil, den die einzelnen Städte je nach Lage und sonstigen Bedingungen am Welthandel und an der industriellen Versorgung des Auslandes nahmen, war für ihr wechselndes materielles Gedeihen maßgebend. Auf die Entwicklung der Welthandelswege im Mittelalter übten einen wesentlichen Einfluß die Kreuzzüge, welche die italienischen Kaufleute mit dem Orient in unmittelbare Beziehung brachten. Während noch in der Karolingerzeit die großen, den Warenverkehr des Südens nach dem Norden, des Ostens nach dem Westen und umgekehrt vermittelnden Handelsstraßen unter Umgehung von Süd- und Mitteldeutschland nur die Rheinstraße berührten — als Emporium für England gewann Köln seine große Bedeutung —, wurde nun auch Süddeutschland ein wichtiges Durchgangsgebiet. Hauptsächlich über Augsburg nahm der Warenverkehr von Italien nach dem Norden und Osten seinen Weg. Regensburg und Nürnberg vermittelten ihn weiter, jenes nach dem Osten über Prag und später über Leipzig, dieses über Frankfurt nach Mainz und Köln und über Erfurt nach Thüringen und Lübeck. Magdeburg wurde das Hauptemporium für die Slavenländer zwischen Elbe, Oder und Weichsel; von Lübeck aus wurde der Verkehr nach Skandinavien und Rußland geleitet. Einzigartig war die Bedeutung der Hansa; ihr verdankte Deutschland vom dreizehnten bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts das unbedingte Übergewicht auf dem Gebiete des Welthandels. Das Wort „Hansa", „Schar", „Gesellschaft", „Gilde" bedeutend, kommt schon um 1120 in englischen Urkunden vor; „hansen" wurde gleichbedeutend mit Handeltreiben, und zwar speziell mit dem Ausland. Schon bald hatte die Hansa wertvolle Privilegien in den Niederlanden erlangt, wo Brügge eine ihrer Hauptniederlassungen bildete. Die Union von Kalmar (1397) bestätigte nicht nur die Dänemark im Frieden von Stralsund (1370) durch die Hansa abgerungenen Vorrechte, sondern dehnte sie auf die übrigen skandinavischen Staaten aus. Auch mit England war der Verkehr ein sehr

Hansaschiff. Tuschzeichnung von Hans Holbein (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)

Hansakaufherren vom Londoner Stahlhof

Georg Gisze
Gemälde von Hans Holbein d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Cyriakus Kale
Gemälde von Hans Holbein d. J. (Gemäldegalerie Braunschweig)

bedeutender, der „Stahlhof", das große Hansakontor in London, hatte fast die ganze englische Tuchausfuhr in der Hand, und erst unter Königin Elisabeth trat hierin ein Umschwung ein. Wie infolge der Hussitenbewegung und der Verdrängung der deutschen Studenten aus Prag Leipzig zu seiner Universität gelangte (1409), so trat diese verhältnismäßig junge Stadt, die zuerst durch den Stapel des Halleschen Salzes nach Schlesien und Polen emporgekommen war, ungefähr um die gleiche Zeit auch im Handelsverkehr an die Stelle Prags und riß einen Teil des Warenstapels nach dem Osten an sich. Eine Folge davon war das Aufblühen der Leipziger Messen, die nach und nach die ebenfalls bedeutenden von Frankfurt a. M. in den Schatten stellten: 1497 und 1507 wurden die Leipziger Oster- und Michaelismesse zu Reichsmessen erhoben: seitdem war Leipzig der erste Warenmarkt Mitteldeutschlands und der eigentliche Zentralpunkt für den Handel mit den Slavenländern. Die Entdeckung Amerikas und die Aufschließung des Seewegs nach Ostindien führte im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts allmählich zu einer Veränderung der großen Welthandelswege. Venedig und Genua verloren ihre frühere Bedeutung, an ihre Stelle traten die großen überseeischen Kolonialmächte, Spanien und Portugal, und weiterhin die Niederlande, England, Frankreich. Antwerpen wurde nun der Hauptstapelplatz für die überseeischen Produkte. Von den deutschen Handelsstädten bewahrte nur Hamburg seine führende Stellung, während die übrigen Hansa- und auch die süddeutschen Städte aus dem Welthandel mehr und mehr ausgeschaltet wurden.

Die Zeit Maximilians war eine Zeit des Übergangs. Auf allen Gebieten bereitete sich Neues vor und bahnten sich neue Entwicklungen, neue Verhältnisse an. Auf einem Gebiet dagegen brachte sie einen wichtigen Abschluß: auf dem des Rechtslebens. Der Prozeß der Aufnahme des römischen Rechts, der schon unter Friedrich Barbarossa seinen Anfang genommen hatte, war nun vollendet. Und zwar ebensowohl auf dem Gebiet des Privatrechts als des Strafrechts und Staatsrechts. Die Grundlage der privatrechtlichen Verhältnisse waren während des ganzen Mittel-

alters die alten Volksrechte. Eine Fortbildung fand nicht durch die Gesetzgebung, sondern allein durch die Rechtsprechung statt, durch die man sich das Recht „weisen" ließ. Während für das ländliche Recht die von Schöffen veranstalteten „Weistümer", Sammlungen von praktischen Rechtsfällen mit Erklärungen, maßgebende Bedeutung erlangten, stellte sich für die Städte schon frühzeitig das Bedürfnis zur Sammlung und Sichtung des geltenden Rechts in Form von Statuten heraus. So entstanden die verschiedenen Stadtrechte, „Weichbilde" genannt; sie erlangten eine weit über den städtischen Machtbereich hinausreichende Geltung. Das Nürnberger Recht fand Eingang in einen großen Teil des fränkischen Gebiets, das Magdeburger Recht herrschte bald im ganzen Osten bis nach Polen und Preußen hinein, das Lübecker Recht wurde in der Mehrzahl der Hansastädte eingeführt. Neben den territorial abgegrenzten Rechten gab es Sonderrechte für einzelne Stände: das kanonische Recht galt für den Klerus — doch gewann es wenigstens auf dem Gebiet des Eherechts auch auf andere Stände Anwendung —, das Lehensrecht für den ritterbürtigen Adel, das Beamtenrecht für die Beamten, das Hofrecht für die hörigen Bauern. Seit dem dreizehnten Jahrhundert traten einzelne systematische Verarbeitungen des geltenden Privatrechts in Form von „Rechtsspiegeln" hervor, und unter ihnen fand eine große Volkstümlichkeit der „Sachsenspiegel", den in den Jahren 1209—1233 ein Schöffe der Grafschaft Wettin, Eicke von Repgowe, in niederdeutscher Sprache verfaßte. Das Bedürfnis nach einer solchen Kodifikation machte sich auch im Süden Deutschlands fühlbar und wurde in einem Gesetzbuch befriedigt, zu dem der Sachsenspiegel zwar in allen Teilen die Grundlage lieferte, das aber auch süddeutsches Recht berücksichtigte: dem seit 1275 bekannt gewordenen „Schwabenspiegel". Die deutschen Juristen, welche seit den Tagen Friedrichs I in Bologna studierten, brachten das römische Recht mit in die Heimat; mehr und mehr faßte es Fuß, zunächst als sogenanntes subsidiäres Recht, dann aber unter Verdrängung des nationalen Rechts, das nur auf dem Gebiet des Familien-, insbesondere des ehelichen Güterrechts, ziemlich unbeeinflußt blieb. Zur Zeit

Maximilians I war der Prozeß der Aufnahme — der „Rezeption" — des römischen Rechts, so wie es der Codex iuris civilis Kaiser Justinians überliefert hat, beendigt: die Herrschaft des „Gemeinen Rechts" begann. Eine wichtige Folge der Aufnahme des römischen Rechts war, daß an Stelle der bürgerlichen Laienrichter, der Schöffen, die bis dahin überall bei der Rechtsprechung beteiligt waren, mehr und mehr die gelehrten Richter traten, und daß an Stelle des Laienrechts ein Juristenrecht trat.

War der Einfluß des römischen Rechts auf dem Gebiet des Privatrechts im allgemeinen nicht eigentlich vom Übel, so war es auf dem des Strafrechts, indem es auch hier die Mitwirkung des Laienelements bei der Rechtsfindung und Urteilsfällung ausschloß und zur Überführung des Angeklagten und zur Erzwingung eines Geständnisses das Mittel der Folterung in Aufnahme brachte, verhängnisvoll. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß das Strafrecht und das Strafverfahren während des ganzen Mittelalters sehr im Argen lag. Übermäßige Härte der Strafen, ja eine barbarische Justiz wechselte mit Straflosigkeit. Nur allmählich gelang es, die der alten germanischen Rechtsanschauung entsprechende Sühnung des Verbrechens auf dem Weg der Privatbuße durch ein staatliches Strafverfahren zu ersetzen; ihr letzter in Geltung verbliebener Rest — das Wergeld bei unbeabsichtigter oder durch Notwehr veranlaßter Tötung — kam erst seit dem dreizehnten Jahrhundert außer Gebrauch. Die alte germanische Sitte der Selbsthilfe gegenüber dem Verbrechen aber blieb noch lange in der Volksanschauung lebendig, und keine kaiserlichen oder kirchlichen Friedensgebote konnten daran etwas ändern. Die „Landfrieden", in erster Linie gegen das Fehdewesen gerichtet, bedeuteten zugleich auch den ersten, freilich noch unvollkommenen Versuch einer gemeinsamen Gesetzgebung auf dem Gebiet des Strafrechts. Sie fand ihre Weiterführung in den Gesetzen gegen die Ketzerei und Zauberei, die Friedrich II der römischen Kurie bewilligte, in der Hoffnung, diese dadurch versöhnlicher zu stimmen: die in jedem Sinn unheilvollen Gesetze wurden nun auch gegen das Hexenwesen angewandt, das zu Maximilians Zeit

seine traurige Wichtigkeit auch für die staatliche Justiz zu entfalten begann. Den ersten umfassenden Versuch einer Kodifikation des Strafrechts machte im sechzehnten Jahrhundert ein fränkischer Edelmann, Johann Freiherr von Schwarzenberg, dessen Arbeit unter dem Titel „Kaiser Karls des fünften und des heiligen Römischen Reiches peinliche Gerichtsordnung" dem im Jahr 1532 als Reichsgesetz verkündeten Strafgesetzbuch zugrunde liegt. Der Ruf der Härte, der diesem Gesetzgebungswerk anhängt, ist gerechtfertigt: es schaffte weder die qualifizierten Lebens- noch die verstümmelnden Leibesstrafen ab, wie dies der noch immer barbarischen, vom Geist des Christentums als einer Religion der Liebe und des Erbarmens noch immer kaum berührten Anschauung der Zeit gemäß war. Dennoch war die „Halsgerichtsordnung" Karls V, die „Carolina", die in vielen ihrer Bestimmungen bis ins neunzehnte Jahrhundert in Geltung blieb, verdienstlich, indem sie zum erstenmal klare, juristisch faßbare Normen für ein einheitliches deutsches Strafrecht aufstellte.

Die Strafjustiz war während des Mittelalters unvollkommen und unwirksam, zumal auch die Gerichtsorganisation und die Verfolgung der Verbrechen eine unvollkommene war. Oberster Gerichtsherr war der König; bei Ausübung des Gerichtsbanns vertraten ihn die Grafen, die ihre Befugnisse weiter an Schultheißen als Unterrichter übertrugen. Die Rechtsfindung lag in den Händen von Schöffen. Wie es nun aber einmal der Lehensstaat mit sich brachte, so geschah es auch im Gebiet der Gerichtshoheit: die Rechte des Königs gingen auch hier auf die Vasallen über, an Stelle der königlichen und kaiserlichen Grafen- und Centgerichte traten die Territorialgerichte, fürstliche und städtische. Auch das oberste Gericht, das Hof- oder Königsgericht, das ehedem mit dem König wanderte und da, wo er weilte, an Stelle der ordentlichen Gerichte trat, verlor an Bedeutung, seitdem die Goldene Bulle den Landesfürsten auch die oberstrichterliche Instanz übertragen hatte; nur für die reichsunmittelbaren Städte und Ritter hatte es noch als höhere Instanz Geltung, wurde nun aber auch für diese seit Maximilian I durch das Reichskammergericht ersetzt. Eine Be-

sonderheit stellten die neben der landesherrlichen und städtischen Gerichtshoheit noch bestehenden kaiserlichen Landgerichte in Würzburg und Nürnberg dar, die ursprünglich für die noch dem Reich verbliebene Landvogtei Franken zuständig waren, im weitern aber zugleich die Geltung einer höheren Instanz gegenüber den benachbarten Territorialgerichten beanspruchten und auch fanden. Das Nürnberger Landgericht spielte eine Rolle in den Fehden des Brandenburgers Albrecht Achilles mit Nürnberg und Bayern: der Markgraf wollte die Geltung jenes Gerichts, über das er die gerichtsherrlichen Rechte besaß, nicht nur auf die Stadt Nürnberg, sondern auch auf das Herzogtum Bayern ausdehnen, wobei er sich auf ältere kaiserliche Privilegien berufen konnte. Eine ganz eigenartige Stellung nahm das bis zum Jahre 1784 bestehende kaiserliche Landgericht zu Rottweil ein, das zunächst als Obergericht für die Landvogtei Schwaben geltend, in ganz Süd-, ja bis nach Mitteldeutschland hinein großes Ansehen genoß und als höhere Instanz gegenüber den landesherrlichen Untergerichten angerufen und anerkannt wurde: der Umstand, daß es unter freiem Himmel vor der Stadt, „an des heiligen römischen Reiches Strassen" abgehalten wurde, mag zur Erhöhung seiner Volkstümlichkeit beigetragen haben.

Mit der eigenartigen Stellung dieses Rottweiler Gerichts berührt sich einigermaßen diejenige der berühmten Fem- oder Freigerichte, die in Westfalen ihre Heimat hatten, im fünfzehnten Jahrhundert aber über ganz Westdeutschland sich ausdehnten. Auch sie bildeten einen letzten Rest kaiserlicher Justiz der alten Tage, ein letztes Weiterglimmen des Bewußtseins nationaler Rechtsordnung. Während überall längst die landesherrliche Gerichtshoheit die königliche oder kaiserliche verdrängt hatte, hatten sich im Herzogtum Westfalen noch die alten Volksgerichte aus Karls des Großen oder noch älterer Zeit erhalten, Freigerichte, Freistühle, die an den alten Malstätten unter Vorsitz eines von dem Kaiser mit dem Gerichtsbann der Rechtsfindung und Rechtsprechung belehnten Freigrafen abgehalten wurden. Nun geschah allenthalben Unrecht und Gewalttat genug, ohne bei der schlaffen und lücken-

haft gewordenen Organisation des Reichs Sühne zu finden: es war dem Verbrecher durch die Mannigfaltigkeit und Kleinheit der Territorien, in deren Hände die Gerichtshoheit übergegangen, leicht genug gemacht, sich dadurch, daß er auf anderes Gebiet entwich, dem Richter zu entziehen. Die Femgerichte waren Tribunale, wo der Geschädigte oder seine Verwandten ihre Sache am ehesten mit einiger Aussicht, Recht zu finden, anhängig machen konnten. Die Kompetenz, die diese Gerichtstellen sich selbst beilegten und die mehr und mehr in weiten Kreisen anerkannt wurde, bezog sich nicht auf Streitigkeiten um Mein und Dein, sondern nur auf schwere Kriminalfälle. Es waren keine heimlichen Gerichte: am offenen Tage zu bestimmten Stunden wurde dort in Westfalen, auf „roter Erde", Sitzung gehalten und das Urteil gefunden. Die freien Männer dieser roten Erde erhielten bei ihrem Bestreben, die ungenügenden Justizverhältnisse des Reichs zu verbessern und durch Selbsthilfe zu ersetzen, Nachfolge: eine Verbindung, ein Bund der „Freischöffen" — so hießen die Richter — entstand, der bald in ganz Deutschland und in den besten und höchsten Kreisen seine Glieder hatte, und der sich zu einer Art von Geheimbund der „echten, rechten Freischöffen des heiligen römischen Reiches" gestaltete. Eingeweiht in die Ordnungen der Feme, ihre Satzungen und Geschäftssprache, bezeichneten sie sich als die Wissenden. Die merkwürdige Bewegung hat ihre Wurzeln offenbar in einem gewissen Mißtrauen und einer Abneigung gegen die landesherrliche Justiz und in der wiederauflebenden Erinnerung an die alten Volksgerichte, ja es zeigt sich darin etwas wie eine Regung nationalen Empfindens. Daher erfreute sie sich auch der Förderung der Kaiser, die die „Oberstuhlherren" waren, während der Erzbischof von Köln, in dessen Gebiet die Feme ihren Ursprung hatte, „Stuhlherr" war. Zu den Zeiten Wenzels und Sigismunds hatte die Feme ihre Blüte erreicht, Sigismund selbst und nicht wenige Fürsten gehörten zu den Wissenden. War ein Urteil gefällt — meist, wie natürlich, hatte sich der Verklagte nicht gestellt —, so war, wenn der Verurteilte von ihm und der Strafe

erreicht werden sollte, Geheimhaltung nötig: und dies, das Imposante des Geheimnisses und, könnte man sagen, die Poesie des Schaurigen, vermehrte das Ansehen dieser Rechtsprechung: dann und wann konnte man an einem Baume einen Gehenkten sehen, und das daneben im Boden steckende Messer sagte denen, welche des Weges kamen, und weit im Lande, daß hier ein Spruch der Feme vollstreckt worden war. Im sechzehnten Jahrhundert haben die Femgerichte im allgemeinen ihre Rolle ausgespielt; nur in Westfalen blieben die Freistühle, eingefügt in die ordentliche Gerichtsbarkeit, noch bis in das neunzehnte Jahrhundert erhalten; der letzte westfälische Freigraf ist erst im Jahre 1835 verstorben. Natürlich war diese Rechtsinstitution von Anfang an ein sehr ungenügender und, wie man sich denken kann, auch vielfach ausartender Ersatz für eine geordnete Justiz, im letzten Ende war doch auch sie nur ein Symptom von vielen, ein Mißstand von vielen, der auf die dringende Notwendigkeit einer Reform oder vielmehr einer Neuschöpfung der staatlichen Verfassung des Reichs hinwies.

Die Aussichten für das Zustandekommen einer solchen freilich waren trotz der sich verbreitenden Erkenntnis ihrer Notwendigkeit und trotz des in weiten Kreisen der Nation sich regenden nationalen Empfindens nicht günstig. Auch die wachsende Geltung des römischen Rechts, deren Folgen auf dem Gebiet des Privat- und Strafrechts soeben berührt wurden, kam auf staatsrechtlichem Gebiete nicht, wie einst Friedrich I Barbarossa erhofft hatte, der kaiserlichen Gewalt und ihrer Stärkung, sondern allein den Territorialherrschaften zugut. Die letzten Spuren des Amtscharakters streifte das Landesfürstentum nunmehr ab. Unter dem Einfluß des römischen Rechts bildete sich der landesfürstliche Absolutismus aus, der sich grundsätzlich jeglicher Beschränkung durch die kaiserliche Gewalt entgegensetzte. Ein besonderes Fürstenrecht war entstanden; es gestattete, die Territorien beim Erbgang wie reines Privateigentum zu teilen; das salische Erbrecht blieb zwar in Kraft, wonach nur die Agnaten — die durch männliche Nachkommenschaft Verwandten —, nicht aber die Kognaten — die

männlichen Nachkommen der Töchter — ein Nachfolgerecht hatten, die Töchter vom Throne aber überhaupt ausgeschlossen blieben: nur in Österreich waren — gemäß dem Privileg von 1156 — auch die Kognaten zur Erbfolge berechtigt. Indessen bewirkte das seit einiger Zeit aufgekommene Institut der Erbverbrüderung, wonach die gegenseitige Beerbung unter den verschiedenen Fürstengeschlechtern vereinbart wurde, daß ein Heimfall von erledigten Lehen an das Reich sich fast nie mehr ereignete. Die Regalien, für deren Geltendmachung und Ausbeutung einst die Juristen von Bologna Friedrich I die rechtliche Handhabe lieferten und aus denen er in Italien die kaiserlichen Finanzen aufbesserte, — das Zoll- und Münzrecht, das Berg-, Forst-, Jagd- und Fischereirecht, der Judenschutz — waren in Deutschland längst an die Landesherren übergegangen, die nun aus deren Erträgnissen die Mittel gewannen, um sich ein stehendes Soldheer und ein bezahltes Beamtentum zu halten: seit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, der nunmehr vollendet war, und infolge des Sinkens des Geldwertes fielen diese Erträgnisse natürlich weit mehr als früher ins Gewicht. Beamtentum und Militär dienten den Territorialherren, die landesherrliche Gewalt im Sinne des absoluten Staates auszubauen. Das mußten zunächst die territorialen Landstände verspüren, an deren Mitwirkung das Wormser Edikt Friedrichs II von 1231 die Ausübung der landesherrlichen Gewalten gebunden hatte: deren Einfluß wurde immer mehr eingeschränkt. Höchst brauchbar aber erwies sich zur Ausbildung und Befestigung des fürstlichen Absolutismus das juristisch vorgebildete Beamtentum, das nicht mehr wie dasjenige im Lehensstaat auf Grundbesitz angewiesen war und demgemäß eine erbliche Stellung gewann, sondern nach dem Vorbild des römischen organisiert, für seine Dienste regelmäßige, nicht in Naturalien, sondern in Geld zahlbare feste Gehälter bezog und sich ganz dem Fürsten und dem Staatswesen, in dessen Dienst es war, zur Verfügung stellte. Es kam aber für das Kaisertum so wenig in Betracht wie die stehenden Heere, weil es diesem völlig an Mitteln fehlte, es zu

bezahlen. Hohe und mittlere Stellen des kaiserlichen Beamtentums, auch die diplomatischen Vertretungen, waren von Geistlichen verwaltet, die aus kirchlichen Pfründen ihre Einkünfte hatten, — auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand. Von dem, was an finanziellen Rechten des Kaisers nach dem Wormser Edikt und der Goldenen Bulle noch übrig geblieben war — es war wenig genug, wie z. B. das sog. „Laudemium", das die Bischöfe für die kaiserliche Investitur zu bezahlen hatten, das Spolienrecht — der Anspruch des Kaisers auf den Nachlaß der Kirchenfürsten —, das kirchliche Regalienrecht, wonach während der Sedisvakanz die Einkünfte aus dem Kirchengut dem König zufielen, die Abgaben (Beden) der reichsunmittelbaren Abteien und Klöster —: von alledem hatte sich zu Maximilians I Zeit soviel wie nichts mehr erhalten. Auch der Satz, daß dem König, wenn er in eine Stadt kam, Maß, Münz und Gewicht frei seien, galt längst nur noch für die bischöflichen und die Reichsstädte, ja war auch für diese auf die Zeit der Reichstage beschränkt und kam seit dem vierzehnten Jahrhundert praktisch außer Geltung, da die Kaiser aus dem luxemburgischen und dem habsburgischen Hause nicht mehr das Reich bereisten wie früher, sondern in ihren Erblanden ihren Wohnsitz nahmen. Ja so kläglich war die finanzielle Lage der Kaiser, daß Maximilian I öfter selbst in den Reichsstädten erst Zutritt fand, nachdem er einen Teil der Kosten der Bewirtung im voraus hinterlegt hatte. Und die Stadt Innsbruck verweigerte dem kranken Kaiser, als er nach dem Reichstag von Augsburg 1518 dort Ruhe zu finden hoffte, die Aufnahme, weil er noch mit dem Ersatz der bei einem früheren Aufenthalt erwachsenen Kosten von einigen zwanzigtausend Gulden im Rückstand war, so daß er mitten im Winter weiter ziehen mußte, bis ihn in Wels der Tod ereilte.

Die Frage drängt sich auf, warum das Deutsche Reich in derselben Zeit, in der Frankreich, England, Spanien sich zu einheitlichen Monarchien entwickelt hatten, so ohnmächtig geworden war, und warum seine wirkliche Macht so wenig im Einklang stand mit der erhabenen Idee, die es vertrat, und mit dem Ansehen, das dem

Träger dieser Idee, dem Kaiser, trotz der tatsächlichen Ohnmacht seiner Stellung auch jetzt nicht versagt wurde. In Wahrheit stand die Reichsidee als solche, die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit des Reiches noch aufrecht, und sein Ansehen war noch immer bei allen Ständen, bei den Fürsten und dem Adel wie bei den Städtern, ungeschwächt. Die Erinnerung daran, daß in dem deutschen Kaisertum das römische Imperium fortlebe, und die Vorstellung, daß infolge dieses Zusammenhanges die deutsche Krone alle anderen Kronen an Glanz überstrahle, mußte gerade jetzt wieder wirksam sein, wo die klassischen Studien neu aufblühten, und der Ruhm des alten römischen Reiches durch die Humanisten zu neuem Leben erweckt wurde. Einen äußerlichen Ausdruck fand die hohe Würde des Reiches und des Trägers der Krone auch in den Titeln, die sie führten: wie der Kaiser sich „Imperator electus semper Augustus" bezeichnete, so hieß das Reich das „heilige" römische Reich, „sacrum imperium Romanorum", und erst seit Maximilian I traten die einengenden Worte: „deutscher Nation" hinzu. Obschon Maximilians Kaiserkrönung durch Venedig vereitelt wurde, räumte auch ihm Papst Julius II das Recht ein, den Kaisertitel zu führen, und fortan führen — unter Weglassung des Wortes „electus" — ihn alle deutschen Könige, wenn auch seit Karl V, dessen Krönung auch schon nicht mehr in Rom, sondern in Bologna stattfand, kein einziger mehr sich der päpstlichen Krönung unterzog. Aber zu den stolzen Titeln stand die wirkliche, die tatsächliche Macht mehr und mehr in schroffem Gegensatze, und es ist nicht zuviel gesagt, daß gerade in dem Anspruche, der in diesen Titeln zum Ausdruck kommt, nämlich dem Anspruche auf eine universale und internationale Stellung und auf eine besondere Erhabenheit, ja Heiligkeit des kaiserlichen Berufes und Amtes, die tiefste Ursache zu seiner Ohnmacht lag. Mit diesem Anspruche verknüpfte sich die offenbar von den Kaisern selbst geteilte Auffassung, daß ein so hohes und heiliges Amt nicht durch bloße Abstammung und Erbfolge übertragen werden könne, sondern nur durch Wahl, und daß das Deutsche Reich nicht wie andere gleichzeitige Staaten eine Erbmonarchie wurde, sondern ein

Wahlreich blieb, hatte seinen tiefsten Grund eben in jener Vorstellung von seiner besonderen Erhabenheit, wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß in jenen Zeiten die Macht der Idee unter den Menschen weit wirksamer war als heute. Daß aber eben die immer sich aufs neue wiederholende Wahl, der sich jeder Kaiser unterziehen mußte, jene unheilvolle Vergeudung des Reichsgutes und der Reichsrechte zugunsten der Wähler herbeiführte, die ihre Stimme gegen immer neue Zugeständnisse verkauften, bedarf keiner näheren Begründung: jede Seite dieser Geschichtsdarstellung bietet ja die Belege dafür, und es wurde nicht besser damit: die seit Karls V Wahl üblich gewordenen sogenannten Wahlkapitulationen dienten nur weiter und weiter dazu, das Kaisertum des letzten Restes seiner wirklichen Macht zu berauben. Gewiß war es ein Unglück, daß vier Dynastien, die karolingische, sächsische, fränkische und staufische, alle reich an bedeutenden Persönlichkeiten, jede schon in der vierten oder fünften Generation ausstarben. Und nur zu wahr ist es — es mußte ja wiederholt festgestellt werden im Verlauf dieser Geschichtserzählung —, daß den Trägern der Krone ihre an und für sich schwere Aufgabe durch die Unbotmäßigkeit und den Ehrgeiz der Großen ihres Reiches noch unendlich schwieriger gemacht wurde. Auch die Eifersucht der Hierarchie auf die weltliche Macht und insbesondere des Oberhauptes jener Hierarchie, des Papstes, auf den Kaiser, spielte bei der engen Verbindung des Imperiums und der Kirche eine unheilvolle Rolle. Das alles ist aber doch nicht ausreichend zur Erklärung der Tatsache, daß nur eben die deutsche Krone eine Wahlkrone wurde: denn die inneren Schwierigkeiten, die das deutsche Königtum erschütterten, fehlten auch dem französischen oder englischen nicht, und doch gelang es diesen, das Prinzip der Erbfolge durchzusetzen: sondern die letzte Ursache bildet eben jener oben berührte Anspruch auf eine universale und internationale Stellung des weltlichen Imperiums — ähnlich derjenigen, die der Papst innerhalb der geistlichen Sphäre einnahm.

Unter Kaiser Friedrich war an Reformen nichts zustande gekommen, schon deshalb, weil er allen Reformen den übelsten Willen

entgegensetzte. Als Maximilian, eine bewegliche und optimistische Natur, ihm als römischer König zur Seite trat, kam 1486 zunächst wieder ein Landfriedensgesetz auf zehn Jahre zustande. Im Jahr 1495 aber auf dem im März eröffneten Reichstag zu Worms, als Maximilian zur alleinigen Regierung gekommen war, schien es mit der Reichsverfassungsreform wirklich Ernst werden zu wollen. Maximilian verlangte eine „eilende" und zugleich „währende" Hilfe zu einem Romzug und gegen die Türken, also Geld und eine dauernde kriegerische Organisation. Die Reichsstände durch den Mund des Erzkanzlers Berthold von Henneberg von Mainz antworteten mit einer Erklärung, welche die Grundzüge einer neuen Verfassung enthielt, so wie sie sich die Kurfürsten dachten: Aufbringung der Mittel für die Kriegsorganisation durch eine allgemeine Reichssteuer, einen „gemeinen Pfennig", — zehn Prozent vom Besitz, eine Mischung von Kopf- und Vermögenssteuer, — erhoben durch die Pfarrer der einzelnen Kirchspiele, die Verwaltung kontrolliert durch einen Reichsrat oder ein Reichsregiment mit weitgehenden Befugnissen und ständisch zusammengesetzt. Diese letztere Forderung freilich scheiterte daran, daß der Kaiser seine Macht so weit nicht beschränken lassen wollte, wohl aber fügte er sich in die Forderung alljährlicher Berufung des Reichstags, dem auch eine weitgehende Mitwirkung an der auswärtigen Politik zugestanden werden mußte. So schien er, was ihm das dringendste war, die Bewilligung eines gemeinen Pfennigs erreicht zu haben. Zugleich wurde ein Landfriede, und zwar diesmal ein „ewiger", beschlossen und im August publiziert. An nachdrücklichen Worten und drohenden Mahnungen war nichts gespart, „alle offene Fehde durch das ganze Reich als aufgehoben und abgetan", jede eigenmächtige Anwendung von Waffengewalt für Landfriedensbruch erklärt und mit einer Strafe von zweitausend Mark Gold belegt. Und zur Durchführung dieses neuen Landfriedensgesetzes wurde ein Reichsgericht eingesetzt, — das „Reichskammergericht" mit einem „Kammerrichter" fürstlicher oder gräflicher Abkunft und zwei „Kammerpräsidenten" — diese drei ernannte der Kaiser — sowie sechzehn von den Ständen zu bestimmenden Beisitzern. Dieser

Gerichtshof, der zunächst seinen Sitz in Mainz, dann in Frankfurt, in Speyer und später in Wetzlar hatte, sollte in allen Sachen als oberste und letzte Instanz dienen und trat an die Stelle des Königs- oder Hofgerichts: er bedeutete also doch auch wieder eine Einschränkung der kaiserlichen Rechte, zumal auch das durch die Goldene Bulle den Kurfürstentümern zugestandene Privilegium de non appellando bestehen blieb. Nur in Streitigkeiten unter den Reichsständen selbst, die früher dem Gericht des Kaisers unterstanden, war das Reichskammergericht unbedingt zuständig, und hier fand es denn auch bald ein ergiebiges Feld seiner Tätigkeit. Trotz der Langsamkeit und Schwerfälligkeit seiner Rechtsprechung, die bald eine berüchtigte war, übte es immerhin keine unnütze Wirksamkeit, indem es wenigstens eine gewisse Rechtseinheit aufrecht hielt in den deutschen Landen.

Auf den zu erwartenden Ertrag des gemeinen Pfennigs durfte der Kaiser, dessen Geldverlegenheit eine ständige war, schon jetzt eine Anleihe von hundertundfünfzigtausend Gulden für seinen beabsichtigten Romzug aufnehmen. Aber die Erhebung der Reichssteuer stieß, wie sich bei den zerfahrenen Zuständen und der Langsamkeit aller Geschäfte im Reich denken läßt, überall auf Hindernisse und Schwierigkeiten und üblen Willen. Nur die Städte bezahlten ihn: die Schweizer Städte freilich erkannten die Wormser Beschlüsse überhaupt nicht an, und nach einem Krieg, der wesentlich mit den Kräften des Schwäbischen Bundes, der einzigen wirksamen Organisation im Süden, geführt wurde, mußte ihnen das zugestanden oder nachgesehen werden: 1499 im Basler Frieden. Einen Schritt weiter kam man erst im Jahre 1500 auf einem Reichstag zu Augsburg. An Stelle der unerhebbaren Reichssteuer wurde eine allgemeine Aushebung geplant, die Maximilian eine Streitmacht von etwa dreißigtausend geliefert haben würde: dafür mußte er in jenes „Reichsregiment" — einen aus Kurfürsten, Fürsten und Städten gebildeten ständigen Reichsausschuß mit sehr weitgehenden Rechten — nun doch willigen: noch im gleichen Jahre trat es in Nürnberg zusammen. Freilich behielt sich der Kaiser vor, als Gegengewicht gegen diesen ihm sehr unbequemen ständischen Beirat

einen „Reichshofrat" zu errichten, der nur von ihm selbst abhing; das schwerfällige Institut des Reichsregiments erwies sich denn auch nicht als dauernd und wenn es auch unter Karl V vorübergehend wieder auflebte, entbehrte es doch tatsächlich der Bedeutung. Da indes die Reichsaushebung sich als ebenso undurchführbar erwies wie die Reichssteuer, so kehrte man denn auf den Reichstagen von Köln (1505) und Konstanz (1507) wieder zu dem früheren Matrikularsystem zurück, wonach jeder Reichsstand eine bestimmte Truppenzahl ins Feld stellte. In dieser Weise wurde dem Kaiser auf jenen Reichstagen Beihilfe gegen die Türken und zum Römerzug bewilligt. Der finanzielle und militärische Teil der Reichsreform, und das war der wichtigste, mußte als gescheitert betrachtet werden.

Als eine notwendige Voraussetzung für die Durchführung des Landfriedens in der Art, wie er nun beschlossen wurde, nämlich als ewiger und ausnahmlos für alle geltender, ergab sich die Einteilung des Reichs in Landfriedenskreise, die ebenfalls 1495, zugleich mit dem Landfrieden und der Errichtung des Reichskammergerichts vereinbart wurde. Ihre Zahl betrug anfangs sechs, erhöhte sich aber im Jahre 1512 durch Hinzunahme der habsburgischen Lande, Österreich und Burgund, auf zehn: den österreichischen, bayerischen, schwäbischen, fränkischen, burgundischen, westfälischen, nieder- und obersächsischen Kreis, dazu zwei rheinische, jeder ausgestattet mit Kreisobersten und zugeordneten Räten. Der Schutz und die Aufrechthaltung des Landfriedens und die Exekution der Reichskammergerichtsurteile war der nächste Zweck, dem diese Landfriedenskreise dienen sollten. Nach Umfang und Zusammensetzung waren sie sehr ungleich. Den größten, den österreichischen, bildeten die habsburgischen Gebiete, der bayerische zählte neben dem alten Herzogtum neun geistliche Stände, die Direktion führte hier neben den Herzogen der Erzbischof von Salzburg. Besonders bunt zusammengesetzt war der schwäbische, das Herzogtum Württemberg, die Markgrafschaft Baden und eine Menge kleiner und kleinster Territorien umschließende Kreis. Der fränkische Kreis, dessen Direktion der Bischof von Bamberg hatte, umfaßte das frühere Herzogtum Franken,

insbesondere also die Stifte Würzburg und Bamberg und den Besitz des brandenburgischen Hauses im Süden, sowie die Stadt Nürnberg; zu den beiden rheinischen Kreisen gehörten außer den beiden Herzogtümern Savoyen und Lothringen die Kurpfalz und die drei geistlichen Kurfürstentümer. Der burgundische, nur sehr lose noch mit dem Reich verbundene Kreis umfaßte den größten Teil des heutigen Holland, Belgien und Luxemburg, der westfälische unter der Direktion des Bischofs von Münster und des Herzogs von Cleve die heutige Provinz Westfalen und einen Teil von Hannover; einer der größten Kreise endlich war der niedersächsische mit den Erzbistümern Magdeburg und Bremen, dazu drei Bistümern, fünf Herzogtümern, darunter auch Braunschweig-Lüneburg, und sechs Reichsstädten; endlich der obersächsische mit den Kurfürstentümern Brandenburg und Sachsen und dem Herzogtum Sachsen: hier führte die Direktion der Kurfürst von Sachsen. Die Lostrennung der schweizerischen Eidgenossen vom Reich war durch diese Landfriedenskreiseinteilung tatsächlich besiegelt, und sie werden von nun an nur noch als „Reichsverwandte" angesehen. In den Burgunderkriegen hatten sie sich hohen Ruhm erworben, und schweizerische Söldner sind seitdem in der ganzen Welt gesucht: da die Eidgenossen fortan keine eigenen Kriege mehr zu führen hatten, so „liefen" ihre jungen Mannschaften nun „Kriegsreisen" in fremdem Sold, das „Reislaufen" nimmt seinen Anfang. Mit dem Eintritt von Basel und Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) in den Bund bestand dieser aus dreizehn Kantonen: Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zürich, Bern, Zug, Glarus, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Appenzell, wozu noch die „zugewandten" Orte St. Gallen, Wallis, Graubünden — der Gotteshaus-, der graue und der Zehngerichtebund — und die abhängigen, durch Vögte verwalteten „gemeinen Herrschaften" Thurgau und Tessin kamen.

So unvollkommen die neuen deutschen Kreise ihren Zweck auch erfüllten, so spielt sich fortan doch ein guter Teil des politischen Lebens Deutschlands innerhalb ihrer bescheidenen Kompetenzen ab. Mindestens an Beratungen und Verordnungen, an Beschränkungen

der Staatsgewalt durch Einzelrechte, durch selbständige oder halbselbständige Kräfte fehlt es nicht — des Kaisers durch die Reichstage und jetzt das Reichsregiment, das auch in Fragen auswärtiger Politik mitsprechen wollte und deshalb und nach der ganzen Natur der deutschen Dinge bald in vielfältige Reibung mit der kaiserlichen Macht oder ihren Ansprüchen geriet; der Kreis oder der in ihm tonangebende Territorialfürst, der Kreisoberst, war beschränkt durch die Stände des Kreises; die einzelnen Territorialherren durch ihre Landstände, das hieß ihre Ministerialen, nebst den auf ihrem Gebiet gelegenen Klöstern, Stiften, Städten und allen Sonderrechten und Privilegien dieser Körperschaften, an deren wucherischer Fülle die Jahrhunderte gearbeitet hatten. Die allgemeine Meinung suchte eben in dieser bunten Vielheit das Wesen der deutschen Libertät, auf die man sich trotz aller schlimmen Enttäuschungen nicht wenig zugut tat: vielleicht übrigens nicht einmal so ganz mit Unrecht, da sie, so wie die Dinge sich nun einmal gestaltet und verflochten hatten, und in Anbetracht der zunehmenden Verlegung des Schwerpunkts des Besitzes des habsburgischen Hauses ins Ausland neben den handgreiflichen Übeln auch ihre Lichtseiten hatte.

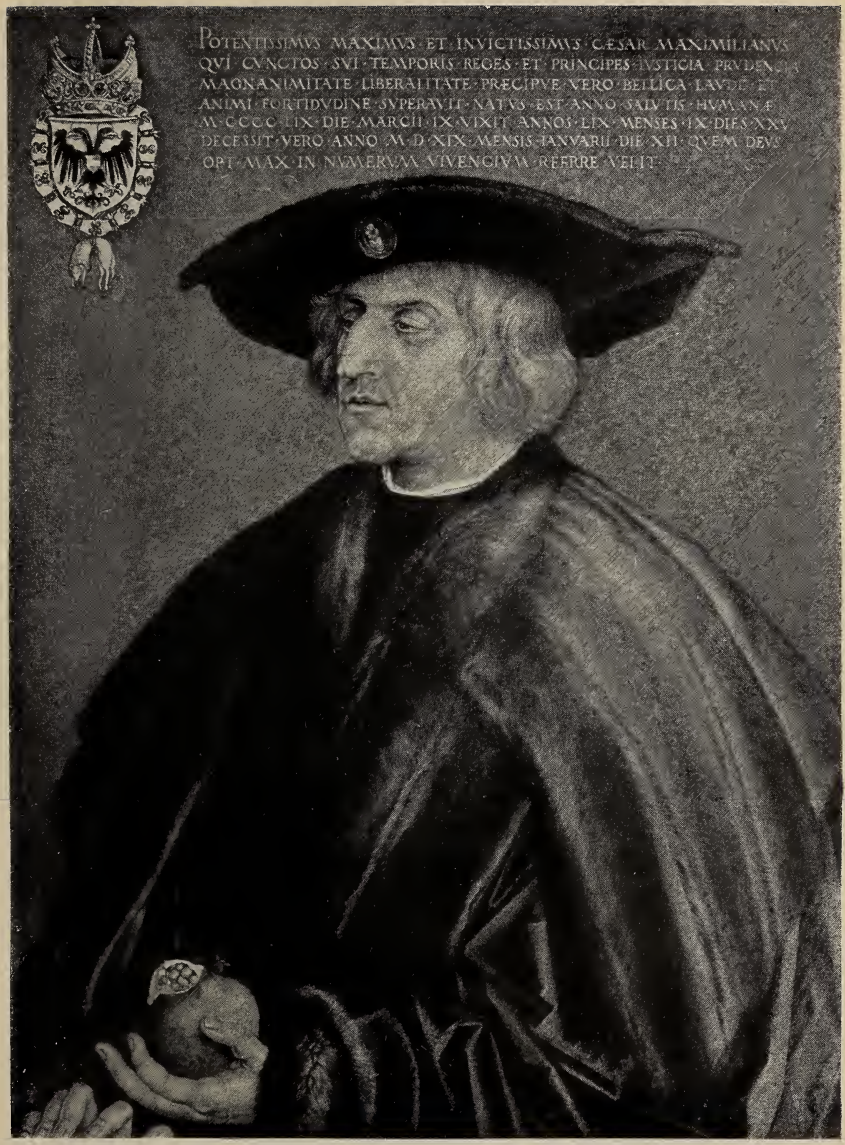
Nur zu bald trat die Enttäuschung an Maximilian heran, wenn er gehofft haben sollte, mit seinen Reformen etwas Dauerndes und Wirksames erreicht zu haben. Nicht einmal das Landfriedensgesetz bestand die erste Probe, auf die es gestellt wurde, als im Jahre 1503 Georg der Reiche von Bayern-Landshut ohne männlichen Erben starb. Nun brach der Krieg um das Erbe aus zwischen Herzog Albrecht IV von Oberbayern und dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Schwiegersohn des Verstorbenen, der testamentarischer Erbe war, während Albrecht als Agnat wie auch durch Erbvertrag das bessere Anrecht zu haben glaubte. Der Kaiser mischte sich in den Streit und entschied zugunsten Albrechts, seines Schwagers. Doch ließ er sich als Preis für diese Entscheidung die wichtige Burg Kufstein an der Grenze zwischen Bayern und Tirol abtreten, rückte auch selbst mit Waffengewalt vor diesen Ort, den Ruprecht schon besetzt hielt. Als dieser plötzlich verstarb und seine tapfere Gattin,

die ihn in das Feld begleitet hatte, ihm alsbald im Tode folgte, führte Feldhauptmann Hans von Pienzenau die Verteidigung, mußte sich aber ergeben, als der Kaiser von Innsbruck schweres Geschütz auf dem Inn heranbringen ließ. An Pienzenau und seinen Leuten kühlte Maximilian seinen Ingrimm und ließ außer dem Führer siebzehn Mann enthaupten: das Volkslied hat die grausame Episode in der Erinnerung der Nachwelt festgehalten. Auch in der Pfalz war gleichzeitig gestritten worden, und noch einmal fand hier am Rhein das übliche Niederbrennen der Dörfer und Zerstören der Burgen statt; begierig wurde wieder einmal von allen Seiten die Gelegenheit ergriffen, alten Haß und Groll zu befriedigen: damals wurde von den Grafen von Leiningen die in ihrer Nachbarschaft gelegene reiche Abtei Limburg bei Dürkheim, mit der sie sich aus nichtigen Ursachen überworfen hatten, zerstört und der herrliche Dom aus dem elften Jahrhundert, eine Stiftung Kaiser Konrads II, in roher Wut zur Ruine ausgebrannt. Erst als die Leidenschaften sich ausgetobt hatten, kam man zum Vergleich, der auf jenem Reichstag zu Köln, 1505, dahin festgesetzt wurde, daß Albrecht Niederbayern erbte, der Kaiser für Österreich Kufstein behielt und für die unmündigen Söhne Ruprechts — einer von ihnen war Ott Heinrich, der sich später einen Namen machte — Neuburg an der Donau mit einigen Ämtern der Oberpfalz als „Junge Pfalz" ausgeschieden wurde. Endlich war Ober- und Niederbayern wieder in einer Hand vereinigt, und Albrecht machte sich um sein Land, das er nun ungeteilt beherrschte, durch ein Hausgesetz verdient, ähnlich demjenigen, das Albrecht Achilles für die brandenburgischen Staaten erlassen hatte, das die Einheitlichkeit und Unteilbarkeit des Herzogtums Bayern und die Anwartschaft allein des Erstgeborenen auf die Nachfolge in der Regierung verfügte (1508).

Aber auch die Hoffnung, in seiner dynastischen oder europäischen Politik kräftiger oder verläßlicher vom Reich unterstützt zu werden, sollte sich für Maximilian nicht erfüllen. In Italien stand es auch unter dem neuen König von Frankreich, Franz I (seit 1515), für das Deutsche Reich nicht günstig. Durch den Sieg bei Marignano

im September 1515 wurde Mailand französisch, und der von Maximilian begünstigte Herzog Franz Sforza, dessen Tochter er geheiratet hatte, ohne sich an ihrer nicht sehr adeligen Abstammung zu stoßen, mußte weichen. Die niederländischen Angelegenheiten wurden 1516 durch einen Vertrag zu Noyon geschlichtet, aber nicht für lange. Dagegen gelang wiederum eine habsburgische Heiratsverabredung, welche dem Hause zu gegebener Zeit Aussicht auf zwei weitere Kronen, Ungarn und Böhmen, eröffnete. König in beiden Ländern war Ladislaus VII, ein Jagellone, Sohn des polnischen Königs Kasimir II und der Tochter des deutschen Königs Albrechts II, Elisabeth: in Böhmen seit dem Tode des Königs Georg Podiebrad (1471), in Ungarn seit dem Tode des Matthias Corvinus (1490), der aus seiner Ehe mit einer französischen Prinzessin eine Tochter Anna und einen Sohn Ludwig hatte: dieser, Ludwig, wurde nach dem Ableben des Vaters in Ungarn wie in Böhmen gekrönt (1508); und dank der Geschicklichkeit der kaiserlichen Unterhändler, des Kardinals Matthäus Lang und eines Gelehrten Johann Spießhammer — oder, wie er sich auf Latein nannte, Cuspinianus —, wurde die Tochter, Anna, mit einem der Enkel Maximilians, dem jüngeren der beiden, Ferdinand, verlobt.

Dagegen konnte Maximilian nicht mehr durchsetzen, daß die Nachfolge im Reich seinem Enkel Karl, dem älteren der Söhne Philipps, noch bei seinen Lebzeiten gesichert wurde. Diese Frage war noch sehr in der Schwebe, die Intrigen im vollen Gang, ein großes Problem in der deutschen Geschichte, als Maximilian am 12. Januar 1519 zu Wels in Oberösterreich starb; er wurde in Wiener Neustadt begraben, obschon er noch bei seinen Lebzeiten ein prächtiges Grabmonument in der Franziskaner-Hofkirche zu Innsbruck für sich aufführen ließ. Schon aber war — für ihn, den umsichtigen und erfahrenen Politiker, nicht unbeachtet — eine Bewegung im Gange, welche eine ganz neue Zeit und Ideenwelt für unsere Nation und die Völker Europas heraufführte. Sie hatte ihren Ursprung in einer kleinen deutschen Stadt, Wittenberg an der Elbe, genommen.



Kaiser Maximilian I im Alter
Gemälde von Albrecht Dürer (Kaiserl. Gemäldegalerie Wien)

Szene aus dem Kriege
mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Jahre 1499
Handzeichnung von Jörg Breu d. Ä.
(Kgl. Graphische Sammlung München)

Belagerung von Kufstein
durch Kaiser Maximilian I im Jahre 1506
Handzeichnung von Jörg Breu d. Ä.
(Kgl. Graphische Sammlung München)

C.H. Beck'sche Verlagsbuchha

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

Fünftes Buch

Das Zeitalter religiöser Kämpfe

20. Deutsche Zustände zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts.

In dem halben Jahrhundert, welches dem Scheitern der Konzilienbewegung folgte, war das geistige Leben überall und namentlich in Deutschland bei vielen Tausenden in den Kreisen der Gesellschaft, welche man als die führenden bezeichnen kann, mehr und mehr über die überlieferten Formen und Schranken hinausgeschritten. Das Papsttum und das Kirchentum, dessen Vertreter und höchster Ausdruck der Papst war, hatten allerdings über die Anfechtungen durch die Konzilien schließlich gesiegt, auch der hussitischen Ketzerei waren die kirchlichen Gewalten zuletzt doch Meister geworden und der Stand der Dinge konnte jetzt diesen Häuptern befriedigend erscheinen. Jene mit so viel Geräusch sich ankündigende Reform an Haupt und Gliedern war gescheitert, die Einheit der Kirche, das hieß die Macht des Papsttums, hergestellt: als nach dem großen Ereignis des Jahres 1492, der Entdeckung neuer Erdräume durch den Genuesen in spanischen Diensten, ein Streit zwischen den beiden an jenen Entdeckungen in erster Linie beteiligten Nationen, den Spaniern und den Portugiesen, entstand, ward die Entscheidung dem Papst, Alexander VI, übertragen, der in Kraft seiner apostolischen Autorität diese Entscheidung am 4. Mai 1493 auf eine sehr einfache Weise traf, indem er das Kartenbild der Erde durch einen Meridian in zwei Hälften schied, und rechts und links die eine Hälfte den Spaniern, die andere den Portugiesen zuwies. Es stand dieser päpstlichen Autorität nicht im Wege, daß die Päpste der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ganz überwiegend Politiker, auf Ausdehnung ihres Staats, auf Versorgung ihrer Nepoten bedachte weltliche Fürsten geworden waren, und daß einer der Nachfolger des zweiten Pius, der diese Wege der welt-

lichen Politik mit besonderem Geschick gegangen war, eben jener Alexander VI (1490—1503), ein durchaus lasterhafter Mensch, und einer seiner Söhne der Mörder der anderen war: sagte man doch, daß er, der Papst selbst an dem Gift gestorben sei, das er einem anderen zugedacht hatte. Die gedankenlose Gewohnheit wandelte ihren Weg weiter: der wegelagernde Ritter, der reiche Kaufmann, der fleißige Handwerker, der gedrückte Bauer unterbrachen den gewöhnlichen Gang ihres Tagewerks mit den herkömmlichen Zeremonien, Gebeten, Kirchgängen, Prozessionen, Festen; beichteten, erhielten die Absolution und sündigten weiter; auch den Mühseligen und Beladenen leistete diese Religion, was sie ihnen zu jeder Zeit und überall geleistet hat — sie verschönerte mit ihren Festfeiern und Aufzügen ihr armes Leben und tröstete oder beschwichtigte sie mit dem Hinweis auf ein ausgleichendes Jenseits, dessen Himmel sie sich mit ebenso derben Farben ausmalten wie die Schrecken seiner Hölle. Das Volk betete nach seinen alten Andachtsbüchern, die Fürsten und wer sonst in der Lage war, sammelte Reliquien, die in ihren Kirchen und Klöstern zu großen Kapitalien geistlichen Wertes anwuchsen und bei denen der kindliche Glaube und die geschäftliche Verschmitztheit sowenig Kritik übte als heuzutage: auch die kostbarste von allen, mit der die Kirche noch im neunzehnten Jahrhundert zweimal trotz augenfälliger und hundertfach erwiesener Unechtheit ein glänzendes Geschäft gemacht hat, Christi unzertrennter Leibrock, spielte seine Rolle, und an dem Gesamtgebäude der kirchlichen Lehre, die allmählich ihre schroffste Fassung im Interesse der Hierarchie und des Papismus erlangt hatte, wagte niemand zu rühren; ängstlich war man bemüht, den Verdacht der Ketzerei zu meiden, welche die Prediger lebhaft bekämpften, da sie gleichwohl in allerlei Gestalt bei den dunkleren Schichten des Volks auftrat und um sich griff. Die Predigt hatte auch Erfolg, und auf demselben Wege, auf dem man heute das, was die Priester den Unglauben nennen, bekämpfte, war man damals bemüht, die Ketzerei auszurotten. Die große Menge der oberen Gesellschaftsschicht, nicht gewohnt die kirchlichen Lehren und Gepflogenheiten

weiter denkend zu prüfen, nahm sie hin und schluckte die ungeheure Lüge, die in diesem Ignorieren lag, einfach nieder — wie sie es heutzutage tut. Eine bewundernswürdige Architektonik bewies in der Tat dieses Gebäude der Kirche, an dem man nun schon vierzehn Jahrhunderte gebaut hatte. Die besten und höchsten wie die niedrigsten und verwerflichsten Triebe der Menschenseele — Opferfähigkeit, christliche Weltentsagung und hilfebereite Nächstenliebe, wie grobe Genußsucht, Macht- und Geldgier, Neid, Haß, Gemeinheit jeder Art fanden hier ihre Stätte nebeneinander: höchste Pracht kirchlicher Bauten und kirchlicher Feste, vornehme Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und die Herrlichkeit des Stuhles Petri zu Rom neben armen, bescheidenen Klöstern und ihren Insassen, ihren Mönchen und Nonnen, die aber nicht selten am meisten angesteckt waren von dem genußsüchtigen fleischlichen Sinn, der allenthalben neben dem äußerlichen Schein der Frömmigkeit diese Welt durchzog.

Allein ungestört konnte doch die Kirche sich dieses Besitzes schon lange nicht mehr freuen, und von zwei Seiten her, wenig bemerkt, in der Stille, aber mit der gleichen Unermüdlichkeit der bauenden und der zerstörenden Kräfte, die wie in der Natur so im Menschen- und im Völkerleben waltet, wurde jener stolze Bau untergraben. Die Ausprägung, welche die kirchliche Lehre dem Christentum gegeben, hielt der Prüfung durch den denkenden Verstand, sobald dieser zu einer gewissen Stärke erwachsen war, nicht stand, und sie befriedigte das Gemüt und dessen religiöse Bedürfnisse bei allen tieferen Naturen nicht mehr. Beide, der prüfende Verstand und das religiöse Bedürfnis, waren durch die Konzilienbewegung und was ihr voraufging und nachfolgte, mächtig angeregt worden: dazu kam, daß die Fühlung mit der griechisch-römischen Welt des Altertums, die auf italischem Boden nie ganz verloren gegangen war, wie schon früher hervorgehoben, nunmehr durch die Ereignisse im Osten und dessen Bemühungen regsamer wurde, die Hilfe des Westens gegen die Türkengefahr durch Wiedervereinigung der getrennten Kirchen zu erkaufen. Schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts finden wir bedeutende griechische Gelehrte, Emanuel

Chrysoloras, Argyropulos, Theodorus Gaza in den italienischen Städten Florenz, Mailand, Padua, Verona, Rom; Bibliotheken und Vereine erstehen; in Schwung kamen diese Studien, als das unselige Ereignis von 1453 eine weitere Anzahl namhafter literarisch gebildeter Griechen aus ihrer an den Islam verlorenen Heimat nach Italien trieb, und zugleich das soeben gefundene Vervielfältigungsmittel des Drucks mit beweglichen metallenen Lettern die mitgebrachten Schätze zugänglicher machte: 1488 wurde das wertvollste Stück aus altgriechischer Welt, Homer, zum ersten Male zu Mailand gedruckt. Es konnte nicht fehlen, daß diese Literatur, vor allem der wiederentdeckte Plato und seine Schriften, in vielen eine helle Flamme der Begeisterung entzündete, zur Stiftung schwärmerischer Verbindungen, zu Akademien führte; ein neuer Geist, ein befreiender, lichter, wahrheitsuchender, verbreitete sich und fand bei der alten Verbindung zwischen Deutschland und Italien seinen Weg, und viele Wege auch über die Alpen. Hier kam ihm schon manches Verwandte entgegen: vor allem das wachsende und sehr rege Bildungsbedürfnis, das z. B. die Universitäten erweckten; seitdem 1348 Karl IV nach dem Muster der Pariser, wo er selbst studiert hatte, seine Universität zu Prag errichtet hatte, waren während der nächsten Generationen in ununterbrochener Folge neue hinzugekommen: Wien 1365, Heidelberg 1385, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Ingolstadt 1472, Trier 1473, Mainz 1477, Tübingen 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt a. d. O. 1506. Allerdings darf man sich deren Wirksamkeit und wissenschaftliche Bedeutung und Ausstattung noch nicht zu großartig denken. Manche der bedeutendsten Geister, wie der vielleicht namhafteste Forscher und Staatsmann der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, Nikolaus von Cusa, standen dem Universitätsleben fern, wo naturgemäß neben der hohen Gedankenarbeit auch die Mittelmäßigkeit und die Routine, auch die Roheit und Gemeinheit der Zeit ihren Platz nahmen. Sohn armer Eltern, im trierschen Dorfe Kues an der Mosel geboren, Geistlicher, in Italien mit Aristoteles' Werken bekannt geworden,

hatte Nikolaus sich mit hellem Geist, von heißem Trieb des Wissens befruchtetem Fleiß umfassende Kenntnisse, römisches Recht, Theologie, Mathematik, Geographie und Geschichte angeeignet, und er war einer der ersten, der die Fabel von der konstantinischen Schenkung und jenen schlimmen Betrug der pseudoisidorischen Dekretalen mit Gründen der Kritik anfocht und der in echt wissenschaftlichem Geist auch Mohammeds Lehre, welche durch die Ereignisse dem Westen unter die Augen gerückt wurde, in einer Cribratio Alcorani nicht bloß mit dem blinden Fanatismus der Furcht und des Hasses bekämpfte, sondern ihr Wesen verständig zu erkennen sucht. Er war es auch, der in einer kleinen Schrift Conjectura de novissimis rebus die Revolution, welche die Kirche bedrohte, die Erhebung der Laien gegen ihre entarteten Häupter voraussah. Zu einer reformatorischen Wirksamkeit in großem Stil war er freilich sowenig der Mann wie der gleich ihm aufgeklärte Äneas Silvius, der, Papst geworden, ihn zum Bischof und Kardinal machte (1458). Charakteristisch ist, daß die Geister sich mehr und mehr auch den realen und exakten Wissenschaften zuwendeten: ein Beispiel der Franke Johann Müller, Regiomontanus, der auch, wie dies für die Gelehrten dieser Zeit bezeichnend ist, nie allzulang an einem Orte verweilte, ein gelehrtes Wanderleben führte, seit 1461 in Wien lehrte, dann am Hofe des Matthias Corvinus in Ungarn, dann zu Nürnberg lebte und 1476 zu Rom starb.

In dem, was man in besonderem Sinn die Literatur zu nennen pflegt, vollendete sich der Umschwung, der längst begonnen hatte — der Übergang der Dichtung im weitesten Sinn aus den Händen des Ritterstands in die des Bürgerstands, des Minnegesangs in den Meistergesang. Mit dem steigenden Wohlstand und dem Segen geregelter Arbeit hob sich in den Städten Behagen und Bildung; dem Hochmut des sinkenden Rittertums setzte sich das Selbstgefühl des Bürgertums entgegen, das sich an dem bunten und zum Teil glänzenden Leben emporrichtete, das hinter den Mauern der Städte sich abspielte, den Prozessionen, Aufzügen, Festen, den stattlichen Häusern und prächtigen Kirchen, der eigentümlichen Tracht, die den

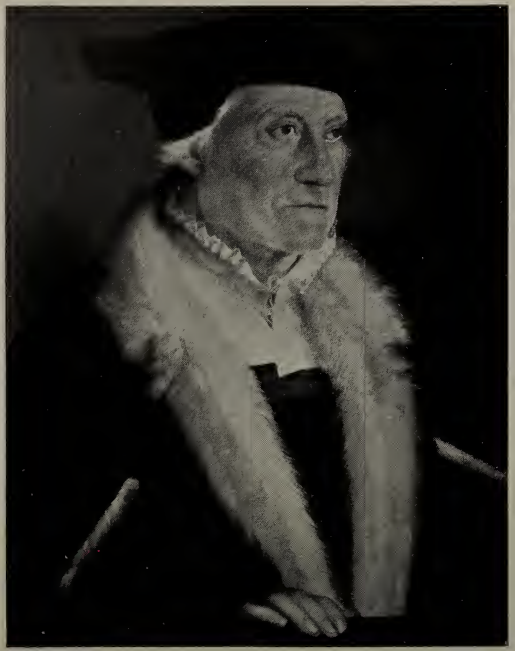
Priester und den Arzt, den Künstler und den Handwerker kenntlich machte und die auch die Standesunterschiede in der Frauenwelt markierte; die Erfolge in Handel und Gewerbe, die Teilnahme der Stadt an kriegerischen Vorgängen, der stets lebendige Eindruck ihrer Machtmittel, ihrer Befestigungen, ihres Geschützes, ihres Kriegsvolks, dessen vornehmsten Teil sie selbst, die Bürger, bildeten, schuf einen energischen Stadtpatriotismus, der aber doch getragen war von dem Bewußtsein der Bedeutung für ein großes Ganze. Er spricht sich auch in mannigfacher Weise in der Poesie aus, z. B. in den Liedern, welche die Siege der Schweizer Bürger und Bauern über den Adel feiern, wie etwa noch jüngst der Sang von Veit Weber auf die Schlacht bei Murten, der der Dichter selbst angewohnt hatte: eine Reimerei ohne Schwung, der aber eben die Genugtuung des Siegs und der grimmige Humor, mit dem er den burgundischen Adel verhöhnt, doch Reiz verleiht:

ein grosse schaar luff in den see
wiewol sy nit was dürsten.

Gegenüber der pathetischen Sentimentalität des ritterlichen Minnelieds mit seiner Idealisierung der Frauen kam jetzt der trockene Witz des Ehestands und des häuslichen Lebens zur Geltung; die derben Figuren tauchen auf, das fromme Kind Eulenspiegel, um 1500 zuerst gedruckt, und die Schildbürger, in deren Gemeinde stets, wo etwas besonders Gescheites gesagt oder getan werden soll, etwas riesig Dummes herausspringt: zwecklos behaglicher Humor, noch nicht Satire. Der Begriff der Fertigkeit — Handwerkergeschicklichkeit und Handwerkerstolz und Handwerksregeln — teilt sich auch der Dichtung mit: Gesetze und Regeln für Reim und Versmaße, Wettsingen und als ein höchster Preis eine Ehrenkette mit dem Bilde des Königs David als Psalmensängers. Auch die Schauspielkunst geht jetzt in Laienhände über. Die Stücke, meist in der Fastenzeit aufgeführt, bieten den Zunftgenossen eine derbe Unterhaltung, bei der dann auch das Element der satirischen Anspielungen sich einstellte; der Humor des Essens und Trinkens, die Weingrüße und Weinsegen fehlen nicht, und dem gleichzeitig wachsenden Lesebedürfnis, den gesammelten

Konrad Peutinger
Gemälde von Christoph Amberger (Gemäldegalerie Augsburg)

Johannes Amerbach
Gemälde von Hans Holbein (Städt. Museum Basel)



Sebastian Münster
Gemälde von Christoph Amberger (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Erasmus von Rotterdam
Gemälde von Hans Holbein d. J. (Städt. Museum Basel)

Erzählungen, den Anekdoten und Beispielen kommt der rasch sich vervollkommnende Bücherdruck entgegen. Man bedarf nicht länger des geistlichen Standes, um literarische Bildung sich anzueignen und zu verbreiten. Mächtig erhob sich allerorten der Wissensdrang, Schulen entstanden und hoben sich, berühmte Lehrer und Leiter, wie schon die seit 1384 bestehende zu Deventer unter dem Westfalen Alexander Hegius, der 1498 starb; literarische Genossenschaften, gelehrte Gesellschaften bildeten sich wie in Italien so auch in Deutschland, wie die von einem eifrigen Förderer des neuen Wissens und tätigen Mäcenas, dem pfälzischen Kurkanzler und seit 1482 Bischof von Worms Johann von Dalberg gestiftete Societas literaria Rhenana. Es war mit dieser Verbreitung Ruhm zu erlangen und bedeutende Namen in der Geschichte des Schulwesens und also der Bildung der Nation, Rudolf Agricola (geb. 1443 zu Gröningen), Jakob Wimpheling, Ludwig Dringenberg, tauchen auf. Ein Bild dieses unruhigangeregten, bald hier bald dort die Samen eines neuen Geistes ausstreuenden Treibens und Lebens gibt der geniale Konrad Celtes, in Franken 1459 geboren, den man in Köln, zwei Jahre in Italien, dann in Krakau, an einer ganzen Anzahl deutscher Universitäten, von 1501 bis zu seinem Tode in Wien trifft. Einen wichtigen Fund, der uns als Beispiel für alle in diesen Zeiten gehobenen Schätze dienen mag, tat er in Tegernsee: eine römische Militärkarte aus dem dritten Jahrhundert, die von dem gelehrten Augsburger Stadtschreiber Peutinger, dem er sie vermachte, den Namen der Peutingerschen Tafel trägt und zu Wien aufbewahrt wird.

Die Literatur solcher Zeiten entwickelt in weiterem Verlauf einen starken Hang zur Satire. Man sieht ungeheure Übel, die jetzt, jetzt erst dem geschärften Blick der vielen deutlich werden und hilft sich, da man sie nicht beseitigen kann, mit Witz und Satire darüber weg. Charakteristisch in dieser Richtung ist, daß die alte Tiersage, ein Stoff, der im dreizehnten Jahrhundert (um 1250) einen vortrefflichen Dichter in dem Niederländer Willem gefunden hatte, jetzt eine gute niederdeutsche Bearbeitung dieses Reinaert hervorrief, die 1498 zu Lübeck erschien. Die Tiersage, der Reineke Fuchs, erhält

hier die abschließende Gestalt, in der sie ein bedeutungsvolles Stück unserer Nationalliteratur wurde, namentlich seitdem der Genius Goethes (1794) dem dankbaren Stoff die künstlerische Form gegeben hat, in der er doch die frische Naivetät der Ursprungszeiten nicht ganz verleugnet. Um dieselbe Zeit, 1494 zu Basel, erschien, von einem Dr. Sebastian Brant in Straßburg verfaßt, eine sehr direkte Satire, das Narrenschiff, in welchem die verschiedenartige Fracht an Narren, der Büchernarr, der Barettnarr und andere, welche das Schiff führt, vorgestellt werden. Er klagt über die abnehmende Frömmigkeit:

nyeman will me den abloss suochen

und selbst die zukunftsvollste Erscheinung der Zeit, die truckery, die wachsende Menge der Bücher:

der sint so vil yetz an der zal
dass sie nütz gelten uberall
und man ir schyer nüt achtet mer

entgeht dieser pessimistischen Betrachtung nicht. Diesem Poem entnahm Johann Geiler — nach einem Ort im Elsaß von Kaisersberg genannt —, ein populärer Prediger zu Straßburg, die Texte für seine Predigten, die er im elsässischen Dialekt hielt und die, von einem seiner vielen andächtigen oder eifrigen Zuhörer nachgeschrieben und ins Lateinische übersetzt, weithin ihre Wirkung entfalteten.

Dem neuen Leben im Gebiet von Wissenschaft und Literatur war ein nicht minder großer, ja wohl noch größerer Umschwung im Gebiet der bildenden Künste zur Seite gegangen. Ein neuer Baustil, der sich an die einfach edlen Formen der wiederentdeckten griechisch-römischen Architektur anschloß, war in Italien aufgekommen und fand bald auch seinen Weg über die Alpen. Ging hier in Deutschland auch der Übergang zu der veränderten Kunstweise, zum Renaissancestil, etwas langsamer vor sich als in Italien, wo man die Antike noch in ihren ursprünglichen Erscheinungen und in den Denkmälern vor Augen hatte, und fand der neue Baustil im Norden auch eine etwas andere, mehr den bisherigen Formen sich anschließende Ausprägung: die Zeit des gotischen Kirchenbaus, und damit zunächst überhaupt des Kirchenbaus — das Bedürfnis nach Kirchen war ja

nicht nur reich, sondern überreich an jedem Ort befriedigt — war mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland vorüber, und so mancher begonnene und noch nicht vollendete Bau, wie der Kölner Dom, blieb nun jahrhundertelang unfertig stehen, und erst der romantischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, die Vollendung herbeizuführen. Die neue Bauweise fand fürs erste ihre Anwendung fast ausschließlich im Profanbau: großartige Schloßbauten, in Heidelberg, Stuttgart, München, Berlin und anderen landesfürstlichen Residenzen und stattliche Rathäuser und üppige Patrizierhäuser in größeren und kleineren Reichsstädten geben Kunde, wie rasch sich in Deutschland der Übergang vollzog und wie groß die Baulust im deutschen Bürgerstand war, wie kräftig sich hier wohl auch der Wohlstand, trotz aller Nöte der Zeit, entwickelt hatte. Unter dem Einfluß des neuen Baustils entfaltete sich nun auch die Kunst der Malerei zu hoher Blüte, die im Unterschied von Architektur und Plastik im Mittelalter nur eine bescheidene Entwicklung erfahren hatte. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatten in Gent die Brüder Hubert und Jan van Eyck die neue Technik der Ölmalerei ausgebildet, und zugleich durch ein sorgfältiges Studium der Natur ihr Auge geschärft für die richtige Erfassung und Wiedergabe der Welt der Erscheinungen, und sie hatten rasch Schule gemacht: auch die deutschen Maler zogen nun den Rhein hinab nach Flandern, um in den Werkstätten zu Gent, Brügge, Brüssel bei den Schülern und Nachfolgern jener Meister, Roger van der Weyden, Memling, Quentin Massys, die Öltechnik und die Linearperspektive zu studieren und auch sonst ihnen abzusehen, was sich absehen ließ. Bald erblühte auch in Deutschland eine neue Malkunst, eine Kunst, die zwar in Hinsicht auf reine Schönheit der Formen und Großartigkeit der Ideen mit der von Päpsten und Fürsten mächtig geförderten italienischen sich nicht messen konnte, die aber hinsichtlich der Tiefe der Auffassung und durch ehrliches Streben nach Wahrheit und Treue der Charakteristik auch ihre ganz eigentümlichen Vorzüge aufweist. Eben diese schlichte Ehrlichkeit, mit der mitunter eine gewisse Nüchternheit verbunden ist,

macht die deutschen Meister besonders geschickt für die Bildniskunst, die im Mittelalter so völlig im Argen lag, daß wir auch nicht ein einziges voll befriedigendes Bildnis von dessen hervorragendsten Persönlichkeiten besitzen: auch von den Kaisern vor Maximilian I müssen wir uns ja mit mehr oder weniger rohen Umrissen und Andeutungen ihrer Gesichtszüge begnügen, wie sie etwa — trotz der nicht ungeschickten Technik der Stempelschneidekunst — die Siegel aufweisen, oder wie sie aus der frühesten Periode des Mittelalters einige in Prachthandschriften enthaltene Bildnisse und später einige Werke der Kleinplastik — darunter das wenigstens recht charakteristische Bildnis Friedrichs II — und einige Grabdenkmäler darbieten, die, der Blütezeit des romanischen Stils entstammend, als Kunstleistungen vielleicht noch höheren Wert beanspruchen können wie als Bildnisse. Nun war es, wie wenn ein ganz neuer Sinn, der infolge der einseitig spiritualistischen Richtung im Mittelalter sich völlig zugeschlossen hatte und verkümmert war, der Sinn für die Erscheinungen der Natur und für die Schönheit des menschlichen Körpers, plötzlich wie durch ein Wunder wieder aufgewacht und der Menschheit zurückgewonnen worden wäre. Es ist an diesem Ort, in unserer Geschichte, nicht möglich, auf die reiche und rasche Entfaltung des deutschen Kunstlebens zu Maximilians Zeit des näheren einzugehen. Es muß genügen, an einige ihrer Hauptvertreter durch Nennung von Namen zu erinnern. Der hervorragendste Mittelpunkt war Nürnberg: nebeneinander wirkten hier eine Reihe bedeutsamer Künstler in allen Fächern: die Maler Michael Wohlgemut (1434—1519) und sein großer Schüler Albrecht Dürer (1471—1528), Hans von Kulmbach (1485—1522), die Brüder Hans Sebald Beham (1500—1550) und Barthel Beham (1502—1540), ferner Georg Pencz (1500—1550), die drei letzten als sogenannte „Kleinmeister" bekannt, weil ihre Tätigkeit hauptsächlich auf dem Gebiet des Kupferstiches und der Zeichnung für den Holzschnitt lag, dann der Bildschnitzer Veit Stoß (1435—1533), der Bildhauer Adam Kraft (1440—1507), der Erzgießer Peter Vischer (1460—1529), der Goldschmied Wenzel Jamnitzer (1508—1585). In Würzburg war als Bildschnitzer und

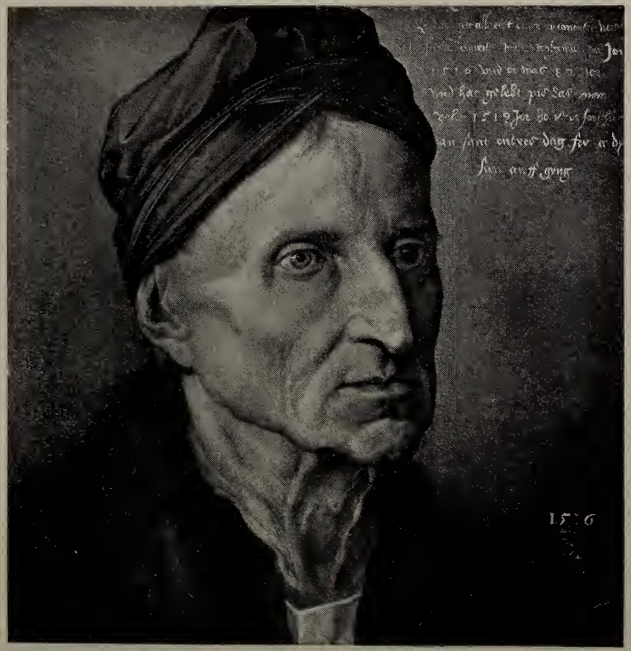
Bildhauer tätig Till Riemenschneider aus Osterode a. H. stammend, wo er 1468 geboren ward: er war seit 1520 in Würzburg Bürgermeister, wurde aber 1525 wegen Begünstigung des Bauernstandes abgesetzt, gefoltert und aus dem Rat ausgestoßen. In Augsburg waren der Maler, Stecher und Holzschneider Burgkmair (1460—1524) und Christian Amberger (1500—1562), vor allem aber Hans Holbein (1460—1524) tätig. Dessen gleichnamiger Sohn (geb. 1497 in Augsburg, gest. 1543 in London) war mit seinem Vater ins Elsaß und 1517 nach Basel gekommen, ging aber 1522 nach London, wohin ihn Erasmus seinen humanistischen Freunden empfohlen hatte, und entfaltete hier, nachdem auch der Hof auf ihn aufmerksam geworden war, zumal als Bildnismaler seine Meisterschaft. In Kolmar malte, stach und zeichnete für den Holzschnitt Martin Schongauer (1450—1491), in Straßburg Hans Baldung genannt Grien (um 1475—1533), in Aschaffenburg und Mainz Matthias Grünewald (gest. 1530), der Meister tiefsinniger, auch koloristisch großartiger Werke; in Ulm wirkten neben- und nacheinander die Maler Hans Multscher (gest. 1467), Hans Schüchlin (1440—1505), dessen Schwiegersohn Barth. Zeitblom (1460—1531), endlich Martin Schaffner (um 1520), sowie der treffliche Bildschnitzer Jörg Syrlin (gest. 1490), in Nördlingen die Maler Friedrich Herlin (gest. um 1500) und Hans Schäuffelin (gest. 1540), in Regensburg Albrecht Altdorfer (1450—1538) und M. Ostendorfer, sowie deren Schüler, Hans Müelich (1516—1573), als Hofmaler Herzog Albrechts V von Bayern zu Ansehen gelangt, in Memmingen Leonhard Strigel (1460—1528), von Maximilian I als Porträtmaler besonders hochgeschätzt und nach Wien gezogen; eine vielseitige und bedeutende Wirksamkeit entfaltete in Wittenberg Lukas Cranach (1472—1553), der zu Luthers Zeit auch das Amt des Bürgermeisters dort verwaltete und von Kurfürst Johann Friedrich seiner Freundschaft gewürdigt wurde, so daß es ihm zum Trost gereichte, als der Maler nach der Schlacht von Mühlberg sich erbot, ihn in die Gefangenschaft zu begleiten. Die große Mehrzahl dieser Meister waren auch als Kupferstecher und als Zeichner für den

Holzschnitt tätig, und diese Vervielfältigungstechniken waren es, denen ihre Werke eine volkstümliche Wirkung verdankten, wie sie kaum einem italienischen Künstler beschieden war. Wie eine Bibel der Armen, trugen ihre Stiche und Holzschnitte die Darstellungen der heiligen Geschichte und der Legende bis in die Werkstätten der Handwerker und in die Häuser der Bauern; gleich dem durch den Buchdruck verbreiteten gedruckten Worte wirkten sie erhebend auf den kleinen Mann und förderten in den breitesten Schichten auch an ihrem Teil Bildung und Kultur. In ihrer Weise arbeiteten diese Männer der Kunst also auch der Reformation vor, wenngleich die Gegenstände, die sie darstellten, fürs erste wenigstens, noch ganz innerhalb der überlieferten Lehre und Kirchlichkeit lagen. Denn es waren eben die biblischen und legendarischen Erzählungen und die Geheimnisse der kirchlichen Lehre, die in unzähligen Variationen von ihnen in gestochenen und geschnittenen Blättern dargestellt wurden, und die große Mehrzahl ihrer Tafelgemälde waren Altarbilder, die von Stiftern zu religiösen Zwecken bei ihnen in Auftrag gegeben waren, und mit denen diese ein gutes Werk zum Heil ihrer Seelen zu verrichten hofften.

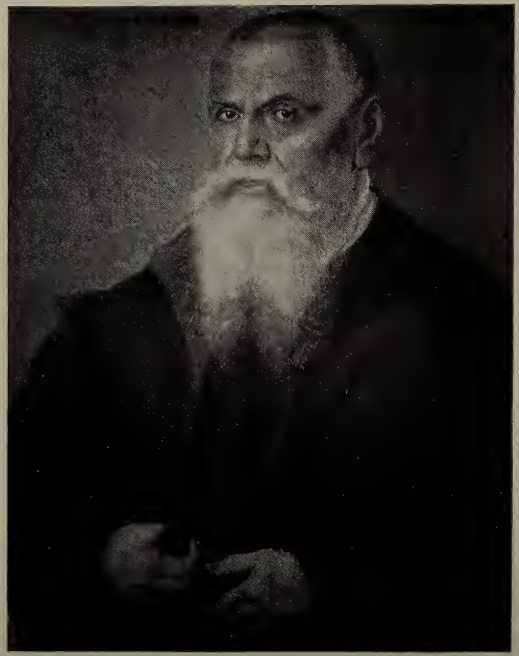
Sowenig also die neue Kunst irgendwie in Gegensatz zu der Kirche trat, sowenig hätte die neue Wissenschaft mit der Kirche in Konflikt zu kommen brauchen. Der Papst, der im Jahre 1513 erhoben wurde, Leo X aus dem kunstsinnigen Hause der Medici zu Florenz, war der neuen Bildung zugetan; in Rom selbst lehrte mehr als einer der griechischen Gelehrten oder Literaten, und diesen neuen Männern selbst, von denen freilich mancher schon im stillen einen vollständigeren Bruch mit dem offiziellen Kirchenglauben und seinen Voraussetzungen vollzogen hatte, als er vor der Welt und vielleicht vor sich selbst zu gestehen wagte, verlangten nicht nach einem solchen Konflikte, der bei der Beschaffenheit ihrer Gegner, fanatischer oder grober Mönche und Pfaffen, und bei dem geistigen Niveau derer, die hinter diesen standen, feineren und vornehmeren Naturen widerstrebte. Er war gleichwohl unvermeidlich, denn die Dunkelmänner witterten die Gefahr, die hier heraufstieg, mit jenem sicheren Instinkt, der dem innerlich Unwahren, das sich in der

Selbstbildnis Albrecht Dürers
(Kgl. Pinakothek München)

Selbstbildnis Hans Holbeins d. J.
(Uffizien Florenz)



Michael Wolgemut
Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Pinakothek München)



Selbstbildnis Lukas Cranachs d. Ä.
(Uffizien Florenz)

Macht befindet, eigen ist, und auf der andern Seite konnten die Humanisten — die Anhänger der neuen Wissenschaft und der ihr entströmenden Lebensauffassung — ihre Verachtung mönchischer und pfäffischer Rückständigkeit nicht verbergen. Der erste Angriff gegen die Poeten, wie die Gegner die Neuerer spöttisch nannten, ging von den Altkirchlichen aus, die ihren erkorenen Sitz in Köln bei den dortigen Dominikanern hatten. Er richtete sich, sehr törichterweise, gegen einen namhaften Mann der neuen Richtung, Johann Reuchlin, der 1455 zu Pforzheim geboren, lehrend und lernend in Paris, Basel, Orleans, Poitiers ein vielseitiges Studium vollendet hatte; im Dienst Eberhards I von Württemberg hatte Reuchlin Italien besucht und teilte nun, nachdem in Stuttgart ein neuer, dem vorigen sehr unähnlicher Herr aufgekommen war, seine Zeit zwischen dichterischer, wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit. Im Jahre 1502 war er zu einem der drei Richter des Schwäbischen Bundes ernannt worden. Ein von allem Wissenswerten gleich stark angezogener Geist, widmete er eine besondere Neigung dem Studium des Hebräischen. Unter den Kölner Dominikanern war ein Jude, des Namens Pfefferkorn, der, im Jahre 1506 Christ geworden, sich bei der Pfaffheit empfehlen wollte und in Judenbekehrung, wie natürlich ohne Erfolg, machte. Er rief daher gut pfäffisch nunmehr die weltliche Polizei zu Hilfe und beantragte bei dem Kaiser die Verbrennung der jüdischen Bücher, die zwar keiner christlichen Seele gefährlich werden konnten, aber doch in der neuen Zeit wissenschaftlicher Neugier mehr als früher beachtet wurden. Es war für den Fanatismus der blinden Blindenleiter nicht schwer, Gotteslästerung aus ihnen heraus- oder in sie hineinzulesen: hinter dem unwissenden Renegaten Pfefferkorn stand der Ketzermeister des Ordens der Dominikaner, in dessen Inquisitionsressort die Sache offenbar gehörte, Hogstraaten. Es war noch kein Menschenalter her, daß in demselben Köln und in dem gleichen Kloster der Dominikaner Jakob Sprenger gemeinsam mit seinem Straßburger Ordensbruder Institoris — in Verfolgung eines Auftrags und einer Bulle des Papstes Innozenz VIII — unter dem Titel „Hexenhammer" (malleus

maleficarum) ein Buch verfaßt hatte, dem unter allen Büchern, die je von Menschenhand geschrieben und gedruckt wurden, in Hinsicht auf Wahnwitz des Inhalts und Schrecklichkeit der Wirkung vielleicht kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Indem jenes Buch den uralten Glauben an einen Bund des Satans mit den Menschen und an eine fleischliche Vereinigung der Höllengeister mit Frauen und Jungfrauen in eine Art von wissenschaftlichem System brachte und gleichsam ein Gesetzbuch in Hexen- und Teufelssachen aufstellte, unter genauer Regelung des auf Inquisition und Tortur gegründeten gerichtlichen Verfahrens gegen die unglücklichen Opfer jenes traurigen Volkswahns, entfesselte es die schreckliche Pest der Hexenprozesse, in deren Verfolgung nun zwei Jahrhunderte lang die staatliche Justiz der geistlichen Verfolgungssucht Henkerdienste leistete und über tausend und abertausend schuldloser Frauen und Mädchen ein kaum ausdenkbares Elend verhängte. Wie furchtbar die Geißel der Hexenprozesse gerade Deutschland heimsuchte, erhellt daraus, daß der „Hexenhammer", 1487 zum erstenmal in Straßburg gedruckt, bis zum Jahr 1669 nicht weniger als achtundzwanzigmal aufgelegt werden mußte. Von Köln also und seinem Dominikanerkloster, das gegen Hexen und Ketzer gleichermaßen Krieg führte — beide galten den Menschen jener Tage ja als nahe verwandt, nur als zweierlei Äußerungen und Ausprägungen einer und derselben Verderbtheit —, nahm auch jener Angriff gegen Reuchlin seinen Ausgang: doch sollte der Giftpfeil in diesem Fall auf den Schützen zurückprallen. Reuchlin, trotz seiner hebräischen Studien, denen man im Jahre 1506 die erste hebräische Grammatik verdankte, den Juden wenig günstig gestimmt, war von jenem Pfefferkorn um Mitwirkung bei seinem Kreuzzug gegen diese angegangen worden, lehnte ab und wurde im weiteren Verlauf vom Kaiser und dessen Kommissar, dem Kurfürsten von Mainz, zu einem Gutachten aufgefordert, das, wie von einem Gelehrten, einem Rechtskundigen und ehrlichen Christen nicht anders zu erwarten, zugunsten der Bücher und gegen den Unsinn des Verbrennens lautete, ja vielmehr Errichtung von Lehrstühlen für die hebräische Sprache an deutschen Universitäten empfahl. Dies setzte

die Kölner Dominikaner in Wut: emsig spürten sie oder die Fakultät, die sie beherrschten, jetzt in Reuchlins Schriften nach Ketzereien, fanden auch glücklich dreiundvierzig Klagartikel heraus; ein lebhafter Federkrieg war hierüber seit 1512 im Gange. Reuchlin, der sich einen Augenblick hatte einschüchtern lassen, trat jetzt gegen die Verleumder in einer an Kaiser Maximilian gerichteten Verteidigungsschrift auf, und als die Kölner einen förmlichen Inquisitionsprozeß einleiteten, kam die Sache nach Rom. Hier aber schlug Leo X den ganzen Handel durch ein sogenanntes Mandatum de supersedendo, einen Befehl, die Sache ruhen zu lassen, nieder. Das Schimpfen ging noch eine Weile fort. Die Obskuranten in Köln aber hatten mit diesem überaus törichten und niederträchtigen Angriff gegen einen in ganz Deutschland hochangesehenen Mann eine Niederlage erlitten, die sie und ihre Sache bei allen anständig und vernünftig Denkenden bloßstellte. Die Partei der Poeten, auf die der Angriff eigentlich zielte, rächte sich in sehr wirksamer Weise durch eine Satire, die Epistolae obscurorum virorum, die Dunkelmännerbriefe, die im Jahre 1516 zuerst erschienen. Es war das Werk einer Anzahl der verbündeten Freunde des neuen Lichts und mehr noch grimmiger Feinde der alten Finsternis: der leitende Geist dieser Modernisten war Johann Jäger in Erfurt, mit latinisiertem Namen Venator und Crotus Rubianus genannt. In diesen Briefen, in gut karikiertem Mönchslatein von verschiedenen Gesinnungsgenossen an einen Magister Ortwinus Gratius gerichtet, gibt sich die Kölner Dunkelmännerzunft und ihresgleichen in ihrer vollen Beschränktheit und Gemeinheit: es sind Karikaturen, die man freilich nicht blindlings als Geschichtsquelle ansehen und gebrauchen darf, die aber doch genug Wahrheit neben dem Witz und genug Ernst neben der übermütig spielenden Laune enthielten, um von großer Wirkung zu sein. Das Buch wurde im Jahre 1517 durch eine päpstliche Bulle verdammt; ohne Wirkung, im gleichen Jahre erschien ein zweiter Teil oder eine zweite nicht minder giftige Sammlung.

An dieser hatte ein Mann teil, dem außer der Satire die Kraft der schriftlichen Rede — die einem heißen Kopf und leidenschaft-

lichen Haß gegen den herrschenden Unfug entströmende Beredsamkeit — zu Gebote stand. Es war der Ritter Ulrich von Hutten, der, 1488 auf der Burg des alten fränkischen Geschlechts im Hessenland geboren, von seinem Vater einem Kloster übergeben, eine unbändige Natur, von dort entlief, in den Kreisen der Humanisten in Erfurt als Bundesgenosse willkommen, fahrender Schüler und Poet, auf unstetem Wanderleben bald von irgend einem Gönner gehegt, bald bettelarm und zerlumpt, überall und nirgends, in Erfurt, Frankfurt a. d. O., Wittenberg, Olmütz, Wien, Pavia, Bologna und wo nicht sonst sich umgetrieben hatte. Noch ehe eine neue Bewegung auch ihm seine richtige Rolle zuwies, machte er sich bekannt durch den furchtbaren Angriff, den er gegen den wüsten Tyrannen Herzog Ulrich von Württemberg richtete. Dieser hatte einen vom Geschlecht der Hutten, der an seinem Hofe lebte und mit dessen Gemahlin der Herzog eine Liebschaft unterhielt, 1515 auf einer Jagd im Schönbuchwald ermordet und danach frech erklärt, daß er als Freischöffe ein Urteil der Feme gegen seinen verräterischen Diener gefällt und vollzogen habe. An ihm rächte der Ritter einen Frevel, der sonst ungeahndet blieb wie so mancher von fürstlichen Händen verübte, durch flammende Reden oder vielmehr Flugschriften, die im Jahre 1517 „in Ulricum Wirttenbergensem orationes V“ zusammengedruckt erschienen: nicht uneben hat sie ein Geschichtschreiber mit Ciceros Reden gegen Catilina in Parallele gestellt. Hutten war ein publizistisches Talent und wird uns auf unserem Gange weiter begegnen.

Eine Erscheinung von ganz anderer Art und Bedeutung, ein feiner, geistvoller, vornehmer Gelehrter war Erasmus von Rotterdam. 1467 in nicht gesetzlicher Ehe geboren, erwarb er in der berühmten Schule zu Deventer schon ein Wissen, das er mit seinem feinen, leichtarbeitenden Geist durchdrang und fruchtbar machte. Den mönchischen Stand, dem er bestimmt war, verließ er 1491, trat in den Dienst des Bischofs von Cambray, bezog dreißigjährig die Pariser Universität und begann nun wie so viele dieser Gelehrten ein Wanderleben, das Leben eines unabhängigen und gewissermaßen kosmopolitischen Gelehrten, in Frankreich, England,

den Niederlanden, Italien, Deutschland. Bei seinem großen Talent und überlegenen Verstand konnte es ihm weder an Beschäftigung, noch an wirksamen Verbindungen und literarischem Ruhm fehlen. Ein kleiner, blonder, hinkender Mann, innerlich ganz unabhängig, in der Wissenschaft kühn und wahrheitsuchend, namentlich ehe es halsgefährlich wurde: in gutem Gelehrtenglauben an eine allmählich durchdringende Reformation förderte er die gute Sache geistiger Befreiung. In diesen ersten Teil seines Wirkens fallen zwei bedeutende literarische Taten, eine höchst zeitgemäße, rasch in vielen Auflagen sich verbreitende satirische Schrift, encomium moriae, stultitiae laus, Lob der Narrheit, in welcher mit mehr Geist als bei Sebastian Brant die verschiedenen Arten menschlicher Verkehrtheit geschildert und abgefertigt werden und gegenüber der Überweisheit dem gesunden Verstand sein Recht gewahrt wird; und 1516 ein hochverdienstliches Werk, das im Geist echter Wissenschaft die wichtigste aller Quellen wieder rein fließen machte — eine kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments mit einer lateinischen Übersetzung.

Aber nicht auf diesem Wege, indem einzelne, wenn auch noch so viele, in ihrem Denken und Empfinden sich innerlich von der Überlieferung frei machten, konnte die gesuchte oder geahnte „Reform der Kirche", konnte der entscheidende Fortschritt im Leben der europäischen Menschen kommen — nicht aus der Welt der Vornehmheit, des guten Lebens, der Rücksichten: diese hätte sich mit dem Bestehenden zurecht gefunden, wie sie es schon seit mancher Generation getan hatte. Ein sehr unscheinbares Ereignis und ein seither in weiteren Kreisen nicht gekannter Mann wurde Anlaß und Werkzeug für eine Bewegung, die fortan das Leben unserer Nation wie das gesamte europäische bis auf den heutigen Tag wesentlich bestimmen sollte. Nicht mit Unrecht setzen unsere Geschichtswerke den 31. Oktober 1517 als Anfangstermin des Zeitraums, den ein altes Herkommen als „Neuere Geschichte" bezeichnet und neben Altertum und Mittelalter als einen der drei großen, selbständigen Hauptteile absondert, in welche wir die Entwicklungsgeschichte der Menschheit für ihre übersichtliche Darstellung zu zerfällen pflegen.

21. Luthers Thesen. Die Reichstage von Augsburg und Worms (1517—1521).

An jenem Tage, dem Tage vor Allerheiligen, lasen die Bewohner einer kleinen kursächsischen Stadt, Wittenberg an der Elbe — Kurfürst Friedrich „der Weise" hatte hier im Jahre 1502 eine Universität errichtet —, eine an der Tür der Schloßkirche angeheftete Schrift, durch die ein in der Stadt als Prediger wohlbekannter, dem Augustinerorden angehöriger Professor des Namens Martin Luther nach akademischer Weise zu einer Disputation einlud. Das Papier enthielt unter der Überschrift „Disputation Dr. Martin Luthers des Theologen zur Erklärung der Kraft der Ablässe" fünfundneunzig lateinisch gefaßte Thesen, die sich, weder in heftiger Sprache, noch auch in besonders radikaler Fassung, gegen eine Lehre wandten, aus welcher sich allerdings ein für die ganze Lage der Dinge charakteristischer heilloser Mißbrauch entwickelt hatte. Die kirchliche Lehre war, daß Christus und die Heiligen weit mehr an guten Werken getan hätten, als zum Erlösungswerk bei jenem, zur Erlangung der Seligkeit für diese genügt hätte: dieser Überschuß an Verdienst bilde einen Schatz der Kirche, den der Papst zum Besten der Gläubigen verwaltet; schwere Bußleistungen, kirchliche Strafen könnten erleichtert, kompensiert werden, wo der geständige und reuige Sünder ein gutes und wichtiges Werk der Kirche unterstützte. Das konnte auch durch Geld geschehen, und längst war hier eine Goldquelle angebohrt, deren die Kirche und ihre Zentralstelle in Rom bei ihren großen, immer neue Deckungsmittel erheischenden finanziellen Bedürfnissen dringend benötigt war: daß dies fast mit Notwendigkeit zu gröbsten Mißbräuchen führen mußte, leuchtet ein. In Rom war seit einer Reihe von Jahren ein großes Werk im Gange, der Bau der Peterskirche, der unter Julius II begonnen, unter Leo X

weitergeführt wurde, und die Kosten dieses gewaltigen Unternehmens wie auch der glänzenden Hofhaltung des regierenden Papstes sollten durch das bewährte Mittel der Darbietung päpstlichen Ablasses beschafft werden. Das Geschäft des Vertriebs dieses Ablasses hatte der Kurfürst Albrecht von Mainz, Erzbischof seit 1514, aus dem brandenburgischen Hause stammend, gegen fünfzig Prozent der eingehenden Gelder übernommen. Er hatte die sehr beträchtlichen Spesen, die für sein erzbischöfliches Pallium nach Rom zu bezahlen waren, bei dem Bankhause der Fugger in Augsburg aufnehmen müssen, und hatte, ein lebenslustiger Herr, der er war, wohl auch noch andere Schulden, die er auf diese Weise los zu werden hoffte. Die Sache wurde organisiert, und die Subalternen, die Mönche, fehlten nicht, welche den Absatz im einzelnen besorgten und demnach auch nicht feierten, wo es galt, ihre Ware, den Ablaß, anzupreisen, wobei die notwendige Ergänzung der Geldzahlung, die Reue, ohne welche der Ablaß nicht wirksam sein konnte, ihnen wie auch der Mehrzahl ihrer Kunden Nebensache war und sie nicht schwer drückte. Einer der Ablaßverschleißer, ein Dominikaner Johann Tetzel, verstand das Geschäft besonders gut. Er kam im Herbst jenes Jahres auch in die Elbgegenden; in einer Kirche zu Jüterbog wurde der Handel gemacht, ein großes Kreuz aufgerichtet: man sah die Kirchenfahnen mit dem päpstlichen Wappen; neben der Kanzel, die wohl auch diesem frommen Werke gelegentlich diente, den eisenbeschlagenen Kasten, in den das Geld floß, gegenüber den Tisch, wo die Ablaßzettel zu haben waren und die Leute ihr Silber einzuzahlen hatten. Die Käufer strömten zu, auch aus Luthers Seelsorge: das Ärgernis, das hier gegeben wurde, ward aber überall längst von allen ehrlichen Seelen empfunden, und der Augustiner, einer der Männer, denen das Bewußtsein ihrer Pflichten vor Gott zur rechten Zeit das rechte Wort und Werk gebietet und die sich nicht erst mit Fleisch und Blut besprechen, gab hier, ohne Ahnung, welche ungeheure Bewegung er damit entfesselte, dem, was Tausende und Hunderttausende dachten, einen entschiedenen, klaren und zugleich gemäßigten Ausdruck. Er unterscheidet den Mutwillen der Ablaß-

prediger von der Wahrheit des päpstlichen Ablasses, der allerdings nur die göttliche Gnade „deklariere“: doch wird die Theorie vom Schatz der Kirche, auf die der Unfug sich gründete, bestritten oder umgedeutet, ihr wahrer Schatz sei das hochheilige Evangelium, und in der ersten der fünfundneunzig Thesen spricht er einen Satz aus, dessen Tragweite ihm wohl ebensowenig voll bewußt war als die der ganzen Tat, die er wagte, einen Satz, in welchem ein echtes Christentum in seiner tiefen Innerlichkeit ausgesprochen ist, das der damaligen Christenheit unter allerlei Trug und Tand fremd geworden war: „Da unser Herr und Meister spricht: tut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete und unaufhörliche Buße sein soll.“ Er legte die Thesen einem Schreiben bei, das er am gleichen Tage an seinen Erzbischof abgehen ließ.

Der Mann, nach dem bald alles fragte, war, einer armen Bergmannsfamilie entsprossen, am 10. November 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld geboren. Er war dort in der harten Zucht eines strengen Vaters, in einer gottesfürchtigen Familie aufgewachsen, hatte in Magdeburg und in Eisenach die Schulen besucht, da der Vater etwas aus ihm machen wollte, er hatte an letzterem Ort Gunst und Freundlichkeit in einem angesehenen Hause, bei einer edlen Matrone, erfahren, und endlich im Jahre 1501 die Universität Erfurt bezogen, wo er das, was man jetzt allgemeine Bildung nennt, Philosophisches, alte Sprachen, sich aneignete. Der Vater wollte einen Rechtsgelehrten aus ihm machen, eine gute Laufbahn für einen aufgeweckten Kopf und, wie in allen vorwärtsstrebenden Zeiten, auch Niedriggeborenen nicht unzugänglich. Allein innere Kämpfe, wie sie tiefangelegte Naturen in den Jahren des Wachstums zu überkommen pflegen, verstärkt durch einen gelegentlichen starken Eindruck, ein Gewitter, einen „Schrecken vom Himmel her“, wie er es bezeichnet, führte ihn dem geistlichen Beruf und dem Kloster zu. Und hier, in dem Augustinerkloster strenger Richtung zu Erfurt, in das er eintrat, machte er eine eigentümliche Entwicklung durch. Zunächst suchte er in übereifriger Gesinnung der Observanz mönchischer Regel voll zu genügen, ohne doch mit dieser Selbstquälerei

die Ruhe der Befriedigung zu finden. Das ging vorüber: er hatte das Glück, in dem Ordensvikar Johann Staupitz einen vernünftigen Mann zu finden, der sein überhitztes Sündenbewußtsein in verständige Schranken wies. Das Studium der Schriften des Ordensheiligen, des großen Kirchenlehrers Augustinus, und der heiligen Schrift selbst, die er verhältnismäßig spät kennen lernte, das Studium überhaupt übte die befreiende Wirkung, die es auf gesunde und geistvolle Menschen übt. Staupitz hatte den Wert des Bruders erkannt: durch ihn wurde er für eine Lehrstelle an der Universität Wittenberg empfohlen (1505), und er bewährte sich. Von besonderer Bedeutung war, daß er im Jahre 1510 in Geschäften seines Ordens nach Rom gesandt wurde. Die Reise ging zu Fuß, von Kloster zu Kloster: der erste Zauber, „sei gegrüßt, du heiliges Rom", auch die gute Meinung, die ihm die italienische Nüchternheit gegenüber der deutschen Trunkliebe und Völlerei erweckte, schwand allmählich wie bei so manchem andern Pilger von jenseits der Alpen, als er in grellen Beispielen die heillosen Dinge, die hier, und von Geistlichen wie Weltlichen, geschahen, das ganze nur mit christlicher Farbe oberflächlich übermalte Heidentum sah. Seit Februar 1512 nahm er in Wittenberg seine Tätigkeit wieder auf, wurde Doktor der Theologie, fand damit seinen eigentlichen Beruf; er hielt Vorlesungen, studierte, versenkte sich namentlich in die tiefen Gedanken des Römerbriefs, wo ihm die Wahrheit des Wortes, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, das ihn schon auf dem Wege nach Italien beschäftigt hatte, aufging: höchst wirksam war er als Prediger, was wohl glaublich ist, da bei ihm sich zu der leichten, sicheren und eigenartigen Handhabung des Worts die geheimnisvolle Kraft einer in sich selbst geschlossenen Persönlichkeit gesellte. „Ich hab auch nichts anders für Augen, als die Sache der Wahrheit an ihr selbst, der ich aus Herzen hold bin" — wie er später einmal sagte — eine durchaus wahrhaftige Natur ohne Berechnung und eine solche brauchte jetzt die Welt. Ohne es zu wissen und zu ahnen, trat er mit den Thesen, die an und für sich nichts Außergewöhnliches waren, eine große Mission und Aufgabe an.

Die Thesen erregten Aufsehen als mutige Demonstration gegen einen der vielen Mißbräuche, an die man sich freilich allmählich gewöhnt hatte. Aber die Oberflächlichkeit, auch an amtlichen Stellen, erwartete keine weiteren Folgen als etwa eine der vielen theologischen Klopffechtereien und Mönchszänkereien, diesmal zwischen Dominikanern und Augustinern. Zunächst, wie in der schreib- und druckfrohen Zeit zu erwarten, entspann sich ein Federkrieg, der nach den Gepflogenheiten der Zeit, dem Unfug theologischen Streitens und der schon starken Spannung der Gegensätze gleich einen erbitterten Charakter annahm. Auch in Rom nahm man den Handel anfangs nicht schwer. Der liberale Papst, der dort regierte, soll sich anfangs sogar mit einem gewissen Wohlgefallen über den frà Martino, dem er ein bellissimo ingegno zuschrieb, geäußert haben. Man fand sich aber doch, da die Sache nicht zur Ruhe kam, bewogen, einen Kardinal und großen Thomisten, Thomas Vio da Gaëta, der als Legat zu dem nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag ging, damit zu beauftragen, den ungebärdigen Mönch, der sich nicht zur Ruhe geben konnte, zum Widerruf zu bringen. Luther, dorthin beschieden, leistete dem Ruf Folge, und Cajetanus erwartete, das revoco leicht von ihm zu erhalten. Die Italiener waren sehr erstaunt, den deutschen Mönch — das deutsche Tier, wie sie sich ausdrückten — so hartnäckig zu finden: wunderbare Spekulationen habe er in seinem Kopf: er weigerte sich. Die Sache wurde bedenklich, Luther ritt von dannen mit Hinterlassung einer Schrift, in der er vom übelunterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden appellierte.

Man machte noch einen Versuch: ein sächsischer Vertreter, der päpstliche Kammerherr Karl von Miltiz, hatte im Januar 1519 zu Altenburg eine Zusammenkunft mit Luther und brachte diesen so weit, daß er sich bereit erklärte, fortan zu schweigen, wenn die Gegner das gleiche täten: in sich selbst vergehen, sich zu Tode bluten lassen solle man die Sache — es bewies, daß Luther selbst sich noch nicht über die Unversöhnlichkeit der Gegensätze, die ungeheure Kluft, die sich hier aufgetan hatte, völlig klar war. Diese Klarheit fand sich erst, während der Prozeß in Rom ruhte, auf einer

Disputation zu Leipzig (Juni 1519), die von einem Gegner Luthers, einem eitlen Gelehrten, Dr. Eck aus Ingolstadt, sehr zur Unzeit veranlaßt und die mit großem Gepränge in Szene gesetzt war. Vom 4. Juli an disputierte man über den Primat des Papstes, auf den der kurzsichtige Intrigant die Erörterung hinüberspielte: mit der ganzen Überlegenheit des geübten akademischen Fechters wies er Luther nach, daß einige seiner Sätze mit den vom Konzil zu Konstanz verdammten Behauptungen des Hus übereinstimmten. Mit der ganzen Unbefangenheit seiner unter dem Zwang einer religiösen Überzeugung, einer neuen Kraft unter den Menschen, stehenden Persönlichkeit entgegnete Luther nach kurzem Besinnen, unter diesen vom Konzil verdammten Artikeln seien etliche grundchristliche und evangelische gewesen. Alles war betroffen; ein neues Unerhörtes geschah hier: die höchste Autorität, welche in der Kirche denkbar war, die eines allgemeinen Konzils, ward in Glaubenssachen eines Irrtums geziehen, ruhig, ohne besondere Aufregung des Mannes, der dies Erstaunliche aussprach: die Anwesenden aber fühlten, daß dieser Mann entweder weitergehen oder untergehen mußte.

Und nun zögerte man auch in Rom nicht länger. Das Ergebnis der dortigen Beratungen war die Bulle Exsurge Domine vom 15. Juni 1520, „erhebe dich Herr" — es war in der Tat Zeit. Eine ganze Reihe von Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", „Von der Freiheit eines Christenmenschen" entfloß in dieser Zeit Luthers starkem Geist und rascher Hand und sehr entschieden ward in diesen Schriften die Kirche auf ganz neue Grundlagen gestellt. In der ersten wurde die Anschauung vom allgemeinen Priestertum in noch entschiedenerer Weise als einst von Wycliffe gelehrt und wurden die Laien aufgerufen, ob Gott durch ihren Stand seiner Kirche aufhelfen wolle; in der zweiten war die Lehre von den Sakramenten nach der heiligen Schrift behandelt, und von den Sakramenten des kirchlichen Dogmas blieb danach nur Taufe und Abendmahl übrig; am bedeutendsten ist die dritte, ein schönes Werk der Wiederherstellung der echt christlichen Lebens-

anschauung: alle aber atmen einen Geist, mit dem die alte Ordnung schlechthin und für immer unvereinbar war. Es war nicht schwer, aus Luthers Schriften einundvierzig ketzerische Sätze auszuziehen: diese sollte er widerrufen, binnen sechzig Tagen, bei Strafe des Bannes. Sein Gegner von Leipzig, jetzt sein Todfeind, mittlerweile zum päpstlichen Protonotar befördert, Eck, mit zwei Nuntien brachte die Bulle nach Deutschland. Sie machten schlechte Geschäfte, in Deutschland war man fast überall auf der Seite des Reformators. Die ganze Welt der Humanisten war in Bewegung, voran Hutten mit einigen seiner nachdrücklichsten Schriften; alles sah in Luther den längst Erwarteten: „der wird's tun", der es denn auch mit Gegenschriften „gegen die Bulle des Endchrists" an sich nicht fehlen ließ. Die förmliche Kriegserklärung erfolgte durch die große Demonstration vom 10. Dezember, einen offen revolutionären Schritt, wo Luther an der Spitze eines großen Gefolges von Studenten und Magistern unter feierlichen Worten die Bulle und die päpstlichen Dekretalen auf ein vor dem Elstertor zu Wittenberg geschichtetes Feuer warf. Es war vorerst keine Aussicht, bei der Stimmung in der Nation der Bulle Nachdruck zu geben, an manchen Orten sahen sich die Nuntien tatsächlichen Insulten ausgesetzt.

Es war von Bedeutung, daß mit dieser religiösen Bewegung im Reich ein Regierungswechsel zusammentraf. Am 12. Januar 1519, wie erwähnt, war Kaiser Maximilian gestorben. Die lutherische Sache hatte ihn noch berührt, und der stets in neuen Projekten umgetriebene Mann sah ihr alsbald ihre politische Seite ab: man solle, äußerte er, den Mönch wohl verwahren, man könne seiner vielleicht einmal brauchen. Er hatte die Wahl des älteren seiner beiden Enkel, Karls I von Spanien, bei seinen Lebzeiten nicht durchsetzen können, und zwei mächtige Fürsten, Heinrich VIII, der seit 1509 in England, und Franz I, der seit 1515 in Frankreich die Krone trug, waren als Bewerber aufgetreten. Jener trat bald zurück, für ihn war das römische König- und Kaisertum das Geld nicht wert, das zu dem Zweck an die Wahl und die Wähler gerückt werden mußte. Für den Franzosen aber war die Sache wichtiger.

Die Macht des Hauses Habsburg, mit dessen Interessen im Norden und im Süden, in den Niederlanden und in Italien die seinigen sich kreuzten, war zu einer bedrohlichen Höhe gestiegen: von Spanien, von den Niederlanden, von der Franche Comté her sah sich der König von habsburgischem Besitz umklammert, und der Einfluß dieser Macht drohte auch in Deutschland übermächtig zu werden. Die Stimmung in Deutschland war geteilt. Man verschloß sich in der Welt der deutschen Libertät nicht gegen das Bedenkliche dieser habsburgischen Übermacht: allein dieser Libertät — den landesfürstlichen Interessen — war oder schien doch ein Monarch wie Franz I, der in seinem Land an ein straffes monarchisches Regiment gewöhnt war, schließlich gefährlicher; außerdem: er war ein Fremder, während der spanische König wenigstens aus deutschem Geblüt war; die habsburgische Macht bedurfte man gegen die Türken, und bei Lichte betrachtet war die Macht Habsburgs gar nicht so gefährlich, als es schien. Sie war zersplittert, sie zog, wie Maximilians Regierung sattsam bewiesen, ihren Besitzer bald nach dieser bald nach jener Seite, nach Italien, nach Spanien, in die Niederlande, in den Osten, und außerdem war sie überall in mancherlei Formen an landständische Mitwirkung gebunden. Es lag nicht fern, an einen wirklich deutschen Fürsten als Nachfolger zu denken, wie denn mancher aus den großen Häusern schon solche Gedanken gehegt hatte. Man hätte einen trefflichen Mann für die Aufgabe jetzt gehabt — es war der in Reichsgeschäften vielbewährte, einsichtige, von Charakter zuverlässige Kurfürst Friedrich von Sachsen, den sie den Weisen nannten. Friedrich selbst aber trug nicht den königlichen, sondern nur landesfürstlichen Ehrgeiz, und die Möglichkeit, indem man ihn oder er sich an die Spitze der neuen lutherischen Bewegung stelle, dem deutschen Königtum wieder durchgreifende Macht und Autorität zu gewinnen, kam noch nicht ernstlich in Erwägung. Friedrich versagte sich der großen Aufgabe, weil er sich nicht mächtig genug fühlte; er erklärte sich selbst für Karl, der denn auch am 18. Juni 1519 zu Frankfurt a. M. einstimmig gewählt wurde, Karl V (1519—1558). In einer Wahlkapitulation mußte sich dieser

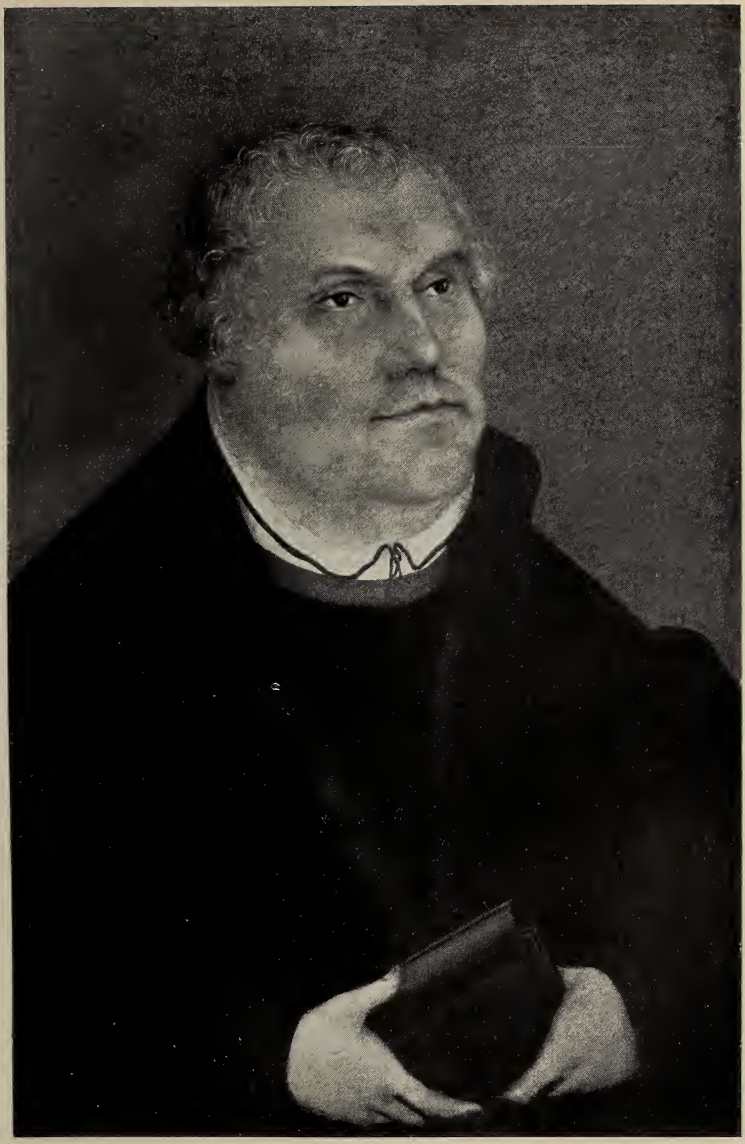
verpflichten, nur Deutsche zu den Reichsämtern zuzulassen: ferner versprach er ausschließlichen Gebrauch der deutschen und der lateinischen Sprache bei Verhandlungen, Berufung von Reichsversammlungen nur auf deutschem Boden, ohne Einwilligung der Reichsstände kein fremdes Kriegsvolk ins Reich zu nehmen, endlich das wichtigste: Zuziehung der Kurfürsten bei jedem Reichsakt.

Seinen ersten Reichstag hielt der neue Kaiser Anfang 1521 zu Worms: ein junger Mann von zwanzig Jahren, von blasser Gesichtsfarbe, unter dem Einfluß seines Erziehers und ersten Rates, Wilhelm von Croy, er galt nicht für bedeutend, war kein Mann des Wortes und der deutschen Sprache nicht mächtig. Für diesen Reichstag gab es eine reiche Tagesordnung: die Aufrichtung eines Reichsregiments, doppelt wichtig bei der unter dem neuen Herrn zu erwartenden häufigen Abwesenheit des Kaisers vom Reich, die Angelegenheit des Herzogtums Württemberg, das der Schwäbische Bund, nachdem er den Herzog vertrieben, an Karls Bruder, den Erzherzog Ferdinand, zur Verwaltung gegeben hatte, die Bestellung des Reichskammergerichts, die genaue Regelung der zehn Reichskreise, der erneuerte Krieg in Italien, wo Franz I das Reichslehen Mailand besetzt hatte, ohne die Belehnung nachzusuchen. Das alles aber trat doch in den Hintergrund vor der religiösen Frage. Zu dieser mußte, bei der Verquickung geistlichen und weltlichen Regierens und im Andenken an die Hussitenzeiten, das Reich notwendig Stellung nehmen. Schon war der Augustinermönch, der aussprach, was Millionen dachten und wollten, eine Macht geworden, und die Politiker unter den Ständen werden gedacht haben, daß sich unter Benützung dieser Macht eine maßvolle Reform der kirchlichen Übel, eine Erledigung der dringendsten Gravamina werde erreichen lassen. Er ward nach Worms entboten, unter kaiserlichem Geleit: am 16. April unter großem Zulauf fuhr er dort ein. Der Gedanke an das Schicksal des Johannes Hus, der sehr nahe lag, schreckte den tapferen deutschen Mann nicht: und ein Tag brach an, an welchem wieder einmal, und zwar auf deutschem Boden, ein großer Sieg des Geistes und der Wahrhaftigkeit unter den

Menschen erfochten werden sollte. Mit stolzer Freude folgt der Deutsche und wer immer auf der weiten Welt Freiheit und Ehrlichkeit liebt, dem oft erzählten Vorgang im Saale des bischöflichen Palastes von Worms: wie Luther schon am 17. vor der erlauchten Versammlung erscheint, von einem kurtrierischen Offizial, Eck, nachdem die Titel seiner auf einer Bank aufgeschichteten Bücher verlesen worden, gefragt, ob er sie widerrufen wolle, sich, den Plan, ihm zu imponieren und ihn zu überraschen, durchkreuzend, Bedenkzeit erbittet; — wie er am nächsten Tage abermals vor das versammelte Reich, Kaiser, Reichsfürsten, vornehmes geistliches und weltliches Gefolge aller Art geführt, nachdem die Frage vom vorigen Tag aufs neue an ihn gerichtet und in Rede und Gegenrede verhandelt war, jene unumwundene Antwort, die weder Hörner noch Zähne habe, gibt: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, dieweil am Tage liegt, daß sie oft geirrt haben und sind ihnen selbst widerwärtig gewesen — und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführt sind, überwunden bin und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort, so kann ich nichts und will ich nichts widerrufen — —". In dem Getümmel der aufbrechenden Versammlung, nur halb gehört, fiel ein großes Wort, dessen Fassung „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen", wie sie sich behauptet hat, eine große Macht unter den Menschen geworden ist. Bescheiden und wahr: die große Szene, daß ein einzelner und kein Großer dieser Erde, vor einer so imposanten Versammlung, die eine große Nation und eine weltumfassende Kirche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich vertrat, eine religiöse Überzeugung bekannte und die klugen Leute zu Schanden machte, welche ihm den Widerruf durch Überraschung hatten entreißen wollen, bedeutete, daß ein neuer Tag für die deutsche und die europäische Welt angebrochen war.

Der Eindruck dieses Auftritts war verschieden. Daß die Spanier und Italiener sich nicht hineinfinden konnten in die freie

und kühne Rede eines Mannes, der in der Uniform der Kirche, im Mönchsgewand, dieser Kirche den Gehorsam aufsagte, läßt sich denken: solche, welche die Gefahr, die dieser Kirche drohte, voll erkannten, wie der päpstliche Legat Aleander, der echte Repräsentant des bösartigen Romanismus, schäumten vor Grimm: sie waren sehr ärgerlich, daß man den Mönch hatte kommen lassen und wären es wohl zufrieden gewesen, wenn man dem kaiserlichen Geleit zum Trotz mit Luther verfahren wäre, wie einst mit Hus geschehen. Aber ein deutscher Reichstag war kein Konzil und die Sache Luthers hatte unter den Ständen wie im Volk eine große und täglich wachsende Partei für sich. Die Fürsten suchten ihn in seiner Herberge auf und einzelne, wie der junge Landgraf von Hessen, dachten schon an die politischen Konsequenzen der Bewegung. Mit großer Stärke kamen die Gravamina der deutschen Nation gegen Rom zur Sprache; für den Notfall bot der gefürchtete ritterliche Condottiere Franz von Sickingen, der unter dem Einfluß Huttens stand, den Schutz seines Schlosses, der nicht zu weit entfernten Ebernburg. Allein Luthers Landesherr hatte für diesen Fall schon bessere Sorge getragen. Da nachträgliche Versuche, nochmals zu verhandeln, wie natürlich, gescheitert waren, reiste Luther am 26. April ab. Während er seinen heimatlichen Bergen wieder entgegenfuhr — das kaiserliche Geleit sollte noch zwanzig Tage gelten — wurde der Reichstagsabschied in dieser Sache, von Aleander formuliert, fertig gestellt. Man hatte in Deutschland auf den jungen Kaiser einige Hoffnung gesetzt, daß er die Reform der Kirche, welche mehr als je das allgemeine Stichwort war, endlich ernsthaft in Angriff nehmen und durchführen werde, und eine solche Reform war ihm auch von seinem Beichtvater zur Pflicht gemacht worden: er wird sie selbst schon als eine der Aufgaben seines Kaisertums betrachtet haben. Aber in der Gestalt, wie sie sich jetzt darstellte, dem ungestümen Aufwallen des Volksgeistes in Deutschland, dem Verbrennen der päpstlichen Bulle, der Unfügsamkeit eines ungeschlachten Mönchs — „der soll mich nicht zum Ketzer machen“ hatte er am ersten Tage der Aktion geäußert —, war sie ihm zuwider, ja völlig



Martin Luther
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. (Louvre Paris)

Karl V im Jahre 1531
Kupferstich von Bartel Beham

Kurfürst Friedrich der Weise
Gemälde von Albrecht Dürer (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

Philipp von Heſſen
Gemälde eines unbekannten Meiſters auf der Wartburg

unverständlich. In Spanien aufgewachsen war er wie das ganze habsburgische Haus bis auf den heutigen Tag der dumpfen gewohnheitsmäßigen kirchlichen Frömmigkeit verfangen, zu welcher auch die Ehrfurcht vor dem angeblichen Statthalter Christi in Rom gehörte, selbst wenn im bunten Getriebe der Welthändel seine Truppen einmal gegen diesen Statthalter Christi im Feld zu stehen kommen sollten. Das Beste, den Geist, die Zukunft, die in diesen Vorgängen lag, verstand er gar nicht, und man konnte es von dem zwanzigjährigen Jüngling auch nicht wohl verlangen. Tiefer der Sache nachzudenken hatte er auch keine Zeit und die weltlichen Geschäfte, wie etwa der Gewinn, der in der Angelegenheit des Herzogtums Württemberg für das habsburgische Haus winkte, mochten ihm schließlich wichtiger dünken als die religiöse Sache. Genug: am 25. Mai wurde das Ächtungsdekret gegen Luther den Ständen, von denen die bedeutendsten schon abgereist waren, vorgelegt, aber mit einem der hier gewöhnlichen Kniffe auf den 8. zurückdatiert, um den Schein zu erwecken, als wäre es von einem vollzähligen Reichstag beraten und angenommen worden, und alsdann als kaiserliches Edikt verkündigt. Dieses Wormser Edikt, um das sich in nächster Zeit der Streit drehen sollte, gab dem Kirchenbann die Reichsacht zur Seite, setzte Luther aus dem Frieden des Reichs; seine Bücher sollten verbrannt, nichts Theologisches ohne Erlaubnis des nächsten Bischofs gedruckt werden; Lesen jener Bücher, Disputieren und Sprechen über sie wurde verboten. Luther selbst, über den sich das Edikt in Schmähungen ergoß, welche die Grobheit seiner eigenen Polemik noch übertrafen, wurde zunächst von diesem nicht berührt: er war in Sicherheit. In der Nähe von Altenstein wurde sein Gefährt von Reitern angehalten, mit scheinbarer Gewalt ward er aus dem Wagen gerissen; die Reiter sprengten mit ihm aber in falscher Richtung in den Wald; sie brachten ihn nach dem kurfürstlichen Schlosse bei Eisenach, der Wartburg. Es geschah mit seinem Wissen und nach Anordnung des klugen Fürsten, den der päpstliche Nuntius den sächsischen Fuchs nannte, seines Landesherrn selbst. Niemand wußte, was aus dem Mönch geworden war.

22. Die grundlegenden Jahre der deutschen Reformation (1521—1530).

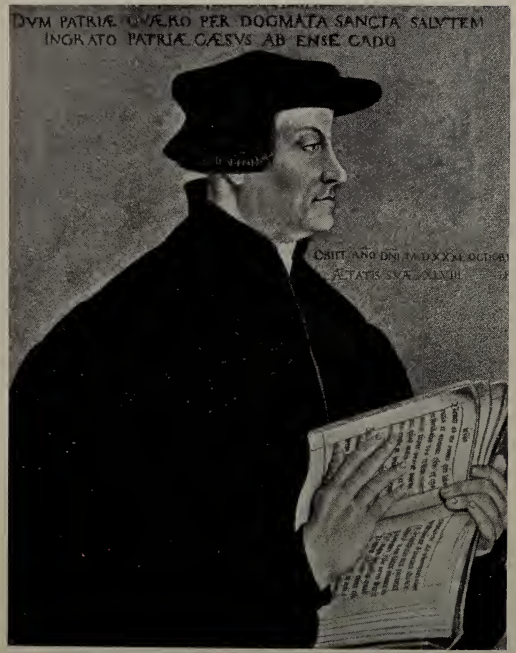
Kurz nach dem Ende des Wormser Tages verließ Karl das Reich, weil die Verwicklungen mit Frankreich ihn abriefen, deren Kampfplätze in Italien und den Niederlanden lagen. Man läuft Gefahr über dem in der Tat wichtigeren Ereignis vom 18. April die doch auch sehr wichtigen sonstigen Verhandlungen dieses Reichstags zu übersehen. Das Reichskammergericht wurde hergestellt, dem Kaiser für den bevorstehenden Römerzug, den Krieg in Italien eine Hilfsmacht, zwanzigtausend Mann zu Fuß, viertausend Reiter, auf ein halbes Jahr bewilligt, vor allem aber wurde jetzt eine Regierung für die aller Voraussicht nach häufigen Fälle längerer Abwesenheit des Kaisers, ein Reichsregiment, Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich, aufgerichtet, dem nun gleich die schwierige Aufgabe zufiel, das Wormser Edikt zur Ausführung zu bringen und womöglich die dadurch geschaffene verworrene Lage zu beherrschen. Bei der herrschenden Stimmung konnte das Wormser Edikt nur da ausgeführt werden, wo Karl unmittelbar gebot oder wo ein eifrig römisch gesinnter Bischof, Fürst oder Magistrat vorwiegenden Einfluß hatte, im übrigen war es ein toter Buchstabe und förderte vielmehr, indem es die Aufregung wach hielt, die Ausbreitung der Bewegung und schärfte ihre Energie. Seltsame Dinge ereigneten sich besonders in Wittenberg, wo Luthers mäßigende Hand fehlte. Die Größe des Mannes beruht wesentlich darauf, daß er, der Tatkräftige, Feurige, Leidenschaftliche, gleichwohl sein ganzes Wesen und Leben unter die Zucht des christlichen Gedankens gegeben hatte, daß er insbesondere die Religionssache von jeder politischen Rücksicht und Beimischung rein erhielt: wer sich bewußt ist, sein Leben von Gott zu Lehen zu tragen, und zugleich die bestimmte Auf-

gabe klar erkannt hat, zu der er berufen wurde, ist über den gemeinen Ehrgeiz erhaben. Luther kannte seine Macht nach dieser Seite wohl: eben in Worms war sie ihm deutlich geworden, aber eine Versuchung war dies für ihn nicht. Die tätige Bundesgenossenschaft der Politiker, Sickingen und Hutten, die mit ihm in Verbindung getreten waren, lehnte er ab. Radikale Geister anderer Art aber brachen jetzt in seine verwaiste Hürde in Wittenberg ein. Während Luther selbst, verständig nur die Hauptsache im Auge haltend, an den kirchlichen Gewohnheiten nicht gerüttelt hatte, kamen in seiner Abwesenheit Leute obenauf, denen die Dinge einen zu langsamen Gang nahmen, unter denen der seither ihm befreundete Andreas Bodenstein aus Karlstadt, Karlstadt, der bedeutendste war. Am 3. Dezember kam es zu Exzessen gegen messelesende Priester: gefährlicher aber wurde die Sache, als Anhänger einer schwärmerischen Sekte, die sich in Zwickau im Erzgebirge um einen gewissen Klaus Storch, einen Tuchmacher, gesammelt hatten, in Wittenberg erschienen und hier in den aufgewühlten Boden ihren Samen streuten und Lehren verbreiteten, die weit über alle kirchlichen Schranken hinausstrebten. Sie verwarfen die Kindertaufe — das Sakrament ohne Glauben —, sie waren überzeugt — und darin hatten sie viele Gleichdenkende, auch Luther selbst —, daß die letzte Zeit und die Wiederkunft Christi zum Gericht nahe sei, und die Bibel trat ihnen zurück vor ihrer eigenen Offenbarung. Denn an Gesichten und Träumen gebrach es ihnen nicht und sie regten sich und ihre Gläubigen mit allerlei Weissagungen, der Zuchtrute der Türken und ähnlichem, auf. Diese Elemente verstärkten die radikale Strömung in der Stadt, man brach die Fasten, feierte das Abendmahl nach Hussitenweise unter beiderlei Gestalt, Karlstadt predigte leidenschaftlich gegen die Bilder in der Kirche, an denen sich dann der Zerstörungstrieb einer aufgestörten Menge erholte. Er und andere mit ihm schlugen ganz demagogische Wege ein, und niemand war, der zur Bekämpfung dieser Schwärmerei die Führung zu übernehmen die Autorität oder die Fähigkeit gehabt hätte. Der alte Kurfürst Friedrich nicht, dem wohl in seiner Gewissen-

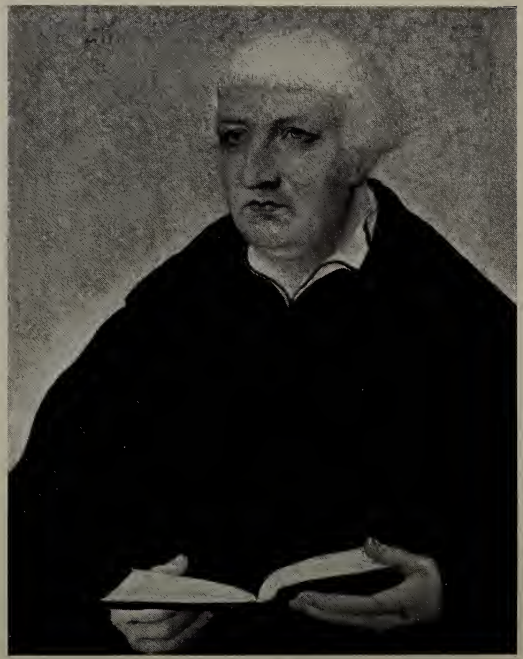
haftigkeit der Skrupel aufstieg, ob die Leute nicht am Ende doch mit ihrer Lehre recht hätten, und ebensowenig der neben Luther bedeutendste Kopf der Universität, der seit 1518 dorthin auf Empfehlung Reuchlins, seines Verwandten, berufene Pfälzer Philipp Schwarzert, mit seinem Gelehrtennamen Philipp Melanchthon genannt, ein noch junger, jetzt zweiundzwanzigjähriger Mann mit viel Geist und Wissen, aber ohne die heroische Kraft Luthers, dem er sich angeschlossen hatte. Der bekannten Sicherheit volkstümlicher Enthusiasten gegenüber war er ganz hilflos: auch waren deren Argumente gegen die Kindertaufe in der Tat aus der Bibel nicht leicht zu widerlegen.

Luther hörte auf der Wartburg von diesen Vorgängen. Er war nicht untätig und begann hier das wirksamste aller seiner Werke, die Übersetzung des Neuen Testaments. Er schrieb unter anderm an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der sein Ablaßgeschäft wieder aufgenommen hatte, einen Brief in Ton und Geist eines alttestamentlichen Propheten und ließ auch sonst eine und die andere Schrift ausgehen. Er hatte, schon ehe die Zwickauer Propheten anlangten, im Anfang Dezember, einen kurzen Besuch in Wittenberg gemacht, sich orientiert, zur Mäßigung ermahnt: was er jetzt erfuhr, erschien ihm als offenbares Walten des Satans, heilloses Unkraut unter den guten Weizen gestreut: er war entschlossen, dies in den seiner Sorge anvertrauten Seelen, seiner Gemeinde nicht aufwachsen zu lassen. Man kann es ihm wohl glauben, daß ihn in seinem Leben nichts tiefer gekränkt habe als dieser Unfug, der sich an sein Evangelium heftete. Der Acht zum Trotz, „unter einem gar viel höheren Schutz als dem des Kurfürsten“ — so schrieb er an diesen in einem gewaltigen Brief — kehrte er nach Wittenberg zurück (6. März 1522). Er bestieg die Kanzel am folgenden Tag: acht Tage hintereinander predigte er und rang in diesen Wittenberger Sermonen, wohl dem Höchsten, was Beredsamkeit in deutschen Landen je geleistet hat, die Schwarmgeister nieder, deren Art und Beweisführung ihn nicht irren konnte, der in tieferen Seelenkämpfen, als sie zu ahnen vermochten, sich die Ruhe und Sicherheit in Dingen des Glaubenslebens — dasjenige

Philipp Melanchthon
Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1526



Ulrich Zwingli
Gemälde von Nik. Manuel (Stadtbibliothek Zürich)



Johann Bugenhagen
Gemälde nach Lukas Cranach d. Ä. (Gemäldegalerie Braunschweig)

was die Schrift die herrliche Freiheit der Kinder Gottes nennt — errungen hatte. Die Ruhe ward hergestellt, die Schwärmer verzogen sich, doch wurde nicht alles Alte wieder aufgerichtet; das Abendmahl z. B. wurde weiterhin, da dies unzweifelhaft der heiligen Schrift gemäß erschien, unter beiderlei Gestalt gereicht: es bildeten sich die Anfänge einer auf das Evangelium gegründeten Kirchenordnung.

Im gleichen Jahr trat zu Nürnberg wieder ein Reichstag zusammen. Es wurde hier eine sehr mäßige „Türkenhilfe" bewilligt, es wurde eine große Finanzreform, eine Zollgrenze für das Reich, in Beratung genommen; die wichtigste Frage für das Reichsregiment wie für den Reichstag aber war doch die Religionsfrage geworden — die tatsächliche Wirkungslosigkeit des Wormser Edikts. Die Angelegenheit hatte insofern eine etwas andere Gestalt gewonnen, als Papst Leo X im Dezember 1521 gestorben und an seiner Stelle der Lehrer und Vertrauensmann des Kaisers, ein trefflicher, ernster, gewissenhafter Gelehrter, Hadrian VI, gewählt worden war, ein Mann, der die Notwendigkeit einer gründlichen Reform der Kirche keinen Augenblick verkannte und ehrlich genug war, einzusehen, und was mehr war, unumwunden zu bekennen, daß diese Reform mit der Kurie, dem Papst selbst beginnen müsse, und dies sogar an der Spitze der Instruktion offen aussprach, die er seinem Nuntius für den Nürnberger Reichstag mitgab. Der Papst meinte aber eine Reform mit strenger Wahrung der alten Autoritäten, also vor allem mit Vollziehung des Wormser Edikts gegen das, was sich ihm als die gefährlichste Ketzerei darstellte. Aber die Mehrheit der Reichsstände, vornehmlich auch der Städte, stand schon mit halber oder ganzer Entschiedenheit auf dem Boden des Neuen. Es wurden hundert Gravamina der deutschen Nation zusammengestellt, und die beredten Verfechter des Neuen, wie Johann Schwarzenberg, „Hofmeister" des Bischofs von Bamberg, fehlten nicht: in der Antwort an den päpstlichen Legaten sollte ein Konzil gefordert werden, unverzüglich, an bequemem Orte zu berufen, mit Sitz und Stimme auch für die Weltlichen. Es war die alte Auskunft, die ultima ratio aller Opposition gegen die Schäden der Kirche. Allein

bis ein solches Konzil zusammentreten konnte, war noch ein weiter Weg. Die Frage erhob sich, wie sollten in den weiten Gebieten, welche die Neuerung schon ergriffen hatte, die Geistlichen, die Theologen, die Prediger, sich bis zum Zusammentritt dieses Konzils verhalten? Vergebens hielt der Nuntius seine Reden, entrüsteten sich die geistlichen Stände über die Vorwürfe, die ihnen in der päpstlichen Instruktion gemacht worden waren und die nun in die Antwort herübergenommen werden sollten: bis zum Konzil, so schlug die für die Abfassung eines Antwortentwurfs niedergesetzte Kommission vor, solle das Evangelium nach rechtem christlichem Verstand gepredigt werden. Dieser unbestimmten und in Wahrheit nichtssagenden Fassung gegenüber, die der Neuerung den weitesten Spielraum eröffnete, schlug die andere Seite als Norm für die Prediger die vier großen Kirchenlehrer und Heiligen vor, Hieronymus, Augustin, Gregor, Ambrosius: das Endergebnis für die Antwort an den Papst war doch die Betonung der Unmöglichkeit, das Wormser Edikt auszuführen, und als Norm für die Prediger wurde bestimmt, nichts zu lehren als „das wahre, reine, lautere und heilige Evangelium und bewährte Schrift".

In demselben Jahre spielte sich eine große Fehde ab, deren Ausgang für den deutschen Ritterstand verhängnisvoll werden sollte. Der erste Mann dieses Standes war Franz von Sickingen, der von Hutten für die Reformation gewonnen war und unter dem Einfluß dieses feurigen, aber in Zielen und Plänen keineswegs praktischen noch klaren Geistes stand. Sickingen war ein großer Kriegsmann und Führer von Soldtruppen und als solcher dem Kaiser unentbehrlich, ehrlich, aber beschränkten Geistes, ehrgeizig, seine Kraft zu überschätzen geneigt. Die oberdeutsche Ritterschaft, wie der ganze Stand mehr und mehr in schwieriger ökonomischer Lage, von der Entwicklung überholt, hegte grimmigen Haß und Neid gegen die im Fett schwimmenden Kaufherrn der Städte, wie auf der andern Seite gegen die Fürsten, welche die Ordnung in ihren Gebieten gegen ihre räuberischen und gewalttätigen Gepflogenheiten aufrecht hielten: auf Frühjahr 1522 hatten sie eine große

Versammlung nach Landau in der Pfalz berufen, auf der sie ihre Klagen und ihre vagen Hoffnungen besprachen. Auf die hier zu einem jedenfalls sehr kräftigen Ausdruck gekommenen Stimmungen der Ritterschaft, auf seinen eigenen Ruf und seine Unentbehrlichkeit für den Kaiser gestützt, aber, soviel ersichtlich, ohne weitergehende und klare politische Pläne und Gedanken, sagte Sickingen im August 1522 einem alten Gegner, dem Trierer Erzbischof Richard von Greiffenklau, Fehde an und zog mit viel reisigem Zeug und Geschütz gegen Trier. Allein sein Manifest, in dem etwas von Erlösung vom Gesetz der Pfaffen und von evangelischer Freiheit die Rede war, hatte keine Wirkung, die Zuzüge, auf die er hoffte, blieben aus, die Stadt wehrte sich tapfer unter der Leitung des streitbaren Kurfürsten, mit dem nun die mitbedrohten Fürsten, sowohl Landgraf Philipp von Hessen als der Kurfürst von der Pfalz, gemeinsame Sache machten. Auch das Reichsregiment, übrigens dem großen Hader gegenüber ganz ohnmächtig, sprach über Sickingen die Acht aus und er mußte die Belagerung von Trier aufgeben. Auch der Schwäbische Bund erklärte sich gegen ihn, die Fürsten gingen zum Angriff über und erschienen Ende April 1523 vor seiner Feste Landstuhl, deren Mauern dem Geschütz der neuen Zeit nicht widerstehen konnten. Der beste Turm erlag schon einer ersten Beschießung, und wie Sickingen selbst herzueilte, von dem Unglaublichen sich zu überzeugen, ward er durch einen Schuß und splitternde Balken tödlich verwundet: am 7. Mai, nachdem er die Kapitulation unterschrieben hatte, im Beisein seiner Besieger, verschied er. Es war eine große Niederlage der Ritterschaft. Burg um Burg wurde von der Streitmacht der verbündeten Fürsten, des Schwäbischen Bundes, dem Geschütz der Städte Nürnberg, Augsburg, Ulm, gebrochen. Auch für den unsteten, feurigen, patriotischen Vertreter dieses Standes und einer ihm doch nur in sehr unklaren Umrissen vorschwebenden Zukunft, für Ulrich von Hutten war kein Raum mehr auf diesem Boden. Flüchtig, mittellos, krank hatte er sich noch eine Zeitlang in Basel aufgehalten und mit dem hier weilenden Erasmus, dem er unbequem war, eine Auseinandersetzung gehabt: nach dem Falle

Sickingens war er nach Zürich gegangen, wo ihm ein Mann der entschiedenen Reform, der damals in frischer Tätigkeit war, Huldreich Zwingli, Schutz und Hilfe bot. Sie konnte, da nun alles gegen den Ritter war, nicht weit reichen. Er fand noch für kurze Zeit ein letztes Asyl auf der Insel Ufnau im Züricher See; die Krankheit, die er lange in sich trug, nahm eine tödliche Wendung und in äußerster Dürftigkeit starb Hutten am 29. August 1523. Er war nur fünfunddreißig Jahre alt geworden: ein tapferer Rufer im Streit, von patriotischem Haß gegen Rom wie von patriotischer Liebe zum deutschen Volk und Lande glühend, leidenschaftlich beredt und von gewandter Feder, aber unerzogen, unfähig, sich zu geregelter Tätigkeit und reinem Leben zu zwingen: ein tragisches Opfer des großen Zusammenstoßes zweier Welten, bei dem man doch im ganzen mit mehr Sympathie verweilt als bei seinem Gegenbild, dem nüchternen, klaren, kalten Egoisten Erasmus von Rotterdam.

Hier, in dieser Sickingenschen Fehde, war es die Territorialmacht, Fürsten und Städte, welche den Sieg davongetragen hatten, nicht aber das Reichsregiment, das dabei vielmehr eine ziemlich klägliche Rolle spielte. Auch in der religiösen Frage mußte es, weil in sich selbst gespalten und aus uneinigen Elementen zusammengesetzt, den Dingen ihren Lauf lassen und zusehen, wie ein Fürst nach dem andern, ja selbst Bischöfe, z. B. der von Samland, und wie eine Stadt nach der andern sich der Neuordnung, die allmählich Gestalt gewann, der Organisation des Gottesdienstes auf evangelischer und urchristlicher Grundlage anschlossen oder zuneigten. Ein neuer Reichstag, wiederum zu Nürnberg, trat im Anfang des Jahres 1524 zusammen. Mit der Reform der Kirche durch den Papst, einer Schimäre von Anfang an, war es nichts: der redliche Hadrian VI war im Jahre 1523 gestorben, und ein Mediceer, Clemens VII, folgte. Sein Legat, Campeggi, trat in Deutschland sehr hochfahrend auf, obgleich ihn das Volk verhöhnte, als er in seiner Kardinalstracht mit dem roten Hut einritt: doch die Mehrheit der Stände blieb bei dem Abschied des vorigen Nürnberger Reichstags. Dem Legaten ward der Bescheid zuteil, daß das Wormser Edikt „soweit möglich“ ausgeführt

Franz von Sickingen
Gleichzeitiges Gemälde in der städt. Sammlung zu Heidelberg

Georg Frundsberg
Gemälde aus der fränkischen Schule um 1530 (Kgl. Gemäldegalerie Berlin)

werden solle, und der Legat seinerseits versprach die Förderung des gewünschten Konzils. Bis dahin aber — und dies zeigt, daß man sich gegenseitig mit Worten bezahlte — sollte, wie auf dem vorigen Reichstag beschlossen, nur das heilige Evangelium und Gottes Wort gepredigt werden (April 1524).

Das siegreiche Vordringen des Neuen, welches, wie nachgerade klar am Tag lag, die gänzliche Abkehrung von Rom und die völlige Auflösung der alten die Jahrhunderte her bestehenden kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnung mit ihrer Hierarchie, ihren Pfründen, ihren Klöstern und allem, was daran hing, in Aussicht stellte, mußte mit Notwendigkeit eine Reaktion derer hervorrufen, deren Interessen, geistige und materielle, bedroht waren, und hier war weder vom Kaiser Hilfe zu erwarten, den andere gewichtige irgendwo sonst in oder außerhalb Europa spielende Fragen schon seit mehreren Jahren vom Reichsboden fernhielten, noch aber von dem Schattenbild einer Reichsregierung, deren Ohnmacht offen zutage lag. Auch hier ergriffen die Landesherrn die Initiative und eine Anzahl von ihnen organisierten, wenn man den uns geläufigen Ausdruck anwenden darf, jetzt eine konservative Partei. Dies geschah auf einer Zusammenkunft, einem Konvent zu Regensburg, noch im gleichen Jahre: die Herzoge Ludwig und Wilhelm von Bayern, des Kaisers Bruder Erzherzog Ferdinand von Österreich, eine Anzahl Bischöfe vereinbarten hier, indem sie zugleich das Wormser Edikt als rechtliche Basis ihres Verfahrens annahmen, eine Reform im kleinen, für ihre Territorien: Abstellung drückendster Mißbräuche, größere Sorgfalt bei Anstellung der Geistlichen und Ähnliches: dabei Verbot der lutherischen Bücher und des Besuchs der Universität Wittenberg für ihre Untertanen. Die weltlichen Herren dieser Verbindung nahmen für so viel kirchlichen Eifer gewisse finanzielle Einräumungen hin; auch ein Konzil nahm man hier in Aussicht, und bis dahin wurden den Predigern jene vier großen Kirchenlehrer als Norm gesetzt, welche die Mehrheit auf dem ersten Nürnberger Reichstag beseitigt hatte. Die Verfolgungen ließen auf diesem Gebiete nun nicht lange auf sich warten; auf der andern Seite erklärte im

gleichen Jahre der staatsklugste und tatkräftigste unter den damaligen Reichsfürsten, Landgraf Philipp von Hessen, sich förmlich und rückhaltlos für die neue Lehre, deren letztes Ziel, das Los-von-Rom, immer klarer in Sicht trat.

Die Bewegung nahm ihren Gang weiter, da der Kaiser durch den Krieg mit Frankreich ferne gehalten und mit dem Papst entzweit war, die Nation aber fand in der nächsten Zeit nicht die Möglichkeit, den religiösen Hader auszutragen, da sie durch ein elementares Ereignis, einen großen Aufruhr der Bauerschaft, in Anspruch genommen wurde, die während der zweiten Hälfte des Jahres 1524 und der ersten des Jahres 1525 die öffentliche Aufmerksamkeit nahezu ausschließlich in Anspruch nahm.

Die Lage der Bauern hatte sich in den letzten Jahrhunderten immer mehr verschlechtert. Schon in der Karolingerzeit oder doch bald danach hatte jener soziale Umbildungsprozeß begonnen, durch den aus dem freien deutschen Bauer ein Höriger wurde. In den schweren Zeiten der Normannen-, Dänen- und Magyareneinfälle vermochte der kleine Mann den Anforderungen des Heeresdienstes nicht mehr zu entsprechen: gegen Abnahme dieser Pflicht durch einen Mächtigeren, einen weltlichen oder geistlichen Herrn, ein Kloster oder einen Bischof, begab er sich in dessen Schutz und nahm dafür sein bisheriges freies Eigentum zu Lehen. Solange im Osten herrenloses Land zu Neubesiedelung und Auswanderung mächtig anlockte, erfreute sich der Bauernstand auch daheim einer besseren Behandlung, da man seiner Arbeitskraft zur Bebauung des Bodens bedurfte. Die Zeiten der Kolonisation im Osten waren aber nun schon lange vorüber; der Boden war dort besiedelt, und es hatte schon seit einem Jahrhundert eine starke Vorwärtsbewegung des Polen- und sonstigen Slaventums gegen die deutschen Herrschaften eingesetzt. Die Folge war eine Übervölkerung im deutschen Binnenlande, und die Grundherrschaften brauchten keine Rücksicht auf den Bauer mehr zu nehmen. Deren Tendenz ging immer offenkundiger dahin, ihre lehensherrlichen Rechte bis zu voller Leibeigenschaft ihrer Bauern auszudehnen: der Bauer und die Seinigen mußten dem Herrn

beim Mist- oder Heufahren, bei der Ernte, bei der Jagd und bei tausend anderen Gelegenheiten zu Dienst und Fronen gewärtig sein und waren den Brutalitäten nicht allein des Lehensherrn, sondern auch seiner Diener und Beamten, der Forstmeister, Jäger, Vögte, preisgegeben, kurz sie hatten alles zu dulden, was eine besitzende und allein bewaffnete, auch mit der Waffe einer relativ höheren Bildung und Intelligenz ausgestattete Kaste sich einer rechtlich ihr untergebenen, verwahrlosten und ungebildeten Masse gegenüber zu gestatten pflegt. Dabei wurde diese Kaste durch das auch auf diesem Gebiete mehr und mehr vordringende, an die Stelle der alten Gewohnheitsrechte und insbesondere auch des Lehnsrechtes tretende römische Recht unterstützt, das aus dem Lehnsherrn einen Grundeigentümer, aus dem zehntpflichtigen Bauer einen landlosen, aber gleichwohl an die Scholle gebundenen Leibeigenen machte. Nicht überall war dieses Verhältnis schon durchgeführt, und noch ein Rest freier und sich emporarbeitender Bauern war insbesondere in Niedersachsen, Friesland, Dithmarschen, Tirol und auch anderwärts, besonders in verschiedenen Teilen Süddeutschlands vorhanden. Auch hatte die heller gewordene Zeit ihr Licht auch in diese dunkeln Gründe fallen lassen und den Blick und die Empfindlichkeit einsichtsvoller Patrioten gegen die tiefen Schäden geschärft, die sich allerwärts aufdrängten. Es befanden sich auch in der bäuerlichen Bevölkerung nicht wenige, die als Landsknechte, als Söldner in irgend eines Herren Dienst die Welt gesehen und etwas erlebt hatten. Die Bauern konnten ferner nicht ohne Berührung mit der Bevölkerung der Städte sein, die auch in ihren unteren Schichten allmählich etwas von der Aufklärung und Wirkung des Bücherdrucks erfuhr: Agitatoren, des Lesens, des Redens und des Schreibens und namentlich des aufreizenden Wortes mächtig, wurden ihnen von dem herrschenden Stand oder den herrschenden Ständen selbst geliefert, und zwar in vielen ihrer Schiffbrüchigen nicht allein, sondern auch in solchen, die ein edler, menschlicher und christlicher Sinn zum Dienst an den Mühseligen und Beladenen trieb. Man hat oft einen engeren inneren Zusammenhang als den natürlichen, wie er am Tage

liegt, zwischen dem Aufruhr dieser Jahre und der lutherischen Reformation behauptet und eine Parteipolemik und Geschichtsfälschung, auf der der Fluch liegt, mit sehenden Augen nicht zu sehen und mit hörenden Ohren nicht zu hören, hat darzutun unternommen, wie die Auflehnung gegen die Kirche notwendig den Aufruhr gegen die weltliche Obrigkeit mit all seinen Greueln, die Revolution also, habe hervorrufen müssen und sie auch fernerhin überall hervorrufe. Daran ist so viel richtig, und dies bildet eben den Ruhm der Reformationsbewegung, daß sie die Unterdrückten dazu befähigte, das des Menschen und vor allem des Christenmenschen Unwürdige des bestehenden Zustands zu erkennen, und antrieb, sich dagegen, wie die deutsche Sprache sich gut ausdrückt, zu empören. Die eigentlichen Ursachen des sogenannten Bauernkriegs aber waren wirtschaftlicher und nicht religiöser Art, was schon daraus erhellt, daß schon in den neunziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts jene unter dem Namen „Bundschuh" oder „Der arme Konrad" bekannten bäuerlich-sozialen Bewegungen in weiten Gebietsteilen des Elsasses, Schwabens, Österreichs, ja sogar der Schweiz aufflammten, die freilich rasch mit dem Schwert unterdrückt wurden. Wohin auch diese schon zielten, das verrät die Losung, unter der sich die Teilnehmer gegenseitig erkannten: „Loset, was ist nun für ein Wesen?", worauf die Antwort lautete: „Wir mögen von Pfaffen und Adel nicht genesen." Ja schon im Jahre 1476 hatte der Hirte von Niklashausen, Hans Böheim, ein Gottesreich verkündet, in dem kein Kaiser und kein Papst, überhaupt keine Obrigkeit bestehe, und alle Menschen Brüder sein sollten, und mit dieser Verkündigung eine gefährliche Bewegung entzündet. Seine überaus traurige, vielfach bis zur Unerträglichkeit gespannte Lage machte den Bauernstand für Reformpläne begreiflicherweise um so leichter empfänglich, je mehr sie dazu angetan waren, phantastische Hoffnungen auf ein Paradies auf Erden in ihm zu erwecken.

Der Aufstand der Bauern begann im Juni 1524 im Stühlinger Land, dem Herrschaftsgebiet eines Grafen von Lupfen; im August finden wir einen Haufen, der unter Führung eines gewissen Hans

Müller aus Bulgenbach in Waldshut im Schwarzwald einzieht und hier einen Sammelpunkt für weitere Scharen bildet; sie nennen sich eine evangelische Bruderschaft, senden überallhin ihre Boten aus, und da nirgends, wie es heute der Fall wäre, stehende Truppen und ein Polizeiapparat zur Hand sind, so greift die Bewegung rasch weiter aus: und der Verlauf ist überall derselbe. Die Herrschaften werden gezwungen, in die Bruderschaft einzutreten und deren Forderungen zu bewilligen, die sie in zwölf Artikeln zusammenfassen. Diese beziehen sich auf Mißstände und Bedrückung in materiellen Dingen und sind nicht unbillig: die Bauern legten sie auch dem Reichsregiment, das in Eßlingen seinen Sitz hatte, vor. Im Jahre 1525 nahmen die Dinge eine entschiedenere Wendung. Allenthalben ward das niedere Volk, selbst das Gesinde schwierig: es wartete auf eine nahe Katastrophe. Zu schnellem Handeln hatte weder der Erzherzog Ferdinand — jene Gebiete gehörten zu Österreich — noch die einzige einigermaßen organisierte Macht im Süden, der Schwäbische Bund, bisher gelangen können. Denn Rüstung, Truppenzusammenziehung, Verständigung über das einzelne ging langsam in jener Zeit, und dazu kam, daß die Bürger der kleinen Städte, das Kleinbürgertum überhaupt, die Unzufriedenheit und die revolutionären Gedanken der Bauern teilten. Im Algäu, am Bodensee, im Ried fanden Erhebungen statt, und im Schwarzwald sammelten sich die Leute aufs neue um den Hans Müller; überall, in Salzburg, in Franken, in der Pfalz, im Elsaß, schlugen die Bauern los, während auch ganz Schwaben schon mehr oder weniger in Flammen stand. Es liegt im Wesen einer solchen Insurrektion, daß binnen kurzer Zeit die radikalsten Elemente die Oberhand gewinnen: hier um so mehr, als von Anfang keine Kräfte der Organisation und der Disziplin sich geltend machen konnten, auch vielfach gerechte Gründe oder starkwirkende Antriebe zu Rachsucht und Grausamkeit vorhanden waren. Einzelne rohe Gesellen, wie der Wirt von Ballenberg, Georg Metzler, kamen obenauf, und bezeichnend für den wilden Charakter des Aufruhrs sind die Vorgänge, deren Schauplatz am 16. April 1525 das fränkische Städtchen Weinsberg war, in das sich einer

der verhaßten Herren, der Graf Helfenstein, geworfen hatte. Die Übermacht der Bauern stürmte und zog ein. Der Graf mit achtzehn seiner Knechte und Ritter hatte sich in einen heimlichen Gang auf den Kirchturm gerettet, ward aber entdeckt und gefangen; in dem Städtchen schalteten die Bauern, plünderten, zechten, da und dort ging ein Feuer auf, das Schloß brannte; ein anderer Haufe hielt Rat, was mit den Gefangenen zu geschehen habe, und die Terroristen siegten. Auf der Wiese vor dem Tor wurden sie ohne Gnade in die Spieße gejagt: man müsse dem Adel eine sonderbare Furcht und ein Entsetzen einjagen, war die Meinung. Einer der Wilden stach nach dem kleinen Junker, den die Gräfin auf dem Arm hielt, als sie den Bauern vergeblich dreißigtausend Gulden Lösegeld für das Leben des Grafen bot.

Nach und nach drängte das Bedürfnis zu einer bestimmten Organisation, zu Plan und Leitung, und es fehlte der Bewegung nicht an Männern von höheren Zielen und Gesichtspunkten: nicht wenige Pfarrer z. B. waren in die Bruderschaft eingetreten, gezwungen oder mitgezogen von ihren Gemeinden. Eine Regierung, eine gemeinschaftliche Kanzlei, die sich in Heilbronn etablierte, sollte die zersplitterten Kräfte leiten, und ein neues Programm, verfaßt von einem Hohenloheschen Beamten, Wendelin Hipler, wurde angenommen, das die Erhebung mit dem kühnen Aufriß einer Reichsreform verband. Sie forderte radikale Abschaffung der das Volk bedrückenden Gerechtsame der Herrschaften und deren Entschädigung durch Säkularisation geistlicher Güter, nur eine Steuer, aber eine Reichssteuer, alle zehn Jahre an den Kaiser zu entrichten, Umgestaltung der Rechtspflege durch eine einheitliche Organisation der Gerichte für das ganze Reich, Aufhebung aller Binnenzölle, einheitliches Geld, Maß und Gewicht, Aufhebung aller Sonderbündnisse der Fürsten: man sieht, die letzte Quelle aller Mißstände, die Vielherrschaft und das Fehlen einer zentralen Reichsgewalt, ist richtig erkannt. Aber nicht diese kühnen Pläne, sondern die unmittelbar wirksamen Schädigungen und Gefahren des Aufruhrs hatten nunmehr die Territorialgewalten auf den Kampfplatz gerufen; er hatte hier im Süden noch eine besondere

Georg Truchseß von Waldburg, genannt Bauernjörg
Handzeichnung von Christoph Amberger in der Chronik der Truchsessen von Waldburg
(Fürstl. Fürstenbergsche Hofbibliothek in Donaueschingen)

Grabmal des Götz von Berlichingen
in der Kirche zu Schöntal

Färbung dadurch erhalten, daß der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg die Gelegenheit benützen wollte, auf seinen Wogen sich in sein Land zurücktragen zu lassen. Der größte der bäuerlichen Haufen wandte sich, nachdem er, wie man sagt, an mehr als zweihundert Höfen, Schlössern, Klöstern unter mancherlei Greueln seinen Grimm und seine Zerstörungswut ersättigt hatte, gegen Würzburg, wo er alsbald in die Stadt aufgenommen eine große Ratsversammlung einrichtete und zur Bezwingung der Feste Marienberg Anstalt traf. Inzwischen aber hatte sich der Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes Georg Truchseß, der übrigens seinen eigenen Bauern gegenüber sich nicht als harter Herr erwiesen hatte, mit den Streitkräften der Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und des Markgrafen Casimir von Brandenburg-Ansbach vereinigt und brachte am 2. Juni dem einen ihrer Haufen, dem „schwarzen", den der Ritter Florian Geyer von Giebelstadt in Unterfranken befehligte, bei Königshofen an der Tauber eine schwere Niederlage bei; am 7. ergab sich Würzburg und das blutige Strafgericht nahm seinen Gang. Es entsprach der barbarischen Justiz der Zeit und dem wilden Rachegefühl, das jede in ihrem Besitz aufgestörte Kaste in einem solchen Kampfe auffammelt. Wie hier in Franken, so geschah es überall im Süden, im Elsaß, in Lothringen, in der Pfalz, wo die beiden Kurfürsten, nachdem sie bei Pfeddersheim die dortigen Bauern besiegt hatten, ihrer achthundert um Gnade Flehende mit kaltem Blut niederhauen ließen. Gnade fanden noch am ehesten die Ritter, die sich dem Aufruhr angeschlossen hatten: sie konnten wohl in der Regel geltend machen, daß sie dazu gezwungen worden seien. Auch der namhafteste von ihnen, Götz von Berlichingen, dem sie die Führerschaft angetragen hatten und der sie nicht geradezu gezwungen angenommen hatte, ward glimpflich behandelt. Das Bundesgericht zu Augsburg, dem er sich stellte, internierte ihn auf seiner Burg: er tat nachmals noch einigen Kriegsdienst und starb erst 1562 in hohem Alter. Florian Geyer fiel kurz nach der Schlacht von Königshofen im tapferen Kampfe. Die Reaktion, im allgemeinen gesprochen, war grausamer und blutiger als der Aufruhr gewesen.

Schon etwas früher war man mit dem Aufstand im Norden, in Thüringen, fertig geworden: er hatte durch die Persönlichkeit des Führers, eines gewissen Thomas Münzer, eines Studierten, hier einen besonderen Charakter erhalten. Jünger als Luther, 1498 in der Grafschaft Stolberg geboren, hatte dieser schon vor Luthers Auftreten sich in seinen Gedanken mit einer Reformation der Kirche beschäftigt; Münzers Ideen nahmen, an Bildern der alttestamentlichen Propheten und der Apokalypse sich nährend, mehr und mehr eine radikale Richtung und berührten sich mit denen der Zwickauer Schwärmer, die Luther im Jahre 1522 niederzuringen hatte. Wie diesen tat auch jenem Luther mit seinem maßvollen Vorgehen kein Genüge. Die treibende Kraft bei allen diesen Radikalen war nicht die christliche Bruderliebe, sondern der Zorn und der Haß, wiewohl man ihnen, auch Münzer, ein tieferes Mitgefühl mit den armen Leuten des Volks nicht absprechen darf. Bei ihm lag neben dem mystischen ein materialistisches Element vor: der heilige Geist sei nichts anderes als unsere Vernunft und hier auf Erden gelte es, das Reich Gottes zu begründen, ein Reich der Freiheit und Gleichheit; alles müsse niedergeworfen werden, was dem widerstrebe, die Pfaffen, die Fürsten und Herren: auch den Reformatoren nach Art Luthers und Melanchthons selbst, die er für Fürstenknechte hielt, galt sein Haß. Er versuchte sein Heil in Böhmen, dem alten Hussitenboden. Aber er fand mit seinen Manifesten und wilden Reden hier keinen Anklang, kehrte zurück und schlug seinen Wohnsitz zu Alstedt in Thüringen auf — den Satan zu Alstedt nannte ihn Luther, der den gefährlichen Demagogen schon lange kannte und bekämpfte. Von hier verscheucht, war er bei den Aufständischen in Oberschwaben aufgetaucht und hatte sich dann in der Stadt Mühlhausen festgesetzt, wo ihm die Stimmung entgegenkam: die wollte er zum Mittelpunkt seines beginnenden Gottesreichs auf Erden machen. Dorthin strömte bald eine Menge Volks, mit dem er dann die Klöster der Umgegend und auf weiteren Expeditionen brandschatzte oder zerstörte. Im März 1525 setzten sie einen neuen, ewigen, Rat in Mühlhausen ein, es wurde Ernst

mit dem Reich Gottes auf Erden; Münzer gab seine Weisungen, auf Bibelsprüche gegründet, wie sie der Fanatiker sich zurecht legte — „Lasset euch nicht erbarmen", 5. Mose 7 — „daran denn, dieweil das Feuer heiß ist, schmiedet Pink Pank auf dem Ambos Nimrods" —, „werfet ihnen den Turm zu Boden".

In dieser Zeit trat auch Luther auf den Plan. Er hatte, seit er von der Wartburg zurück war und die Schwarmgeister verscheucht hatte, seine Tätigkeit an der Universität, als Prediger und Schriftsteller wieder aufgenommen, die Reformierung des Gottesdienstes im evangelischen und deutschen Sinn, aber ohne Überstürzung, gefördert, zwischenhinein allerlei literarischen Streit ausgefochten, unter anderem den König Heinrich VIII von England — dieser hatte mit einem Buche gegen Luther sich vom Papst den Titel eines Defensor fidei verdient — in einer über alle Maßen groben Erwiderung angefallen, deren Ton selbst seine Freunde mißbilligten. Auch mit Erasmus von Rotterdam geriet er in einen literarischen Streit, bei dem es sich um die unlösbare religiös-philosophische Frage vom freien Willen des Menschen und der göttlichen Kausalität handelte und der für die deutsche Geschichte nur insofern etwas bedeutet, als er zeigt, wie wenig Feinheit und Gelehrsamkeit unserem Volke im Großen geholfen haben würde, wie wenig ihm in seiner mannigfachen Not und Gebundenheit mit einem Erasmus und allen seinen Tugenden gedient gewesen wäre, — daß es vielmehr eines derben großen Mannes mit rücksichtsloser Heftigkeit wie Luther bedurfte. Dessen Ansehen war in dieser Zeit aufs höchste gestiegen und diese Jahre sind dadurch so segensreich für Deutschland geworden, daß damals das Christentum ohne die Geheimniskrämerei der lateinischen Sprache und der Zeremonien mit der Unmittelbarkeit des Herzens und der Muttersprache die Seelen ergriff. Luthers Landesherr, der Kurfürst, ließ ihn gewähren und schenkte ihm ein unbedingtes Vertrauen: der treffliche Fürst hatte nunmehr Luthers Auffassung des Evangeliums, was man jetzt kurzweg als die reine Lehre oder als Luthers Lehre bezeichnete, zu einer vollständigen und gediegenen Überzeugung bei sich durch-

gebildet. Für viele war Luther die erste moralische Autorität, und so sah man auch bei dem Ausbruch der Unruhen in Süddeutschland auf sein Urteil: auch die Männer der zwölf Artikel beriefen sich auf ihn. Aber Martin Luther war kein Politiker. Zu Anfang des Jahres 1525, ehe die Greuel der Revolution geschehen waren, schrieb er im Sinn einer Verständigung mit rascher Feder eine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben: jetzt aber, nachdem mittlerweile die Bewegung zur zerstörenden Revolution geworden war und wo in seiner Nähe der alte böse Feind, der „Satan von Alstedt", sein Wesen trieb, ward er anderen Sinnes. Sein Landesfürst, der krank war, und dessen vermutlich bald zu erwartender Nachfolger Herzog Johann, waren ihm zu unentschlossen und zu schwach, und als er, kühn wie immer, selbst der überall herandrohenden Flut entgegenging, die aufrührerischen Landesteile bereiste — „mitten unter ihnen bin gewesen und durch sie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens" — und seine ernste Predigt keine Stätte bei den aufgeregten Massen fand, griff er, zurückgekehrt, zur Feder und schrieb „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern". Er mahnt in leidenschaftlicher und wilder Sprache die Obrigkeit zu nachdrücklicher, schonungsloser Niederwerfung des Aufstandes. Auf der Obrigkeit Seite lasse sich hier die Märtyrerkrone verdienen, während was auf der Bauern Seite umkomme ein ewiger Höllenbrand sei. Wer möchte diese Sprache loben, die wir doch, wie stets in solchen Zeiten mit ihrem „Stechen, Schlagen, Würgen", nicht sofort beim Wort nehmen dürfen. In der Sache aber hatte er so Unrecht nicht: ein Sieg des „Herrn Omnes", wie er die notwendig zügellose und unregierbare Masse nannte, wäre von allem Schlimmen das Schlimmste gewesen, wie sie es heute wäre und wie sie es im Jahre 1792 in Frankreich gewesen ist.

Hier erfolgte die Katastrophe rasch. Die fürstlichen Streitkräfte, der Landgraf Philipp von Hessen, der die Lage mit staatsmännischem Sinn beurteilte, Herzog Georg von Sachsen, ein heftiger Feind der lutherischen Neuerungen, Herzog Heinrich von Braun-

schweig, traten zusammen, und der neue Kurfürst Johann von Sachsen — sein Bruder Friedrich war am 15. Mai 1525 verstorben — sollte sich mit ihnen vereinigen. Der Bauernhaufe, in dem die Disziplin, von Anfang an schlecht, durch ihr Umherziehen und die phantastische und ideologische Art ihres Führers vollends zerrüttet war, etwa achttausend an der Zahl, wurde am 15. Mai von den Fürstlichen bei Frankenhausen gestellt. Die Fürsten boten Gnade, wenn ihnen die Führer ausgeliefert würden. Darüber wurde verhandelt und Münzer sprach noch einmal in seiner Weise zu den unglücklichen Leuten, daß sie sich nicht vor dem schwachen Fleisch erschrecken lassen sollen, erinnerte sie an Gideon und Jonathan: stand doch eben ein göttliches Zeichen, ein Regenbogen, am Himmel, wie ihn die Bauern in ihrem Banner führten. Der Vorgang im einzelnen ist wie immer bei solchen Szenen, wo eine erbitterte Soldateska auf der einen und auf der andern Seite eine regellose aufgeregte Menge gegeneinander stehen, nicht unbedingt sicher zu ermitteln: zu einem eigentlichen Kampf scheint es gar nicht gekommen zu sein. Die Reisigen hieben ein, die Flucht begann, ein schreckliches Blutbad nahm seinen Gang, und der Bach, der durch Frankenhausen floß, färbte sich vom Blut der Erschlagenen. Münzer wurde in einem Versteck gefunden, gefoltert, in den Turm zu Heldrungen gelegt, dann noch einmal vor die Fürsten gebracht, die er — denn er war, wenn auch ein Opfer seiner phantastischen Ideen und seiner Leidenschaft, doch kein gemeiner Mensch — noch zur Milde gegen ihre armen Leute ermahnte. Er betete den apostolischen Glauben, den der Herzog von Braunschweig ihm vorsagte, und ward hingerichtet, ebenso sein „Statthalter", der frühere Prämonstratensermönch Pfeiffer, der mit einer Anzahl seiner Genossen bei Mühlhausen in die Hände der Fürstlichen gefallen war.

So ward die Ordnung hergestellt, die Reaktion war hier mehr dort weniger, aber im allgemeinen sehr grausam. Luther selbst schrieb jetzt gegen die wütenden, rasenden Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Bluts satt werden. Der Ausbreitung der evangelischen Lehre aber erwuchs aus diesem gefährlichen Aufruhr,

der sich wohl da und dort auf die neuen Anschauungen berufen hatte, kein Schaden. Eben in diesen Jahren machte sie eine ganze Reihe wertvoller und dauernder Eroberungen. Im Norden und Süden gewann sie stattliche und zukunftsvolle Gebiete. Eine große Veränderung trat eben in dem stürmischen Jahre 1525 in dem Gebiet des Deutschen Ordens, dem Ordenslande Preußen, ein.

Das Land war, wie wir wissen, seit dem zweiten Thorner Frieden (1466) in Abhängigkeit von Polen gekommen, und die Zustände — die Spannung zwischen den Rittern, dem eingeborenen Adel und Volke, den städtischen Bevölkerungen, dem polnischen König — machten keine geordnete Verwaltung möglich und wurden immer unleidlicher; vom Reich, dem das Land auch rechtlich gar nicht angehörte, war nichts zu erwarten. Seit 1511 war ein Hohenzoller, Albrecht, von der fränkischen Linie, Hochmeister. Er versuchte den Krieg: ohne Erfolg; 1521 wurde ein Waffenstillstand mit Polen auf vier Jahre geschlossen. Albrecht suchte auf dem Nürnberger Reichstage Hilfe vom Reich zu erlangen: auf der Heimreise sprach er auch bei Luther vor. Dieser riet ihm, was sich wohl auch anderen schon aufgedrängt hatte, mit der abscheulichen „hermaphroditischen" Verfassung des Landes zu brechen, es in ein weltliches Herzogtum und sich selbst in einen erblichen Herzog zu verwandeln. Die Sterbeglocke für diese Kirchenstaaten, die Luthers Wort treffend als mannweibliche Mißbildung bezeichnete, wurde hier zum ersten Male geläutet, und eine Bewegung begann, die im Lauf der nächsten Jahrhunderte einen nach dem andern der geistlichen Staaten verschlang und die im neunzehnten Jahrhundert mit dem Einsturz des letzten dieser Hermaphroditen, des päpstlichen Kirchenstaats, ihren Abschluß gefunden hat. Albrecht handelte nach dem Rat; er kam mit König Sigismund von Polen überein, daß das dem Orden im Thorner Frieden verbliebene Land als weltliches Herzogtum unter die Lehenshoheit der Krone Polen treten solle. Am 8. April 1525 fand die Übertragung statt: die Ordensgüter wurden ebenso in weltliche Lehen verwandelt; vergebens protestierten die Ritter, die am alten Kirchentum festhalten

wollten, und erklärten Mergentheim, wo der Deutschmeister seinen Wohnsitz hatte, fortan zum Sitz der Ordensherrschaft. Im Jahre 1526 vermählte sich der Herzog Albrecht mit einer dänischen Prinzessin und das Land kam so in einen gesunden und haltbaren Zustand. Von großer Bedeutung aber war, daß diese Veränderung nur auf der Grundlage der neuen Lehre, auf dem Grund des Los-von-Rom hatte bewerkstelligt werden können, und also das Land zugleich dem Glauben und der Weltanschauung geöffnet wurde, welcher die Zukunft und der Fortschritt gehört.

In anderer Weise, aber in derselben Richtung bedeutsam war, was mittlerweile in der Schweiz geschehen war. Ähnliche Ursachen hatten hier ähnliche Wirkungen gehabt. Auch hier gab der Ablaßvertrieb und ein dreister Verkündiger und Verkäufer dieser Gnade 1519 den ersten Anstoß. Noch nicht gewarnt durch Luthers Auftreten, hatte Leo X mit diesem Geschäft einen Barfüßermönch mit Namen Samson in die Schweiz geschickt. Er fand Widerstand, wurde aus Zürich fortgewiesen, und ein Mann, der sich schon in Bekämpfung dieses und anderen römischen Unfugs hervorgetan, Huldreich Zwingli, der Pfarrer zu Einsiedeln, wurde als Leutpriester nach Zürich berufen. Er war am Neujahrstag 1484 im Toggenburgischen geboren, der Sohn des Ammans in der kleinen Gemeinde Wildhaus. Er hatte nicht, wie Luther, eine harte Jugend durchzumachen, bildete sich auf die gewöhnliche Weise durch den Besuch mehrerer Universitäten, Basel, Bern, Wien, nahm die Anregungen des Humanismus in sich auf, las die alten Klassiker, die seiner offenen und verständigen Natur zusagten, und studierte das Neue Testament in dem gereinigten Texte des Erasmus, lernte auch, mit fünfundzwanzig Jahren zum Priester geweiht, als Feldprediger mit schweizerischen Soldtruppen in Italien das Leben von mancher andern Seite kennen. Zehn Jahre wirkte er in Glarus, dann an dem berühmten Wallfahrtsort Einsiedeln, der, wie solche Plätze von mannigfachem Aberglauben erfüllt oder bestürmt, der Predigt des Evangeliums und seiner einfachen Sittenlehre um so dringender bedürftig war. In Zürich fuhr er in gleichem

Geiste fort, führte in die Predigt ein Neues ein, indem er über ganze Bücher des Neuen Testaments predigte: eine freie, heitere, gesellige Natur, — volkstümlich, verständig, patriotisch. Mit eindringlicher Beredsamkeit wandte er sich gegen das von den großen Familien am Staatsruder begünstigte Reislaufen, den wohlbezahlten Kriegsdienst in fremdem, päpstlichem namentlich und französischem Solde. Seinem polemischen und reformatorischen Wirken setzte der Rat in Zürich kein Hindernis entgegen, und als im Jahre 1523 bei einer Disputation der Vikar des Bischofs von Konstanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, eine klägliche Rolle gegenüber Zwingli und der klaren Sicherheit seiner wohlerworbenen Überzeugung spielte, ward er vom Rat ausdrücklich ermächtigt, mit seinen Reformen fortzufahren. Diese Reformen gestalteten sich etwas anders als die Luthers. Das Gewaltige, Tiefe, Geheimnisvolle des Genies war nicht in Zwingli. Er ging folgerichtiger vor als Luther, und bei ihm lag nicht der gewaltige Organismus und Gedanke der Kirche, sondern eine einfachere Sache, die Gemeinde Zürich und ihre Stellung zum Bistum Konstanz, dem Reformieren zugrunde. So wurde hier, gar sehr im Sinne der Bevölkerung, der Gottesdienst sehr einfach, nach urchristlichem Muster, eingerichtet: keine Zeremonien, keine priesterlichen Gewänder, kein Orgelspiel, keine Bilder; alles, was sich nicht positiv aus der heiligen Schrift erweisen ließ, abgetan; indem die Gemeinde Zürich vom Bistum Konstanz sich trennte, sagte sie sich von der römischen Kirche los. Auf dieser Tatsache, dem Gemeindebegriff, dem ursprünglichen Grunde der christlichen Gemeinschaft, aus der sich erst im Lauf der Jahrhunderte diese große, prunkende, vielfach verderbte Kirche entwickelt hatte, baute sich hier in der Schweiz eine neue kirchliche Organisation auf. Diese einfachere Ausprägung des christlichen Bewußtseins verbreitete sich rasch auch in den süddeutschen Reichsstädten, in Lindau, Memmingen, Ulm, Straßburg; verhängnisvoll aber wurde, daß Zwingli seinen allem Unklaren widerstrebenden Verstand und seine wissenschaftliche Unabhängigkeit auch auf das Altarsakrament, die Lehre vom Abendmahl, richtete. Ihm trat hier

kein Mysterium, kein alles menschliche Denken übersteigendes Wunder entgegen: die Einsetzungsworte „dies ist mein Leib, dies ist mein Blut" faßte er in demselben einfach symbolischen Sinn, wie da, wo Christus etwa sich den Weg oder den Weinstock nennt — das bedeutet mein für euch vergossenes Blut, das tut zu meinem Gedächtnis. Das schied ihn nicht von der römischen Kirche und ihrer Transsubstantiation allein, sondern auch von Luther, dessen gewaltsam ringenden Geist eben das Geheimnisvolle anzog.

In dieser ganzen Zeit war der Mann, welcher dem Namen und Titel nach an der Spitze der europäischen Dinge stand, Kaiser Karl V, nicht in der Lage gewesen, dem in Deutschland sich vollziehenden Abfall von der Kirche zu wehren, also seines Amtes als oberster Schirmvogt der Kirche zu warten, und es gehört wesentlich zur Charakterisierung dieses Stückes unserer deutschen Geschichte, wie Karls europäische Stellung und die Händel, in die sie ihn verstrickte, dazu dienen mußte, den wohltätigen Prozeß, der den germanischen Völkern die Befreiung von Rom bringen sollte, sich vollziehen zu lassen. Man zählt während der sogenannten Reformationszeit vier Kriege zwischen Karl V und Franz I, den Häusern Habsburg und Valois. Der Krieg, im Jahre 1516 durch den Vertrag von Noyon beigelegt, brach im Jahre 1521 aufs neue aus: die Franzosen erlitten 1522 eine Niederlage bei Bicocca, welche den Begünstigten des Kaisers, Franz Sforza, nach Mailand zurückführte, das zum Reiche gehörte. In den folgenden Jahren erhielt der Kaiser einen Verbündeten in dem ersten Vasallen der französischen Krone, Karl Herzog von Bourbon, der aus Gründen persönlicher Art zu ihm übertrat und ihm zwar keine Macht, aber seinen guten Degen zubrachte. Das große Ereignis des Kriegs war ein Sieg des kaiserlichen Heeres über das französische (am 24. Februar 1525) bei Pavia, das sein König selbst führte, und bei dem dieser, wie später Napoleon bei Sedan, in die Gefangenschaft seines Gegners fiel. Es blieb Franz I nichts übrig, als in seiner Gefangenschaft ein Jahr später, 24. Januar 1526, den Frieden zu Madrid zu unterzeichnen, in dem er auf seine Ansprüche in Italien und den Niederlanden, wie auf

das Herzogtum Burgund verzichtete. Für die Sache Deutschlands war der wichtigste Artikel der, in welchem die beiden Fürsten sich gegenseitig Beistand wider die Türken und wider die Ketzer versprachen.

Man konnte sich in beiden Lagern denken, was das letztere bedeute: einige Häupter der altkirchlichen Partei, der Herzog Georg von Sachsen, Kurfürst Joachim von Brandenburg, Heinrich der Jüngere von Braunschweig und einige andere, auch ein zweiter Hohenzoller, Albrecht von Mainz, kamen in Dessau zusammen, und der Gegenstand ihrer Beratungen konnte kein anderer sein, als wie man gemeinsam dem umsichgreifenden Abfall von der Kirche wehren könne; auf der anderen Seite verständigten sich Philipp von Hessen und Kurfürst Johann von Sachsen zu Torgau zu gemeinsamer Verteidigung im Falle der Not. Noch aber war man nicht so weit. Der Reichstag zu Speyer, der im Juni 1526 zusammentrat, half sich noch einmal mit einer Verlegenheitsformel, die, weil sie nichts entschied, der Neuerung günstig war. Der Reichstagsabschied, von einer Kommission wie gewöhnlich vorbereitet, lautete, indem er neuerdings auf die Entscheidung letzter Instanz durch ein Konzil verwies oder vertröstete, daß bis dahin jeder Stand so leben, regieren und sich halten solle, wie er vor Gott und kaiserlicher Majestät es zu verantworten gedenke. Indem dieser Beschluß die Entscheidung in Sachen der Religion vorläufig dem Ermessen der einzelnen Reichsstände überließ, stellt er sich als ein weiterer und wichtigster Schritt auf dem Wege zur Vollendung der Landeshoheit dar: auch das hochwichtige religiös-kirchliche Gebiet wurde nun dieser anheimgegeben, und die Landesherren übernahmen an Stelle der Bischöfe das Kirchenregiment, — eine Entwicklung, zu deren Gutheißung und Begünstigung Luther durch die Erfahrungen im Bauernkrieg sich drängen ließ.

Die Bewegung in den dem Evangelium gewonnenen Gebieten nahm entschiedener als je ihren Gang. In dieser Zeit wurde in den lutherischen Teilen Deutschlands die Befreiung vom Zölibatzwang allgemein. Ein Wichtiges geschah: indem die Geistlichen dieser unbiblischen und widernatürlichen Menschensatzung absagten, wurde ein Neues und Besseres begründet, das evangelische Pfarr-

haus — ein unermeßlicher Fortschritt, der zugleich der niedrigen Anschauung von der Ehegemeinschaft entgegentrat und die Frau in ihre natürliche Stellung und Würde einwies. Auch Luther tat nun diesen Schritt. Die Mönchskleidung hatte er schon früher abgelegt; in dem stürmischen Jahr 1525 verheiratete er sich mit einer früheren Nonne, Katharina von Bora, die, nachdem sie das Kloster verlassen, in Wittenberg lebte und damals in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre stand; sie schuf dem großen Mann eine Häuslichkeit, welche dem protestantischen Teil des deutschen Volkes ein Vorbild christlichen Ehestands im evangelischen Pfarrhause geworden ist, und in der Luther selbst seine liebenswürdigsten Eigenschaften entfaltete: daß die Verleumdung und die Gemeinheit sich alsbald dieser Sache bemächtigt hat und auch heute noch nicht verstummt ist, versteht sich.

Auch die Organisation des Gottesdienstes schritt fort. In Hessen geschah sie 1526 auf der Synode zu Homberg: die Pfarrer von den Gemeinden gewählt, Diakone, Armenpfleger wie in der urchristlichen Gemeinde ihnen zur Seite; die geistlichen Vorsteher, Bischöfe genannt, können aus jeder Profession genommen werden; die Gemeinde hat das Recht, zu exkommunizieren; die oberste Instanz bildet eine Generalsynode aus Bischöfen und Abgeordneten der Gemeinden. Im Jahre 1527 erstand in Marburg die erste Universität, die nicht vom Papst bestätigt wurde. In Sachsen trug die Organisation, welche im Jahre 1527 durch die Visitation der Kirchen und Schulen ihren Abschluß fand, einen weniger demokratischen Charakter. Die Instruktion für die Kirchenvorsteher und Pfarrer war von Melanchthon aufgesetzt: man verfuhr nach Luthers Grundsätzen und Melanchthons Temperament gemäßigt und mit Schonung der Personen; selbst die lateinische Messe wurde nicht gewaltsam abgeschafft noch die Kommunion sub utraque gewaltsam eingeführt. Die eingezogenen Klostergüter und Stiftungen wurden hier und in Hessen zu Zwecken des Gemeinwohls — für Schulen und Armenanstalten — verwendet; in Hessen entstanden vier Landeshospitäler und ein theologisches Seminar. Übrigens mußte man bei diesen Einziehungen und Neuverwendungen gelegentlich dem rücksichtslos zugreifenden Adel

wehren, und es versteht sich, daß die Maßregel eine Menge Prozesse beim Reichskammergericht veranlaßte. Entsprechendes geschah in den fränkischen Fürstentümern, in Ostfriesland, Schleswig, Holstein, Lüneburg, vielen Reichsstädten, und 1529 vollendete die Herausgabe des Katechismus, das andere große Einheitswerk Luthers, die Bibelübersetzung ergänzend, in dem er seine volle Meisterschaft volkstümlicher Belehrung bewährte, diesen Zusammenschluß des Neuen zu einem geschlossenen Ganzen in festen, doch nicht starren Formen.

Die kaiserliche Macht hatte sich in diesen Jahren wenig geltend gemacht: nur dann und wann wurde ein drohendes Wort, eine Erinnerung an das Wormser Edikt vernommen, dessen Nichtbeachtung Karl allerdings wie eine persönliche Beleidigung empfinden mußte. Seine Gesinnung aber war bekannt, und jetzt schien ihm der Madrider Friede die Hand frei zu geben und zu stärken für eine rasche Unterdrückung der Ketzerei in Deutschland. Allein dieser Friede war in vollem Sinn des Wortes ein fauler Friede. Der Sieg bei Pavia war allzu groß gewesen, und Franz als Gefangener war oder glaubte sich nicht in der Lage, sein Land, Frankreich, auf die harten Bedingungen zu verpflichten, die er eingehen mußte, um wieder frei zu werden. Während er, die Hand auf das Evangelium gelegt, in üblicher Form den Eid auf den Frieden ablegte, hatte er heimlich einen Protest dagegen unterzeichnet, und gegen den Skrupel des Eidbruchs, als er wieder freigegeben sich an den Frieden nicht gebunden erklärte, gab es ein einfaches Mittel — die päpstliche Binde- und Lösegewalt, die dann auch Clemens VII, auch er von der habsburgischen Macht umdrängt, zugunsten des französischen Königs zu gebrauchen kein Bedenken trug: er billige den Eid, soll er mit der Frivolität des italienischen Politikers geäußert haben, vorausgesetzt, daß der König ihn nicht halte. Genug: Clemens schloß im Mai mit Venedig, Florenz, Mailand eine „heilige“ Liga, zu Cognac, gegen die Übermacht des Kaisers. Dieser Verbindung trat auch Frankreich bei, und der Krieg, der zweite dieser Kriege zwischen Habsburg und Valois, brach von neuem aus (1526). Der Stern Habsburgs war aber noch immer im Steigen. Eben

in jenem Jahre wuchsen ihm zwei neue Kronen zu, die von Ungarn und von Böhmen. Sie waren, wie wir wissen, auf dem Haupte des Jagellonen Ladislaus II vereinigt: dieser fiel bei der großen Niederlage, welche die Ungarn am 29. August 1526 bei Mohacz gegen die Türken erlitten. Ladislaus war kinderlos: nach den Verträgen folgte des Kaisers Bruder Erzherzog Ferdinand, der mit einer Schwester des Gefallenen vermählt war, wie dieser eine Schwester Ferdinands als seine Witwe hinterließ. Nicht ohne Mühe, aber dennoch wurde der Anspruch durchgesetzt: in Ungarn gegen eine nationale Partei und einen nationalen Kandidaten, den Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya, in Böhmen gegen den Herzog Wilhelm von Bayern. Ferdinand wurde im Februar 1527 zu Prag als König von Böhmen, im November zu Stuhlweißenburg als König von Ungarn gekrönt.

Der Ausbruch des zweiten französischen Kriegs, die offene Feindschaft zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Oberhaupt der Christenheit zerstreute für einige Zeit die Wolken, die sich über den Häuptern der deutschen Opposition, der evangelischen Fürsten und Städte, lagerten. Ein wunderbares Schauspiel: das politische Interesse machte Papst und Ketzer gegen die kaiserliche Übermacht und hinwiederum den Kaiser und diese selben Ketzer gegen den intrigierenden Papst zu Verbündeten. Es war nicht anzunehmen, daß Karl in diesem Augenblick dem Papst für seinen üblen Willen mit strengen Maßregeln gegen die Ketzer sich dankbar erweise und im Jahre 1527 kam es zu einer überaus sprechenden, scheinbar widerspruchsvollen und doch in dieser Welt voll Lug und Trug und Widerspruch sehr erklärlichen Tatsache — Einnahme und Plünderung der Stadt Rom, des Sitzes der Nachfolger Petri, durch kaiserliche Truppen. Die Werbungen für das kaiserliche Heer in den süddeutschen Städten hatten diesmal besonders guten Fortgang gehabt. Man wußte in der Welt der Landsknechte, daß es diesmal gegen Rom ging: der alte Landsknechtsführer Georg Frundsberg selbst war evangelisch gesinnt und unter seinen Leuten herrschte dieselbe Stimmung. Elftausend deutsche Landsknechte, die zu den italienischen und spanischen Truppen des Kaisers stießen, schlugen unter dem

Oberbefehl des Herzogs Karl von Bourbon die Straße nach Rom ein, und ein wilder Aufruhr flammte im Lager empor, als die Nachricht von einem mit dem Papst geschlossenen Waffenstillstand den Zug nach Rom zu hemmen und dem Heere diese Hauptbeute zu entziehen drohte. Spanier und Deutsche waren einig, Frundsberg selbst vermochte nichts gegen den allgemeinen Ruf: man mußte dem Heer den Willen tun und am 5. Mai erschien die kaiserliche Armee vor Rom. Ein erlauchtes Opfer, der unglückliche Herzog von Bourbon, fiel bei dem Angriff am frühen Morgen des 6. Mai: die Mauern wurden erstiegen, die Stadt der Plünderung preisgegeben, als der Papst, der sich in die Engelsburg geworfen, zögerte, die Forderungen der Führer anzunehmen, der Befehl zur Plünderung von der Soldateska sehr gründlich ausgeführt. Ein italienischer Erzähler bemerkt, daß die deutschen Krieger meist von der lutherischen Pest befleckt gewesen seien: sie vergnügten sich unter anderem mit einem Aufzug zur Verhöhnung des Papstes, wobei sie Konsistorium hielten und Luther als Papst ausriefen. Sie waren aber die schlimmsten nicht, Spanier und Neapolitaner vergnügten sich in weniger harmloser Weise. Mit schwerer Beute zog das Heer nach einigen Wochen ab. Die Liga hatte auch im folgenden Jahre kein Glück, obgleich ihr nun auch Heinrich VIII von England beigetreten war.

Allein der Sieg war, wie der von Pavia, wiederum allzu groß gewesen, und man nahm im katholischen Lager und vor allem in Spanien großen Anstoß an dem Ereignis. Das katholische Interesse verlangte gebieterisch eine Aussöhnung von Kaiser und Papst, und sie gelang, zu Barcelona 29. Juni 1529. Die Bedingungen dieses Abkommens im einzelnen haben für die deutsche Geschichte keinen Wert. Ein Artikel aber war, in dem der Kaiser dem Papst Hilfe „wider das Christo widerfahrene Unrecht" zusagte. Diesem Abkommen folgte im gleichen Jahre der Friede mit Frankreich, zu Cambray geschlossen: man nennt ihn den Damenfrieden, weil die Verhandlungen unter Mitwirkung der fürstlichen Frauen, der Mutter des Königs von Frankreich und seiner Verlobten, der Schwester des Kaisers, und der Statthalterin der Niederlande, der Tochter

Maximilians, Karls Tante Margarete, geführt wurden. Auch hier, wie drei Jahre früher im Madrider Frieden, bildete die gemeinsame Bekämpfung der Ketzerei einen der Friedensartikel.

Überhaupt hatte die Situation eine für die Evangelischen ungünstige Wendung genommen. Mit der äußeren Ausbreitung des Neuen schärfte sich der Gegensatz. Der natürliche Rückschlag war erfolgt, der nach jeder starken Erregung dessen, was man jetzt nicht uneben die Volksseele nennt, nicht ausbleiben kann: mancher, der mit der Bewegung gegangen war, wurde stutzig, als die Trennung von der Kirche, die man sich seither immer nur als die eine, Unteilbare vorzustellen gewöhnt war, ihre Spaltung, definitiv werden sollte, und bezeichnend ist, daß auch entschiedene Humanisten, wie jener Crotus Rubianus, der Hauptverfasser der Epistolae obscurorum virorum, jetzt mit guter Manier von der gefährlichen Gesellschaft loszukommen suchten. Der Gedanke, die evangelische Partei zu einer festen Verbindung gegen die gefürchtete Gewaltanwendung zusammenzufassen, drängte sich auf. Er stieß auf ein Hindernis eigener Art, das, unpraktisch wie es war für diese Welt voll Gewalt und List und Lüge, doch den Männern, die es geltend machten, zur Ehre gereicht. Luther, und viele mit ihm, Theologen oder nicht, hegten ernste religiöse Skrupel über die Erlaubtheit tätigen und bewaffneten Widerstands gegen die nun einmal — Römer am dreizehnten — von Gott gesetzte Obrigkeit, den Kaiser. Sie machten Ernst mit dem Schriftwort, das sich sonst, damals wie heute, den menschlichen Interessen und Leidenschaften anbequemen läßt, wenn man nur die Worte klug zu stellen und zu verbinden weiß: man müsse dem Kaiser, meinten sie, wenn er komme, das Land öffnen, jeder müsse auf seine eigene Gefahr Glauben beweisen. Es gab aber feurige und zugleich für die Welt, wie sie war, mehr eingerichtete Geister, welche diese Skrupel nicht hegten: es war der Landgraf von Hessen, Philipp, der durch eine schwere Übereilung die Dinge bis hart an die Grenze eines Bürgerkriegs brachte. Das Mißtrauen in die Absichten und Gedanken der Gegenpartei war allgemein und es war auch nicht unberechtigt: es ward

genährt durch eine neue Zusammenkunft einiger Häupter der Altgläubigen, des Erzherzogs oder, wie man ihn jetzt nennen mußte, Königs Ferdinand, des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Herzogs Georg von Sachsen zu Breslau im Mai 1527: daraus machte sich ein zweideutiges Subjekt, ein entlassener Beamter des letzteren, Otto von Pack, ein gutes Geschäft zurecht. Er wies dem Landgrafen Abschrift eines Vertrages vor, der zwischen den altgläubigen Fürsten für ein Vorgehen gegen die Evangelischen dort zu Breslau abgeschlossen worden sei. Der Landgraf teilte die gefährliche Sache dem Kurfürsten von Sachsen mit, der aber bald, von Luther und Melanchthon gewarnt, innehielt. Der Landgraf ließ sich nicht warnen. Er fiel mit einer Macht, die er gesammelt, in das Gebiet der Bischöfe von Würzburg und Bamberg ein, doch kam es zu keinen weiteren Feindseligkeiten, da die angeschuldigten Fürsten mit Nachdruck und Entrüstung die Existenz eines Vertrags, wie das Manifest des Landgrafen ihn behauptete und zum Vorwande nahm, leugneten und die Fälschung offenbar wurde. Nun wurde Raum für Vermittlung, die Sache ward beigelegt, der Landgraf erhielt oder erpreßte eine Handvoll Geld für seine so wenig berechtigten Rüstungen, nachdem er der guten Sache durch den groben Landfriedensbruch unendlichen Schaden getan hatte (1528).

Daß die Zeit der Prüfung für die Evangelischen jetzt gekommen war, konnten sie schon aus dem Ton des kaiserlichen Schreibens ersehen, mit welchem der neue Reichstag nach Speyer berufen wurde, der dann auch im März 1529 zusammentrat. Der Kaiser verlangte Vollziehung des Wormser Edikts, Zurücknahme des Artikels vom letzten Speyerer Tag (1526). In der Versammlung hatten die Altgläubigen eine ansehnliche Mehrheit. Die Vorschläge der Kommission, die am 6. und 7. April vom Reichstag angenommen wurden, verlangten zwar nicht ohne weiteres die Durchführung des Wormser Edikts, bestimmten aber, daß, wo es seither maßgebend gewesen, dies auch ferner sein solle, daß aber niemand Messe zu halten gewehrt werde, die Neuerungen eingestellt werden sollten, kein geistlicher Stand seiner Obrigkeit ent-

setzt werden dürfe. Es war die Politik und Anschauungsweise, die den Römischen seither immer und bis auf den heutigen Tag geblieben ist — Duldung der eigenen Religion im evangelischen, Verfolgung der Evangelischen im eigenen Lande. Hier aber handelte es sich nun um ein großes Prinzip — um die Sache der Freiheit, und zwar nicht bloß der religiösen, sondern vielmehr zugleich mit der religiösen jeder anderen Freiheit, und die große Frage stand zur Entscheidung, ob eine Mehrheit des Reichstags über religiöse Dinge entscheiden könne. Diesen Sinn hatte der Protest, in welchem die Minderheit erklärte, daß sie sich, da ein Reichstag nicht ohne weiteres umstoßen könne, was der frühere beschlossen, dem Reichstagsabschied von 1526 gemäß fernerhin so halten würden, wie sie es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten gedächten, und daß sie in Angelegenheiten der Religion Mehrheitsbeschlüsse nicht für bindend erkennen könnten. Der Erzherzog, der bei der Verhandlung als Vertreter des Kaisers fungierte, nahm diese Erklärung nicht an: sie ward am 25. April aufs neue vorgelegt als Appellation an den Kaiser und an eine nächste allgemeine Versammlung der Christenheit oder auch der deutschen Nation. Die Erklärung war unterzeichnet von Kursachsen, Hessen, Brandenburg-Ansbach, Lüneburg, Anhalt und den vierzehn Reichsstädten Straßburg, Ulm, Reutlingen, Lindau, Memmingen, Kempten, Isny, St. Gallen, Konstanz, Nürnberg, Nördlingen, Weißenburg (in Franken), Windsheim, Heilbronn. Diese mutige Erklärung, die einen dauernden Ruhmestitel ihrer Unterzeichner bildet, schuf der neuen Lehre und ihren Gläubigen den Namen Protestanten und Protestantismus: dieser Name ist für sich selbst eine allem Zwange und Bindung des Geistes furchtbare Macht geworden und möge auch fernerhin den Widerstand gegen alles bezeichnen, was sich, lediglich auf das Recht des Überlieferten gestützt, gegen alles gottgewollte Fortschreiten auf den Wegen der Vernunft und der befreienden Religion Jesu Christi zur Wehre setzt.

Die weiter Blickenden und nicht theologisch Befangenen sahen wohl, daß man, einmal bis zum feierlichen Protestieren gelangt,

noch einen Schritt weiter gehen und sich in die Verfassung setzen müsse, der Gewalt die Gewalt, die Macht der Macht entgegenzustellen und dazu sich zusammenzuschließen und zu verbünden. Nun aber war im Lager der evangelisch Gesinnten seit Jahren ein Streit im Gange zwischen der von Luther bestimmten gemäßigten landesfürstlich konservativen, Religion und Weltliches streng scheidenden Richtung und der radikalen, demokratisch-republikanischen, mit weltlichen Dingen und politischen Rücksichten rechnenden der Schweizer, die auch in mehreren süddeutschen Städten Raum gewonnen hatte. Dieser Streit war mit wachsender Schärfe und Grobheit geführt worden, und unglücklicherweise spielten die Theologen und spielte eine dogmatische Differenz, die Lehre vom Abendmahl, dabei eine Hauptrolle. An der Zwinglischen Auffassung, die wir kennen und die sich durchaus mit dem Wortlaut der biblischen Stellen und mit der urchristlichen Praxis deckte, stieß Luther sich heftig, dem hier in dem ἔστι des grundlegenden Textes „dies ist mein Leib", wie in der seitherigen kirchlichen Auffassung ein Mysterium, ein Wunderbares, eine geheimnisvolle Kraft gegeben schien: mit einer Hartnäckigkeit verschloß er sich gegen die Gründe der andern Seite, die einesteils in seiner derbrealistischen Auffassung, andernteils doch auch in seiner autoritativen Stellung und dem ihr entströmenden Selbstgefühl ihren Grund hatte, von dessen subjektivem Charakter er aber nach der Art großer Naturen selbst kein Bewußtsein hatte, geschweige denn sich Rechenschaft gab: ein böses Parteiwort „Sakramentierer" war bald gefunden und übte den schlimmen Zauber, der solchen Worten anhaftet. Es mag dazu gekommen sein, daß jener frühere Kollege Karlstadt, mit dem er ganz zerfallen war, diese Auffassung Zwinglis vertrat und verfocht. Die Schattenseiten der mächtigen Persönlichkeit machten sich geltend und das Pochen auf die keineswegs biblischen Worte wahrer Leib, wahres Blut steigerte sich bis zu der Lehre von der Ubiquität des Leibes und Blutes Christi, einer Lehre, die doch um nichts besser war als die Vorstellung von der Substanz ohne die Akzidenzien.

Die politische Lage gebot dringend, diese Spaltung im eigenen

Lager zu beseitigen, und Landgraf Philipp, der nicht bloß die theologische, sondern auch, wie Zwingli, die politische Seite der Sache im Auge hatte, machte den Versuch, die Verständigung durch ein Religionsgespräch herbeizuführen — ein schwieriges Ding, da man es mit dem Eigensinn der Theologen zu tun hatte, denen es nicht gegeben ist, Haupt- und Nebensachen zu unterscheiden. Zwingli, der Verständige, nahm die Einladung sofort an, Luther und auch der sonst nachgiebige Melanchthon, der aber den Widerwillen gegen die Schweizer Richtung teilte, ließen sich nur ungern und zögernd darauf ein. Von beiden Seiten schlossen sich namhafte Theologen von der neuen Richtung an, und in den ersten Oktobertagen 1529 fand das berühmte Gespräch auf dem hochgelegenen Schlosse zu Marburg statt. In den Formen verlief es glimpflicher, als man in den Streitschriften sich zu behandeln pflegte: in vierzehn Artikeln einigte man sich und Zwingli bat und beschwor, sich nun nicht über dem fünfzehnten anzufeinden und der Liebe, nicht dem Hasse Raum zu geben. Aber dieser fünfzehnte war der vom Abendmahl — dem Liebesmahl, über dem wie unter einem furchtbaren Fluche die Christen sich wieder und wieder in giftigem Hader befehden: hier blieb Luther in der unbelehrbaren Hartnäckigkeit persönlicher und religiöser Lebenserfahrung taub gegen alle Gründe, die er doch nicht widerlegen konnte. Das Wort ἔστι „es ist" hatte er mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben: mit den harten und ungerechten Worten „Ihr habt einen andern Geist als wir" wies er Zwinglis Hand zurück: nur die allgemeine christliche Liebe, die man auch dem Feinde schuldet, nicht die brüderliche, verbindende wollte er ihnen zugestehen. Und so half es denn nichts, daß man die vierzehn verglichenen Artikel von beiden Seiten unterzeichnete: in den schon beschlossenen Bund konnten die Schweizer und die gleichgesinnten Süddeutschen nicht eintreten. In den von Luther aufgesetzten siebzehn Schwabacher Artikeln war die Lehre vom Abendmahl in einer Fassung aufgestellt, welche es diesen nicht möglich machte, zu unterschreiben. Im Prinzip aber war man doch über die Notwendigkeit eines Bundes und einer Bundesmacht

einig: auch Luther ging allmählich in seiner Anschauung von der Widerchristlichkeit solcher Bündnisse einen Schritt zurück, indem er — und das war gewiß das Richtige — die Frage den Juristen überwies: er rede als Theolog, äußerte er, „können die Legisten mit ihren Gründen die Erlaubtheit beweisen, so bin ich nicht dawider". Vielleicht sagte er sich doch auch, daß zwar ein Einzelner Märtyrer sein kann, nicht aber ein Volk und nicht die, welche ein Volk zu regieren haben: sie dürfen nicht ohne Kampf sich besiegt geben.

Aber noch einmal zerstreuten sich die Wolken. In denselben Tagen, an denen zu Marburg über das ἔστι der Abendmahlsstellen gestritten wurde, lagerte ein großes Türkenheer vor Wien.

Diese Türkengefahr, die jetzt seit bald zwei Jahrhunderten über Europa hing, bildete einen wichtigen Faktor der habsburgischen und folglich der allgemeinen Politik, und sie war wieder sehr dringend geworden, seitdem ein junger und ehrgeiziger Sultan, Solyman der Prächtige, an der Spitze dieses Kriegerstaates stand (1520). Solyman hatte ein großes Heer, angeblich zweihundertfünfzigtausend Mann zusammengebracht, und in Ungarn hatte er gegen König Ferdinand einen Gegenkönig und Verbündeten oder, wie die Türken das Verhältnis auffaßten, einen Vasallen, Zapolya: unaufgehalten drang diese Macht bis vor Wien, wo sie am 26. September 1529 anlangte. Haus Habsburg, der Kaiser und der König Ferdinand, bedurften zur Abwehr dieser Gefahr die Hilfe des Reichs, und vielleicht hätten die evangelischen Stände ihren guten Willen zu solchem Beistand sich durch Zugeständnisse in der Religionsfrage abkaufen lassen können. Dies geschah nicht, doch aber trat der Zwiespalt einen Augenblick zurück vor der dringenden Gefahr: wetteifernd rüsteten protestantische und katholische Fürsten die Reichshilfe, und diese Streitmacht sammelte sich unter dem Pfalzgrafen Friedrich als Oberfeldherrn, um dann von Linz auf Wien zu ziehen und die seit dem 26. September eingeschlossene Stadt zu entsetzen. Dort hatte man sich entschlossen verteidigt, einige Stürme wurden abgeschlagen, die Nächte wurden kalt, der Entsatz war nahe: und das Osmanenheer zog ab, nachdem am 14. Oktober ein letzter

Kaiserkrönung Karls V in Bologna
Fresko von G. Vasari im Palazzo Vecchio zu Florenz

Aufzug Kaiser Karls V und des Papstes Klemens VII in Bologna nach der Krönung
Aus dem gleichzeitigen, im Haag erschienenen Kupferstichwerk von Nikolaus Hogenberg und Engelbert Breuning

Sturm ihm mißlungen war. Ein neuer Erfolg für Habsburg, der die Absicht, mit der lästigen Ketzerei in Deutschland ein Ende zu machen, nur bestärken konnte.

Zu Bologna, wo Papst Clemens VII und Kaiser Karl V zu Anfang des Jahres 1530 zusammenkamen, schien ihre Einigkeit vollkommen und Karl wurde hier im Februar feierlich gekrönt, es war die erste Kaiserkrönung, die nicht in Rom geschah, und zugleich überhaupt die letzte durch einen Papst vollzogene. Von dort war im Januar ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, auf dem der Kaiser selbst erscheinen wollte, um den Frieden in der Kirche herzustellen. Das Ausschreiben gedachte weder des Wormser Edikts noch des Speyerer Protests, der Kaiser selbst und seine Umgebung waren wohl der Zuversicht, ohne einen doch immerhin bedenklichen Waffenkampf zum Ziele zu kommen. Karl V, nicht mehr der Jüngling von Worms, war jetzt in die Vollreife des Mannesalters getreten und man hatte längst aufgehört, ihn für unbedeutend zu halten; er hatte eine Macht vereinigt, wie niemals ein römischer Kaiser und deutscher König vor ihm, und sein Minister, Kardinal Granvella, war der Meinung, daß in Augsburg die deutschen Fürsten vor ihm auseinanderstäuben würden wie Tauben, unter die der Geier fährt. Sie waren zahlreich versammelt, als am 15. Juni der Kaiser erschien. Die ganze Pracht des Reiches, geistlicher und weltlicher Pomp entfaltete sich bei seinem Empfang: die kaiserliche Wache, auserwählte Mannschaft der Kurfürsten, das kaiserliche Gefolge und das des Königs Ferdinand, dann die Fürsten des Reichs, eine große erlauchte Schar, zuletzt die geistlichen und weltlichen Kurfürsten, alsdann unter einem Baldachin, den sechs Herren vom Augsburger Rate trugen, Kaiser Karl V selbst, ihm zur Seite neben dem Baldachin der König, sein Bruder und der päpstliche Legat, darauf die hohe Geistlichkeit, Kardinäle, Bischöfe zu Hauf: kaiserliche und königliche Reisige, und die Mannschaften der Stadt Augsburg machten den Schluß.

Indes sollte Karl alsbald die Erfahrung machen, daß die Dinge so glatt nicht gehen würden. Als er noch am Abend einige der protestierenden Fürsten — es waren der Kurfürst von Sachsen,

der hessische Landgraf, der im kaiserlichen Dienst erprobte Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach und der Herzog von Lüneburg — vor sich bescheiden und durch seinen Bruder, der dabei war und die Unterredung dolmetschte, hatte auffordern lassen, die Predigten abzustellen, bekam er entschlossene Worte zu hören vom reinen Gotteswort und heiligen Augustin. Den Markgrafen, der im Eifer erklärte, daß er lieber den Kopf verliere, als vom Evangelium lasse, mußte er selbst in seinem schlechten Deutsch mit den Worten „löwer Fürst, nit Köpp ab" beruhigen, daß es noch nicht an dem sei. In der Tat hielt Karl an sich oder verstellte sich, und die Dinge kamen zunächst in einen ruhigen Gang. Die Protestanten durften ihre „Opinion und Meinung" in einem Aktenstück, einer von Melanchthon mit glücklicher Hand verfaßten Überarbeitung der Schwabacher Artikel, vorlegen, und diese „Konfession" ward am 25. Juni in deutscher Sprache vor dem Kaiser, der das lateinische Exemplar zur Hand nahm, verlesen.

Was vor neun Jahren ein einzelner Mönch bekannte, war jetzt Bekenntnis und Fahne einer großen Partei geworden und blieb es: ein Meisterwerk Melanchthons, beredt, entschieden und gemäßigt. Sie hatte nur den einen Fehler, den Luther verschuldet hatte, seine Lehre vom Abendmahl war so ausgedrückt, daß Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau nicht unterschreiben konnten, die deshalb eine besondere Konfession, die Konfession der vier Städte, einreichten. Man übergab die „Augsburger Konfession" einer Kommission katholischer Theologen zur Widerlegung, die denn auch, nachdem ein erstes Elaborat von Eck und Cochläus umgearbeitet war, als Confutatio am 3. August ebenso verlesen wurde. Melanchthon stellte ihr eine Duplik, eine Apologie der Confessio entgegen. Die Lage war keineswegs einfach, und man gab sich von seiten der Mehrheit den Schein der Mäßigung, indem man die Theologen noch weiter verhandeln ließ — Verhandlungen, bei denen Luther, der als Geächteter nicht füglich mit dem Kaiser an einem Ort weilen konnte, mit Briefen von dem Schloß bei Koburg aus, wo er während dieser Zeit weilte, dem allezeit nachgiebigen und schwachen

Melanchthon die Hand stärkte. Auch war die Türkengefahr noch keineswegs vorüber, und Karl und Ferdinand konnten sehr bald wieder in die Lage kommen, Beistand vom Reich, also auch von den protestantischen Reichsständen zu bedürfen. Der Kaiser verfolgte den Plan, seinen Bruder Ferdinand zum römischen König wählen zu lassen, damit die Welt sich weiter daran gewöhne, das Szepter in Habsburgs Hand zu sehen; mit dem ersten Fürsten der katholischen Partei, dem Herzog Wilhelm von Bayern, stand er wegen dessen Haltung in der böhmischen Erbfolgesache nicht zum besten, und auf Papst Clemens VII war kein Verlaß, da dieser der Berufung eines Konzils, die doch einen notwendigen Punkt des kaiserlichen Programms bilden mußte, keinen guten Willen entgegenbrachte. Und endlich: ein Krieg in Deutschland war ein mißlicher Handel, der leicht noch manche andere Gegner des Kaisers, wie den französischen König, an die Seite der Protestanten rufen konnte. Unter diesen war wenigstens einer, dem das Schwert locker in der Scheide saß, Philipp von Hessen, der zur Bestürzung der Kaiserlichen schon am 6. August Augsburg verließ: wer konnte wissen, was er im Schilde führte? Man mußte aber doch auf dem energischen Wege fortschreiten, wenigstens zum Schein: und so lautete denn der Reichstagsabschied, der am 19. November publiziert wurde, energisch genug: das Wormser Edikt solle gehandhabt werden, alle Abweichungen vom Überlieferten, lutherisch, zwinglisch oder wiedertäuferisch, wurden mit Strafen bedroht, und den Protestierenden, nachdem sie so gründlich widerlegt worden, aufgegeben, bis zum 15. April des folgenden Jahres ihre Irrtümer abzulegen und zur Kirche zurückzukehren; dabei war natürlich abermals die Berufung eines Konzils in Aussicht genommen. Auch hinsichtlich der Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige erreichte der Kaiser sein Ziel. Die katholische Mehrheit des Kurfürstenkollegiums setzte sich über den Einspruch des Kurfürsten Johann von Sachsen hinweg und vollzog am 5. Januar 1531 zu Frankfurt a. M. die Wahl, wobei König Ferdinand ausdrücklich auf die Beschlüsse des Augsburger Reichstags verpflichtet wurde.

23. Fortschritte des Protestantismus in der Zeit des Schmalkaldener Bundes (1530—1544).

Also bis zum 15. April 1531 sollte das große Feuer erloschen sein. Luther hatte dem Gang des Reichstags vom Schlosse zu Koburg, seinem damaligen Aufenthalt, zugesehen, und es ist lehrreich und tröstlich, seine Stimmung zu beobachten. Nie zeigte er sich größer und klarer; von den Kompromissen, an denen man, und Melanchthon mehr in Erasmus' als in seinem Geist, arbeitete, wollte er nichts wissen. Er erkannte jetzt mit vollkommener Deutlichkeit, daß die Gegensätze unversöhnlich waren. Er verhehlte sich nicht, daß der Papst es in seiner Macht habe, ein großes Blutbad in Deutschland anzurichten — was ihn doch an dem, was ihm als Wahrheit aus Gottes Wort aufgegangen war, nicht irre machen konnte. Dann wieder überkommt ihn der gute Geleitsmann des Deutschen in drangvollen Zeiten, der Humor, und der Gedanke an die Nichtigkeit des Getriebes auf dem Reichstag, und er vergleicht ihn dem Dohlenschwarm, den er unter seinen Fenstern sieht: das Kommen und Gehen der schwarzen Vögel, das Geschrei bei Tag und Nacht, das Durcheinander von groß und klein und alt und jung: mit voller Kraft spricht aus seinem scherzenden Wort die Zuversicht einer in schwerem Kampf des Lebens und Ringen der Seele gewonnenen Überzeugung, die neue Kraft der wirklichen Glaubensüberzeugung, die jetzt in den Seelen vieler Tausende hervortrat, an der Stelle der mehr oder weniger äußerlichen Annahme eines bloß Überlieferten, das nicht in die Tiefen dringen, nicht das Innerste des Menschen erfassen konnte. Das ist der große Fortschritt, den die Welt in jenen Tagen gemacht hat. Und mehr noch: das Große jener Zeit und das, wodurch das europäische Leben in diesen Tagen wirklich verjüngt und erneuert worden ist, war dies,

daß jeder für diesen seinen Glauben, seine Überzeugung mit Gut und Blut, mit Leib und Leben einstehen mußte. Die Worte in Luthers mächtigem Schlachtgesang „Ein feste Burg ist unser Gott", der in jener Zeit entstanden ist,

nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib

— sie waren damals Wirklichkeit und Wahrheit, nicht bloß wie heute Worte gesteigerter Empfindung: um Weib und Kind, um Gut und Ehre, um Leib und Leben handelte es sich — das alles wagte, wer seiner Überzeugung folgte.

Ob Kaiser Karl und seine spanische und italienische Umgebung, ob die Mehrheit des Reichstags wirklich glaubten, mit jenem lächerlichen Beschluß bis zum nächsten Frühjahr eine Bewegung zu dämpfen, die schon halb Europa ergriffen hatte, mag man billig bezweifeln. In jedem Falle straften die Ereignisse jede solche Erwartung Lügen. Vierzehn Jahre fast ungehemmten Wachsens waren der evangelischen Sache gegönnt. Die nächste Folge des Abschieds von Augsburg und der Aufnahme der Prozesse beim Reichskammergericht — sie drehten sich zum größten Teile um Rückforderung der eingezogenen Kirchengüter — war nur, daß jetzt das protestantische Verteidigungsbündnis wirklich zustande kam. Die Juristen hatten mittlerweile ausgefunden, daß der Kaiser nicht Monarch, daß die nächste Obrigkeit der Landesherr sei und die Stelle im Römerbrief doch wohl den Gehorsam des Untertans gegen ihn, den Landesherrn, im Auge habe; die Theologen akkommodierten sich, und man fand jetzt selbst in der Abendmahlslehre die Formel, welche die Gegensätze verschleierte. So konnten auch die oberdeutschen Städte dem Schmalkaldischen Bunde beitreten; hier in dem hessischen Städtchen nämlich hatte man sich vom 22.—31. Dezember 1530 über die gewaffnete Verteidigung geeinigt; was aber jenen vier Städten noch besonders nahelegte, ihre Sonderstellung aufzugeben, war eine Katastrophe, die im Herbst 1531 in der Schweiz eingetreten war.

In der Schweiz standen sich die Parteien noch schroffer gegenüber als im übrigen Deutschland. Die neue Lehre war überall

in siegreichem Vordringen, nur die vier Waldstätte und Zug erreichte sie nicht, und diese fünf Orte fanden an Österreich einen Rückhalt gegen die Neuerung. Schon 1529 kam man bis hart an die Grenze des Kriegs, der aber durch die vermittelnde Tätigkeit eines braven Mannes, Amman Ebli, nicht zur Freude des entschlossenen Zwingli, noch einmal vermieden wurde. Dieser Kappeler Landfriede war der Ausbreitung der neuen Lehre günstig: die Mehrheit in jedem Kirchspiel sollte über die Religion entscheiden. Dies konnte nicht von Dauer sein. Zwingli fuhr fort, das Reislaufen, die Provisionen der herrschenden Familien, das Blutgeld für das Gestatten der Werbung von Söldnern aus den Kantonen, zu bekämpfen, und er hegte große staatsmännische Pläne eines Zusammenschlusses der einzelnen Kantone auf demokratischer Grundlage, wie sie erst viel später, im neunzehnten Jahrhundert, verwirklicht worden sind. Im Herbst 1531 brach bei der gegenseitigen Erbitterung der Krieg aufs neue aus. Die fünf Orte erklärten ihn und schritten zum Angriff, ehe man auf der andern Seite zum Schlagen gerüstet war: am 11. Oktober traf ihr Gewalthaufe, achttausend Mann, bei Kappel auf die Vorhut des Züricher Aufgebots, bei dem auch Zwingli sich befand. Von der vierfachen Übermacht wurden die Züricher überwältigt und unter den Gefallenen war der große Republikaner, der Führer der freien Schweizer, Zwingli selbst. Die Feinde, die er in ihren empfindlichsten Seiten, ihrem Fanatismus und ihrem Eigennutz gekränkt hatte, kühlten ihren Haß, indem sie den Leichnam vierteilten, verbrannten und die Asche — wie eine Erzählung lautet: mit der von verbrannten Schweinen vermischt — in den Wind streuten. Nach einer weiteren Niederlage mußte Friede, der zweite von Kappel, geschlossen werden, der zwar noch glimpflich genug den augenblicklichen Besitzstand der reformierten Kantone bestehen ließ, aber einem weiteren Vordringen des Evangeliums und damit auch allen patriotischen Einheitsplänen ein Ziel setzte.

Dem Schmalkaldischen Bund konnte dies nur förderlich sein, weil es seine Notwendigkeit einleuchtend machte. Auf weiteren Versammlungen, zu Nordhausen im November, zu Frankfurt im De-

zember des Jahres 1531 wurde der Bund finanziell und militärisch einigermaßen organisiert, für die „eilende Hilfe" die Kontingente und die Geldbeiträge festgesetzt, zu Oberfeldherren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bestimmt. Es leuchtet ein, daß hier für alle Gegner Habsburgs eine Macht gegeben war, die mit ihren zweitausend Reitern und zwanzigtausend Mann Fußvolk ein wertvoller Bundesgenosse sein konnte. Die entscheidende Wendung aber, die den Protestanten ein weiteres Jahrzehnt der Entwicklung und des Fortschritts sicherte, kam durch einen neuen Angriffsstoß der Türken. König Ferdinand hatte versucht, durch Unterhandlungen und weitgehende Zugeständnisse dieses Unheil abzuwenden, aber nichts erreicht. Dort, am Hoflager Solymans betrachtete man den Sultan selbst als den wahren römischen Kaiser, den „Kalifen von Rum", und den ungarischen Magnaten Zapolya als seinen Vasallen, und eine verfängliche diplomatische Frage wurde an Ferdinands Gesandte gerichtet, die beweist, daß man bei den Türken die Lage wohl kannte. Sie lautete, ob ihr Kaiser seinen Frieden mit Martin Luther gemacht habe? Der Name bedeutete jetzt nicht mehr bloß eine moralische, sondern seit Aufrichtung des Schmalkaldischen Bundes auch eine starke materielle Macht. Man konnte gegen die Türken die Hilfe der protestantischen Fürsten, das Pulver der Städte Augsburg, Nürnberg, Ulm nicht entbehren, geschweige den Kampf mit ihnen in einem solchen Augenblick aufnehmen, und so kam, von den Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz vermittelt, ein Abkommen mit dem Kaiser zustande, der sogenannte Nürnberger Religionsfriede von 1532. Bis zum Konzil, das noch immer als die ultima ratio vorschwebte und doch mehr und mehr im Nebel lag, sollten alle Stände Frieden halten, kein Reichsstand den andern wegen des Glaubens anfechten; die Prozesse beim Reichskammergericht, die sich an die Neuerung knüpften, sollten ruhen, womit die katholischen Fürsten wenig einverstanden waren. Mit Eifer wurde nun und namentlich von den Ständen Augsburgischen Bekenntnisses gegen die Türken gerüstet, und der Erfolg hätte dem Kaiser zeigen können, was hier mit einer

antipäpstlichen Politik hätte erreicht werden können. Ein Heer von siebzigtausend Mann, Deutsche, Italiener, Spanier, kam zusammen und vereinigte sich bei Wien; der Feldhauptmann war der Kurfürst Joachim von Brandenburg, seiner Gesinnung nach eifrig katholisch. Die Hilfe war sofort wirksam: Solyman, schon stutzig geworden durch den heldenmütigen Widerstand, der ihm bei der Berennung der kleinen Festung Günz entgegengetreten war, trat den Rückzug an.

Neue Erfolge und weitere Beitritte zum Schmalkaldischen Bunde brachte die neue Situation, und einen Meisterstreich machte der Landgraf Philipp durch die Zurückführung des Herzogs Ulrich von Württemberg, der seit 1519 in der Schweiz, zuletzt am Hofe des Landgrafen das kümmerliche Brot der Verbannung aß. Die habsburgische Politik hatte nach ihrer Weise den klugen Gedanken, dies wohlgelegene Land selbst in ihr allezeit ausgespanntes Netz zu fangen. Es stand, als Eroberung des Schwäbischen Bundes, in österreichischer Verwaltung, und der junge Sohn Ulrichs, Prinz Christoph, wurde unter Ferdinands Aufsicht erzogen, weiterhin ans Hoflager des Kaisers gebracht, den er im Herbst 1533 nach Spanien begleiten sollte. Es ließ sich denken, was das bedeutete: mit Hilfe seines Lehrers Michael Tifernus gelang es aber dem Prinzen zu entfliehen und er fand Zuflucht bei den Brüdern seiner Mutter, den bayerischen Herzogen, denen die österreichischen Pläne oder Anschläge unmöglich passen konnten. Im Jahre 1533 löste der Schwäbische Bund sich auf: seine Frist war um und seine Erneuerung gelang nicht; der Landgraf hatte unterdessen mit Entschlossenheit und selbständig gehandelt. Das Geld, das er für die Aufstellung eines Heeres benötigte, hatte er von König Franz von Frankreich erhalten, mit dem er im Januar 1534 zu Bar le Duc eine Zusammenkunft hatte. Der Angriff erfolgte schnell und überraschte die österreichische Verwaltung, die außerdem im Lande selbst — denn Regierte in erobertem Lande zu gewinnen, war eine im Hause Habsburg unbekannte Kunst — aufs tiefste verhaßt war. Bei Lauffen am Neckar am 12. und 13. Mai zersprengte er die österreichische Streitmacht, und da er entschlossen den Sieg weiter ver-

folgte und Ferdinand weder vom Kaiser, der anderweitig beschäftigt war, noch sonstwoher Hilfe zu erwarten hatte, so kam schon am 29. Juni 1534 der Vertrag von Kadan in Böhmen zustande, der allerdings Württemberg für ein österreichisches Afterlehen, aber mit Sitz und Stimme am Reichstag erklärte, dem Herzog sein Land zurückgab und diesem, was sehr wichtig war, hinsichtlich der Religion die Hand frei ließ. Der Nürnberger Friede wurde bei dieser Gelegenheit von Ferdinand bestätigt, wogegen dieser dann von dem Kurfürsten von Sachsen — es war nun der Sohn des am 16. August 1532 verstorbenen Johann, dem wegen seiner von Anfang an bewiesenen Treue gegen die Reformation die Nachwelt den Beinamen „der Beständige" verlieh, Johann Friedrich — als römischer König anerkannt wurde. Der Herzog Ulrich, der in der Schweiz Zeit gehabt hatte, seine mannigfachen Sünden und Frevel zu bereuen, hatte sich der neuen Lehre zugewendet und führte sie, nachdem er zurückgekehrt war und die Landesverfassung, den „Tübinger Vertrag" bestätigt hatte, in seinem Lande ein. Von Johann Brenz vorbereitet, von Ambrosius Blaurer und Erhard Schnepf bei der Stimmung im Volke ohne Gewaltsamkeit durchgeführt, gab die Reformation dem kleinen Lande hier im Süden eine besondere Stellung und Aufgabe, schuf mit eingezogenem Klostergut Lehranstalten, die mittelbar dem ganzen Deutschland zugute gekommen sind. Dem Protestantismus im Süden war ein wirksamer Mittelpunkt gegeben, und der Herzog trat dem Schmalkaldischen Bunde bei.

Auch anderswo ergriff die Bewegung wichtige Gebiete oder bildete in den schon gewonnenen ihre Organisation weiter aus: in Anhalt, Lüneburg, Straßburg, Frankfurt, Nürnberg, Pommern: und auch in Westfalen war das Los-von-Rom im Gange, — ein entscheidender Erfolg, wenn er gelang.

Hier aber nahmen die Dinge eine besondere und höchst unglückliche Wendung. Man muß sich den Zustand der Nation denken, die in ihren Tiefen aufgewühlt, von zahllosen Flugschriften in allerunumwundenster Sprache täglich in Atem gehalten, alle Geister seit dem Signal von 1517 entfesselt sah: es war eine

große Revolution geschehen und sie war noch im Gange, und in solchen Zeiten steigern sich in der Aufregung des Kampfes, der alles erfüllt, die Gedanken und Wünsche, der Drang agitatorischer Tätigkeit und selbst die Sprache ins Maßlose. Wir haben die radikalen Elemente schon in Wittenberg 1522 und weiterhin im Bauernkrieg kennen gelernt: ihr gemeinsames Kennzeichen war die Verwerfung der Taufe der Unmündigen und daraus sich ergebend die Forderung der Wiedertaufe von Erwachsenen. Man bezeichnet sie deshalb, obgleich es sehr verschiedene Spielarten dieses Radikalismus gab, mit dem gemeinsamen Namen der Wiedertäufer. Das religiöse Denken, Dichten und Träumen fügte sich nicht allenthalben in das Bette, das ihm Luther und die Obrigkeiten bezeichnet und gegraben hatten, und unter diesen unabhängigen Geistern waren auch nicht wenige edle und tüchtige Naturen. Viele regten sich, wie denn Luther selbst und nicht wenige aus seinem Kreise die Wiederkunft Christi nahe glaubten, mit Bildern der Apokalypse und der alttestamentlichen Propheten auf und wo die Bibel sich ihren Träumen versagte, beriefen sie sich auf besondere Offenbarungen, auf den Geist, den sie empfangen, oder sie riefen die menschliche Vernunft herbei: das rationalistische Element gesellte sich dem mystischen. Alte theologische Fragen, das Verhältnis der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo oder die Folgen des Sündenfalls, beschäftigten aufs neue die Gemüter, man erwartete, namentlich in den Kreisen der Handwerker und überhaupt in den tieferen Schichten des Volks, aber keineswegs allein in diesen, ein Neues, Unerhörtes, eine neue Weltordnung, und da konnten die neuen Kirchenordnungen, mit denen man die Bewegung in geordnete und ruhigere Bahnen zu lenken begonnen hatte, nicht genügen. Daß man in katholischen wie in evangelischen — lutherischen wie zwinglischen — Gebieten gegen die Schwarmgeister, wie Luther mit glücklich treffendem Wort jene radikalen Elemente bezeichnete, mit harten Strafen einschritt, konnte nur fördern, und sehr bemerkenswert ist, daß die wiedertäuferischen Anschauungen gerade in den Niederlanden, auf habsburgischem Territorium also, die eifrigsten Anhänger

fanden. Gläubige dieser Art durchzogen das ganze Reich, fanden überall Geistesverwandte, erkannten sich an besonderem Gruß und andern Zeichen, an vielen Orten bildeten sich kleine Gemeinden von zehn, zwanzig Anhängern, wie seit Jahrhunderten die Ketzerei getan. Auch in Westfalen war, wie überall, eine evangelische Bewegung im Gange und in Münster spielte dabei ein gewisser Bernd Rottmann eine Rolle. Das Neue drang durch, so daß die Häupter der reaktionären oder konservativen Partei, der Bischof, das Domkapitel, die Ritterschaft, ein Teil des Rats die Stadt verließen und nun den Versuch machten, durch Hilfe von außen verstärkt die Rückkehr zu erzwingen. Allein dies mißlang: bei einem Ausfall derer in der Stadt fiel eine Anzahl dieser Angreifenden, namhafte Führer darunter, den Bürgern in die Hände und in einem Frieden erhielt die Stadt die Freiheit zugesichert, sich der Augsburgischen Konfession anzuschließen (1533). Allein Rottmann, ein Mann zweideutigen Charakters, schlug nun eine radikale Richtung ein; von Haarlem in den Niederlanden, wo ein Mann von Talent und großer Energie, der Bäcker Mathiesen, die Agitation leitete, kamen einige Wiedertäufer nach Münster und zogen andere nach; Rottmann, der unter dem niederen Volke Einfluß hatte, schloß sich ihnen an. 1534 erschienen in Münster Mathiesen selbst und mit ihm der Schneider Jan Bockelsohn von Leyden, Johann von Leyden genannt; in einem Tumult erprobte ihr schnell wachsender Anhang seine Kraft und bei der Neuwahl des Rats im Februar 1534 erhielten sie die Mehrheit. Sie machten einen ihrer Fanatiker des Namens Knipperdolling zum Bürgermeister und verjagten nach einer Offenbarung ihres Propheten die Nichtwiedergetauften aus der Stadt, die sie plünderten und in der sie nun ihr tausendjähriges Reich aufrichteten. Die Stadt bot bald einen Anblick, wie er nur einmal in der Geschichte, in Paris während der Herrschaft der Kommune im Jahre 1871, sein Gegenbild gefunden hat. Denn bald legten sich Truppen des Bischofs und benachbarter Fürsten, kölnische, clevische vor die Stadt. Hier waren im Dom die Bilder und was sonst den Wiedertäufern abgöttisch erschien, zerstört worden, und

nachdem Mathiesen bei einem Ausfall umgekommen war, kam sein Apostel, Jan von Leyden, obenauf, ein verschlagener Lüstling, der jetzt daran ging, das Reich Gottes auf Erden einzurichten. Nach alttestamentlichem Muster bestellte er zwölf Älteste und richtete Gesetzestafeln auf, es gab etwas wie einen sozialistischen Staat. Die ganze Bevölkerung bildete eine große Familie, jedes Handwerk ward als ein Amt betrachtet und verrichtet, alles übte sich in den Waffen. Und bald erfolgte eine Offenbarung, daß es in dem neuen Jerusalem wie im alten Israel einem Manne erlaubt sein müsse, mehrere Frauen zu haben. Eine Opposition, die sich jetzt gegen den Wahnwitz regte, wurde blutig niedergeschlagen und eine weitere Offenbarung stellte den Schneider aus Leyden als König an die Spitze, der zum Zeichen seiner Würde an goldener Kette die Weltkugel trug, einen Harem nach König Salomos und Davids Art hielt und, wo er Widerstand vermutete, ohne weiteres das Schwert brauchte. Die Belagerung schritt langsam fort, während in der belagerten Stadt der fanatische Wahn seinen blutigen Traum weiterträumte. Hilfe von außen war nicht zu erwarten, obgleich es nirgends an heimlichen Gesinnungsgenossen fehlte und in dieser Zeit in Amsterdam das Rathaus durch Überraschung auf kurze Zeit den dortigen Wiedertäufern in die Hände fiel; die von Münster ausgesandten Apostel aber wurden alle ergriffen, und, wie sich denken läßt, machte man kurzen Prozeß mit ihnen. Allmählich wirkte bei der engen Einschließung auch der Hunger auf die Stimmung und manche begannen wie Israel in der Wüste sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückzusehnen. Ein Verräter fand sich, der in einer Juninacht 1535 heimlich ein Tor öffnete und Feinde einließ, die dann weitere Zugänge öffneten. Noch kam es in den Straßen der Stadt zu einem heftigen Kampfe, bei dem auch Rottmann gefallen sein soll; die Häupter, der König Johann selbst, Knipperdolling und sein Kanzler Krechting, wurden gefangen, nach der barbarischen Justiz der Zeit gerichtet, gefoltert, enthauptet, die Leichen in einem eisernen Käfig am Turm der Lambertuskirche aufgehängt. Daß die siegreiche Reaktion nicht bei der Ausrottung

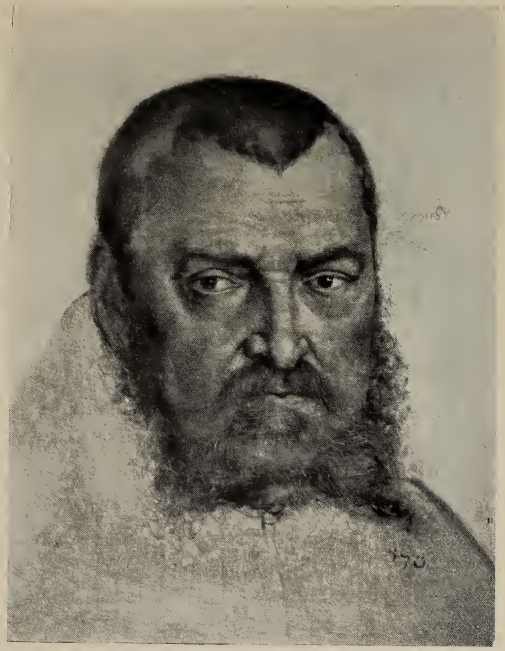
der Wiedertaufe stehen blieb, läßt sich denken: auch dem Evangelium war die Stadt Münster und damit der größte Teil Westfalens verloren.

Den allgemeinen Fortschritt der Reformation hemmte nur wenig dieses blutige Seitenstück zu dem großen Bauernaufruhr, der zehn Jahre früher getobt hatte. Im ganzen nördlichen Deutschland war ihre Sache siegreich, und in den Städten verband sie sich meist mit der demokratischen Opposition der Bürgerschaft gegen die aristokratischen Elemente, den Rat, die alten Patrizierfamilien, den Adel des Umlands, die Herren vom Domkapitel: so auch in Lübeck, wo 1529 das Neue siegte und die Partei der Evangelischen zwei Führer fand in Georg Wullenweber, dem Bürgermeister, und einem in mancherlei Fahrten erprobten Kriegsmann Marx Meier. Die alten Tage der Hansa, die längst unter dem Zusammenwirken der veränderten Weltlage von ihrer Höhe herabgesunken war, erneuerten sich in den kühnen Taten und noch kühneren Plänen der beiden hochstrebenden Männer: mit Macht griff die Stadt ein in die nordischen Händel, die sich an die Ereignisse in Kopenhagen, den Sturz Christians II und die Auflösung der kalmarischen Union anschlossen. Das Glück aber blieb ihnen nicht treu. Nach einer Niederlage durch den Feldherrn des im Jahre 1534 von den dänischen Ständen erwählten Königs Christian III von Holstein erfolgte der Umschlag. Der vorlängst vertriebene Bürgermeister kehrte zurück, der alte Rat wurde hergestellt, Lübeck mußte 1536 Frieden schließen und Wullenweber wurde 1537 zu Wolfenbüttel hingerichtet. Die Augsburgische Konfession aber wurde dort behauptet.

Eben das Jahr 1535, in dem die Katastrophe in Westfalen erfolgte, ließ sich für die evangelische Sache sonst verheißungsvoll an. Am 11. Juli dieses Jahres starb der mächtigste und feindseligste Gegner des Evangeliums, der Kurfürst Joachim I von Brandenburg: er machte freilich der Sache, die er vertrat, nicht viel Ehre, hatte ihr aber unverbrüchliche Treue gehalten und ihren Gegnern einen ebenso unverbrüchlichen Haß bewiesen. Seinen Nachfolger hatte er noch in seiner letzten Zeit ausdrücklich ver-

pflichtet, den alten Glauben im Lande aufrecht zu halten. Allein dieser, sein Sohn Joachim II, konnte bei seiner eigenen Gesinnung und der Stimmung des Landes dieser töricht auferlegten Verpflichtung nur so weit Rechnung tragen, daß er zunächst noch eine Politik der Vermittlung und einen sehr langsamen und hinhaltenden Gang einhielt: von seinem Beitritt zum Schmalkaldischen Bund konnte noch nicht die Rede sein. Beachtenswert war, daß in diesem selben Jahr ein wichtiges dogmatisches Werk eines Franzosen, die Institutio christianae religionis Johann Calvins, erschien: im Geist der neuen, von Papsttum und Rom freien Auffassung des Christentums, die nun, nachdem schon 1521 Melanchthon in seinen loci communes rerum theologicarum den Anfang gemacht hatte, mehr und mehr die Überlegenheit dieser Auffassung auch in wissenschaftlicher Ausprägung geltend machte. Eine Reise des Landgrafen Philipp von Hessen und im November desselben Jahres des Kurfürsten Johann Friedrich nach Wien deutete auf ein günstiges Verhältnis zu König Ferdinand, der ihres guten Willens bei der steten Bedrohung seines ungarischen Königreichs bedurfte; der lästige Punkt des Nürnberger Friedens, der die Duldung nur auf die damaligen Anhänger der Augsburger Konfession beschränkte, blieb unbeachtet; der Beitritt zum Schmalkaldischen Bund wurde von den Protestanten allen ihren Gesinnungsgenossen unter den Ständen offen gehalten und dieser Bund im Dezember auf zehn Jahre verlängert. Zahlreich erfolgten dann im April 1536 auf dem Tage zu Frankfurt diese Beitritte: Württemberg, Pommern, Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Kempten: und gegen Ende des Jahres gelang es sogar, unter dem Einfluß des erprobten und eifrigen Vermittlers Martin Bucer, bei einer Zusammenkunft der Theologen zu Wittenberg eine Einigung der lutherischen und der reformierten Theologen zustande zu bringen, bei der nur noch der eine Punkt, ob auch die Gottlosen im Abendmahl Leib und Blut Christi empfingen, zweifelhaft blieb: dieser Wittenberger Konkordie gab auch Luther jetzt seine Unterschrift und seinen Segen.

Der Kaiser Karl war während dieser ganzen Zeit nicht in der



Markgraf Joachim II von Brandenburg
Gemälde von Lukas Cranach d. J.
(Kgl. Gemäldegalerie Dresden)

Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz
Gemälde von Bartel Beham (Gemäldegalerie Augsburg)

König Ferdinand I in jungen Jahren
Gemälde von Bartel Beham (Kais. Gemäldegalerie Wien)

Herzog Wilhelm IV von Bayern
Gemälde von Hans Wertinger (Kgl. Pinakothek München)

Lage, unmittelbar in die Entwicklung der Dinge in Deutschland einzugreifen, und die Verhältnisse zwangen ihn, die religiöse Frage vorzugsweise von ihrer politischen Seite anzufassen. Jener Damenfriede von Cambray hielt bis zum Jahre 1536 vor und zu unmittelbaren Feindseligkeiten kam es nicht. Allein der Gegensatz blieb, und Franz I hatte überall die Hand im Spiele, wo etwas gegen Habsburg zu machen war. Wir sahen ihn die Unternehmung zugunsten des Herzogs Ulrich von Württemberg unterstützen; mit den Führern des Schmalkaldischen Bundes stand er im Verkehr; den ungarischen Gegenkönig Zapolya, den Schützling der Osmanen, begünstigte er: als Karl im Jahre 1534 sich genötigt sah, gegen einen gefürchteten Korsarenhäuptling, der die Küsten des Mittelmeers heimsuchte und unsicher machte, Chaireddin Barbarossa, und gegen Tunis, das in dessen Gewalt war, einen Zug zu unternehmen, bei dem Tunis erobert wurde, fand man auf dem Schloß Kanonen mit dem Lilienzeichen der Franzosen (1535); französische Gesandte traf man in dem Lager Solymans. Ein schwerer Schlag für die kirchliche Politik Karls war ferner die veränderte Stellung des Königs von England. Heinrich VIII war mit einer nahen Verwandten des Kaisers, Katharina von Aragonien, vermählt: und dieser Verteidiger des Glaubens hatte sich seit dem Jahre 1533 auf seine Weise und aus wenig löblichen Gründen der Los-von-Rom-Bewegung zugewendet, allerdings nicht im Sinn der deutschen Reformation, vielmehr aus sehr anderen Gründen. Da er den päpstlichen Dispens für Auflösung seiner Ehe mit Katharina nicht erlangen konnte oder der Papst zu lange damit zögerte, heiratete er ohne solche, auf Gutachten einiger Universitäten gestützt, die Frau, die seine Leidenschaft entzündet hatte, und hielt bei diesem Bruch mit der päpstlichen Autorität zwar an den Dogmen der alten Kirche fest, löste aber, und dies im Sinne eines großen Teils der englischen Nation, die Verbindung der englischen Kirche mit der allgemeinen, sagte sich los von Rom. Diese Sache berührte den Kaiser in seiner Verwandten persönlich und der Papst Clemens VII hatte sich dabei zweideutig benommen.

Clemens starb im Jahre 1534; ein Farnese, Paul III (1534—39), folgte. Dieser ging auf den Gedanken des Kaisers, die Religionssache auf einem Konzil auszutragen, bereitwillig ein; es ereignete sich sogar das Wunderbare, daß im Jahre 1535 ein päpstlicher Legat, Vergerius, Wittenberg besuchte und mit Luther ein Zusammentreffen oder eine Zusammenkunft hatte, die in höflichen Formen sich vollzog, aber, wie natürlich, zu nichts führen konnte. Auf den Mai 1537 schrieb Papst Paul III in der Tat ein Konzil nach Mantua aus. Die Stellung des Kaisers war zweideutig und mußte den Protestanten so erscheinen; sein Vizekanzler Held, der in Deutschland mit ihnen unterhandeln sollte, intrigierte zugleich mit den Häuptern der katholischen Partei. Dies führte auf der einen Seite im Februar 1537 zu einer Versammlung in Schmalkalden, auf der auch Held erschien und auf der sowohl die Hilfe gegen die Türken als das Konzil abgelehnt wurde, auf der andern kam im Juni 1538 zu Nürnberg ein katholischer Gegenbund zum Abschluß, — ein heiliger Bund oder eine christliche Einigung der Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, des bayerischen Herzogs Wilhelm IV, der seit dem Tod seines Bruders Ludwig (1534) allein regierte, Herzogs Georg von Sachsen, Erichs und Heinrichs von Braunschweig. Mittlerweile war seit 1536 der Krieg mit Frankreich wieder im Gange. Die habsburgischen Waffen waren nicht glücklich und der Krieg wurde auf Andringen des Papstes zwar nicht durch einen Frieden, aber doch durch einen Waffenstillstand unterbrochen, der zu Nizza auf die Dauer von zehn Jahren geschlossen wurde und dann auch bis zum Jahre 1542 sich hielt. So waren die Dinge noch immer nicht zu einem energischen Vorgehen gegen die Protestanten angetan, das allerdings den letzten und innersten Gedanken Karls bildete. Ganz besonders glücklich für sie ließen sie sich im Jahre 1539 an. Der Kaiser rief Held ab, und im April kam ein Abkommen mit einem andern kaiserlichen Bevollmächtigten zustande, zu Frankfurt, das man den Frankfurter Anstand nennt: hier war von der Beschränkung des Nürnberger Friedens auf

die im Jahre 1532 dem Augsburger Bekenntnis Beigetretenen nicht mehr die Rede und die beim Reichskammergericht anhängigen Prozesse wurden auf achtzehn Monate suspendiert.

In denselben Tagen, 17. April 1539, starb der älteste und überzeugteste Feind Luthers und seiner Sache, der Herzog Georg von Sachsen, ein beschränkter, aber sonst kein übler Herr, der in seinem Hause vom Unglück verfolgt wurde. Seine vier Söhne starben ihm hinweg, einer nach dem andern, und keiner hinterließ Nachwuchs: dem verfluchten Feigenbaum des Evangeliums verglich ihn Luther, der doch eine gewisse Sympathie für den ehrlichen Feind empfand. Nach dem Tode des letzten seiner Söhne hatte Herzog Georg noch den unglücklichen Gedanken, sein Land dem König Ferdinand zu hinterlassen für den Fall, daß sein Erbe, sein Bruder Heinrich, vom rechten Glauben abfalle. Fürstenrecht, Vernunft und die allgemeine Stimmung des Landes, die längst nach Einführung der Reformation verlangte, machten dies von vornherein unausführbar, ja undenkbar, und der Erbe, Heinrich von Leipzig, indem er alsbald von dem Lande Besitz nahm, zögerte nicht, die Reformation auch in diesem Teile des vereinigten albertinischen Sachsens durchzuführen: dem Schmalkaldischen Bunde gehörte er schon seit zwei Jahren an. Im November tat auch Joachim II von Brandenburg den entscheidenden Schritt. Mit seinem Hofe nahm er in der Nikolaikirche zu Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Die Mäßigung, mit der er diesen Übertritt bewerkstelligte, die Beibehaltung nicht weniger der hergebrachten Zeremonien, half ihm nicht viel: zu Rom hat man zu allen Zeiten an dem Grundsatz, wer nicht für mich ist, der ist wider mich — alles oder nichts — festgehalten. Dem Schmalkaldischen Bunde trat er nicht bei; indes verstärkte sich dieser noch im gleichen Jahre durch Holstein, dessen Herzog König Christian III von Dänemark war.

Einen bösen Flecken warf auf die protestantische Partei, obgleich sie daran sehr unschuldig war, eine Handlung des Landgrafen Philipp, welche kindisch genug noch in unsern Tagen gelegentlich in der Polemik gegen den Protestantismus verwendet worden ist. Philipp war vermählt mit einer Tochter des Herzogs Georg von

Sachsen, die er nicht liebte: seine leidenschaftliche Natur und starke Sinnlichkeit wie die in dieser Hinsicht sehr laxe Moral an den deutschen Fürstenhöfen trieben ihn zu Ausschweifungen, die ihm dann doch, denn er war kein schlechter Mensch, wieder ernste Gewissensnöte verursachten. Er konnte nicht mehr zum Abendmahl gehen und suchte einen Ausweg, der, wie ihm vorkam, im Alten Testament stets ohne Skrupel beschritten, im Neuen Testament nicht ausdrücklich verboten sei: eine zweite Frau neben der ersten zu haben. Vergebens waren die Abmahnungen und Warnungen der Wittenberger Theologen, Luthers und Melanchthons, die schließlich in ihrem Gutachten zugaben, daß die Bigamie weniger schlimm sei als die zügellosen Ausschweifungen: daraufhin ließ Philipp sich mit der Erwählten, einem Fräulein von der Saal, durch seinen Hofprediger trauen, in Gegenwart Bucers und Melanchthons. Die Mitwissenden hatten strenge Geheimhaltung bedungen, aber wie ließe sich eine so grobe Abweichung von der Sitte und Vergehen gegen ein positives Gesetz geheim halten? Die Sache kam bald aus und wurde von den Gegnern, deren viele kein innerliches Recht hatten, den Stein auf den Sünder zu werfen, mit giftigem Eifer benützt: die politische Folge aber war, daß der Landgraf, der hier die Gnade des Kaisers brauchte, diesem in der nächsten Zeit sich näherte und sich mit dem anderen Haupte des Bundes, dem Kurfürsten von Sachsen, überwarf, der die Sache, wie natürlich, mit dem äußersten Widerwillen hatte geschehen lassen.

Da dem Kaiser die politische Lage ein energisches Vorgehen gegen die protestantischen Fürsten und den Staat im Staate, den sie bildeten, noch immer nicht gestattete, standen die nächsten Jahre unter dem Zeichen der Religionsgespräche: zu Hagenau und zu Worms wurden solche abgehalten und das wichtigste am 27. April 1541 zu Regensburg eröffnet. Diese Gespräche hatten, wie begreiflich, nicht den Beifall des Papstes und auch die Häupter der katholischen Partei, die Männer der „christlichen Einigung", waren ihnen nicht günstig gesinnt: es gab da nichts zu disputieren und zu diskutieren: doch erweckte jenes zu Regensburg einen Augenblick Hoffnungen, freilich

nur auf den Anfang einer Verständigung. Den Vorsitz führten der kaiserliche Minister Granvella und der Pfalzgraf Friedrich, der gleich seinem Bruder, Kurfürst Ludwig, dem Evangelium geneigt, aber bis dahin noch in der katholischen Kirche verblieben war; die Kollokutoren waren neben Eck, dem wohlbekannten, der überall mit dabei war, zwei gemäßigte Männer der alten Richtung, der Erasmianer Julius Pflug und Johann Gropper, auf protestantischer Seite Melanchthon, Martin Bucer, der bewährte Vermittler, und Johann Pistorius. Auch der päpstliche Legat Contarini war ein Mann, dem es um christliche Wahrheit ernstlich und ehrlich zu tun war. Über einen wichtigen streitigen Artikel, die Lehre von der Rechtfertigung, und noch manchen anderen einigte man sich in der Tat. Aber der trennende Graben war dennoch nicht zu überbrücken — es kamen die Artikel von der Kirche an die Reihe, es kam der von der Transsubstantiation und hier scheiterte aller gute Wille und alle Dialektik. Gleichwohl war der Reichstagsabschied in Regensburg für die Protestanten sehr günstig: als Beisitzer und Richter beim Kammergericht durften auch Anhänger der Augsburgischen Konfession präsentiert werden. Das hatte seinen guten Grund. Nach dem im Juli 1540 erfolgten Tode des ungarischen Prätendenten Zapolya machte Solyman Miene, das ungarische Land, ohne auf den kleinen Sohn seines Schützlings weiter Rücksicht zu nehmen, als türkische Provinz zu organisieren. Der Krieg erneuerte sich, im August 1541 wurde Ofen von den Türken eingenommen, und auf der anderen Seite des großen Kriegsschauplatzes im Kampf von Islam und Christentum, der westlichen, scheiterte im Oktober desselben Jahres ein zweiter Zug des Kaisers gegen Tunis durch die Ungunst der Jahreszeit und Stürme vollständig. Karl selbst hatte sich dabei als Führer durch Standhaftigkeit und Heroismus im Ertragen von Entbehrungen bewährt.

Die Abwesenheit des Kaisers, also die Lähmung durch die türkische Macht, welche bald noch fühlbarer wurde durch den im Jahre 1542 sich erneuernden Krieg mit Frankreich, den dritten oder, wenn man den Waffenstillstand von Nizza als Frieden rechnet, den vierten der herkömmlichen Zählung (1542—44), gestattete den

Protestanten, sich vollends des ganzen nördlichen Deutschlands zu versichern, und sie verfuhren dabei ohne Skrupel. Es bestand eine alte Zwietracht zwischen dem Landgrafen Philipp und dem Herzog Heinrich von Braunschweig, bei welcher persönliche Feindschaft der beiden leidenschaftlichen Männer ebenso vielen Anteil hatte als ihre verschiedene Stellung in der religiösen Frage. Auch mit dem Kurfürsten Johann Friedrich kam der Braunschweiger in Konflikt und dieser Streit wurde in Schriften geführt, die nach unsern Begriffen von Gemeinheiten strotzen und selbst das in jener Zeit übliche und erträgliche Maß überschreiten; den Gipfelpunkt dessen, was die deutsche Sprache an Grobheit leisten kann, erreichte Luthers im Jahre 1541 erschienene gegen Herzog Heinrich gerichtete Schrift „Wider Hans Worst". An Stoff fehlte es beiden Parteien nicht. Unter anderem hatte der Braunschweiger ein katholisches Seitenstück zu des protestantischen Landgrafen Doppelehe geliefert: er hatte neben seiner rechtmäßigen Gemahlin ein Hoffräulein als Mätresse; um mit ihr weiter leben zu können, ließ er sie zum Schein sterben und begraben, während sie auf Schloß Stauffenberg munter weiterlebte und Heinrichs Besuche empfing. Händel mit den Städten Braunschweig und Goslar gaben den beiden protestantischen Fürsten den Anlaß zu tätigem Eingreifen; sie sammelten ein Heer und fielen ins herzogliche Gebiet ein: Heinrich mußte flüchten und das Land wurde nun nach protestantischer Ordnung eingerichtet. Vergeblich fällte das Reichskammergericht den Spruch, daß Heinrich wieder in sein Land eingesetzt werden müsse: die evangelischen Stände benützten diesen Urteilspruch nur, um in aller Form dem Kammergericht aufzusagen, dessen Entscheidungen sie nicht anerkennen könnten (1542). Neue bedeutungsvolle Übertritte fanden statt: Regensburg, die Oberpfalz, Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg; auch in den österreichischen Erblanden unter Ferdinands Augen breitete sich die Neuordnung aus. Hochgefährlich aber war, was seit einiger Zeit im Gebiete von Köln im Gange war. Kein Geringerer als der Kurfürst-Erzbischof von Köln, der erste unter den geistlichen Reichsfürsten, Hermann von Wied, war in vollem Zuge, eine Reformation auf Grund des Augsburger Bekennt-

nisses im Erzstift durchzuführen: und im Februar 1543 nahm auch ein zweiter Dynast in jener niederrheinischen Gegend, der Herzog Wilhelm von Cleve und Geldern, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Die Religionsgespräche hatten zu keinem Ergebnis geführt, weder Luther noch der Papst wollten etwas davon wissen. Auch dem Kaiser war es schwerlich sehr ernst damit, sie waren nur ein Mittel, den Papst in der Angelegenheit der Berufung eines Konzils geschmeidiger zu machen. Vier Artikel waren verglichen, er legte sie dem Reichstag in Regensburg vor, aber im Fürstenrat war die Mehrheit gegen die Einigung und gegen die kaiserliche Politik: gleichwohl war, wie erwähnt, der Reichstagsabschied den Protestanten günstig. Die Verhandlungen der Kollokutoren wurden als schätzbares Material für das Konzil überwiesen, der Nürnberger Friede bestätigt, die Prozesse am Kammergericht und die Achtserklärungen blieben suspendiert und der Kaiser fügte dem im Juli 1541 die Erklärung hinzu, daß auch Angehörige der Augsburger Konfession als Beisitzer des Kammergerichts präsentiert werden könnten. Seine Politik aber hatte freilich ein doppeltes Gesicht: er erneuerte zugleich mit den katholischen Fürsten den Nürnberger Bund von 1538, der ja kein Angriffsbund zu sein brauchte.

So gingen die Dinge noch eine geraume Zeit weiter. Im Sommer 1543 befand sich Kaiser Karl in großer Bedrängnis und seine Politik war weitab von ihrem eigentlichen und letzten Ziele. Erfolge gegen einzelne der gegen ihn zusammenstehenden Gegner, wie im August die Demütigung des Herzogs von Cleve, wurden durch die Allianz der beiden großen Feinde, der Franzosen und der Türken, aufgewogen, deren vereinigte Flotte am 20. August Nizza nahm, und um diese niederzuringen, bedurfte er ausgiebiger deutscher Hilfe, die er augenblicklich billiger auf dem protestantischen Markte kaufen konnte als auf dem katholischen. Denn dort hatte er etwas zu bieten, den Katholischen nichts, als was sie so schon besaßen: auch war es ein einleuchtendes Interesse der Herzoge von Bayern, der Führer der katholischen Partei im Reich, die habsburgische Macht nicht allzuhoch anschwellen zu lassen. So gestaltete sich denn auf dem Reichstag zu Speyer, der im Februar 1544

eröffnet wurde, im Sommer des Jahres die Lage der Protestanten noch günstiger als je: Erneuerung des Kammergerichts ward zugesagt, Ausgleichung des religiösen Zwiespaltes auf einem gemeinen freien christlichen Konzil oder demnächst zu berufenden neuen Reichstag in Aussicht genommen, die Erhaltung der mit dem eingezogenen Kirchengut in den protestantischen Ländern gegründeten Anstalten, Schulen, Hospitäler wurde nicht angefochten. Auf der andern Seite ward stattliche Hilfe zum Kriege mit Frankreich bewilligt und der Kaiser konnte ein Heer von vierzigtausend aufstellen. Gegen jenen Reichstagsabschied protestierte der Papst und in der Tat erschien in ihm der katholische Standpunkt aufgegeben.

Diese Einräumungen hatten ihren Grund darin, daß der Krieg mit Frankreich bis dahin einen für die kaiserlichen Waffen ungünstigen Verlauf genommen hatte: namentlich in Italien hatten sie im April eine schwere Niederlage erlitten, dies aber änderte sich jetzt durch die den Protestanten günstige Wendung, die er seiner Politik gab. Er konnte nun, während der König von England, diesmal sein Verbündeter, von Nordwesten, von Calais her gegen Paris operieren sollte, mit seinem Heer von vierzigtausend von Osten her demselben Ziele zustreben. Und ungewöhnlich gut ging der Zug diesmal vonstatten, die Marne abwärts: die Hoffnung schien berechtigt, daß Karl V bald als Sieger in die Hauptstadt seines Gegners einziehen werde. Allein es kam anders: man vernahm bald mit Erstaunen, daß jetzt eben Friede gemacht werde. Zu Crespy, Departement Oise, im September 1544 wurde er abgeschlossen. Er war für die Franzosen sehr glimpflich, die gegenseitigen Eroberungen wurden zurückgegeben, eine dynastische Heirat ward ausgemacht, welche die Streitpunkte in Italien und in den Niederlanden beseitigen sollte, Vermählung von Franz' I zweitem Sohn, dem Herzog von Orleans, entweder mit einer Tochter des Kaisers oder König Ferdinands: in jenem Falle Ausstattung des Paares mit den Niederlanden, in diesem mit Mailand. Für Deutschland von besonderem Interesse war abermals der Artikel, in welchem Franz Hilfe gegen die Türken und seine Mitwirkung zur Wiedervereinigung des Glaubens versprach.

24. Der Schmalkaldische Krieg. Niederlage und Rettung des Protestantismus: Augsburger Religionsfriede.

Das Ziel der Wiedervereinigung der Konfessionen, die Herstellung der kirchlichen Einheit war denn auch der eigentliche Beweggrund, der Karl zu jenem von der papistischen Partei ihm schon lange nahegelegten, unerwarteten, ja plötzlichen Friedensschluß mit Frankreich bestimmte. Seine Politik hatte ihn gezwungen, seither an sich zu halten, um protestantische Fürsten zu Verbündeten zu gewinnen oder sie wenigstens von Verbindung mit seinen Gegnern abzuhalten. Allein seine Gesinnung hatte sich seit den Tagen des Wormser Edikts nicht geändert, und alles, was seither geschehen, hatte nur gedient, seinen Haß gegen die Neuerung zu nähren. Die Protestanten bildeten jetzt im Reich einen Staat im Staate, und in dem Mittelpunkt seines Kaisertums war dieses fast ein leerer Name geworden. Und noch war des Abfalls kein Ende abzusehen. Die tiefere, man darf sagen die eigentlich deutsche, die religiöse Seite der Bewegung verstand er gar nicht, er war in der dumpfen Religiosität aufgewachsen, die dem Hause als Erbteil geblieben ist; er warf sich, wo ihn eine unerwartete Nachricht traf oder eine besondere Sorge einen Entschluß erheischte, vor dem Muttergottesbild im Nebenzimmer auf die Knie und übte pünktlich die äußeren Pflichten der Kirche. Sein Kaisertum war mit der Kirche und ihrer Idee aufs engste verbunden, und diese Kirche war ohne den Papst nicht denkbar, der ihm der Statthalter Christi blieb, mochte er oft genug auch mit den Trägern der Tiara, den italienischen Fürsten und Politikern, die diese zugleich waren, in kriegerische Konflikte kommen. Er hatte Religion, auf seine Weise, und ein Gewissen, und dessen Stimme verband sich mit dem Ehrgeiz seiner kaiserlichen Stellung als oberster Schirmvogt der Kirche: und sowenig dieser kränkliche,

schweigsame, stets überlegende und berechnende Mann von Leidenschaft zu haben schien, so ist doch anzunehmen, daß tief in seinem Herzen das Verlangen nach dem Augenblick brannte, wo er seine Macht gegen diejenigen würde brauchen können, die ihn hinderten, wirklich Kaiser, weltliches Haupt der Christenheit zu sein. Und das Recht dazu hatten sie ihm offenbar gegeben: trotz aller Zugeständnisse hatten sie ihn doch nur lau unterstützt, seine Mandate für nichts geachtet, auch, wo es ihrer Sache paßte, das Recht gebrochen, wie etwa 1541 bei der Bischofswahl in Naumburg, wo Kurfürst Johann Friedrich den in jeder Hinsicht einwandfreien Julius Pflug eigenmächtig durch einen Freund Luthers, Amsdorf, verdrängt hatte. Der Rechtsordnung, dem Reichskammergericht, fügten sie sich nicht, dem Konzil, mit dem jetzt endlich Ernst gemacht wurde und das doch, wenn irgend etwas, sofern es noch eine Christenheit gab, die letzte Instanz bildete, versagten sie sich und die Dinge wurden nur schlimmer und schlimmer. Der Herzog Heinrich von Braunschweig, der, um sein Land wiederzuerobern, eine Truppenmacht gesammelt hatte, wurde jetzt (1545) vollends überwältigt und als Gefangener auf eine hessische Festung gebracht: vor allem aber zwei Kurfürstentümer waren aufs höchste gefährdet: Friedrich von der Pfalz, der 1544 seinem Bruder gefolgt war — er hatte soeben, 3. Januar 1546, auch selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen —, und Hermann von Wied, der Kurfürst von Köln, waren in vollem Zuge des Reformierens.

Der letztere konnte sich auf einen Artikel im Regensburger Reichstagsabschied berufen, in welchem den Prälaten gestattet oder aufgegeben war, an den ihnen Untergebenen eine christliche Reformation aufzurichten, ein Wort, aus dem man freilich alles machen konnte. Auf einem Landtag März 1542 zu Bonn teilte Kurfürst Hermann den Ständen des Stiftes seine Absicht mit, fand Billigung bei seinen weltlichen Ständen, Widerstand bei der Geistlichkeit, dem Domkapitel und beim Rat der Stadt Köln, berief Bucer, der sich aufs Formulieren verstand, und weiterhin Melanchthon: im Juli 1543 auf einem neuen Landtag legte er den von ihnen ausgearbeiteten Entwurf der neuen Ordnung den versammelten Ständen vor.

Und obgleich der Widerstand sich verstärkte und die Opponierenden, Domkapitel, Geistlichkeit, Magistrat und Universität von Köln, protestierten, war doch die Gefahr groß, daß die Neuerung in diesem bei der Nachbarschaft der Niederlande doppelt wichtigen Lande durchdringe. Der Erzbischof trat in Verbindung mit den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes: die Lage ward immer gespannter.

Auf den März 1545 hatte der Papst ein Konzil nach der zum Deutschen Reiche gehörenden Stadt Trient ausgeschrieben; am 24. März wurde zu Worms der Reichstag durch König Ferdinand eröffnet; im Mai kam der Kaiser selbst. Daß die entscheidende Zeit nahte, ließ sich nicht verkennen, und den Protestanten gegenüber zeigte Karl sich hier als der überlegene Staatsmann. Die Aufgabe stand ihm jetzt klar vor Augen — für die Behauptung seiner kaiserlichen Autorität oder vielmehr deren Wiederherstellung wenn nötig die Waffen zu brauchen —, also den Krieg vorzubereiten, bis dahin die Opposition mit Worten, nochmals mit Verweisung auf einen neuen Reichstag, ein Religionsgespräch und dergleichen hinzuhalten. Er hatte den Vorteil einheitlichen Wollens, die vom Augsburger Bekenntnis handelten ohne Plan und Einheit. An ihrer Spitze standen zwei Häupter, die übel zusammenstimmten: der Landgraf Philipp, klar, entschlossen, energisch — der mächtigere, Kurfürst Johann Friedrich, ein Zauderer, mehr Theolog als Staatsmann oder gar Kriegsmann, pedantisch, formalistisch und doch nach Art solcher Naturen gelegentlich gewalttätig und auf seine Autorität eifersüchtig, also mißtrauisch und eigensinnig, dabei ganz von seinem Doktor Martinus abhängig, der in jener Zeit einen sehr verhängnisvollen Einfluß übte. Das Wort allein sollte es ausrichten: allein das Bibelwort ist etwas sehr anderes, als die heftigen und bitteren und selbst als die guten Worte der lutherischen Schriften es sind. Luther merkte den Widerspruch gar nicht, der in der maßlosen Sprache seiner Schriften und der Scheu vor den Mitteln lag, mit denen in dieser Welt die Ideen durchgefochten werden müssen. In seinem Los-von-Rom war er so entschlossen als je. Er hatte die Brücken alle abgebrochen, von den Kompromissen und

Religionsgesprächen war er soweit entfernt als möglich. „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet" lautete der Titel einer heftigen Schrift oder Schmähschrift, die im Anfang des Jahres 1545 erschien, während er in einer andern „Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament des Abendmahls" in nicht minder beleidigender Weise gegen die zwinglisch Gesinnten ausfiel, dabei aber seiner früheren Denkweise gemäß seinen Kurfürsten von jeder kriegerischen Vorbereitung abmahnte. Dessen Verhältnis zum Landgrafen, der die Torheit dieses Verfahrens, in Worten und Lehrmeinungen tapfer und herausfordernd, in Taten lässig und zaghaft zu sein, völlig erkannte, ward mehr und mehr ein gespanntes. Da war es für die Sache kein Schade, für Luther selbst ein Glück, daß er den Ausbruch dieses Krieges, der unaufhaltsam herandrang, nicht mehr erlebte. Am 18. Februar 1546 zu Eisleben, wo er in Angelegenheiten seiner Heimat, der Grafen von Mansfeld, sich aufhielt, starb Martin Luther. Ein Ja auf die von Dr. Jonas an ihn gerichtete Frage, ob er auf Christus, auf der von ihm gepredigten Lehre beständig bleiben wollte, war sein letztes Wort: das Vertrauen auf den schließlichen Sieg dessen, was ihm als evangelische Wahrheit aufgegangen war, hatte ihn keinen Augenblick verlassen. Am 22. Februar ward die Leiche des großen Mannes, der in sehr schlichten äußeren Formen eine große weltgeschichtliche Sendung erfüllt hatte, zu Wittenberg beigesetzt. Die Bewegung, die achtundzwanzig Jahre früher durch seine Thesen entbunden worden war, bedurfte seiner leiblichen Gegenwart nicht mehr. Sie konnte vorübergehend Niederlagen erleiden — besiegen, unterdrücken ließ sie sich nicht mehr.

Die Dinge nahmen jetzt einen entschiedenen Gang. Ein Reichstag, auf den April 1546 ausgeschrieben, trat zusammen, auf dem der Kaiser, aber keiner der protestantischen Führer erschien: der Kaiser war entschlossen und war gerüstet; ein Vertrag mit dem Papst sicherte ihm eine stattliche Geldhilfe und zwölftausend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Reiter an Hilfstruppen: mit dem Herzog Wilhelm von Bayern hatte er sich verständigt. Die Schleier fielen: als die Delegierten der Protestanten, die in Frankfurt eine Ver-

sammlung gehalten, mit der Erklärung, das Konzil nicht anerkennen zu wollen, und mit der Frage nach dem Zweck der Rüstungen vor ihn traten, konnte er sich vor ihnen des Lachens nicht enthalten, und im Juni erklärte er öffentlich vor dem Reichstag seine Absicht, einige Störer des öffentlichen Friedens zur Pflicht zurückbringen zu wollen. Der Krieg, den man den schmalkaldischen nennt, brach aus: der Kaiser hütete sich wohl, klug und scharfsichtig wie er war, die Religion bei der Gelegenheit zu erwähnen. Er ward ärgerlich, als der Papst mit einer plumpen Kreuzzugsbulle seine Zirkel störte: das mußte sich finden, wenn nur erst der Sieg errungen war. Am 20. Juli, von Regensburg aus, erließ er die Acht wider den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen. Allein die Truppen, die er von den verschiedenen Seiten, Italien, den Niederlanden, Böhmen, erwartete — trotz der Wahlkapitulation, in der er sich verpflichtet hatte, niemals ein fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu ziehen —, waren noch nicht zu einem Heere vereinigt, und die Protestanten, jetzt von ihren Täuschungen befreit, hätten, da ihre Kriegsmacht rascher beisammen war als die kaiserliche, die besten Chancen für sich gehabt. Ein Feldherr von echter Art, der Augsburger Stadthauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach, an der Spitze der oberländischen Truppen und der Befehlshaber der herzoglich württembergischen Truppen, Hans von Heydeck, waren zum Handeln bereit und Schärtlin machte einen kühnen Vorstoß gegen Süden, besetzte die wichtige Stellung der Ehrenberger Klause, so daß das Konzil von Trient vor der nahenden Gefahr erschrocken sich aufzulösen begann: sein Plan war, den italienischen Truppen, die der Papst unter Alexander Farnese sandte, vor ihrer Vereinigung mit dem kaiserlichen Hauptheere entgegenzutreten. Aber er wurde zurückgerufen, da man Ferdinand, den Herrn von Tirol, nicht reizen wollte. Ebenso wurde der Plan eines Handstreiches auf das kaiserliche Hauptquartier zu Regensburg aus Rücksicht auf den Herzog von Bayern verworfen, dessen Gebiet man nicht betreten wollte. Der unglückliche Dualismus der Kriegführung, der Eigensinn und die Unfähigkeit des Kurfürsten begann zu wirken.

Der Krieg entschied sich in zwei Gängen in den Herbstmonaten 1546 und den Frühlingsmonaten 1547. Die tapferen Worte sparte der Kurfürst nicht „an Karl, der sich den Fünften und römischen Kaiser nennt“: zu einer Feldschlacht, zu der den Schmalkaldenern ihre anfängliche Überlegenheit an Zahl riet, ließ der Kaiser es nicht kommen. Der Kriegsschauplatz war die Gegend an der mittleren Donau, Regensburg, Donauwörth, Nördlingen, Ulm, Giengen; in Operationen ohne ernstlichen Kampf erschöpfte sich die Kraft beider Streitenden; der entscheidende Schlag aber, der den Feldzug an der Donau gegen die protestantische Sache entschied, fiel an einer andern Stelle. Der Kaiser, dem sich die katholischen Fürsten im allgemeinen versagten, hatte Verbündete aus dem Lager der Augsburger Religionsverwandten selbst: neben dem Kurfürsten Joachim II von Brandenburg, der die kaisertreue Politik seines Hauses auch in dieser Krisis nicht verleugnete, den Herzog Moritz von Sachsen, Sohn und Nachfolger Heinrichs, einen jungen, ehrgeizigen, hochbegabten Fürsten, der noch zu einer großen und besonderen Rolle in diesen Verwicklungen berufen war. 1521 geboren, hatte er sich früh, im Türken- und Franzosenkrieg, den beiden habsburgischen Brüdern nützlich gemacht; er stand längst schlecht mit seinem Vetter, dem Kurfürsten: er war wie sein Land protestantisch, aber durchaus Politiker und vielleicht sah er, daß die Verhältnisse bei den Schmalkaldischen nicht danach angetan waren, ihre Sache siegreich durchzuführen. Der Kaiser, bei dem er in höchsten Gnaden stand, hatte ihm die Vollstreckung der Acht an dem Kurfürsten aufgegeben. Jetzt, im Oktober, führte er den Auftrag aus, indem er seinem Vetter ins Land fiel und dieses mit Ausnahme weniger Städte besetzte. Diese Diversion im Rücken der Protestanten entschied den Feldzug an der Donau. Das vom Kurfürsten und Landgrafen geführte Heer trennte sich von dem oberländischen und zog nach Norden; der ganze Süden mußte sich jetzt der kaiserlichen Übermacht unterwerfen. Der Herzog von Württemberg, die Städte, erst die kleinen, Biberach, Ravensburg, Kempten, Nördlingen, dann die großen, Ulm, Augsburg, Straßburg,

Frankfurt, unterwarfen sich: sie mußten sich erniedrigen, die kaiserliche Gnade anrufen oder anflehen: um Christi Willen, wie der Herzog Ulrich, der freilich besonders viel auf dem Kerbholz hatte, an den Kaiser schrieb. Sie zahlten schwere Strafsummen, lieferten ihr Geschütz aus, mußten kaiserliche Besatzungen aufnehmen: doch verfuhr Karl im ganzen schonend und vorsichtig und die Religion ließ er klüglich ganz aus dem Spiel. Dazu war es noch nicht Zeit, und nicht dem Papste zu Gefallen führte er diesen Krieg. Auch der Kurfürst von Köln, längst vom Papst abgesetzt, räumte jetzt sein Land und überließ das Stift einem Nachfolger, August von Schauenburg.

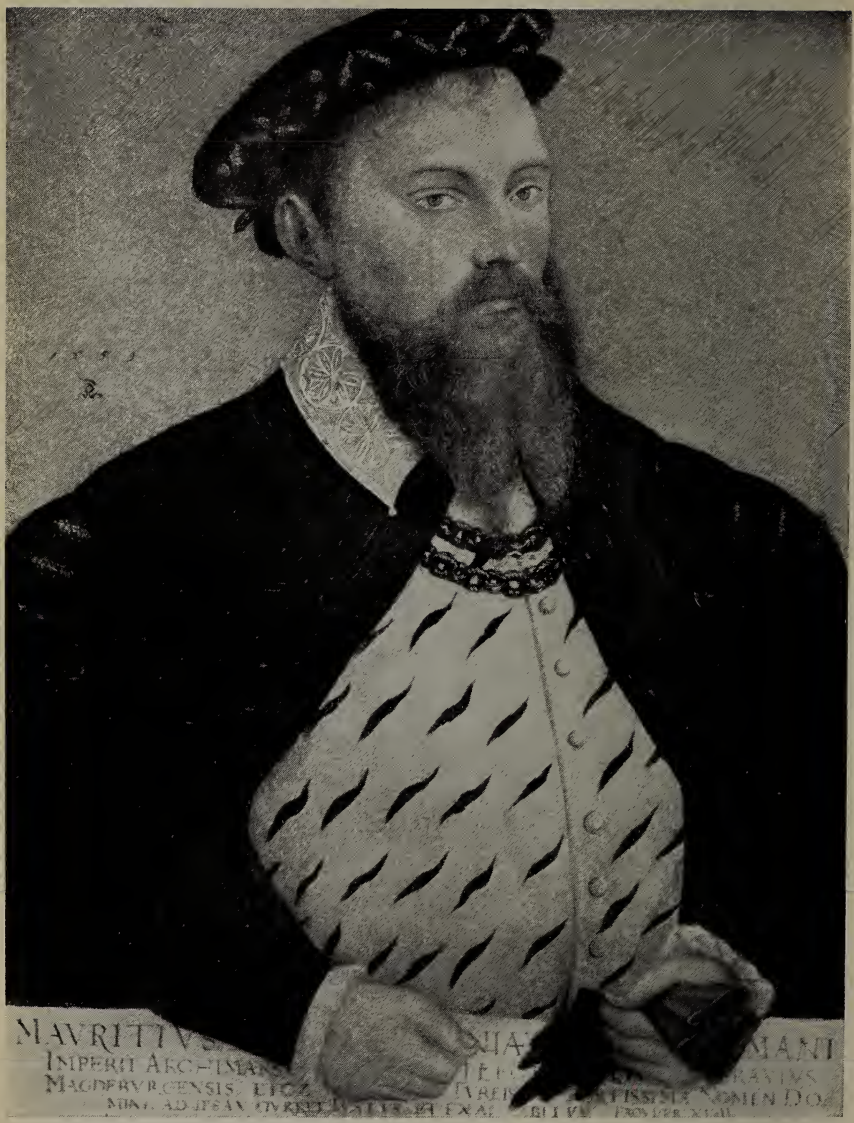
Der zweite Akt vollzog sich in Sachsen. Johann Friedrich, vom südlichen Kriegsschauplatz zurückgekehrt, verfügte immer noch über zwanzigtausend Mann, mit denen noch alles zum Guten hätte geführt werden können, zumal es ihm gelang, seinem Vetter, Herzog Moritz, in der Besetzung der wichtigen Stifte Halberstadt und Magdeburg zuvorzukommen; auch sein Land eroberte er ohne viel Mühe zurück. Herzog Moritz konnte von seinem Freunde, dem König Ferdinand, keine Hilfe erhalten, weil in Böhmen die utraquistischen Ideen aufs neue aufflammten und die Stadt Prag und der böhmische Adel einem Krieg gegen den Verfechter des Evangeliums, den Kurfürsten, sich versagte; er hatte Sachsen verlassen, das seine Stellung und Parteinahme mißbilligte, und sich nach Böhmen begeben. Am 5. April 1547 traf in Eger auch der Kaiser ein, der nun an der Elbe, am linken Ufer des Flusses, hinab ins Gebiet des Kurfürsten zog: dieser benützte keinen der Vorteile, welche ihm die Lage auch jetzt noch geboten hätte. Die Katastrophe erfolgte am rechten Ufer des Flusses am 22. April bei Mühlberg. Dort hörte, es war ein Sonntag, der fromme Kurfürst noch die Predigt, während die Kaiserlichen mit der Losung „Hispania und das Reich" ihren Übergang über die Elbe auf der noch nicht abgetragenen Schiffbrücke bewerkstelligten, die der Kurfürst vor kurzem selbst benützt hatte. Der Kampf, soweit es zum Kämpfen kam, war sehr ungleich, eine ungeheure Übermacht gegen wenige Tausende, der Kaiser selbst zur Stelle. Mit wenigen hundert Reitern hielt

Johann Friedrich noch aus, bis er selbst umzingelt war und sich, als ein Edelmann von Herzog Moritz' Gefolge herankam, dem er sich mit Ehren ergeben konnte, gefangen geben mußte: noch auf freiem Felde, an einer leichten Wunde blutend, wurde er von einem ungnädigen Kaiser empfangen und dann dem Herzog von Toledo, dem berühmten spanischen Feldherrn Alba zur Bewahrung übergeben. Karl gewährte sich selbst oder seinem spanischen und italienischen Gefolge die Genugtuung, in seinem Lager vor Wittenberg das Todesurteil über den Geächteten fällen zu lassen, was diesen, als es ihm überbracht wurde, nicht aus seiner phlegmatischen Ruhe aufstörte, da es doch nicht vollzogen werden konnte: er befand sich eben beim Schachspiel mit Herzog Ernst von Braunschweig, als ihm der Brief überbracht wurde, den er, ohne die Partie zu unterbrechen, wie ein gewöhnliches Papier zur Seite legte. Am 19. Mai aber unterschrieb er die Wittenberger Kapitulation, welche ihm die härtesten Bedingungen auferlegte — Aufenthalt am Hofe des Kaisers, solange dieser es notwendig finde; Anerkennung des Kammergerichts; Verzicht auf die Kurwürde mit dem betreffenden Landgebiete, die beide auf den Herzog Moritz übertragen wurden — dieser führte bereits den Titel, es war, wie die Besiegten sich ausdrückten, sein Judaslohn. Den Kindern Johann Friedrichs wurden einige Städte und Ämter vorbehalten: die Zersplitterung des Besitzes der ernestinischen Linie, das Verhängnis des wettinischen Hauses, machte aufs neue Fortschritte, der berühmte Sachsenname haftete nun an der albertinischen Linie, in deren Politik aber auch kein Segen war. Johann Friedrich fügte sich dem ohne Schwierigkeit, aber in der Religionssache, der Unterwerfung unter das Konzil, gab er, ein beschränkter, aber ein Mann von Charakter, nicht nach: und der Kaiser seinerseits, dessen Geduld und Deferenz der Papst immer wieder auf harte Proben stellte, ließ auch die Augsburgische Religionsübung in Wittenberg ruhig ihren Gang gehen. Er besuchte sogar die Schloßkirche, in der Luther begraben lag: den Elenden, die, wie Herzog Alba, die Ausgrabung der Gebeine des großen Ketzers verlangten, soll er das Wort erwidert haben,

Kaiser Karl V auf dem Schlachtfelde von Mühlberg
Gemälde von Tizian (Prado-Museum Madrid)

Kaiser Karl V im Jahre 1548
Gemälde von Tizian, gelegentlich des Augsburger Reichstages von 1548 gemalt
(Kgl. Pinakothek München)

Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen im Jahre 1548
Gemälde von Tizian, gelegentlich des Augsburger Reichstages von 1548 gemalt
(Kaiserl. Gemäldegalerie Wien)



Kurfürst Moritz von Sachsen
Gemälde von Lukas Cranach d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Dresden)

daß er nicht Krieg mit den Toten führe und daß Luther ja seinen Richter habe. Ein schönes und edles Wort, aber kaum im Sinne der papistischen Partei und der von ihr mehr und mehr beherrschten Kirche, die bekanntlich und bis zur heutigen Stunde ihren erbitterten Krieg auch gegen die Toten und diesen Toten besonders fortsetzte.

Noch galt es, das zweite Haupt der besiegten Partei, den Landgrafen, zu demütigen, den Karl, und nicht mit Unrecht, am meisten haßte, — war er es doch, der so oft im Lauf der langen Jahre die Kreise seiner Politik gestört hatte. Philipps Lage war verzweifelt und der Kaiser verlangte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade. Joachim von Brandenburg und der neue Kurfürst Moritz, des Landgrafen Schwiegersohn, übernahmen die Vermittlung. Sie handelten im Vertrauen, es mit einem für gemeine Rache zu hoch stehenden Herrscher zu tun zu haben, wohl zu sorglos. Der Landgraf erschien mit einem Geleitsbrief für die Reise und auf Grund einer ihm von den Vermittlern vorgelegten Kapitulationsurkunde, wo es hieß, er solle weder an Leib noch an Gut, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit einigem Gefängnis beschwert werden, wie bestimmt, in Halle, und war um seine Freiheit unbesorgt. In der Residenz dort am 19. Juni und vor einer stattlichen Versammlung in feierlicher Weise geschah der Akt der Unterwerfung: der Landgraf ließ sich vor dem Kaiser auf die Knie nieder, der ihm seine lächelnde Miene mit einem strengen Wort verwiesen haben soll. Die Abbitte des Landgrafen und die kaiserliche Antwort wurde verlesen. Die gewöhnliche und früh in Umlauf gesetzte Erzählung, daß man durch eine Rasur aus „einigem Gefängnis“ „ewiges Gefängnis“ gemacht habe, entspricht nicht der historischen Wahrheit. Gleichwohl besteht kein Zweifel, daß spanische Hinterlist und Doppelzüngigkeit im Spiel war, wenn nicht bei Karl, so doch bei seinem Minister Granvella und bei Herzog Alba. Es war ein ähnliches Spiel, wie dasjenige, mittelst dessen sich der letztere später in Brüssel Egmonts und Hoorns bemächtigte. Der Herzog Alba lud die beiden Fürsten mit dem Landgrafen zur Abendtafel und erklärte, als die beiden Kurfürsten

spät in der Nacht aufbrachen, daß der Landgraf zurückbleiben müßte. Eine heftige Szene folgte, aber es war nicht anders; Philipp wurde einer spanischen Wache übergeben und für niederträchtige weitere Behandlung des Gehaßten und Gefangenen bürgte die kleine Seele Karls und die Gemeinheit seiner Werkzeuge.

So stand jetzt Karl auf der Höhe seines Lebens, und es galt, den großen Sieg, dem in Deutschland nur noch ganz vereinzelter und passiver Widerstand geleistet wurde, auszunützen. Dies geschah zunächst auf dem Reichstag, der am 1. September zu Augsburg von ihm eröffnet wurde. In weltlichen Dingen erlangte er ohne Mühe einige wichtige Erfolge. Seine Erblande, die Niederlande, zu einem burgundischen Kreise vereinigt, traten in den Verband des Reichs, ohne doch dessen Ordnungen, wie dem Kammergericht und anderen, unterworfen zu sein, hatten aber durch ihren Erbherrn Sitz und Stimme auf den Reichstagen und das Reich war verpflichtet, sie zu schützen: man hat einen Plan vor sich, wie er später im neunzehnten Jahrhundert in einer andern schwachen Stunde der Nation von der habsburgischen Politik verfolgt wurde, und nicht ganz ohne Aussicht war, allen österreichischen Besitz in den Deutschen Bund aufzunehmen und so Deutschland für alles österreichische Recht und Unrecht in seinen außerdeutschen Ländern mit einstehen zu lassen. Die Neubesetzung des Kammergerichts wurde für diesmal dem Kaiser anheimgestellt, Geld wider die Türken und zu einem Römerzug bewilligt, eine Reichskriegskasse begründet, und der Gedanke des Kaisers begann durchzuscheinen, die Erbfolge im Reich für seinen Sohn Philipp zu gewinnen. Schwieriger aber noch immer war die Lösung der Religionsfrage. Hier fiel ins Gewicht, daß die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst nur von kurzer Dauer gewesen war. Dieser hatte sein Hilfskorps, sobald es anging, vom kaiserlichen Heere abgerufen und hatte zwar am 13. Dezember 1545 das Konzil in Trient eröffnet, aber es einen der kaiserlichen Politik sehr wenig förderlichen Gang nehmen lassen. Fast nur von spanischen und italienischen Prälaten besucht, ließ es das Reformieren beiseite und begann dagegen die Dogmen der

Kirche in einem dem Augsburger Bekenntnis möglichst schroff entgegentretenden Geiste festzustellen — die Apokryphen zum Kanon gehörig, die Vulgata maßgebende Autorität, die Tradition gleich verbindlich wie die heilige Schrift: schon machte sich hier der Einfluß eines neuen Ordens geltend, den ein Spanier gegründet und der einige Jahre vorher die päpstliche Sanktion erhalten hatte: er nannte sich die Kompanie Jesu und war von kampflustigem Geist gegen die Ketzerei erfüllt. Der Papst verlegte unter nichtigen Vorwänden die Versammlung nach Bologna, und es blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als daß er selbst die Regulierung des Religionszustandes innerhalb des Reiches, und zwar in der Form eines Provisoriums, wie es ja im Grunde schon drei Jahrzehnte dauerte, in die Hand nahm — wie dies auch, nur auf andere Weise, der Wunsch der Protestanten sein mußte. Es geschah durch ein Dekret, das im Mai 1548 in den Reichstagsabschied aufgenommen wurde, durch das sogenannte Augsburger Interim. Dieses beruhte auf einem Elaborat, bei welchem gemäßigte katholische Theologen, wie der jetzt in sein Bistum Naumburg eingesetzte Julius Pflug, und geschmeidige protestantische Theologen, wie der Hofprediger des Kurfürsten Moritz, Agricola, zusammengewirkt hatten. Ein wunderbares Ding, diese kaiserliche Religion in sechsundzwanzig Artikeln: Kirchenverfassung, Siebenzahl der Sakramente, Transsubstantiation aufrecht erhalten, doch Priesterehe und Abendmahl unter beiderlei Gestalt gestattet. Allein die Durchführung dieses Kompromisses zwischen Feuer und Wasser stieß auf Schwierigkeiten, die sich nicht bewältigen ließen. Wo kaiserliche Truppen in der Nähe waren, unter der Wucht der jüngst erlittenen Niederlage, fügte man sich; die lutherischen Prediger wurden ausgewiesen oder räumten freiwillig ihre Stellen. Doch blieb es nicht ganz bei dem passiven Widerstand, und die größte Verlegenheit kam dem Kaiser von der altgläubigen Seite, dem Papst und den katholischen Fürsten, wie dem Herzog von Bayern, denen es ganz und gar nicht paßte, daß die schon ohnehin für den Augenblick übermächtige kaiserliche Autorität sich auch auf dieses Gebiet erstreckte,

und die darin ihr Interesse mit dem päpstlichen übereinstimmend fanden: auf sie, so war ihr Standpunkt, die niemals von der Lehre und dem Brauche der heiligen Kirche abgewichen waren, könne das Interim sich nicht beziehen. Wie wenig guter Wille vorhanden war, ohne den doch eine Maßregel dieser Art nicht durchführbar ist, zeigte sich darin, daß der Fürst, auf den der Kaiser für sein Regiment in Deutschland besonders angewiesen war, und der sein volles Vertrauen, ja selbst, soweit ein Mann wie Karl der Freundschaft zugänglich war, seine Freundschaft genoß, Kurfürst Moritz von Sachsen, die Einführung in seinem Lande nicht wagte, sondern von einigen Theologen, unter denen man mit Bedauern auch den stets nachgiebigen Melanchthon findet, ein abgeschwächtes Interim, das Leipziger, ausarbeiten ließ; dabei spielte ein neuer ethischer oder theologischer Begriff eine Rolle: der der Mitteldinge, auf die es nicht ankomme, von denen das Heil nicht abhänge, der *ἀδιάφορα* oder gleichgültigen Gegenstände, die zugelassen werden könnten. Auch hier zeigte Melanchthon, der für die rauhe Welt, die ihn umgab, zu zart besaitete und über die Vorurteile der vielen erhabene Gelehrte, sich schwach und allzu nachgiebig: der unbeugsam starke Geist, dem er sich seither untergeordnet hatte, fehlte ihm und er fühlte sich wie erleichtert. Im allgemeinen aber bestanden die Prediger und Führer ehrenvoll die ihnen auferlegte Probe. Sie unterwarfen sich weder dem Augsburger noch dem Leipziger Interim: auch der Gefangene des Kaisers, Johann Friedrich, nicht, und nur der Landgraf, dessen tatkräftig leidenschaftliche Natur nach Befreiung lechzte, hatte Anwandlungen der Schwäche. Noch war auch nicht das ganze Deutschland besiegt. Die Städte im Norden, die der habsburgischen Macht schwerer zugänglich waren, Hamburg, Bremen, Braunschweig, und ihnen allen voran das noch während des Krieges geächtete Magdeburg verwarfen das Interim, das, wo noch ein freies Wort möglich war, mit grimmigem Hohn und grober Streitschriftensprache angefallen, überall, weil mit der sehr sichtbaren und fühlbaren spanischen Fremdherrschaft verbunden, als eine der deutschen Nation angetane Schmach empfunden wurde.

Auf dem Reichstag, der im Juli 1550, wiederum in Augsburg, eröffnet wurde, schritt der Kaiser auf seinem Wege weiter. Papst Paul III, mit dem er nicht zurecht gekommen, war im November 1549 gestorben, der neue Papst, Julius III, im Februar 1550 gewählt, ließ sich besser an. Er verlegte das Konzil von Bologna nach Trient zurück, das heißt, er berief es dahin auf den Mai 1551, und der Kaiser verlangte nun von den deutschen Ständen die Anerkennung dieses Konzils, als der letzten Instanz in Sachen kirchlicher Reform und mithin auch der Beilegung der Religionswirren in Deutschland. Allerdings wies er ihm auch die Aufgabe zu, zu reformieren, freilich so wie er dies verstand, in dem Sinn und in den Grenzen, die er mit dem Worte verband, nämlich in der Beschränkung auf die Abstellung von Mißbräuchen, Gravamina, die er niemals verkannt hatte, wie sie niemand verkennen konnte. In der Tat erschienen jetzt neben den Spaniern und Italienern auch die deutschen Bischöfe in Trient und im Januar 1552 auch, dem Kaiser nicht unwillkommen, protestantische Prokuratoren von Württemberg und von Sachsen; sie traten nicht ohne Energie auf. Auf jenem Augsburger Reichstag aber wurde vom Kaiser noch der Antrag vorgelegt, daß nach seinen Tagen sein Sohn Philipp zum römischen Kaiser gewählt werden möge.

Doch ein großer Umschlag stand dieser spanischen Politik bevor. Bei der Bezwingung der Schmalkaldischen Bundesmacht hatte der junge Herzog Moritz, dem im Jahre 1548 auf dem Augsburger Reichstag seine Belohnung, die sächsische Kur, durch feierliche Übertragung bestätigt worden war, wie erwähnt, das Beste getan und sich auch seitdem als wesentliche Stütze der kaiserlichen Politik erwiesen. Seine Persönlichkeit muß so gewinnend gewesen sein, daß Karl, der sonst solchen Gefühlen wenig Einfluß gestattete, eine wirkliche Zuneigung zu ihm hegte. Er sah nicht, daß er hier einen Politiker vor sich hatte, der nicht nur in den kleinen Mitteln und Ränken der sogenannten hohen Politik vollkommen zu Hause, sondern vor allem dem Kaiser und seinesgleichen dadurch überlegen war, daß ihn die Vorurteile des alten Kirchentums nicht

mehr beschränkten, und der darüber vollkommen im klaren war, was die Nation bedurfte und die Zeit verlangte — daß die Herstellung der kirchlichen Einheit eine Schimäre und daß das einzig zu erstrebende, weil einzig erreichbare Ziel die reichsgesetzlich gesicherte, von jeder Entscheidung eines Konzils unabhängige Anerkennung des Protestantismus, der Augsburger Konfession von 1530, war. Er erkannte auch, daß dies Ziel mit Halbheiten wie die, mit denen der letzte Krieg geführt worden, nicht zu erreichen sei. Es kam dazu, daß durch die Gefangennahme seines Schwiegervaters, des Landgrafen, und durch die Art, wie dieser in der Gefangenschaft gehalten wurde, seine persönliche Ehre gekränkt wurde, daß er selbst — der Judas von Meißen, wie sie ihn nannten — im ganzen protestantischen Deutschland aufs tiefste verhaßt war und daß dieser Haß ihm gelegentlich verderblich werden könne. Auf geradem Wege und bald nicht einmal mehr geheim ging er auf das Ziel los. Er wußte, daß das ganze Territorialfürstentum, auch die katholischen Stände, die kaiserliche Übermacht nur ungern trugen, daß des Kaisers Bruder Ferdinand, der keineswegs ohne Ehrgeiz für sich selber war, über den Plan der Erbfolge Philipps und der Verdrängung der deutschen Linie des habsburgischen Hauses durch die spanische grollte, daß die gesamte Nation die Fremdherrschaft, die fremden Truppen im Reich entgegen der Wahlkapitulation, nur mit Zähneknirschen ertrug, und daß ein Schlag gegen den Kaiser alle seine Gegner in der weiten Welt aufs neue unter die Waffen rufen würde. Die Vollstreckung der Acht gegen Magdeburg war ihm übertragen; er erhielt dadurch das nötige Geld zu Rüstungen, schloß auch die Stadt ein, welche die Belagerung standhaft aushielt und mit der er sich dann insgeheim verständigte: am 6. November 1551 unterwarf sie sich. Er hatte sich mittlerweile mit seinem Schwager Wilhelm von Hessen, dem Sohne Philipps, mit dem Markgrafen Johann von Küstrin, dem Herzog von Mecklenburg und einigen anderen verständigt, und diese Verbundenen trugen kein Bedenken, auch Frankreich mit in die Verschwörung einzubeziehen. Mit den Bevollmächtigten Hein-

richs II, der im Jahre 1547 auf Franz I gefolgt war, schlossen sie, zu Friedenwalde Ende 1551, einen Subsidienvertrag, den der König am 15. Januar 1552 zu Chambord unterzeichnete. Dieser Vertrag gestand dem König von Frankreich das Reichsvikariat in Metz, Toul, Verdun, Cambray zu: er würde heute als Landesverrat bezeichnet werden müssen, wenn nicht was längst vorher, was gleichzeitig und was nachher von deutschen Territorialherren und von halb deutschen, halb römischen geistlichen Fürsten getan und geplant wurde, zur Erklärung und einiger Entschuldigung diente. Vor allem aber: die habsburgische Fremdherrschaft lastete bereits in sehr greifbarer Gestalt auf Deutschland und die Politik war ohnehin längst ein so verwickeltes und verworrenes Geschäft, daß mit einfacher Redlichkeit und Pflichterfüllung nicht mehr durchzukommen war. Aber die Sache ward immer durchsichtiger und nur der Kaiser verschloß sein Auge, ja mehr: gerade die Offenheit, mit der Moritz verfuhr, täuschte ihn; er vertraute diesem blind und nahm ihm nicht einmal den Vorwand, indem er den Landgrafen freigab oder zum mindesten anständig behandelte: er traute ihm, den Reichsfürsten und deutschen Fürsten überhaupt, die er doch selbst zum Äußersten gebracht hatte, einen so genialen schlechten politischen Streich gar nicht zu. Allein es war in der Tat an dem. Mit gesammelter Macht, nachdem Sachsen und Hessen ihre Stände in Kenntnis gesetzt hatten, erschienen im März die Verbündeten im Felde. Schon im Anfang April zogen sie in Augsburg ein, und auch eine französische Macht rückte jetzt gegen die deutsche Grenze. Sie erließen ein Manifest, in welchem sie gegen die Infamie der Gefangenschaft des Landgrafen und die „viehische und erbliche Servitut", die auf die Deutschen gelegt werden solle, ihren bewaffneten Protest erhoben. Der Kaiser hatte nur wenig Truppen zu nächster Verfügung; er war von dem Ereignis überrascht und fassungslos. Wie er nach Beistand und Hilfe ausschaute, so zeigte sich, daß auch im Lager der Altgläubigen keine Hand für ihn sich rührte, daß man sich heimlich sogar des gelungenen Anschlags freute; auch sein Bruder Ferdinand, der mit Moritz befreundet war und

den sich Karl durch sein Thronfolgeprojekt entfremdet hatte, versagte sich ihm. Und diesmal hatte er einen andern Gegner als im Jahre 1546, einen Gegner, der was er begonnen ohne Zögern und ohne Skrupel, wie damals es hätte geschehen sollen, durchführte und vor keinem Äußersten zurückscheute, und wenn es die Gefangennehmung des Kaisers selbst wäre. Er gab keinen Waffenstillstand, und nachdem er am 18. Mai eine geringe kaiserliche Streitmacht bei Reutte leicht zersprengt hatte, drang er rasch weiter. Der Kaiser befand sich in Innsbruck; der Paß, die Ehrenberger Klause, ward erstürmt: der kurze Aufenthalt, den hier eine Meuterei der Landsknechte herbeiführte, die ihren Sturmsold für die eben vollbrachte Waffentat verlangten, gab dem Kaiser noch die Zeit zu flüchten. Mit geringer Begleitung, krank, in einer stürmischen Nacht brachten sie den römischen Kaiser über die Berge nach Villach in Kärnten; seinen Gefangenen oder seinen Geisel Johann Friedrich hatte er noch in Innsbruck frei gegeben; Moritz zog in Innsbruck ein, das Konzil stob auseinander. Der ungeheure Schlag war gelungen, gesühnt, was Moritz im Jahre 1546 gesündigt haben mochte.

Und nun war es möglich, den Gedanken durchzuführen, der wie in unsern Tagen der deutsche Einheitsgedanke in der damaligen Zeit und in den damaligen Notwendigkeiten unabweisbar gegeben war. Er bestand darin, den religiösen Gegensatz als eine nicht mehr zu ändernde Tatsache anzuerkennen und zwischen den streitenden Parteien einen dauernden Frieden auf reichsgesetzlicher Grundlage zu errichten: unabhängig von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung der Getrennten — unabhängig also von der Kirche.

Zunächst trat im Mai 1552 eine Anzahl namhafter deutscher Fürsten zu Passau zusammen. Die Protestanten und ihr entschlossener, klarer und zielbewußter Führer beherrschten jetzt die Lage. Der Kaiser mußte nachgeben: Freigebung des Landgrafen und allgemeine Amnestie, Gleichberechtigung der Protestanten und Religionsfriede bis zum nächsten Reichstage ward verabredet: also nur ein Vorläufiges, aber eine Grundlage, auf der die Fürsten

sich mit König Ferdinand einigten. Dieser Vertrag von Passau wurde am 15. August auch vom Kaiser vollzogen.

Er tat es, wie begreiflich, nicht mit gutem Willen. Er suchte aus der unwürdigen Stellung, in der er sich befand, herauszukommen, denn er hatte auf den kaiserlichen Gedanken noch keineswegs verzichtet. Der Friedensschluß mit dem deutschen Gegner machte ihm möglich, jetzt den Kampf gegen die Franzosen und gegen die Osmanen in dem vierten der französischen Kriege aufzunehmen. Allein das Glück hatte ihn verlassen. Der Versuch, Metz wieder zu gewinnen, scheiterte an der geschickten Verteidigung des französischen Befehlshabers Herzogs von Guise, und auch gegen die Türken hatte man keinen dauernden Erfolg, wenn auch einige augenblickliche, bei denen Kurfürst Moritz mitwirkte, der nach Fertigstellung des Passauer Vertrags dem König Ferdinand zu Hilfe zog. Das Projekt, der spanischen Linie, seinem Sohne Philipp, die Nachfolge im Reich zu verschaffen, hatte Karl nun dahin modifiziert, daß nach seinem Tode Ferdinand zum Kaiser, Philipp zum römischen König gewählt werde. Allein wie hätte sich dies durchsetzen lassen? Die deutschen Fürsten alle und die ganze protestantische Partei mißtraute ihm und die letzten Jahre hatten im Volk den spanischen Namen aufs äußerste verhaßt gemacht.

Zum Abschluß kam der Gedanke, der dem Passauer Vertrage zugrunde lag, erst im Jahre 1555 auf einem Reichstag in der für die kirchlichen Entwicklungen so wichtig gewordenen Stadt Augsburg.

Der geniale Staatsmann, der den Gedanken des Religionsfriedens so weit zum Ziele geführt hatte, daß er nicht mehr scheitern konnte, erlebte den Abschluß nicht mehr. Eine große Fehde, die letzte in der alten Art, hatte sich im Herzen von Deutschland erhoben durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, eine rohe Soldatennatur, der die Zugehörigkeit zum Augsburger Bekenntnis und die Gunst, in die ihn seine Unentbehrlichkeit als Führer und Werber von Söldnern beim Kaiser setzte, zu Brandschatzung und Raubzügen gegen die Bischöfe von Bamberg und von Würzburg und gegen die Stadt Nürnberg mißbrauchte: gegen dessen gottlosen

Landfriedensbruch hatte sich eine Anzahl Fürsten unter Moritz und Ferdinand im Jahre 1553 vereinigt. Das von Moritz geführte Heer kam bei Sievershausen im Lüneburgischen über den Frevler. Der Markgraf, dem mit dem Beinamen Alcibiades wohl zuviel Ehre geschieht, erlitt hier eine Niederlage und mußte, nachdem ihm noch einige weitere Schläge beigebracht worden waren, 1554 nach Frankreich flüchten. Aber jener Sieg war teuer erkauft: in der Schlacht hatte Moritz eine tödliche Wunde empfangen, der er, erst zweiunddreißig Jahre alt, am 11. Juli 1553 erlag. Er hatte genug getan, um eine bedeutende Stelle im Gedächtnis der Nation zu finden: dies vielversprechende Regentenleben war jetzt jäh abgebrochen und dieser frühe Tod hinderte ihn vielleicht auf dem Wege zu wirklicher Größe, die man in der Welt doch nur dauernder und schöpferischer Tätigkeit zuschreibt. Auf den Namen eines großen Mannes hat er keinen oder nur insofern Anspruch, als ein Notwendiges, dessen die deutsche Nation dringend bedurfte, durch ihn soweit gefördert worden war, daß es nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Dieses Notwendige war die Befreiung eines großen Teils dieser Nation vom Papst in Rom und damit die Anerkennung, daß es in Gottes reicher Welt nicht bloß eine Kirche geben kann, geben darf.

Karl V selbst konnte sich nicht überwinden, diesen notwendigen Schritt selbst zu vollziehen. Den entscheidenden Reichstag eröffnete König Ferdinand am 5. Februar 1555. Er hatte Vollmacht von seinem Bruder und versuchte, pfiffig, aber nicht klug, die Frage des Religionsfriedens mit der einer Erneuerung des Landfriedens und einer Verbesserung der Exekutionsordnung zu vermischen. Allein die Protestanten, an deren Spitze einige Männer von Charakter und ernster Überzeugung standen, wie der Herzog Christoph von Württemberg, der Nachfolger Ulrichs, und Moritz' Nachfolger, August von Sachsen, waren wachsam. Sie drangen auf ausdrücklichen Religionsfrieden und es traf sich glücklich, daß die ihrer Natur nach schlimmsten Feinde religiöser Überzeugung — die sich allmählich gegenüber der Religion der bloßen Überlieferung erhob —, die päpstlichen Legaten, durch das Ableben des Papstes Julius III

nach Rom zum Konklave abgerufen wurden. So kam nach und nach das Werk zustande, nicht ohne Mühe, wie sich denken läßt, und ein sehr unvollkommenes, aber gleichwohl eine große Errungenschaft: ein fester und immerwährender Friede, der Geltung haben solle, auch wenn eine Ausgleichung des religiösen Zwiespaltes nicht zustande komme. Kein Stand des Reiches solle den andern wegen der Religion beeinträchtigen dürfen, und das solle für die Anhänger der Augsburgischen Konfession den Katholiken gegenüber gelten wie auch umgekehrt. Kirchengut, das bis zum Passauer Vertrag eingezogen worden, soll dem jetzigen Besitzer verbleiben, Untertanen, die ihres Glaubens wegen in ein anderes Gebiet ziehen wollen, dürfen auswandern, unter billigem Abkommen hinsichtlich ihrer seitherigen Pflichten; das Reichskammergericht, an dem fortan auch protestantische Richter sind, soll auf diesen Frieden verpflichtet werden. Aber freilich waren noch große Lücken in diesem Friedenswerke. Es war ein Abkommen zwischen den katholischen Ständen und denen des Augsburgischen Bekenntnisses; von den Reformierten, die doch schon einen sehr wesentlichen und wichtigen Bestandteil des Protestantismus bildeten, war nicht die Rede; die Freiheit, unangefochten in seiner Religion zu leben, war nicht ein Recht des einzelnen, sondern der Körperschaften, der Stände, und dies eröffnete und sanktionierte das heillose Prinzip, daß der Landesherr die Religion des Landes bestimme: und dem gegenüber blieb den Untertanen nur das kümmerliche Recht oder die Möglichkeit, dem Glaubenszwang, dem Tode oder Kerker oder sonstiger Verfolgung, durch unangefochtene Auswanderung zu entgehen. Unverglichen aber blieb vor allem *ein* Punkt, der für die künftige friedliche Entwicklung keine günstige Aussicht eröffnete und bei dem auch in der Tat keine rechtliche Festsetzung möglich war. Es mußte sich im Laufe der Verhandlungen mit Notwendigkeit die Frage erheben: was hat zu geschehen, wenn ein mit Regierungsrechten bekleideter Geistlicher, ein Bischof, Erzbischof, Reichsabt, von der katholischen Seite zur Augsburgischen Konfession übertreten will? Folgt ihm dann, wie im Jahre 1525 dem Hochmeister des Deutschen Ordens,

das Gebiet und wird weltliches Territorium — womöglich, wenn der übertretende Geistliche heiratet, mit einer erblichen Dynastie? oder verzichtet er durch seinen Übertritt eo ipso wie auf seine geistliche so auch auf seine weltliche Macht und Rechtstellung? Die Frage, wie man sieht, war rechtlich, juristisch, gar nicht zu entscheiden: es gab kein Recht für Fälle, die der Gesetzgeber zu der Zeit, in der das Recht geschöpft wurde oder sich bildete, gar nicht hatte voraussehen oder voraussetzen können. Die Katholiken konnten mit vollem Recht geltend machen, daß, wenn den drei Erzbischöfen und fünfzig Bischöfen des Reichs das Recht zustehe, ihr Gebiet durch ihren Beitritt zur Augsburger Konfession in ein weltliches Gebiet und sich selbst in weltliche Fürsten und Herren zu verwandeln, dies gewissermaßen eine Prämie auf solche Übertritte setzen heiße: und die Protestanten konnten umgekehrt sagen, daß gewissermaßen eine Strafe auf solchem Übertritt stehe, wenn mit der kirchlichen Würde der Verzicht auf Landesregierung und Besitz, der Verzicht auf fürstliche Macht und Stellung verbunden sei. Der kritische Artikel also — es ist der Artikel 18 — blieb unverglichen und an seine Stelle wurde eine Erklärung des Königs Ferdinand als Bevollmächtigten des Kaisers, ein „geistlicher Vorbehalt" gesetzt, der wichtig genug ist, um im Wortlaut vergegenwärtigt zu werden: „Wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer geistlichen Standes von unserer alten Religion abtreten würde, daß derselbige sein Erzbistum, Bistum, Prälatur und andere Beneficia, auch damit alle Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohne einige Verwiderung und Verzug, jedoch seinen Ehren ohnnachteilig, verlassen, auch den Kapituln und denen es von gemeinen Rechten oder der Kirchen und Stift Gewohnheiten zugehört, eine Person, der alten Religion verwandt, zu wählen und zu ordnen zugelassen sein." So wurde der Friede geschlossen und verkündigt in der üblichen feierlichen Form: „Wir Ferdinand von Gottes Gnaden Römischer König usw. bekennen öffentlich und tun kund Allmänniglich" — —

Der erste Akt in dem großen Drama, das mit dem 31. Oktober 1517 begonnen hatte, war damit beendigt.

25. Die Friedenszeit und die Gegenreformation (1555–1618).

In den achtunddreißig Jahren, die verflossen waren, seitdem Luthers Sätze wider die Kraft der Ablässe das erste Signal zur Losreißung von Rom gaben, vollzog sich in Deutschland die große Revolution, die jetzt mit dem Augsburger Religionsfrieden einen ersten Abschluß erhielt. Eine neue Epoche in der Entwicklungsgeschichte unserer Nation und, wie sich bei Deutschlands Lage im Herzen Europas von selbst versteht, im Leben der ganzen europäischen Völkerfamilie, eine neue Epoche der Weltgeschichte, und zwar die bedeutsamste seit Eintritt des Christentums in die Welt, war damit eröffnet. Das Ereignis, dessen Gang in seinen mannigfachen Verschlingungen und Entwicklungen wir gefolgt sind und das man mit dem Namen der deutschen Reformation oder der Reformation schlechtweg bezeichnet, beherrschte in seinen Folgen die nächsten Jahrhunderte und beherrscht wesentlich auch noch unsere Gegenwart. Die europäischen Nationen, seither durch die Einheit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes verbunden, spalteten sich, und der große Riß, den die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse zwischen den Völkern auftat, ging zugleich mitten durch die deutsche Nation und das deutsche Land. Er fügte den mannigfachen Hemmnissen, die ihrer Entwicklung zu einem wirklichen und einheitlichen Staatswesen schon bisher im Wege standen, ein neues und das verhängnisvollste hinzu. Die konfessionelle Trennung gab den einzelnen Nationen die Möglichkeit, ja legte ihnen die Notwendigkeit auf, sich in sich abzuschließen, ihren Staat nach ihrer Eigenart zu gestalten, schuf aber eben durch das Gegeneinander der religiösen Interessen wieder für die beiden Parteien ein die nationalen durchkreuzendes neues Interesse und Gemeingefühl, und

das Nebeneinander und Ineinander dieser beiden Interessen, des nationalen und des kirchlichen, und deren Widerstreit ist ein zweiter und wichtiger Faktor der weiteren Geschichte geworden. Die Wirkungen des geistigen und politischen Lebens von einem Land zum andern wurden deshalb nicht schwächer, sondern stärker, und wir würden die Geschichte der Nation, welche die Mitte des Weltteils bewohnt, nicht verstehen, wenn wir nicht auch einen Blick auf das außerdeutsche Europa werfen und zusehen wollten, wie sich die wichtigsten europäischen Staaten zu der von Deutschland ausgegangenen Bewegung gestellt hatten und wie sich bei ihnen die religiösen Verhältnisse in den nächsten Jahrzehnten bis gegen den Schluß des ereignis- und entscheidungsreichen sechzehnten Jahrhunderts gestalteten.

Innerlich unberührt oder nicht tiefer berührt von den neuen Gedanken und Lehren waren nur Italien und Spanien geblieben. Als Machteinheit kam Italien nicht in Betracht, wohl aber als Sitz und unmittelbarer Sprengel des Papsttums. Die Kirche, jetzt nicht mehr die katholische, allgemeine, sondern die römische, repräsentiert und geleitet vom jeweiligen Papste, mußte ihre Kräfte zusammenfassen und rüstete sich trotz der ungeheuren Niederlage, die sie erlitten, alsbald zu neuen Feldzügen. Auf die sehr weltlich gesinnten Päpste der ersten vierzig Jahre des Jahrhunderts folgte nun eine Reihe von solchen, für welche ihr geistliches Amt wieder in den Vordergrund trat, Paul IV, der im Jahre des Augsburger Friedens an Stelle des unbedeutenden Julius III erhoben wurde (1555—1559), Pius IV (bis 1565), Pius V (bis 1572), Gregor VIII (bis 1585), Sixtus V (bis 1590). Schon unter Paul III, im Jahre 1543, hatte ein neuer Orden, wie erwähnt, der auch für unsere Nation eine große Bedeutung erlangen sollte, die päpstliche Bestätigung erhalten: von einem ehemaligen spanischen Offizier Ignatius Loyola gestiftet nannte er sich das Fähnlein Jesu, und er bekundete und entfaltete bald einen kriegerischen Charakter, den Charakter einer Angriffsmacht gegen die Ketzerei. Bei deren Bekämpfung hatten ja die alten Orden vielfach versagt, wie das Beispiel des Augustinermönchs Luther und so vieler andrer Reformatoren, ehemaliger Franziskaner, Prämonstra-

tenser, Dominikaner, gezeigt hatte. Der neue Orden stellte sich in bedingungsloser Hingebung dem Papst zur Verfügung und gab sich zugleich eine bewundernswürdige militärisch-geistliche Organisation, die ihm gestattete, jedes seiner Mitglieder in unverbrüchlichem Gehorsam dem Gesamtzweck unterzuordnen und es dennoch seiner Eigentümlichkeit und individuellen Begabung gemäß zu verwenden. Anfangs von den älteren Orden mit Eifersucht und Argwohn betrachtet, von den Evangelischen nicht sofort in seiner Gefährlichkeit erkannt, erstarkte die Gesellschaft Jesu rasch und hatte beim Tode ihres Stifters Ignatius, ein Jahr nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens, auch in Deutschland schon zwei ihrer Provinzen eingerichtet. Der Einfluß des Ordens, der durch eines seiner frühesten und bedeutendsten Mitglieder, den Spanier Lainez, auch schon auf dem Konzil von Trient vertreten war, machte sich dort bereits stark geltend: nach langer Pause unter Pius IV 1562 wieder eröffnet, brachte jenes Konzil am 4. September 1563 seine Aufgabe zum Abschluß, jedoch in ganz anderer Weise, als man, auch Kaiser Karl, vorausgesetzt hatte. Von einer Reform im Großen, von einer Vermittlung und Ausgleichung war in dieser Versammlung, wo nur wenige Deutsche zu finden waren, nicht mehr die Rede. In bestimmtester und schroffster Form wurde die kirchliche Lehre hier zusammengefaßt, und mit einem hundertfachen anathema sit wurden die ketzerischen Abweichungen, also auch die protestantischen Anschauungen, abgestoßen. Für die katholische Kirche und den Angriffskrieg, der vor allem Einheit erheischte, war dieser Abschluß der Lehre in einer Art von Gesetzbuch sehr vorteilhaft, aber zugleich verhängnisvoll. Er verschloß ihren Gläubigen den Zugang zum theologischen Denken und mittelbar also zum freien Forschen und zur Wissenschaft überhaupt.

Das zweite große Gebiet, in welchem die neuen Anschauungen keine Macht gewinnen konnten, war Spanien, obgleich die Verbindung mit Deutschland unter Kaiser Karl, die namentlich in den Zeiten des Interims nicht wenige Spanier dorthin geführt hatte, vereinzelte Keime protestantischer Auffassung doch auch nach jenem

entlegenen Lande trug. Doch die erwähnte Verbindung bestand nicht mehr und jene Keime gingen in dem durch den Jahrhunderte dauernden Gegensatz und Religionskrieg gegen die Mauren hart gewordenen spanischen Boden nicht auf, und wo ein Funke evangelischen Glaubens gezündet hatte, wurde er leicht ausgetreten. Karls V Sohn Philipp II, dem sein Vater Anfang 1556 die Regierung dieser Königreiche übergeben hatte, war ein noch mehr gebundener und sehr viel engerer Geist als Karl, und ihm wurde seine vermeintliche Regentenpflicht, die Ketzerei, wohin immer sein Einfluß reiche, auszurotten, zur verzehrenden Leidenschaft. Der Volksgeist kam ihm dabei entgegen; die feierlichen Vollstreckungen der Urteile des Inquisitionstribunals, die Ketzerverbrennungen, oder Glaubensschauspiele, autos da fe, waren fast eine Art Volksvergnügen. Daß er in seinem burgundischen Reich, auf germanischem Boden, trotz der scheußlichen und immer scheußlicheren Edikte, die er gegen die ihm noch von seinem Vater dort hinterlassenen Ketzer richtete, diese nicht unterdrücken konnte, verhärtete und verstockte das Herz dieses Pharao um so mehr, je weniger Licht von außen seinem engen und stumpfen Geiste zukam. Spanien blieb also das erkorene Land der Glaubenseinheit; die im Süden des Landes noch ansässigen Moslim konnten natürlich kein Element der Differenzierung, der Schaffung von Unterschieden bilden, deren Auseinandersetzung, Bekämpfung, Vermittlung das geistige Leben eines Volkes in Bewegung hält, und die Hand des Despotismus blieb ausgestreckt, ihren Glauben und womöglich sie selbst aus dem Lande auszutilgen. Land und Volk der spanischen Reiche, in jenem Jahrhundert noch mächtig, ging eben an dieser stumpfen Glaubenseinheit seinem Siechtum und allmählichen Verfall entgegen, aus dem es erst in unsern Tagen, vielleicht zu spät, sich zu erheben den Anlauf nimmt.

Für Frankreich führten die Ideen der deutschen Reformation und der Widerstand, auf den sie stießen, eine Periode schwerer und verderblicher Bürgerkriege herauf. Der Führer und Vorkämpfer dieser Ideen auf romanischem Boden war der früher schon genannte Picarde Jean Chauvin, Johann Calvin, der,

am 10. Juli 1509 zu Noyon als Sohn eines Beamten geboren und zum Juristen bestimmt, in die neue Lehre mit dem Eifer und dem schweren Ernst, der sein Leben auch fernerhin erfüllte und kennzeichnete, in selbständiger Geistesarbeit sich vertiefte; nach theologischem Studium zu Orleans und Bourges schloß er sich der kleinen Gemeinde der Evangelischen an, die sich in Paris gebildet hatte und die den Verfolgungen zum Trotz sich ausdehnte. Das bedeutende theologische Werk, das er im Jahre 1535 in Basel erscheinen ließ und kühn genug dem frivolen König Franz I widmete, haben wir erwähnt; was ihn mit Luther verband und durch das Unbedingte und Schroffe der Fassung doch auch wieder von jenem schied, war vor allem die Prädestinationslehre, aber auch in der Abendmahlslehre, obwohl die Auffassung Calvins in diesem Punkte eine tiefere und durchgeistigtere war als die Zwinglis, fand ein tiefgehender Unterschied statt. Von der Weltfreudigkeit des deutschen und des schweizerischen Reformators, die sich an jeder guten Gabe Gottes mit freiem Sinn zu erquicken verstanden, unterschied den Franzosen die herbe, fast finstere, unbedingte und unerbittliche Strenge in der Durchführung seiner Grundsätze. Nach manchen Reisen in der Weise der führenden Männer dieser unruhigen Zeiten fand er eine Wirksamkeit in dem in seltsam verwickelten Verfassungszuständen lebenden Gemeinwesen von Genf. 1538 vertrieben, kehrte er 1541 dahin zurück und kraft seiner geistigen Bedeutung, der alles sich beugte, seines strengen Wandels, ein unliebenswürdiger, aber folgerichtiger Charakter, regierte er nun einige Jahre die kleine Republik nach den strengsten Grundsätzen christlicher Sittlichkeit mit alttestamentlicher Herbe und Unduldsamkeit. Die Verfassung seiner Kirche war republikanisch: die Regierenden jeder Art werden durch Wahl bestimmt, Älteste führen das Regiment in der Gemeinde, man strebt in allen Stücken der Einfachheit der ursprünglichen christlichen Gemeinde zu, aber ohne den Geist der Liebe: unduldsam, ja grausam gegen jede Abweichung vom Sittengebot und der Lehre. Ein Beispiel gab Calvin im Jahre 1553, als er den spanischen Arzt Servede, den sein Verhängnis nach Genf führte, ohne Er-

barmen dem Feuertod übergab, weil dieser allzu kühne Vorläufer späterer Forschung in einem Buche die Trinität als nicht biblisch begründet verwerfen, also nach dem gebundenen Sinn der Zeit und dieses furchtbaren Vertreters ihrer Tugenden und ihrer Fehler Gotteslästerung begangen hatte. Aber das Streng-Folgerichtige, der sittliche Ernst, die charakterstärkende Kraft dieser Auffassung des Christentums fand weithin empfängliche Seelen: auf tausend Wegen fand sie Eingang, in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland; die Verfolgungen, die sie herausforderte, machte Märtyrer und dadurch erst recht Propaganda. Wir haben schon gesehen, wie Franz I in seinem Reiche die Ketzer vertilgte, so daß er in Unterhandlungen mit seinen Gegnern gelegentlich sich rühmen zu können meinte, daß es bei ihm keine solche gebe, und wie er doch zugleich mit den deutschen Protestanten aus Gründen der Politik ebensogut wie mit den Türken sich verband. Die religiösen Wirren, die unter den folgenden Regenten, Heinrich II (1547—59), Franz II (bis 1560), Karl IX (bis 1574), Heinrich III (bis 1589) das Reich erschütterten, die Bürgerkriege, die die religiös erregte Gesellschaft zerfleischten und deren man in diesen Jahrzehnten nicht weniger als acht zählen kann, die trügerischen Friedensschlüsse mit den „Hugenotten", den evangelisch oder calvinisch gesinnten, die politischen Meuchelmorde auf beiden Seiten, der ingrimmige Haß der Parteien, der sich in den furchtbaren Schlägen entlud, die sie gegeneinander führten — das alles berührt die deutsche Geschichte nur mittelbar. Die Sympathien des protestantischen Teils der Deutschen waren mit den Hugenotten, wie man in Frankreich die Glaubensverwandten der Evangelischen nannte, und da und dort finden wir deutsche Söldner, von einem deutschen Fürsten geführt, ihnen zu Hilfe ziehend. Der Haß, die Parteiung bestimmt überall in solchen Zeiten das Urteil, und wenige nur sind, welche dem Gegner gegenüber nicht alles für erlaubt halten und den Frevel nicht nur darauf ansehen, ob er von einem Parteigenossen oder von einem Parteigegner begangen ist. Nur einmal, als die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht, von der scheußlichen Massacre

der Hugenotten in der Nacht vom 24. August 1572, die von der Königin-Regentin, der Mutter des Königs, und einigen Häuptern der katholischen Partei ausgesonnen, vom Fanatismus der hauptstädtischen Bürgerschaft vollzogen worden war, nach Deutschland kam, gewahren wir auch bei deutschen Katholiken etwas wie Empörung über solche Greuel, die jedoch Philipp II von Spanien mit einem Gelächter begrüßte und auf deren vermeintlichen Erfolg der Papst Gregor XIII eine Denkmünze schlagen ließ. Im ganzen war aber die Folge dieser Kämpfe, in denen Frankreich sich selbst zerfleischte, die, daß seine Regierung jene Politik, welche Franz I und Heinrich II auf Kosten Deutschlands eingeleitet hatten, nicht wirksam fortsetzen konnte, Deutschland also von dieser Seite einige Zeit Ruhe hatte. Der Chef der spanischen Linie des habsburgischen Hauses, Philipp II, hatte als Vorkämpfer des katholischen Gedankens und gewissermaßen Parteihaupt großen Einfluß bei der katholischen Partei in Frankreich, und es war nahe daran, daß ein österreichischer Erzherzog als Gemahl von Philipps Tochter aus seiner Ehe mit der französischen Prinzessin Elisabeth den Franzosen als König gesetzt worden wäre. Dies ward abgewandt, als der erste des neuen Zweiges des kapetingischen Hauses, des Hauses Bourbon, König Heinrich von Navarra, Heinrich IV, sein Erbe antrat (1589) und durch seinen Rücktritt zur katholischen Kirche, welcher die ungeheure Mehrheit seiner Untertanen angehörte, die Ära der Bürgerkriege schloß (1593). Er konnte die alte Politik der französischen Könige, die Bekämpfung der habsburgischen Weltmacht, wieder aufnehmen.

Einen eigentümlich wechselvollen Gang hatte die religiöse Bewegung in England genommen, während in den skandinavischen Ländern der Protestantismus in der Form des Luthertums sich zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnismäßig leicht durchgesetzt hatte, weil ihm hier der Volksgeist von Anfang an entgegenkam: in Dänemark hatte Friedrich I schon 1527 die Reformation durchgeführt; unter den folgenden Regenten lebte sie sich rasch völlig ein, 1588 aber gelangte ein Fürst, Christian IV, auf den dänischen Thron, den wir in kritischer Zeit im deutschen protestantischen Lager

eine bedeutsame Rolle werden spielen sehen; in demselben Jahre wie in Dänemark, 1527, bekannte sich auch Schweden, wo mit Gustav Wasa eine neue Dynastie zur Herrschaft gekommen war, auf einem Reichstage zu Westerås zur Annahme des lutherischen Bekenntnisses, und ein Reaktionsversuch scheiterte vollständig, den gegen Ende des Jahrhunderts König Sigismund aus derselben Dynastie unternahm, nachdem er als König von Polen eifriger Katholik geworden war (1598). In England hatte, wie erwähnt, Heinrich VIII sich und sein Land zwar von Rom emanzipiert und sich und seine Magnaten mit den eingezogenen „Abteilanden", dem Kirchengut, bereichert, hatte aber den alten Kirchenglauben dabei festzuhalten gesucht. Unter dem Knaben aus der dritten seiner sechs Ehen, der gemäß seiner vom Parlament bestätigten Erbfolgeordnung im Jahre 1547 ihm folgte, und der Regentschaft erst des Herzogs von Somerset und dann (1550) des Herzogs von Northumberland war alsdann auf besserer Grundlage, als die Despotenlaune Heinrichs VIII war, die Reformation durchgeführt worden, und deutsche verjagte Prediger fanden in diesen Zeiten des Interims in England eine Zuflucht. Ein Rückschlag aber erfolgte, als im Jahre 1553 Eduard VI starb, noch ehe er zu seinen Jahren gekommen war, und nun nach der gesetzlich vom Parlament festgelegten Thronfolgeordnung eine Frau von streng katholischer Gesinnung, Maria, die Tochter Heinrichs aus erster Ehe mit Katharina von Aragonien, den Thron bestieg. Sie vermählte sich, kaum zum Throne gelangt, mit Philipp, Karls V Sohn, damals König von Neapel, 1554. Die Umkehr begann: ein päpstlicher Legat kam wieder nach England und nahm die feierliche Erklärung der Reue des Landes entgegen, das er dann ebenso feierlich absolvierte. Die Königin entledigte sich des sakrilegischen Titels, der sie als Haupt der englischen Kirche bezeichnete, und daß die Verfolgungen und Racheakte gegen die unter der letzten Regierung abgefallenen Bischöfe und Geistlichen, die Ketzerverbrennungen nach dem wiederhergestellten Gesetze de comburendo haeretico nicht feierten, läßt sich denken: sie brachten der an und für sich nicht bösartigen, aber von hartem spanischem Fanatismus und gedanken-

loser Bigotterie erfüllten Frau den Namen der blutigen, mit dem sie die Erinnerung ihres Volks an ihre Regierung gebrandmarkt hat. Erst unter der folgenden Regierung kam die kirchliche Ordnung zum Abschlusse. Im Jahre 1558 schon endete Maria ihr zwecklos verderbliches Leben. Ihr folgte Elisabeth, die Tochter aus Heinrichs zweiter, nach römischem Kirchenrecht ungültiger Ehe — sie war mithin Königin nur nach protestantischem Recht, und dies bestimmte ihre Politik. Mit großer Klugheit, weiser Mäßigung führte sie ein System durch, das, dem Volksgeist und der Volksstimmung gemäß, in Lehre und Unabhängigkeit von Rom protestantisch, in Zeremoniendienst und hierarchischen Ordnungen dem Alten möglichst angenähert, die eigenartige, den Anschauungen und Bedürfnissen der leitenden Klassen und der Mehrheit der Bevölkerung zusagende anglikanische Kirche begründete. In dem Nachbarlande Schottland siegte die entschiedene Richtung des Protestantismus, die calvinische, demokratische, presbyteriale, nachdem die katholische Königin Maria Stuart (seit 1560) nach einer Regierung von sieben Jahren im ungleichen Kampfe gegen die Magnaten ihres Reichs nach England hatte flüchten müssen. Dort wurde sie — nach der Strenge der katholischen Anschauung die rechtmäßige Königin auch von England, auch im Kerker noch und als Gefangene, für die sich immer aufs neue die Verschwörung waffnete, eine gefährliche Feindin — der Staatsnotwendigkeit geopfert und nach siebzehn Jahren der Gefangenschaft zu Fotheringay hingerichtet.

Ein Jahr später erfolgte das Ereignis, das ein ebenfalls an wichtiger geographischer Stelle gelegenes zweites großes, zukunftsvolles Staatswesen auf immer für die Sache der Befreiung von Rom sicherte, die Niederlande. Die Eroberung dieses als burgundischer Kreis formell noch immer zum Reich gehörenden wichtigen Gebietes an der Mündung des Rheins, der Maas und der Schelde und seiner der großen Mehrheit nach dem deutschen Volke stammverwandten Bewohner für den Protestantismus mußte notwendig auch für die Zukunft des deutschen Protestantismus von Bedeutung werden. Es waren die Erblande Karls V, in siebzehn Pro-

vinzen das heutige Belgien und Holland umfassend, ein zahlreiches, erwerbsames, intelligentes Volk, bei welchem dem Gedanken der Reformation, wenigstens in seinem deutschen und germanischen Teile, von vornherein eine Tür aufgetan war. Karl war dort ziemlich populär gewesen; zu Gent geboren fühlte er sich als Niederländer. Das Wormser Edikt aber ward hier mit Strenge durchgeführt; die ersten Märtyrer des neuen Glaubens, zwei junge Männer, wurden im Jahre 1523 vor dem Rathause zu Brüssel verbrannt und man gibt die unglaubliche Zahl von hunderttausend an, welche ihnen unter Karls Regierung noch folgten. Aber trotz der elf Edikte, die nach und nach, immer eines härter, grausamer, barbarischer als das andere, gegen die Ketzerei ergingen, gewann der neue Glaube, und zwar überwiegend in der calvinistischen Fassung, mehr und mehr Boden im Volk und unter dem Adel, und die politische Opposition stärkte sich durch die religiöse, wie diese an jener. Philipp II hatte seine Halbschwester Margarete, die verwitwete Herzogin von Parma, als Regentin zurückgelassen, die aber ihre Instruktionen, wie ihren ersten Ratgeber, den Kardinal Granvella, von Madrid empfing. Die Anwesenheit spanischer Regimenter entgegen den Freiheiten des Landes, die Einführung einer neuen kirchlichen Organisation mit Vermehrung der Bistümer von vier auf siebzehn, die Kabinettsregierung, die den Adel beiseite schob, erhielten und steigerten die Unzufriedenheit. Seit 1566 nahmen die Dinge einen rascheren Gang. Einer Demonstration des Adels — feierlicher Einzug und Überreichung einer Petition zu Brüssel — folgte ein wilder Ausbruch des Volks und des Pöbels in rohen Szenen eines Sturms auf die Bilder in den Kirchen, und diesem Bildersturm folgte, obgleich die Ordnung rasch wieder hergestellt wurde, eine Verschärfung des verhaßten spanischen Regiments, dem sich die Entschlossenen und Klarsehenden, wie der erste Mann des niederländischen Adels, der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, und viele Furchtsame durch die Flucht entzogen. Den zweiten Akt in dieser großen Tragödie bildet der Versuch, das Land militärisch zu regieren und zum katholischen Glauben zurückzuzwingen — die Verwaltung des Herzogs Alba, vor dem die immerhin noch

gemäßigte Regentin sich zurückzog, vom August 1567 bis Dezember 1573. Er begann mit der Hinrichtung zweier Edlen, der Grafen Egmont und Hoorn, einem Justizmord und einer großen Torheit; auch in Deutschland erhob sich Entrüstung, um so mehr als Egmont durch große militärische Verdienste im französischen Kriege sich ausgezeichnet und seinem König in loyalster Weise gedient hatte. Unfähig zur Regierung eines Landes und besonders dieses Landes zeigte Alba nur die Energie der brutalen Gewalt und der Vernichtung alles Rechts, wie Außerachtlassung jeder vernünftigen Rücksicht auf Interesse und Charakter dieser Bevölkerung. Die Geächteten oder Flüchtigen aber organisierten sich; aus der tumultuarischen Menge der Meergeusen wurde allmählich eine regelmäßige Streitmacht; der Prinz von Oranien, von einigen der Provinzen als des Königs Statthalter aufgestellt, erschien im Felde und im Dezember 1573 verließ Alba das Land, in dem er den Krieg und die Unmöglichkeit einer Verständigung zwischen Spanien und den Provinzen, zum mindesten deren germanischem nördlichem Teil, hinter sich zurückließ. Seit seiner Abberufung trat dieser Kampf in ein drittes Stadium. Verschiedene Statthalter, ein englischer, ein französischer Prinz oder Großer versuchten als Nachfolger Albas ihr Heil, und die südlichen, noch überwiegend katholischen Provinzen fügten sich auch, nachdem ihnen ihre Privilegien von Spanien bestätigt worden waren. Die nördlichen aber, Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Friesland, Utrecht, Overyssel, sieben an der Zahl, schlossen sich in der Utrechter Union im Februar 1579 zu einem Kriegsbündnis und damit einem Bundesstaat oder Staatenbund zusammen. Im Juli 1581 sagten diese vereinigten Provinzen dem König Philipp den Gehorsam förmlich auf, und der Prinz von Oranien, von diesem geächtet, nahm die Wahl zum Oberhaupt dieses Bundes an. 1584 fiel er, nachdem er verschiedenen Attentaten entgangen war, als ein Opfer des von dem spanischen Ächtungsdekret und dem alles beherrschenden Parteifanatismus im voraus sanktionierten Meuchelmords, das Land aber blieb unbezwungen, obwohl der Gegner über ansehnliche Truppenkräfte und einen hervorragenden

Feldherrn, Alexander Farnese (seit 1578), verfügte. Die Union hatte Rückhalt an der ganzen politischen Weltlage, einer starken Partei in Frankreich und den protestantischen Gesamtinteressen. Das entscheidende Jahr für die Niederlande, für England und den Protestantismus überhaupt war das Jahr 1588. Noch einmal hatte Philipp II seine Mittel zusammengenommen und eine gewaltige Flotte, einhundertdreißig große Schiffe mit einer Landungsarmee von etwa zwanzigtausend Mann, zusammengebracht, mit der er die beiden ketzerischen Gebiete, England und den werdenden Staat seiner niederländischen Rebellen, zu bezwingen dachte. Mit allen Mitteln katholischer Andacht wurde der Fanatismus entflammt; Papst Sixtus V griff in den von ihm aufgesammelten Schatz im Kastell St. Angelo, der nur in äußersten Fällen angebrochen werden durfte. Umsonst: die englischen Küsten waren wohlgehütet, allerlei widrige Umstände hinderten die Vereinigung mit der Streitmacht des Herzogs Alexander in den Niederlanden: die Unternehmung, an die Philipp sein letztes gerückt hatte, scheiterte völlig. Die spanische Flotte, genötigt, den Rückzug in nördlicher Richtung um Schottland herum zu nehmen, von Stürmen und Unwetter heimgesucht, von den englischen Schiffen verfolgt, ward in einem unglücklichen Sommermonat so gut wie vernichtet, und da an eine Erneuerung des Versuchs nicht zu denken war, war die Gefahr für die beiden protestantischen Gemeinwesen England und die Niederlande für immer beseitigt und damit an entscheidender Stelle der Protestantismus als Weltmacht gesichert. Im folgenden Jahre, haben wir gesehen, bahnte sich durch die Thronbesteigung Heinrichs IV in Frankreich der Umschwung auch dieses Reiches im antispanischen Sinne an. Das neunte Jahrzehnt des Jahrhunderts, an Entscheidungen reich, endigte mit dieser doppelten Niederlage der spanischen Herrschaft, und der Schluß des Jahrhunderts trifft jene beiden germanischen Mächte schon in voller Entfaltung der gewaltigen Kräfte, denen der Protestantismus die Wege frei gemacht hatte: deren weitere Entwicklung war mit Notwendigkeit auch an das Schicksal des Protestantismus in Deutschland eng geknüpft.

Hier in Deutschland war die Bewegung entstanden und hier mußte die große Angelegenheit des menschlichen Geschlechts auch hinausgeführt werden: die Frage war, ob dieses unter der Herrschaft und Leitung einer Priesterkaste und ihres Oberhaupts mit Formeln und Fabeln in seinem Geistesleben weiterhin gegängelt werden oder ob es ungehemmt von Wahrheit zu Wahrheit, von Fortschritt zu Fortschritt schreiten und sein Verhältnis zur Gottheit nach den Forderungen der Vernunft und einer immer reineren Erkenntnis von dem Zusammenhang zwischen Göttlichem und Menschlichem regeln dürfe. Denn darum, nicht um wirtschaftliche und politische und gesellschaftliche Dinge, wiewohl diese alle wesentlich mit in Frage kamen, handelte es sich bei dem großen Kampfe, der seit dem 31. Oktober 1517 entbrannt war, und es war Verhängnis zugleich und Ehrenrecht unserer Nation, daß dieser Kampf auf ihrem Boden und mit ihrem Blut und Leiden durchgefochten werden mußte: und noch ist er nicht zu Ende.

Kaiser Karl V hatte noch vor dem Abschluß des Religionsfriedens die Regierung des Reichs mit Vollmacht seinem Bruder Ferdinand übergeben, und nachdem er in einer Reihe von Abdankungsakten vom Juni 1554 bis Januar 1556 die Herrschaft über die italienischen, burgundischen und spanischen Lande an seinen Sohn Philipp übertragen hatte, sich nach einem Kloster in Estremadura zurückgezogen, krank und mit einem Hang zur Melancholie von seiner Mutter her belastet. Daß er seinen Lebenszweck, mit der ungeheuren Macht, die sich auf seinem Haupte vereinigte, das alte römische Kaisertum und die gefährdete Einheit und Reinheit der Kirche herzustellen, nicht erreicht hatte, lag allzu deutlich am Tage, als daß er es nicht selbst sich hätte gestehen müssen. Es war nur noch möglich, das Kaisertum in habsburgischen und katholischen Händen zu erhalten, und dies gelang ohne Schwierigkeit. Am 8. März 1558, demselben Jahre, an dessen 21. September Karl selbst zu San Just starb, nur erst neunundfünfzig Jahre alt, beschwor Ferdinand I (1558—64), nachdem die in Deutschland stets umständliche und langwierige Kaiserwahl endlich erledigt und die

Urkunden, die Abtretung Karls und die Annahme der Kaiserwürde betreffend, verlesen waren, zu Frankfurt a. M. die Wahlkapitulation als gewählter römischer Kaiser und König.

Ferdinand I, obwohl an katholischer Gesinnung nicht hinter dem älteren Bruder zurückstehend, hatte doch in der durchlebten vielbewegten Zeit etwas gelernt, und seine Stellung als römischer König neben und unter seinem Bruder war weniger verwickelt und unbefangener gewesen; er war nüchterner in seinem Denken und weniger von universalen als von den beschränkten habsburgischen Gedanken und Zwecken geleitet, und er hatte in der osmanischen Macht vor seinen Toren, wie in den protestantischen Sympathien eines großen Teils seiner Untertanen, ja schon in seinem eigenen Hause, einen stetigen Warner und Mahner zur Mäßigung. Eine vorsichtige Politik empfahl schon der Blick auf die Stärkeverhältnisse der beiden Parteien in Deutschland. Im Kurfürstenkollegium saßen neben den drei geistlichen katholischen drei weltliche protestantische Kurfürsten, Sachsen, Brandenburg, Pfalz; auch von den fürstlichen Häusern war die Mehrzahl protestantisch: das herzogliche Sachsen, zwei von den vier Linien, in die sich das braunschweigische Haus geteilt hatte, ferner die Herzogtümer Lauenburg, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen; im Westen war außer den geistlichen Fürsten nur das Herzogtum Cleve noch katholisch, im Süden Bayern und Österreich; aber alle großen Reichsstädte und das Herzogtum Württemberg waren evangelisch: und auch in Bayern und Österreich — den fünf Herzogtümern, welche man mit dem letztern Namen zusammenfaßte, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain — mußte man dem namentlich unter dem Adel und selbst der Geistlichkeit um sich greifenden Protestantismus Zugeständnisse machen. Ferdinand, dessen Angelegenheiten im Jahre 1556 in Ungarn wieder übel standen, hatte die Hoffnung auf Wiedervereinigung der Parteien noch nicht völlig aufgegeben. Noch einmal, in Worms im September 1557, wurde ein Religionsgespräch gehalten und eine mäßige Türkenhilfe wurde dem König und Kaiser auch vom Reich bewilligt, nicht aber, wie nötig gewesen wäre, die Bildung einer

stehenden Kriegsmacht. Im Jahre 1562 mußte er sich zu einem Frieden oder, da die Mohammedaner mit den Ungläubigen keinen Frieden schließen, einem Waffenstillstand auf acht Jahre verstehen, der ihm eine jährliche Geldzahlung auferlegte: einen Tribut also mußte er leisten, wie ihn einst in alten Tagen etwa der König Heinrich I den Ungarn hatte bewilligen müssen.

Der katholischen Partei oder dem Katholizismus, der sich wohl oder übel in die Zeit finden mußte, ohne doch seine Ansprüche auf die Alleinherrschaft aufzugeben, gab es einen großen strategischen Vorteil — wie in dem großen Weltkampf der beiden Prinzipien, so vor allem auch in Deutschland —, daß er im Papst zu Rom einen Mittelpunkt, gleichsam die verkörperte Einheit und höchste Autorität besaß. Dem Papst stellten sich alsbald jene beiden Hilfskräfte von größtem Wert zur Seite, deren wir schon mehrfach Erwähnung getan haben: die Beschlüsse des Tridentiner Konzils, das seine Sitzungen im Jahre 1562 beendigt und die kirchliche Lehre, in schroffem Gegensatz gegen die protestantische Ketzerei formuliert und kodifiziert, zu einer Art Grundgesetz abgeschlossen hatte, und die unvergleichliche Kampftruppe, der Jesuitenorden, der allmählich auch in Deutschland eindrang. Der erste Deutsche, der 1543 in ihn eintrat, Peter Canisius aus Nymwegen, erschien mit acht Genossen in Köln. Ganz anders sah es im Lager der Protestanten aus. Auch sie bildeten freilich eine internationale Gemeinschaft und hatten auch in Deutschland noch die Majorität, und bedeutende und wohlgesinnte Fürsten, wie der Herzog Christoph von Württemberg und Moritz' Nachfolger, Kurfürst August von Sachsen, waren bemüht, sie womöglich unter eine einheitliche Glaubensformel, die Augsburger Konfession, oder eine Modifikation von dieser zu vereinigen. Allein dies — und unter einem höheren Gesichtspunkt muß man sagen zum Glück — gelang nicht. Man hatte hier die heilige Schrift zur höchsten und alleinigen Autorität gemacht, aber sie ist Geschichte und nicht Dogmatik: das religiöse Denken, während der ganzen Zeit in, fast könnte man sagen, leidenschaftlicher Bewegung, führte mit Notwendigkeit zu Meinungs- und Auffassungsverschieden-

heiten, die ja selbst in der urchristlichen Zeit nicht gefehlt hatten. Es hatte daneben allerlei ganz individuelle Unterschiede, den Gegensatz von lutherisch und reformiert, hervorgerufen und es führte alsbald eine ganze Reihe von Streitfragen herauf, die für uns ihr Salz verloren haben, damals aber die Leidenschaften noch mehr erregten als selbst der Gegensatz gegen den Katholizismus. Die Ereignisse spielten hinein, welche die Änderungen in den sächsischen Landen herbeigeführt hatten: die 1548 im herzoglichen Teil gestiftete Universität Jena war von strenglutherischem Geiste beherrscht und besaß einen schroffen Kämpfer in einem energischen und gelehrten Mann, Vlacich, Flacius, nach seinem Geburtsort in Istrien Illyrikus genannt, während Wittenberg noch von dem wissenschaftlich freieren Melanchthon beeinflußt war. Man muß diese Streitigkeiten erwähnen, die sehr lange bis in unsere Tage nicht bloß die theologische Wissenschaft, sondern das geistige Leben breiter Schichten des Volks und namentlich des Mittelstands beschäftigt, und, um ihre positive Seite gleich hervorzuheben, eben durch dies religiöse Nachdenken, das sie bei hoch und niedrig weckten, den protestantischen Teil der Nation vor jener stumpfen Gleichgültigkeit für die großen Probleme des Menschengeists bewahrt haben, welcher der katholische Teil in erheblichem Maße verfallen ist. Es war der adiaphoristische Streit, die Meinungsverschiedenheit über die Bedeutung der sogenannten Adiaphora, der „gleichgültigen Dinge", wie Zeremonien, rituelle Gebräuche, Kleidung, in welchen Melanchthon und seine Genossen beim Interim nachgegeben hatten: die Gegner behaupteten, und nicht ganz mit Unrecht, daß es für den Christen keine solchen geben dürfe, — der synergistische, die paulinische Lehre, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben, nicht durch des Gesetzes Werke, wo Luther dem biblischen Text ein sola — sola fide, allein durch den Glauben — aufgezwungen hatte und nun seine noch eifrigeren Nachfolger schon in der Siedehitze theologischen Gefechts sich zu der Behauptung verstiegen, daß die Werke des Menschen nichts zur Seligkeit hülfen, wo nicht gar schädlich seien; — der Streit um die unveränderte

oder veränderte Augsburger Konfession, in welcher Melanchthon, wie die Gegner behaupteten, ohne Autorisation eine Änderung vorgenommen hatte, welche der calvinistischen Auffassung nahe kam oder nahezukommen schien. Melanchthon, der am 19. April 1560 zu Wittenberg starb, soll dieses die Herzen vergiftende Gezänk noch ein Dankgebet entlockt haben dafür, daß Gott ihn nunmehr erlöse von der Raserei der Theologen, der rabies theologorum, jenem Erbteil aus der maßlosen polemischen Sprache der vorangehenden Generation und Luthers insbesondere, die noch lange ihre traurige und zuweilen verhängnisvolle Rolle in Deutschland spielte und noch heute spielt. Im übrigen hatte auch dies, wie beklagenswert immer, etwas Gutes im Gefolge. Man suchte in diesem Kampf nach Waffen, und unter diesen die wirksamste, die Wissenschaft, und unter den Wissenschaften diejenige, die am meisten befreiende Elemente in sich trägt, die Geschichte. Eben jener lutherische Eiferer in Jena, Matthias Flacius, arbeitete, mit andern, an einem großen und grundlegenden kirchengeschichtlichen Werke, das nach Jahrhunderten fortschreitend die Geschichte der christlichen Kirche erzählt und, zu Magdeburg erschienen, unter dem Namen der Magdeburger Centurien einen bedeutenden Platz unter den monumentalen Werken dieses Teils der Geschichtswissenschaft einnimmt; von katholischer Seite rief es ein ähnliches, die Annalen des Baronius, hervor, für das er das vatikanische Archiv benützen konnte: beide mit gleichem Fleiße und beide im Sinne ihrer Partei, welche ihnen die Kirche hieß. Aber daß diese Wissenschaft und damit der Sinn für Wissenschaft überhaupt auf protestantischer Seite stärker wirkte und immer stärker wurde, lag darin, daß ihm im protestantischen Deutschland zwei Förderungsmittel zur Seite standen, die dem katholischen Teile fehlten. Das eine war, daß durch die Reformation und durch Luthers für ihre Zeit unübertreffliche Bibelübersetzung — dem schon im Jahre 1521 erschienenen Neuen Testament hatte er 1534 auch das Alte Testament folgen lassen — dem protestantischen Volke ein Buch in die Hand gedrückt wurde, aus dem es doch nicht nur Erbauung des Herzens, sondern auch Anregung für den

Verstand schöpfte, und das von ihm gründliche Vertiefung, ja eindringliches Studium heischte, wenn das Verständnis kein oberflächliches bleiben sollte: das immer wiederholte Lesen der Bibel war für das Geschlecht der Reformation, und zwar nicht nur für die gebildeten Stände, sondern auch für Bürger und Bauer, eine ernste, eine Gewissenssache, und die Bibelfestigkeit, die das protestantische Volk in allen seinen Schichten besaß, schuf eine gemeinsame Bildung zwischen hoch und niedrig, in deren Mangel wir in unseren Tagen die eigentliche Ursache des weite Kreise erfüllenden sozialen Unbehagens erblicken müssen. Durch dies alles wie auch schon durch die Loslösung von äußerlichen Autoritäten wurde, wie selbstverständlich, der Bildungsdrang, der Trieb des Fragens und Forschens bei den Protestanten mächtig geweckt, ja ihnen zur Notwendigkeit. Das andere von jenen beiden Förderungsmitteln der Bildung und wissenschaftlichen Kultur war das Pfarrhaus, dessen Einfluß auf die Gestaltung des christlichen Gemeindelebens notwendig ein unvergleichlich segensreicherer war als der des ehelosen Priestertums der alten Kirche. In der katholischen Welt bildeten sich keine Familien, in denen ein Trieb gelehrten Wissens das Haus beherrschte und vom Vater auf Sohn und Enkel weiterging; es bildete sich auch kein Wechselverkehr gemeinsamen Wahrheitsuchens zwischen Hirt und Herde, zwischen Pfarrer und Gemeinde, um so weniger, da die Laienschaft von der Mitarbeit und also dem lebendigen Interesse am theologischen und philosophischen Denken ausgeschlossen war, was mit der Zeit notwendig eine Rückständigkeit auf wissenschaftlichem Gebiet überhaupt hervorrufen mußte. Das Volk und der Adel überlieferte seine fähigsten Glieder dem Dienst der Kirche, aber ihr Geist und Wissen starb mit dem Einsamen, der keine Söhne und kein Haus hinterließ, in denen sein Geist fortlebte und weiter wirkte. Fast alle großen Namen in Wissenschaft und Literatur der drei folgenden Jahrhunderte gehören dem protestantischen Lager an.

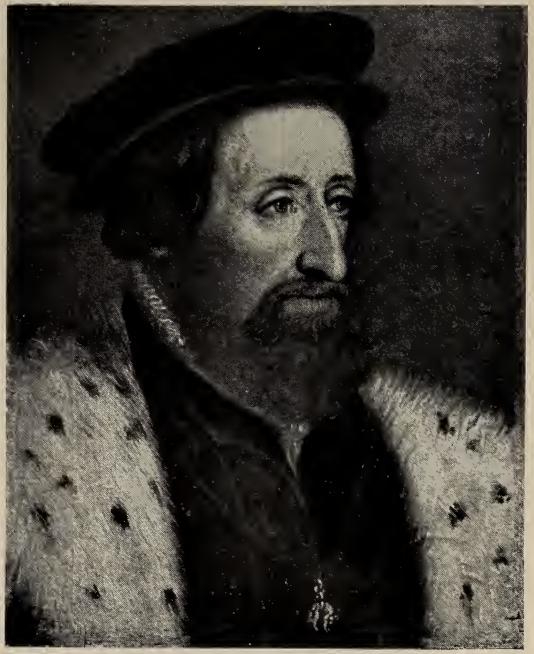
Einstweilen trat dies noch nicht hervor und auch der große Aufschwung, den das Schulwesen in den protestantischen Gebieten nahm, machte sich erst nach und nach geltend. Das Ringen um

die Macht setzte nach dem Abschluß des Religionsfriedens, den nur die Erschöpfung, nicht vertrauensvoll friedselige Stimmung geschlossen, von neuem an. Dem geistlichen Vorbehalt, dem unvergleichenen fünfzehnten Artikel des Religionsfriedens zum Trotz gingen in den folgenden Jahren nicht wenige Bistümer in protestantische Hände über, Merseburg, Naumburg, Meißen, und zwar war es der Kurfürst August von Sachsen, der für den Frieden so sehr bemüht gewesen war, der sie ohne viel Skrupel an sich nahm. Ähnlich geschah es mit den Brandenburger Stiftern, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Kamin in Pommern; in Magdeburg wurde noch im Jahre 1552 ein Sohn Joachims II, ein Prinz aus dem halb der Kirche verlorenen Hause, zum Erzbischof gewählt, vom Papst bestätigt, vom Kaiser belehnt: man erwähnt, daß im Jahre 1566 im nördlichen Deutschland östlich von der Weser nur noch das Bistum Hildesheim in katholischen Händen war. Auf der andern Seite sehen wir gelungene Versuche der Rekatholisierung in Trier 1559, in Aachen 1560, hier unter dem Einfluß der noch ungebrochenen spanischen Macht in den Niederlanden. Allmählich, langsam machte sich auch der Einfluß der Jesuiten geltend: schon 1541 hatte sie Herzog Wilhelm IV von Bayern (1508—1550), dessen lange, kluge Regierung ganz der Befestigung der alten Kirche in seinem Lande gewidmet war, an die Universität Ingolstadt berufen; seit 1552 hatten sie ein Kollegium in Wien, seit 1559 in München, seit 1560 und 1561 in Mainz und Trier, seit 1563 in Dillingen. Während hier Einheitsbewußtsein und einheitliches Handeln waltete, ging die Zwietracht bei den Protestanten weiter. Der Calvinismus fand einen Anhänger von Geist und Energie in dem Kurfürsten Friedrich III von der Pfalz (1559—1576), mit dem nach dem kinderlosen Tod der beiden Brüder Friedrich und Otto Heinrich die Simmernsche Linie zur Herrschaft kam, wogegen die Zweibrückensche in Neuburg erbte. Dessen Versuche, sich mit den streng lutherisch gesinnten Fürsten zu verständigen, deren erster Kurfürst August von Sachsen war, mißlangen. 1563, in dem Jahr des Abschlusses der

Tridentiner Satzungen, wurde die calvinische Auffassung in einer Bekenntnisschrift, dem Heidelberger Katechismus, niedergelegt; obschon in diesem Schroffheiten in der Fassung und Ausprägung der Lehre glücklich vermieden sind, ward er dennoch von der lutherischen Seite heftig angegriffen. Religionsgespräche, wie das zu Maulbronn im April 1564, förderten nicht, gossen vielmehr nur Öl in das dogmatische Feuer. Doch berührten sie auch das Leben und die Arbeit des Tages nur wenig, die denn doch noch viel andere Interessen und Kräfte hat als das unfruchtbare Streiten und Grübeln über unlösbare Fragen, und die Dinge standen für die protestantische Sache noch lange Zeit günstig.

Ferdinand war durch seine politische Lage fortwährend genötigt, seiner katholischen Gesinnung, die den Religionsfrieden nur ungern und notgedrungen geschlossen hatte, Schranken aufzuerlegen. Er mußte auch auf die Stimmung seiner Länder Rücksicht nehmen und erkannte, daß man wenigstens die Priesterehe und den Kelch zugestehen müsse, was schließlich auch kein Dogma berührte. Das Konzil hatte einen für solche Gedanken sehr wenig erfreulichen Gang genommen, der den Kaiser in ein gespanntes Verhältnis zu dem Papst Pius IV brachte. Ja, Ferdinands eigener Sohn, Maximilian, der Freund des Herzogs Christoph von Württemberg, neigte sogar stark zum lutherischen Glauben, was er allerdings zurückhalten oder verschleiern mußte, um seine Wahl zum römischen König und die mit diesem Titel verbundene Anwartschaft auf das Kaisertum nicht zu gefährden. In seiner Wahlkapitulation versprach er, wie sein Vater, den päpstlichen Stuhl und die christliche Kirche zu schützen, und so wurde er im November 1562 zu Frankfurt einstimmig gewählt. 1564, am 25. Juli, starb Kaiser Ferdinand und Maximilian II (1564—1576) folgte.

Die günstigen Aussichten, welche dieser Regierungswechsel den Protestanten eröffnen konnte, verwirklichten sich nicht, da die Spannung zwischen Luthertum und Calvinismus, statt angesichts der Fortschritte der Gegner nachzulassen, sich vielmehr steigerte. Der Kaiser entschied gegen den calvinistischen Friedrich III, dem die



Kaiser Ferdinand I
Gemälde aus der Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol (Schloß Ambras bei Innsbruck)

Kaiser Rudolph II
Gemälde von J. Heinz (Kais. Gemäldegalerie Wien)

Kaiser Maximilian II
Kupferstich von Soutmann

Erzherzog Matthias, nachmals römischer Kaiser
Kupferstich von Sichem

protestantischen Fürsten selbst keine befriedigende Erklärung hinsichtlich der Abendmahlslehre abgewinnen konnten, und auf dem Augsburger Reichstag von 1566, auf welchem noch einmal über die Wiedervereinigung der Kirche vergebliche Worte gewechselt wurden, ward nichts erreicht als die Erklärung der protestantischen Stände, daß sie in die Verurteilung derer nicht willigen könnten, die, wie der Kurfürst von der Pfalz, im ganzen mit ihnen einig, nur in einigen Artikeln mit ihnen im Streit seien — immerhin ein Fortschritt des Toleranzgedankens, wenn er sich behauptete. Im Jahre 1566 führten die Verhältnisse aufs neue zum Krieg mit den Türken, und Solyman drang bis vor die Festung Szigeth, die sich heldenmütig verteidigte. Solyman selbst starb während der Belagerung, aber das türkische Problem blieb und machte Bewilligung von Reichshilfe und also Rücksicht auf die protestantischen Stände notwendig: mit dem Nachfolger Solymans, Selim II, kam dann ein Friede auf acht Jahre zustande. Auf mannigfache Weise wirkten die Ereignisse in den Niederlanden, seitdem im Jahre 1567 der Herzog Alba in Brüssel eingezogen war, auf Deutschland zurück: der Prinz von Oranien fand mittelbare Unterstützung und konnte hier die kleine bewaffnete Macht aufbringen, mit der er den förmlichen Krieg aufnahm: auf der andern Seite drückte die starke militärische Stellung Albas und der Schrecken, den sein Regiment verbreitete, auf die Nachbargebiete und ermutigte die katholische Reaktion. So in Köln: im Oktober 1572, dem Jahre der Bartholomäusnacht, in dem die Kirche einen so großen Sieg erfochten hatte, verordnete der dortige Rat, daß alle, die dem Prinzen von Oranien irgend Vorschub getan, ebenso was sich nicht zur römischen Kirche erkläre, Bürger, Eingesessene oder Fremde, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen hätten: „da denn ein groß Leid und Bekümmernis bei den frommen Bürgern, dagegen bei den Pfaffen und ihrem Anhang ein groß Frohlocken ist."

Eine Episode in der Regierungszeit Maximilians II und charakteristisch für die Zustände in Deutschland, wo noch immer die fürstliche Staatsordnung mit allerlei chaotischen Elementen zu

kämpfen hatte, auch bezeichnend für den noch immer schwankenden Landfrieden, ist die unter dem Namen der Grumbachschen Händel bekannte Geschichte des fränkischen Ritters Wilhelm von Grumbach, eines einstigen Genossen oder Dieners des wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Als der Ritter gewisse Ansprüche auf seine eingezogenen Güter in Franken auf rechtlichem Wege nicht durchsetzen konnte, griff er nach alter Weise zu Gewalttat und Fehde, deren Opfer im Jahre 1558 der Bischof von Würzburg wurde, den einige der Gesellen Grumbachs — wie man glaubte auf sein Anstiften — ermordeten. Grumbach trat in den Dienst des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren, eines Sohnes des bei Mühlberg Besiegten, dessen schwachen Geist er beherrschte, und dem er die Wiedererlangung der Kurwürde für das ernestinische Haus und allerlei wilde und ausschweifende Projekte vorspiegelte. Der Kaiser erklärte ihn und dann auch den Herzog in die Acht des Reiches (1566), deren Vollstreckung dem Kurfürsten August übertragen wurde. Bis zum Jahre 1567 zog sich die Geschichte hin. August legte sich mit seinen Truppen vor Gotha, wohin der verderbliche Abenteurer sich geworfen hatte, seinen Herrn mit ins Verderben ziehend. Unter Grumbachs Kriegsvolk selbst aber brach eine Meuterei aus: er wurde von ihnen gefangen und ausgeliefert, die Stadt übergeben, Grumbach selbst auf barbarische Weise — nach der Sprechweise der Zeit „aus angeborener Güt“ — mit einigen Anhängern im April 1567 noch lebend geviertteilt. Johann Friedrich starb erst 1595 in kaiserlicher Haft.

Die zwölf Jahre der Regierung Maximilians waren durch kein größeres Ereignis bezeichnet. Versuche, die militärische Verfassung des Reichs zu bessern, wie die kaiserlichen Vorschläge auf dem Speyrer Reichstag von 1570, führten, wie gewöhnlich, zu nichts; im Innern nahm die Entwicklung, welche die Territorien der Fürsten, und namentlich der größeren unter ihnen, zu mehr oder weniger selbstgenügsamen Staaten machte, ihren im ganzen doch heilsamen Gang weiter, und die Monarchie, die kaiserliche Gewalt, war machtlos gegenüber der unerquicklichen Lage, der feindseligen Rivalität

der beiden Bekenntnisse, dem Hader zwischen Lutheranern und Calvinisten, der wachsenden Verfolgung der Ketzerei in den katholischen Ländern, besonders in Bayern — seit 1550 regierte hier ein Förderer der Künste, Albrecht V, mit Ferdinands Tochter Anna vermählt, der Reformation aber nicht minder feindlich gesinnt wie sein Vater und Schwiegervater, und 1579 folgte Wilhelm V, der sich vollends gänzlich willenlos dem Einfluß der Intransigenten des Jesuitenordens ergab; den Rittern und Herrn seiner Erblande hatte Kaiser Maximilian dagegen schon 1568 das Augsburger Bekenntnis freigegeben. Die Unduldsamkeit, die raffinierte Härte gegen das, was der bis heute nicht ausgerottete gedankenlose Wahn als Ketzerei bezeichnet, war auch keineswegs bloß im katholischen Lager. So endigte in Kursachsen die gemäßigtere melanchthonische Richtung, die durch Männer der Umgebung des Kurfürsten, den Leibarzt Peucer und den Rat Cracow, sich ausbreitete, im Jahre 1574, als man den lutherisch gesinnten Fürsten auf diesen geschickt versteckten Calvinismus, den Kryptocalvinismus dieser „Philippisten", aufmerksam machte, mit langjähriger grausamer Haft Peucers, einer scharfen lutherischen Reaktion und einer neuen Glaubensformel, dem Torgauer Bekenntnis. Bei der Zerrüttung im protestantischen Lager konnten auch die auswärtigen Beziehungen und Verlegenheiten Maximilians und sein Wunsch, seinen Sohn Rudolf zum römischen König gekrönt zu sehen, von den protestantischen Ständen nicht zur Beseitigung des geistlichen Vorbehalts und für die reichsgesetzliche Anerkennung der ihnen einst von Ferdinand gegebenen Zusicherungen benützt werden. Dem Reiche gingen, wie im Westen die Niederlande und im Süden die Schweiz, so nun im Nordosten seine Vorlande Esthland, Livland, Kurland verloren. Diese, seit 1207 zum Reiche gehörig, waren auch nach der Unabhängigkeitserklärung Preußens unter der Herrschaft des Deutschordens geblieben: seit 1522 hatte auch hier das Luthertum Eingang gefunden, und 1561 erklärte sich der letzte Ordensmeister, Gotthard von Ketteler, zum weltlichen Herzog von Kurland, unterstellte sich aber zugleich der Oberhoheit Polens. Gegen die Türken wurde zwar die Grenze gewahrt, aber die Ge-

fahr blieb, obgleich auf dem Reichstag zu Regensburg 1576 dem Kaiser noch einmal eine stattliche Hilfe, sechzig „Römermonate", bewilligt wurde: man bezeichnete mit diesem Ausdruck seit dem Reichstag von 1521 die Kosten, die der Unterhalt eines Heeres von viertausend Reitern und zwanzigtausend Fußknechten, wie es etwa für einen Römerzug benötigt war, in einem Monat erforderte, und die nach dem Matrikularsystem auf die einzelnen Stände ausgeworfen wurden. Maximilian II starb im Jahre 1576, und sein Sohn Rudolf II, schon im Oktober 1575 zum römischen König gewählt, trat die Nachfolge und eine unglückliche Regierung an.

Rudolf II (1576—1612), vierundzwanzig Jahre alt, war nicht unbegabt, hatte mannigfache Interessen, besaß Kunstsinn und andere Liebhabereien, auch Sinn für Wissenschaft, soweit sie nicht überlieferten Glaubensvorstellungen oder Voraussetzungen in die Quere kam. Aber er war in Spanien erzogen worden am Hofe Philipps II, also tief eingetaucht in den engen Kirchenglauben, ohne staatsmännischen Geist, ohne Tatkraft und wie es scheint von einer krankhaften Gemütsanlage. Den steigenden Schwierigkeiten im Reiche war er nicht gewachsen. Der Protestantismus nahm wieder durch die vor der spanischen Gewaltherrschaft Flüchtenden und weiterhin durch den für Oranien und die Freiheit mehr und mehr siegreichen Gang der niederländischen Dinge, die Stiftung der Utrechter Union 1579 und die Unabhängigkeitserklärung der Niederlande, 1581, in den westlichen Gegenden einen Aufschwung, so in Aachen, Wesel, Köln: in Aachen verlangten die Protestanten 1580 vom Rat die Gestattung öffentlicher Ausübung ihres Kultus. Im Herzogtum Jülich-Cleve-Berg bildeten sich evangelische Gemeinden oder traten jetzt öffentlich hervor. Die Protestanten hätten alle Ursache gehabt, sich zu einigen und zusammenzuschließen, und die wohlmeinenden politischen Köpfe fehlten nicht, die darauf hinarbeiteten. Allein der Einfluß, den gelehrte, übereifrige, und zugleich beschränkte Geistliche — sie legten auf ihre Formeln denselben Wert wie die Katholiken auf Zeremonien, Hierarchie und Papsttum — auf die Entschließungen der Fürsten übten, hinderten eine solche Einigung immer wieder. Die

lutherische Partei bekam wieder die Oberhand, seitdem der eifrig calvinistische Kurfürst Friedrich III von der Pfalz in seinem Sohn Ludwig VI (1576—1583) einen lutherisch gesinnten Nachfolger erhalten hatte: der jüngere Sohn Friedrichs, Johann Kasimir, der calvinistisch dachte, hatte nur ein geringes Gebiet und wenig Macht, und das Schlimme war, daß überall nach dem im Augsburger Frieden wie selbstverständlich angenommenen heillosen Grundsatz verfahren wurde, daß der Landesherr die Religion der Untertanen bestimme: die Fürsten und Magistrate der Städte also hielten es für Pflicht, ihren Bevölkerungen die wahre Religion zu geben, und besprachen sich darüber ausschließlich mit ihren Theologen, die doch am wenigsten befähigt sind, irdische Verhältnisse unbefangen zu erwägen. Ein jeder Wechsel der Regierung konnte also eine neue Richtung und eine Verfolgung der Anhänger der bisherigen zur Folge haben. Außer der Pfalz in ihren verschiedenen Gebietsteilen waren infolge des ihr aufgezwungenen wiederholten Wechsels der Bekenntnisse, des katholischen, lutherischen und reformierten, am übelsten die Bevölkerungen der Markgrafschaft Baden-Baden und Baden-Durlach gestellt: die im besten Zug befindliche Reformation wurde in diesen Gebieten während des sechzehnten Jahrhunderts zweimal durch die in ihrer Eigenschaft als Verwandte der minderjährigen badischen Prinzen zur Vormundschaft berufenen bayerischen Herzoge und deren Organe gewaltsam unterbrochen und rückgängig gemacht.

Die politischen Einigungsversuche, wie sie Kurfürst August von Sachsen und Herzog Christoph von Württemberg, neben dem Pfälzer Friedrich dem Frommen die bedeutendsten protestantischen Fürsten jener Zeit, erstrebt hatten, scheiterten immer wieder an den theologisierenden Bedenken, von denen die katholische Partei nicht behindert wurde. Wiederum wurde seit Friedrichs III Tod 1576 die theologische Einigung — als unerläßliche Voraussetzung der politischen in diesen beschränkten Zeiten angesehen — von den sächsischen Fürsten mit Ernst erstrebt, und es kam auch 1577 eine neue Bekenntnisschrift, eine Konkordien-

formel zustande. Sie ward in vielen protestantischen Territorien von zahlreichen Geistlichen unterzeichnet, nicht aber, da sie streng lutherisch gefärbt war, von allen. Und sie strafte demnach bald ihren Namen Lügen: es war eine innere Unwahrheit und ein Widerspruch in sich, wenn der Protestantismus ein dogmatisches Gesetz sich schaffen wollte, wie das tridentinische der Katholiken.

So blieben die Dinge auf dem Augsburger Reichstage von 1582, dem ersten seit dem Regensburger von 1576, auf dem alten Fleck, und die katholischen Stände hielten den geistlichen Vorbehalt mit allem Nachdruck aufrecht. Es lag in dieser Hinsicht wiederum ein höchst wichtiger und gefährlicher Fall vor. Im Dezember 1577 war Gebhard Truchseß von Waldburg mit geringer Mehrheit, zwölf gegen zehn Stimmen, zum Erzbischof von Köln gewählt, auch 1580 gegen Ablegung des Eides auf das tridentinische Bekenntnis vom Papst bestätigt worden. Allein ein Liebeshandel des Erzbischofs, eine Leidenschaft für eine Stiftsdame von hoher Geburt, Gräfin Agnes von Mansfeld, sollte durch eine Heirat gekrönt werden: dabei aber wollte Gebhard doch seine fürstliche Stellung behalten. Dies führte, da hier ein flagranter Fall von Verletzung der Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens über den geistlichen Vorbehalt vorlag und der Erzbischof wie seine Gegner Bundesgenossen warben, zu einem inneren Kriege. Im Februar wurde die Vermählung in Bonn gefeiert, die Ehe von einem reformierten Pfarrer eingesegnet. In dem Kampf für seine Sache, die keine reine war, unterlag Gebhard; Ende Januar 1584 fiel sein Hauptplatz Bonn und er selbst mußte nach den Niederlanden zu Wilhelm von Oranien flüchten; er starb 1601 in Straßburg. Nicht weniger als vier Bistümer vereinigte sein siegreicher Nachfolger Ernst, ein bayerischer nachgeborner Prinz, Bruder Herzog Wilhelms V, in seiner Hand: er wurde nicht nur Erzbischof und Kurfürst von Köln, sondern auch Bischof in Hildesheim, Lüttich, Münster, und alle diese Gebiete reinigte der Prinz, zu dessen Ruhm berichtet wird, daß er „totus Italianicatus, totus Romanicatus et Catholicissimus“ sei, mit Hilfe der jesuitischen Wanderprediger rasch von der Ketzerei. Man

Kurfürst Friedrich III, der Fromme, von der Pfalz
Kolorierte Handzeichnung von Hendrik Goltzius
(Kgl. Graphische Sammlung München)

Kurfürst August von Sachsen
Gemälde von Lukas Cranach d. J. (Kgl. Gemäldegalerie Dresden)

Herzog Christoph von Württemberg
Kupferstich von A. M. Wolffgang in Augsburg

Pfalzgraf Johann Kasimir
Holzschnitt von Tobias Stimmer

Herzog Albrecht V von Bayern
Gemälde von Hans Müelich
(Kaiserl. Gemäldegalerie Wien)

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg
Gemälde von Anton van Dyck
(Kgl. Pinakothek München)

Julius Echter von Mespelbrunn,
Fürstbischof von Würzburg
Gleichzeitiger Kupferstich

Kurfürst Ernst von Köln
Gleichzeitiger Kupferstich

sieht zugleich: die Kirche hatte Mittel und dehnbare Satzungen genug, welche ihr gestatteten, die ihr ergebenen fürstlichen Häuser stattlich zu belohnen. Als Kurfürst Ernst 1612 starb, erhielt er zum Nachfolger in seinen Stiften seinen Neffen Ferdinand, Herzog Wilhelms V Sohn, dem später auch noch Paderborn zufiel. Über ein Jahrhundert bildete dieses große geistliche Gebiet nun eine bayerische Sekundogenitur. Um dieselbe Zeit wie die Entscheidung über Köln, 1584, wurde auch im Fürstbistum Würzburg durch Julius Echter von Mespelbrunn gleichwie in den großen Diözesen Bamberg und Salzburg die Gegenreformation durchgeführt; schon etwas früher war auch über das Eichsfeld, dessen Bevölkerung schon ganz protestantisch geworden war, vom Abt von Fulda eine rücksichtslose katholische Restauration verhängt worden.

Im Jahre 1586 starb Kurfürst August von Sachsen, der jedem energischen Vorgehen zur Verteidigung der protestantischen Sache bisher entgegen war und es gehindert hatte; sein Nachfolger Christian I (bis 1591) schlug etwas andere Wege ein. In der Pfalz erfolgte schon 1583 wieder ein Umschlag: nach dem lutherisch gesinnten Ludwig übernahm Johann Kasimir die Regierung als Vormund des minderjährigen Nachfolgers, Friedrichs IV; er war ein eifriger Calvinist und hatte seither schon, soweit seine sehr bescheidenen Mittel reichten, in den paar Städtchen und Ämtern, die seine Versorgung bildeten, seinen verfolgten Glaubensgenossen eine Zuflucht gewährt, und abermals mußte also jetzt das pfälzische Land seine Religion und seine Geistlichen wechseln. Auch in Sachsen lenkte man jetzt in diese Bahn. Christian war ein Schwager des Pfälzers, sein Kanzler Nicolaus Krell gab den Calvinisten Raum, und diese Richtung, die dem beschränkten konservativen Luthertum gegenüber die energisch protestantische Haltung vertrat, gewann sichtlich Boden. Die Vorgänge in den Niederlanden, der im Jahre 1584 an dem Oranier verübte und von Philipp II belohnte Meuchelmord war nicht ohne Eindruck geblieben. Man begann zu sehen, wohin die modern-jesuitische Richtung zielte. Diese fußte auf einem starren, aber festen Grund: ihr galt der Augsburger

Religionsfriede, den man sich höchstens als Waffenstillstand und Auskunftsmittel für den Augenblick hatte gefallen lassen können, nicht als rechtskräftig, seitdem in Trient die höchste Instanz, das Konzil, gesprochen, in seinen Beschlüssen und Dekreten neuerdings für jedermann die katholische Wahrheit festgestellt habe: ohnehin gelte dieser Friede nicht für die Calvinisten. Überdies hätten die Protestanten ihrerseits das Recht tausendfach verletzt, Bischofssitze, fromme Stiftungen, Gut der katholischen Kirche sich angeeignet, entgegen nicht bloß den Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt, sondern dem natürlichen Recht, der göttlichen Ordnung zuwider. Denn überall erscheint die fundamentale Täuschung oder Selbsttäuschung dieser sehr menschlichen Gemeinschaft, welche ohne weiteres kirchlich gleich göttlich nimmt und damit einen Freipaß gewinnt, der, wenn es im Interesse dieser Kirche nötig erscheint, ihr jeden Gegner und jede Schranke hinwegräumt und Taten, wie die von 1572 und 1584, den Massenmord und den Meuchelmord, für löblich oder zum mindesten für läßliche Sünde erklärt.

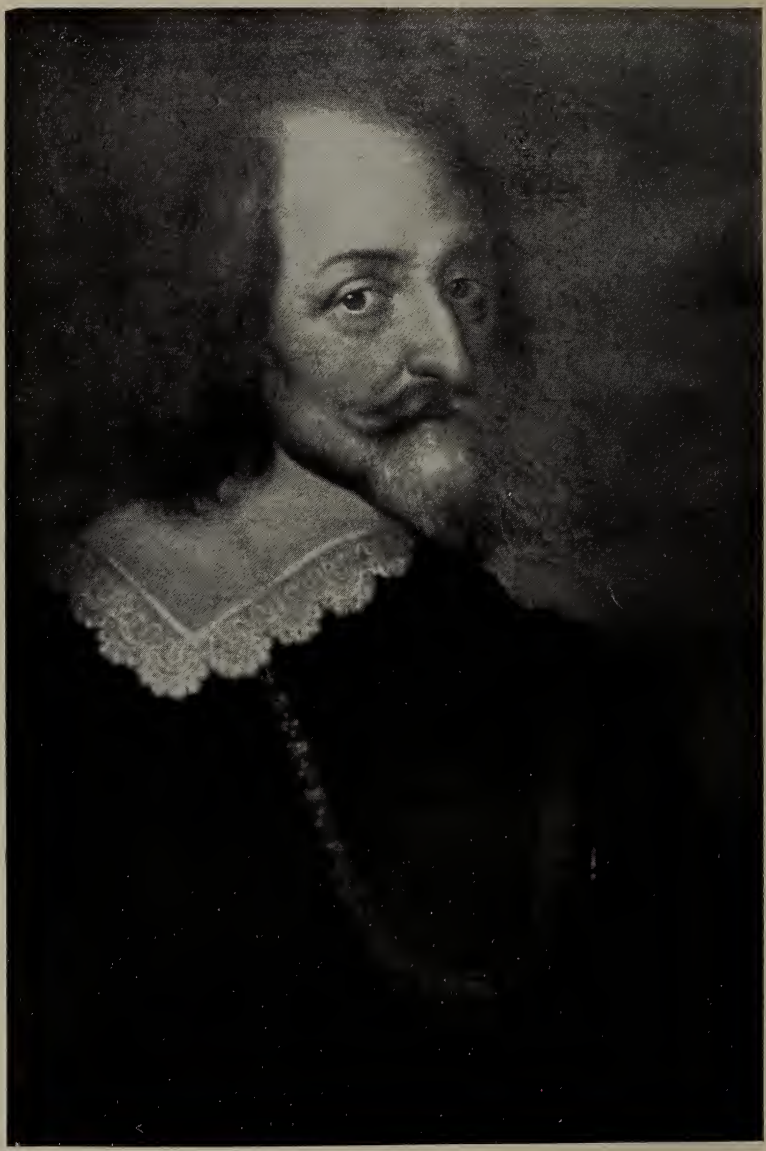
Auf die Idee einer Wiedervereinigung, von irgend etwas wie Vermittlung oder Kompromiß der beiden großen Parteien oder Kirchen, hatte man von beiden Seiten nun wohl verzichtet: vielmehr regten sich jetzt lebhafter wieder bei den Protestanten die Gedanken eines Defensivbundes, in denen sich die beiden maßgebenden Fürsten, Johann Kasimir und Christian von Sachsen, begegneten. Allein dieser starb im Oktober 1591, der Pfälzer im Januar 1592 und im gleichen Jahre der dritte namhafte Fürst von gleicher Gesinnung, Landgraf Wilhelm von Hessen, und in Sachsen folgte unter einer Regentschaft ein Umschlag, der den seither leitenden Staatsmann, den Kanzler Krell, ins Gefängnis und nach einem während neun Jahren mit niederträchtiger Grausamkeit geführten Prozeß aufs Blutgerüst brachte. Die konfessionellen Fragen, die zugleich Rechtsfragen waren, rissen nicht ab und steigerten immer wieder die zuvor schon höchst gereizte Stimmung: so auf den Reichstagen von 1594 und 1598 die, ob protestantische Administratoren von Bistümern, wie z. B. der von Magdeburg, ein brandenburgischer Prinz, ihren

Sitz im Fürstenkollegium des Reichstags einnehmen dürften? 1598 kam es so weit, daß die protestantische Opposition überhaupt Mehrheitsbeschlüsse für sich nicht mehr anzuerkennen Miene machte. Schon seit Beginn der neunziger Jahre zwangen sie die parteilichen Entscheidungen, die das Reichskammergericht in konfessionellen Fragen fällte, zu energischen Vorstellungen; die Mandate, die nun der kaiserliche Reichshofrat im Namen der kaiserlichen Majestät ergehen ließ, waren aber noch schlimmer. Seit 1593 war der Türkenkrieg wieder im Gange, was den Kaiser allerdings auch wieder zu einer gewissen Zurückhaltung gegenüber der protestantischen Opposition nötigte, deren Geldbewilligungen er nicht entbehren konnte. Nicht endende Aufregung brachte nun aber der 1600 entbrennende Vierklosterstreit, der durch Entscheidungen des Reichskammergerichts in Sachen von vier seit längerer Zeit eingezogenen Klöstern, — dem Karmeliterkloster Hirschhorn, dem Margaretenkloster zu Straßburg, dem Nonnenkloster Frauenalb und dem schon 1557 säkularisierten Kartäuserkloster Christgarten im Öttingischen —, hervorgerufen wurde. Er hatte für beide Teile prinzipielle Bedeutung. Denn war für diese vier Klöster die Restitution begründet, so war sie es noch in einer Menge anderer ähnlicher Fälle, und die Folgen waren unabsehbar. Prinzipielle Bedeutung hatte auch, was sich in der Reichsstadt Kaufbeuren ereignete: auf Andringen des Bischofs von Augsburg und des Herzogs Wilhelm V von Bayern war an den dortigen Magistrat 1588 ein Befehl des kaiserlichen Reichshofrats auf Auslieferung der Kirche St. Martin an die nur noch aus wenigen Familien bestehenden Katholiken ergangen und für den Fall der Weigerung bewaffnete Exekution angedroht worden; notgedrungen fügte sich die Stadt. Nun wurde auch ein Streit entschieden, der schon seit 1592 um die Nachfolge auf dem Straßburger Bischofssitz nach dem Tode des Bischofs Johann zwischen den protestantisch und den katholisch Gesinnten im Domkapitel wogte: nach langer und einige Male gefährlicher Entwicklung endigte er mit dem Siege des katholischen Kandidaten, des Bischofs von Metz, Kardinals Karl von Guise, und im Jahre 1599 wurde dieser — ein Franzose — vom Kaiser belehnt.

In ein entscheidendes Stadium traten die Dinge im Jahre 1597, als Maximilians II Neffe Ferdinand die Regierung in den habsburgischen Ländern Steiermark, Kärnten und Krain antrat, ein strengkatholischer Fürst und Zögling der Jesuiten, der alsbald die unter den vorigen Regierungen den Protestanten gemachten Zugeständnisse zurücknahm und mit schroffer Energie die Gegenreformation ins Werk setzte: binnen vierzehn Tagen hatten die evangelischen Prediger seine Hauptstadt Graz und das Land zu verlassen. Ohne sich durch die Opposition seiner Landstände irre machen zu lassen, ging er weiter auf dem Wege der Gegenreformation — denn in ganz Steiermark hatte die Reformation schon kräftige Wurzeln gefaßt. Im gleichen Jahre trat in Bayern der Sohn Wilhelms V, Maximilian, der gleich Ferdinand bei den Jesuiten in Ingolstadt erzogen worden war, die Regierung an; ein Mann von großen Fähigkeiten, Staatsmann, ehrgeizig und auf die Erweiterung seiner Herrschaft mit dem Stolz eines mächtigen Territorialfürsten bedacht, der sich bei diesen Männern mit dem Hochmut des Rechtgläubigen verband.

Inmitten aller dieser Streitigkeiten und wechselnden Konstellationen sieht man sich vergebens nach der kaiserlichen Macht und Betätigung eines Herrscherwillens um. Einen solchen hatte noch Kaiser Ferdinand I gezeigt — ein Mann von redlicher Gesinnung, soweit diese Tugend in diesen Regionen fürstlichen Ehrgeizes und kirchlicher Beschränktheit überhaupt möglich war: auch Maximilian II, der aber durch seine zweideutige kirchliche Haltung, den Zwiespalt zwischen seiner kaiserlichen Stellung und seiner persönlichen lutherischen Überzeugung gehemmt war. Der Kern der staatlichen Macht lag in den Territorialstaaten, ihnen hatte der Augsburger Religionsfriede einen Machtzuwachs von größter Tragweite geschaffen, indem er ihnen das Recht gab, auch über die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen, eine Landesreligion aufzurichten. Neben jenen von Kaiser und Reich nahezu unabhängig gewordenen Landesfürstentümern bedeuteten die Reichsstädte und die Reichsritterschaft in dieser Zeit nur noch wenig und der Kaiser nur soviel, als eine bedeutende Persönlichkeit im Besitz eines großen Namens und großer

Ferdinand II, Erzherzog von Österreich, nachmals römischer Kaiser
Gemälde von J. Pourbus (Prado-Museum Madrid)



Kurfürst Maximilian I von Bayern
Gemälde von Peter Candid (Bayer. Nationalmuseum München)

überlieferter Stellung immer bedeuten wird. Allein Rudolf II besaß keine der Eigenschaften, die den bedeutenden Menschen machen, und nicht einmal mehr die Macht des habsburgischen Hauses als solchen war kraftvoll und einheitlich zusammengefaßt in seinen Händen. Ferdinands I Politik hatte in dieser Richtung keinen Erfolg gehabt und er hatte das wenige, was er erreicht hatte, selbst wieder zunichte gemacht durch die Verfügungen, die er für die Nachfolge traf, indem er die Erblande unter seine drei Söhne verteilte — die Lande der böhmischen und ungarischen Krone sowie Unter- und Oberösterreich an Maximilian, an den zweiten, Ferdinand, Tirol und die vorderen Lande, an Karl, den jüngsten, Steiermark, Kärnten, Krain und die Grafschaft Görz. So begann die wichtige Stellung und die unberechenbare Persönlichkeit des Kaisers der Macht des Hauses selbst gefährlich zu werden, und es kam zu dem seltsamen Schauspiel eines habsburgischen Hauskriegs, der in seinen Folgen das Reich und die gesamte Nation in verhängnisvoller Weise mitberührte.

Ein Aufstand in Ungarn, wo der Protestantismus unter dem Adel und in den Städten ein Übergewicht gewonnen hatte, führte (1603) zu einem Königtum des siebenbürgischen Magnaten Stephan Bocskay, des Hauptes der dortigen Protestanten, unter türkischer Oberhoheit: Kaiser Rudolf II war dem gegenüber machtlos und untätig. Im April 1605 traten die Erzherzoge der verschiedenen Linien des Hauses zu Linz zusammen und zwangen nach und nach den heftig sich sträubenden Kaiser, seinem ältesten Bruder Matthias die nötigen Vollmachten auszustellen, der dann auch im November 1606 einen Frieden mit den Türken zuwege brachte. Neue Wirren entsprangen alsbald in dem zerrütteten Lande und 1607 nötigte Matthias den Kaiser zu einem Vertrage, der ihn als Gubernator von Österreich und Mähren und als König von Ungarn anerkannte. Im folgenden Jahre brach der Aufruhr auch auf dem vulkanischen Boden Böhmens los, das ein Reichsland war. Die Stände dieses Landes, in dem die Reformation alte hussitische Erinnerungen erneuert hatte, waren fast alle protestantisch gesinnt und sie verlangten von Rudolf, der in Prag residierte, volle Frei-

heit für ihre Religion, und da die Regierung sich sträubte, setzten sie, von einem rücksichtslosen, höchst energischen Manne, dem Grafen Matthias Thurn, geführt, selbst eine provisorische Regierung von dreißig Direktoren ein. Im Juli 1609 mußte hier der macht- und ratlose Kaiser Rudolf in einem Majestätsbrief alle protestantischen Forderungen bewilligen, — volle Religionsfreiheit für alle von der katholischen Kirche getrennten Christen, Erlaubnis, neue Kirchen zu bauen, Konsistorien zu bestellen, Defensoren zu wählen. Unter neuen Kämpfen kaiserlicher und ständischer Truppen wurde von den protestantischen Ständen Matthias herbeigerufen und dieser am 17. Mai 1611 zu Prag als König von Böhmen gekrönt. So war dem beklagenswerten Mann die zweite Krone verloren und schon hatten im Oktober 1611 die Kurfürsten einen Tag auf den Mai folgenden Jahres ausgeschrieben, auf dem ein römischer König gewählt werden sollte, als Rudolf am 20. Januar 1612 starb.

Mittlerweile waren zu den unausgeglichenen alten konfessionellen Streitpunkten im Reich neue hinzugekommen. In der Reichsstadt Donauwörth hatte seit 1552 die Reformation gesiegt und die Katholiken waren zu einer kleinen Minderheit geworden: eine Prozession, die der Abt des Klosters zum heiligen Kreuz in herausfordernder Weise veranstaltete und die der Rat nicht dulden wollte, führte zu einer Klage beim Reichshofrat in Wien, zu einem Konflikt der Stadt mit dem mächtigen Vorkämpfer der Restaurationspolitik, dem Herzog von Bayern, und, da die Prozessionen und die Exzesse des protestantischen Volks und Pöbels dabei sich wiederholten, zur Ächtung der Stadt und zur Vollstreckung dieser Acht durch Herzog Maximilian mit der zur Verfügung gehaltenen Kriegsmacht, im Dezember 1607. Er nahm die Stadt in Verwaltung und stellte dort rücksichtslos den katholischen Gottesdienst wieder her. Es ist überflüssig, wo Haß und Fanatismus auf beiden Seiten und von diesen unterstützt und vorwärts getrieben, fürstliche Erwerbgier das Wort führen, zu fragen, wie Recht und Unrecht sich verteilt: daß den Jesuiten und dem Herzog der Streit willkommen war, steht fest, und daß sie ihn mit Bewußtsein an-

gestiftet, mindestens nichts getan haben, um ihn glimpflich zu enden, ist mehr als wahrscheinlich.

Unter dem Eindruck dieser Vorgänge stand der am 12. Januar 1608 zu Regensburg zusammentretende Reichstag, auf dem die Parteien und ihre Forderungen sich abermals schroff entgegenstanden. Nach unfruchtbaren Verhandlungen reiste eine Anzahl der Gesandten protestantischer Stände mit Hinterlassung einer Beschwerdeschrift ab, und der Erzherzog Ferdinand, der an des Kaisers Stelle den Reichstag leitete, vertagte die Versammlung: schon legte man, dahin waren jetzt die Dinge gediehen, auf beiden Seiten die Hand an den Schwertgriff.

Im Mai 1608 schlossen sich eine Anzahl protestantischer Fürsten, Friedrich IV von der Pfalz, Christian von Anhalt, die Markgrafen von Ansbach und von Kulmbach, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg und der Herzog Johann Friedrich von Württemberg, zu Ahausen, einem Dorf im Ansbachischen, zu einer Union zusammen, die sich eine ähnliche Organisation, aber mit besserer militärischer und finanzieller Verfassung, gab wie einst der Schmalkaldische Bund, und die alsbald durch Beitritte, Kurbrandenburg, Hessen, eine Anzahl Reichsstädte, verstärkt wurde; Kursachsen, auf dessen Politik von 1546 bis 1866 ein Fluch zu liegen scheint, versagte sich. Diesem protestantischen Bunde setzte schon im folgenden Jahr der Herzog Maximilian von Bayern einen katholischen, der Union eine Liga entgegen, die im August 1610 zum Abschluß kam: einen Bund mit einigen süddeutschen geistlichen Fürsten, dem noch die drei geistlichen Kurfürsten, Mainz, Köln, Trier, beitraten. Auch dieser Bund, der schon durch die Persönlichkeit seines Begründers, des Herzogs von Bayern, Bedeutung erhielt, stellte eine bewaffnete Macht auf und sorgte für gute finanzielle Grundlage; doch kam es noch nicht zum Zusammentreffen, sondern es wurde im Oktober 1610 ein Vergleich geschlossen, in dem beiderseitige Entwaffnung vereinbart war.

Eine andere sehr wichtige und sehr verwickelte Frage, ein Erbfolgestreit von großer Tragweite, erhob sich, als am 25. März 1609 der Herzog von Jülich-Cleve-Berg starb. Er hinterließ einen sehr reichen Besitz — außer den drei Herzogtümern die

Grafschaften Mark und Ravensberg und eine Herrschaft Ravenstein in Brabant — und keinen Sohn als natürlichen Erben. Die Anrechte, die seine vier Schwestern und deren Männer hatten, waren verwickelt genug: auch Kursachsen, gestützt auf frühere kaiserliche Versprechungen, erhob Ansprüche und in diesem Trüben, das sich leicht noch weiter trüben ließ, gedachte auch das Haus Habsburg zu fischen. Die beiden Best- oder Erstberechtigten, wie es scheint, Johann Sigismund von Brandenburg (seit 1608) und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, beide Protestanten, verständigten sich im Juni 1609 in einem Dortmunder Rezeß auf einstweiligen gemeinsamen Besitz, ein Kondominat: aber im Juli kam ein Erzherzog, Bruder Ferdinands von Österreich, mit einem Heer, setzte sich in den Besitz der Festung Jülich: dies brachte die niederländische Union — die Generalstaaten — und den König Heinrich IV von Frankreich in Bewegung und mit großer Macht dachte dieser einzugreifen, als ihn am 14. Mai 1610 das Messer eines Fanatikers, Ravaillac, fällte. Die Sache blieb also in der Schwebe, das streitige Land wurde durch die Truppen beider Teile gepeinigt.

In Bündnissen, gerüstet, kaum noch Gewehr bei Fuß, standen sich die beiden Parteien, katholisch, protestantisch, gegenüber, und da die Protestanten, wie sie auch bei dem Stimmenverhältnis auf den Reichstagen, bei der geschlossenen katholischen Majorität in dem für Reichstagsbeschlüsse entscheidenden Fürstenkollegium, nicht anders konnten, solchen Mehrheitsbeschlüssen in wichtigen Fragen sich nicht fügten, so war überall wie auch in dieser Sache die Frage nur nach der Macht, nicht nach Autorität weder des Kaisers noch eines Reichsgesetzes.

Daß der Augsburger Friede mehr und mehr zum toten Buchstaben wurde oder geworden war, lag am Tage. Daran änderten weder die Verhandlungen, die bei Kaiser Rudolfs Tode vor der Kaiserwahl mit König Matthias gepflogen wurden, noch diese Wahl selbst etwas: da Kursachsen wiederum seine eigene Politik äußerster Mäßigung und möglichsten Zusammengehens mit dem habsburgischen Hause verfolgte, so ergab sich am 13. Juni 1612 dessen einstimmige Wahl, und zwar auf Grund einer wenig bestimmten

Wahlkapitulation. Die Lage zog mit Notwendigkeit auswärtige Mächte in die deutschen Angelegenheiten mit herein. Die Union mußte, wie die Liga tat, welche die kaiserliche und die spanische Macht im Rücken hatte, ihrerseits Anlehnung suchen, und, so wie nach dem Tode Heinrichs IV die Dinge in Frankreich standen, konnte sie eine solche nur an den Niederlanden und England und etwa Schweden finden. Im Februar 1613 vermählte Jakob I von England, der Nachfolger Elisabeths seit 1603, seine Tochter Elisabeth mit dem jugendlichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrichs IV Sohn, Friedrich V, und im Mai vermittelte dieser ein Verteidigungsbündnis der Union mit den Generalstaaten auf fünfzehn Jahre. Auf Matthias' erstem Reichstag, 1613 zu Regensburg, veränderte sich die Spannung nicht. Die Protestanten verlangten Sistierung der Prozesse und Herstellung der Stadt Donauwörth in ihren alten Stand, und der Reichstagsabschied, der dem Kaiser eine Geldhilfe von dreißig Römermonaten für den Türkenkrieg zusprach, kam ohne sie zustande. Weitere Beitritte stärkten die Union, während der Kaiser der Liga beitrat, was aber nicht im Sinne Maximilians war und eine Entfremdung zwischen dem Herzog und dem Kaiser herbeiführte. 1614 schloß jener einen engeren Bund mit einigen Bischöfen und geistlichen Herren, Bamberg, Würzburg, Eichstätt, Augsburg, Ellwangen.

Im gleichen Jahre trat in der jülich-clevischen Sache eine Wendung ein. Es war ein Vergleich im Werk zwischen den im Besitz befindlichen Mächten Brandenburg und Pfalz und zwar, indem eine Vermählung der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund mit dem jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, dem Sohne des trefflichen Ludwig Philipp von Neuburg, in Aussicht genommen wurde. Jedoch aus der Heirat wurde nichts, der destinierte Bräutigam scheint bei einer Zusammenkunft in Düsseldorf seinem Schwiegervater gründlich mißfallen zu haben, und statt der Braut holte er sich bei einem heftigen Wortwechsel mit dem Kurfürsten von diesem eine Ohrfeige: Wolfgang Wilhelm heiratete alsbald eine Schwester des Bayernherzogs, zu welchem Zweck er, der ungleiche Sohn seines Vaters, noch bei dessen Lebzeiten, aber ganz heimlich, daß es dieser

nicht erführe, katholisch geworden war (1613). Schon ein Jahr darauf befreite ihn der Tod Ludwig Philipps — der Gram über den Bekenntniswechsel seines Sohnes, der ihm nicht verborgen bleiben konnte, soll ihn beschleunigt haben — von aller Rücksicht; in Pfalz-Neuburg zogen alsbald die Jesuiten ein; wer nicht katholisch wurde, mußte auswandern, und mit dem blühenden Zustand, den hier das tüchtige und aufgeklärte Regiment Ludwig Philipps entwickelt hatte, war es für immer vorbei. In Jülich war aufs neue Krieg in Sicht, da die Brandenburger niederländische, der Pfalzgraf spanische Truppen ins Land zog und zugleich die Liga aufrief; doch noch einmal ward diese Sache gütlich beigelegt in einem Abkommen, dem Vertrag von Xanten, 10. November 1614, der dem Kondominat, der gemeinsamen Regierung in den Herzogtümern ein Ende machte, Cleve, Mark, Ravensberg und die Herrschaft Ravenstein an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg gab.

Entscheidend wurde der Gang der Dinge in Böhmen. Die Jesuitenpartei, wie man die streng katholische, durch die klugen und rücksichtslosen Männer dieses Ordens geleitete Richtung wird nennen müssen, trachtete, da Kaiser Matthias kinderlos war, die Nachfolge im Reich wie in Böhmen und Ungarn an seinen Neffen Ferdinand von Steiermark und Kärnten zu bringen: seine Brüder, die nächst in Betracht kommenden Erzherzoge Maximilian und Albrecht, der Statthalter in den spanisch gebliebenen Niederlanden, entsagten zu seinen Gunsten: und im Juni 1617 gab Matthias den Ständen zu Prag Kenntnis, daß er seinen Vetter Ferdinand an Sohnes Statt angenommen habe. Die Stände erkannten die Nachfolge an, aber unter der Bedingung der Aufrechthaltung ihrer Rechte und Privilegien; Entsprechendes geschah in den Nebenländern, wie Mähren, der Lausitz, und am 1. Juli 1618 auch in Ungarn. Allein in Böhmen waren die Gegensätze allzusehr gespannt, als daß dies allenthalben ruhig hätte hingenommen werden können. Andere herausfordernde Schritte folgten oder gingen zur Seite. Die Frage, ob das Recht, protestantische Kirchen zu bauen, allgemein sei oder im einzelnen Fall der Genehmigung des Grundherrn bedürfe,

wurde von dem Abt zu Braunau für die dort auf seinem Gebiet neuerbaute Kirche und von dem Erzbischof von Prag für die von Klostergrab, die er schleifen ließ, mit schroffer Gewalt entschieden. Matthias hatte eine Regierung von zehn Statthaltern, sieben katholischen, drei utraquistischen, zurückgelassen und unter jenen zwei Eiferer, Slavata und Martiniz, gegen welche der Unwille und die Unzufriedenheit in Prag hauptsächlich sich richtete. Unter dem Einfluß des leidenschaftlichsten Mannes der Opposition, des Grafen Matthias Thurn, ließ der utraquistische Teil der Stände eine heftige Beschwerdeschrift abgehen, die von König Matthias mit einer scharfen Abweisung und Anweisung an die Statthalter gegen die Urheber und Beförderer jener Schrift beantwortet wurde: das Mißtrauen weniger gegen den kranken Kaiser als gegen seinen schon sicheren Nachfolger trieb die Opposition zu revolutionären Schritten. Am 23. Mai 1618 gegen Mittag bewegte sich der Zug der Stände, denen, wie man sich denken kann, eine Volksmenge folgte, nach dem Schlosse, wo sich vier der Statthalter, unter ihnen die verhaßtesten, Slavata und Martiniz, befanden. Die Herren traten ein, man begehrte Rechenschaft von den beiden, ob ein letzteingelaufenes kaiserliches Schreiben mit ihrer Billigung ergangen und entstanden sei. Ein Wortwechsel erhob sich, in dem Tumult wurde der Vorschlag laut, hier kurzen Prozeß zu machen und die beiden Feinde des allgemeinen Wohls „nach altböhmischem Brauch“ zum Fenster hinauszuwerfen. Es geschah: die beiden, auch ihr Sekretär Fabricius, flogen die fünfzig Fuß vom Fenster nach dem Schloßgraben hinab. Ein glücklicher Zufall, ein großer Haufen Papier und Sand gerade unter dem Fenster, auf den sie fielen, rettete ihr Leben, auch nachgesandte Schüsse trafen nicht: die burleske Szene konnte den Späteren — denn die Revolution war damit erklärt — als der Beginn des großen Trauerspiels gelten, das unter dem Namen des dreißigjährigen Kriegs die furchtbarste aller Erinnerungen unserer Nation geworden ist.

26. Rückblicke auf das geistige Leben Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert.

Kurz vor diesen Ereignissen, am 31. Oktober 1617, hatte man in den protestantischen Ländern einer von Dresden ausgegangenen Aufforderung folgend die hundertjährige Jubelfeier der Reformation begangen, weil, hieß es dort, das Licht des Evangeliums nunmehr hundert Jahre lang hell geleuchtet habe: Luthers Thesen wider die Kraft der Ablässe wurden also hier als Anfang dieser Erleuchtung gesetzt und die Geschichtschreibung ist dem gefolgt. Freilich, wenn man die Geschichte dieser hundert Jahre sich, wie wir getan und wie es das Gesetz geschichtlicher Darstellung verlangt, zunächst nur in ihren größeren und gröberen Zügen, dem Auf und Ab der Fehden und Kriege, dem Zank und den Gewaltsamkeiten der hadernden Parteien, dem Feilschen und Zanken um Landbesitz und Ehrenstellen vergegenwärtigt, so wird man wenig von jenem Leuchten gewahren. Man sieht in dem Getümmel die Religion Jesu Christi, die reine Lichtgestalt der Person des Erlösers in ihrer wundervollen Harmonie von verzeihender Milde und unerbittlicher Strenge nicht mehr, man sieht das zerrissene deutsche Land im Sturm der entfesselten Leidenschaften einem Abgrunde zutreiben, und bis auf diesen Tag hegen viele die Meinung, unsere Nation habe die unzweifelhaften Güter, die jener gewaltsame Bruch mit ihrer Vergangenheit zur Folge gehabt habe, zu teuer bezahlt und denken sich eine glänzende Entwicklung ihrer Geschicke auf dem Wege einer friedlichen Reform. Aber mit Unrecht. Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken und nicht auf dem Wege des Friedens und der gütlichen Überredung vollziehen sich die menschlichen Geschicke. Mitten in jene Finsternisse hinein leuchtet doch ein helles Licht, und einer neuen Entwicklung ist durch die befreiende Tat

Luthers ein für allemal der Raum frei gemacht: sie hat den Zugang zur Quelle neu eröffnet, aus welcher nun viele Millionen täglich für ihr Denken und Handeln, für alle Lebensbetätigungen in viel reinerer und stärkerer Weise getränkt wurden als aus dem trüben Brunnen, in welchem eine mehr und mehr gefälschte und entartete Tradition, vermischt mit allerlei Unwahrheit weltlichen Lebens, den Trank für ihre Gläubigen bereit hielt. Man muß aber, wenn man die Bedeutung dieser Zeiten und die fernere Entwicklung unseres Volkes verstehen will, tiefer steigen und sich nach dem neuen Lebensprinzip umsehen, das Kräfte hervorrief und entfaltete, die sich auch in dem katholisch gebliebenen Teile der Nation und der Menschheit wirksam erwiesen.

Zumeist in der Literatur, in dem, was geschrieben und gelesen wird, pflegt sich der Geist, das Denken und Empfinden, das Dichten und Trachten, das Tun und Leiden der Nationen niederzuschlagen. Hier ist für das deutsche Volk zunächst merkwürdig, daß in eben dieser Zeit und durch denselben Mann, der seine Spaltung in Katholiken und Protestanten herbeigeführt hat, die Nation eine gemeinsame Sprache und Schrift — eine Literatursprache erhalten hat und daß zugleich trotz der Trennungen und Spaltungen eben jetzt das Nationalbewußtsein, das Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen und Empfindungen eine bis dahin nicht gekannte Stärke und Bewußtheit erlangt hat. Luther hatte mit seiner Bibelübersetzung in einer Sprache, die volkstümlich war und doch über den Volksdialekten stand, der Nation ein Volksbuch im vollsten Sinn gegeben und gleichsam in die Hand gedrückt: in unzähligen Exemplaren gedruckt, lag es den folgenden Generationen vor als Grundlage der Predigten, der häuslichen wie der öffentlichen Andacht, ja eines großen Teils ihrer Gespräche und Unterhaltungen, der Literatur und der dramatischen Aufführungen. Der unendliche Reichtum der heiligen Geschichte und der Geschichte eines eigenartigen Volkes, die sich zuletzt auf die eine Persönlichkeit Jesu konzentriert und zugleich eben damit zur Weltgeschichte im höchsten Sinne erweitert — dieser Reichtum geschichtlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt göttlichen Wirkens und Waltens vorgeführt, jetzt

erst jedem erschlossen und zugänglich gemacht, regte das religiöse und mithin alles Denken in vielen Millionen mächtig auf und ließ sich eben durch den Widerspruch, den es in dieser neuen Auffassung fand, und die Gegensätze, die sich weiterhin unter den Anhängern des Neuen selbst bildeten, nicht mehr zum Stillstand bringen. Aber Luther hatte der Nation noch mehr gegeben als ein Buch und seine Schriften — seine ganze eigenartige, mächtige Persönlichkeit. Während seines Lebens, seit 1517, war er in einer seither niemals dagewesenen Weise die allbekannte Persönlichkeit, zu der jeder seiner Zeitgenossen, der nicht bloß vom Tage lebte, irgendwie, feindlich oder freundlich, Stellung nehmen, an der er das eigene Tun und Denken messen mußte: ein Deutscher unter den Deutschen, mit den Tugenden seines Volks wie mit einigen seiner Fehler ausgestattet, hellen Verstandes und innigen, fast kindlichen Gemüts, ein Mann von starker Seele, der — nach dem Wort, das ein späterer Heros von unserem Volke nicht eben mit unbedingtem Recht gebrauchte — Gott allein und sonst nichts auf der Welt fürchtete. Was von Selbstbewußtsein in ihm lebte, zog er aus dem Gottesbewußtsein, dem Bewußtsein der Aufgabe, die Gott auf seine Schultern gelegt hatte. Wuchtig, heftig, hart in seiner Rede war er, aber „niemand von Herzen feind“ und weit erhaben über den traurigen Wahn, dem seine Zeit und noch manche folgende Generation und selbst ein Mann wie Calvin und wie Melanchthon verhaftet waren, daß Verschiedenheit in Sachen der Religion und des Glaubens mit weltlichen und fleischlichen Waffen gerichtet werden und das letzte Wort dem Schwert des Henkers und dem Scheiterhaufen gebühre. Solche Männer finden ihre volle Wirksamkeit erst bei der Nachwelt, wenn die Fehler und Schwächen, die ihnen anhafteten, in der Erinnerung zurücktreten und nur ihr unsterbliches Teil verbleibt.

Nachdem in der eigentlichen Reformations- oder Revolutionszeit, von 1517—1555, die Polemik, das Für und Wider die Gemüter erfüllt und in einer gewaltigen Flugschriftenliteratur sich Luft und Bahn gemacht hatte, entfaltete sich, seitdem in jenem

Jahre Waffenstillstand gemacht war, ein neues, reges, geistiges Leben und die Literatur wuchs durch die Bedeutung, welche der Bücherdruck, das gedruckte Wort, wie wir sagen die Presse, in dieser Zeit gewonnen hatte, in großem Maße, und auch hier machte sich Luthers Einfluß mächtig geltend. Es zeigte sich nicht bloß in seiner nächsten Sphäre, dem geistlichen Lied und Kirchengesang: hier ist das große Schlachtlied des sechzehnten Jahrhunderts, recht eigentlich der Sang der neuen streitenden Kirche, mit seinem männlichen Kampfesmut, seinem Gottvertrauen, seiner ermutigenden Siegeszuversicht: „Ein feste Burg ist unser Gott", bezeichnend: aber auch auf weltliche Dichtung und Prosa, und namentlich auf diese, wirkte die durch die Zeit des Kampfes gleichsam erfrischte Sprache, die in der Tat niemals ein deutscher Mann mit größerer Meisterschaft gehandhabt hat als Martin Luther. Auch seine Gegner eigneten sie sich an, ahmten sie nach, lernten von ihr. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts beherrschten die großen Fragen, welche die Reformation aufwarf, die Literatur. Die Meistersinger in den Städten, die Geistlichen unterstützten mit Reim und geistlichen Liedern die Bewegung und leiteten sie weiter: erst gegen das Ende des Jahrhunderts kommt in die geistliche Lyrik ein weichliches und süßliches Element und eine handwerksmäßige Art. Überhaupt tritt nun das Lehrhafte, Prosaische, Moralisierende, es tritt die Breite der Mittelmäßigkeit hervor, wie etwa in dem vielgelesenen Tierepos, dem Froschmeuseler Georg Rollenhagens in Magdeburg (1595), in dem die kurze gutgelaunte Erzählung aus dem griechischen Altertum mit moralischen Reden und Betrachtungen zu einer Flut von vielen tausend Versen angeschwollen ist.

Man gewahrt die Wirkung des neuen mit dem Protestantismus gegebenen Prinzips und weiterhin der mit 1555 beginnenden Friedenszeit, welche überhaupt eine Zeit des Fortschreitens war, an der fortdauernden Entstehung neuer Universitäten: Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1558, Helmstedt 1576, Altdorf 1581, und dem Vordringen der Wissenschaft und des Schulwesens. Man

kann für die eine Seite, die „Geisteswissenschaften", als Beispiel den ersten Versuch einer Weltgeschichte, von Sebastian Franck (1531), nennen; auch ein bedeutendes Werk speziell der zeitgeschichtlichen Darstellung, die Geschichte Karls V von Sleidanus. Für die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Studien und das unermeßliche Gebiet, das sie erschließen, ist daran zu erinnern, daß in demselben Jahre, in dem der Jesuitenorden seine endgültige Bestätigung durch den Papst erhielt (1543), Nikolaus Koppernigh aus Thorn — Kopernikus — das bahnbrechende Werk de orbium coelestium revolutionibus erscheinen ließ, das mit der Feststellung der Bewegung unseres Planeten um die Sonne der seitherigen Weltbetrachtung eine neue von tödlichen Konsequenzen für die überlieferte entgegensetzte, und daß dieses Werk dem regierenden Papst Paul III gewidmet ist. Es dauerte freilich nicht lange, so merkten die Organe der alten Kirche, die Inquisition und die Jesuiten, die Gefahr, die hier drohte. Die die ganze bisherige Anschauung von der Welt umwälzende Entdeckung des Kopernikus wurde durch die wichtigen mathematischen und astronomischen Funde Johannes Keplers (geb. 1571 zu Weil der Stadt in Schwaben) ergänzt und vervollständigt. Die Keplerschen Gesetze stellten nicht nur die elliptische Bahn der Planeten, sondern auch deren Umlaufszeiten fest und bahnten Newton den Weg zur Entdeckung der Schwerkraft, die Kepler schon ahnte. Dessen Lebensgang ist bezeichnend für die Friedlosigkeit der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Aus Graz, wo er als Professor der Mathematik am Provinzialgymnasium wirkte, verjagte ihn, da er Protestant war, die Gegenreformation des Erzherzogs Ferdinand. Er ging nach Prag, wo der Däne Tycho Brahe, von Rudolf II 1599 berufen, eine trefflich ausgestattete Sternwarte besaß, und wurde nach Brahes Tod, 1601, zu seinem Nachfolger ernannt. Da er jedoch aus den kaiserlichen Kassen keinen Gehalt ausbezahlt erhalten konnte, war er genötigt, 1612 die Stelle eines Mathematikprofessors am Landschaftlichen Gymnasium zu Linz anzunehmen, wurde aber auch von da 1627 vertrieben, nachdem die Gegenreformation auch nach Oberösterreich vorgedrungen war. In den Jahren 1620 und 1621

weilte er dazwischen in seiner Heimat, wo seine hochbetagte Mutter als Hexe eingezogen in Anklagestand versetzt war; nur der Energie seiner Verteidigung war es zuzuschreiben, daß sie vor dem Äußersten bewahrt blieb. Er hielt sich dann in Ulm auf, wo er den Druck seiner Planetentafeln leitete. Nachdem er vergeblich versucht hatte, Wallenstein, der sich für seine astrologischen Ideen interessierte, zur Vertretung seiner Forderungen gegen den kaiserlichen Fiskus zu gewinnen, aus welchem Grund er längere Zeit in dessen Umgebung zu Sagan verweilte, machte er sich im Herbst 1630 von Leipzig nach Regensburg auf, um dort eine Klage gegen die kaiserliche Hofkammer auf Auszahlung seiner Gehaltsrückstände beim Reichskammergericht zu betreiben. Hier erlag der vielumhergeworfene geniale Forscher den Folgen der auf der Reise durchgemachten Beschwerlichkeiten.

Von höchster Bedeutung für die Zukunft des Protestantismus war, daß der längst begonnene Drang nach Hebung und Erweiterung des Schulunterrichts und neuen Schulen jetzt zum unabweisbaren Bedürfnis geworden war: hier liegt das unsterbliche Verdienst Melanchthons, der, von seiner eigenen Wahrheitsliebe und von der überlegenen Persönlichkeit Luthers in die Bewegung hineingezogen, doch mitten im Getümmel des großen Kampfes die leiseren Stimmen der Wissenschaft und des ruhigen Forschens im Sinn des Erasmus und der Humanisten nicht überhörte: auf dem Gebiete des höheren Unterrichts griff er mit weitem Blick und staunenswertem Fleiß überall mit Rat und Tat ein. Die Anregung Luthers vom Jahre 1524 trug in dieser Zeit des Friedens erst ihre volle Frucht. Die drei Fürstenschulen zu Meißen, Pforta und Grimma seit 1543, die württembergische Schulordnung von 1559 unter Herzog Christoph sind nur einzelne aufgegriffene Beispiele einer allgemeinen Fortschrittsbewegung, die das Landesfürstentum und seinen Bedarf an besser vorgebildeten Predigern und Beamten zur Voraussetzung hatten: und die Erkenntnis der Wichtigkeit des höheren Unterrichts drängte sich so lebhaft auf, daß auch die Jesuiten hier einsetzten und die Reform dieses Unterrichts in ihrer Weise in die Hand nahmen. Aber auch die Volksschulen

mußten diesem Zuge folgen. Für die Protestanten lag hier in Wahrheit eine Selbsterhaltungspflicht vor. Man hatte die Laien, das Volk aufgerufen, ihm die Bibel an die Hand gegeben, als letzte und höchste Autorität gegenüber den früheren blindlings angenommenen Autoritäten: sie mußten also ein lesendes Volk schaffen und schufen damit ein urteilendes, das gelegentlich auch ein kritisches wurde. Dieses Interesse fiel freilich für den katholischen Teil weg, der vielmehr ein Interesse daran finden mußte, das Denken in der Masse niederzuhalten, wie denn die Jesuiten das Gebiet des Volksunterrichts nicht zu ihrem Arbeitsfeld gemacht haben. Die Summe ist doch — und das zeigt sich auf allen Literaturgebieten, bei den Fabeln, den Erzählungen und Romanen, die sich allmählich hervormachten, beim Volkslied, wie in der jetzt massenhaft ans Licht tretenden volkstümlichen Unterhaltungsliteratur, bei den wohlbekannten Figuren der noch heute lebendigen sog. „Volksbücher", insonderheit dem frommen Kind Eulenspiegel, dem Finkenritter (1560), den Schildbürgern (1597) und der tiefsinnige Keime in sich bergenden Poesie, die sich an einen Dr. Faust, eine der vielen abenteuerlichen Gestalten dieser gärenden Zeit, knüpft, — daß jetzt das weltliche Leben, „Frau Welt", die Wirklichkeiten dieser Gotteswelt mit allen ihren Kräften, dem hellgewordenen Blick, dem freier gewordenen Geist sich entgegendrängten und daß sich eine Zeit ankündigte, in welcher die Lebensfreude an die Stelle mönchischer Askese, neue Ideale an die Stelle mittelalterlichen Träumens getreten waren.

Wie wollen, ehe wir das traurigste Blatt einer langen Leidensgeschichte unseres Volks aufschlagen, noch an dem Beispiel zweier Männer zeigen, daß auch in dieser Zeit und Welt des religiösen Hasses und der theologischen Verfinsterung und Verbitterung es doch nicht an ehrlicher Lebensfreudigkeit und sonnigen Herzen fehlte. Gern wendet sich, namentlich in solchen Zeiten, der Blick von dem Getümmel der großen Welt, den Ränken und Kämpfen der Magnaten, dem privaten Leben zu, der Arbeit und den Festen der vielen, die keinen Anspruch auf die Dauer ihres Namens in der Geschichte machen.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen dieser Zeit und des

deutschen Volkes ist der Nürnberger Meister Hans Sachs. Am 14. November 1494 geboren, besuchte er mit sieben Jahren eine Schule, in der er, wie das Lobgedicht von Adam Puschmann erzählt, „gute Sitten und Tugend“ bis in sein fünfzehntes Jahr lernte, dann zwei Jahre das Schuhmachen, wie sich für einen vom Handwerk gebührte. Er durchwanderte fünf Jahre lang Stadt und Land, lernte, in seine Heimat, damals den Mittelpunkt des Meistergesangs, zurückgekehrt, diese Kunst und dichtete sein erstes Lied „in Marners langem Tone“ von der Trinität Gloria Patri Lob und Ehr. Nachdem er sein Meisterstück gemacht, trat er 1519 in die Ehe. Er überlebte die sieben Kinder, die ihm seine Frau Kungin (Kunigunda) Kreuzrin geboren, wie auch diese selbst, und heiratete 1561 zum zweiten Male; am 8. Dezember 1567, registriert sein treuer Schüler, dichtete er sein letztes Lied „In der Kurzen Amseln Weis“: zuletzt nahmen Kraft, Gehör und sinnreiches Gemüt bei ihm ab, er ward kindisch und antwortete nicht mehr, wenn man ihn fragte, sah nur auf Bücher, die er vor sich hatte, namentlich die Bibel, und starb am 20. Januar 1576 im 81. Jahre. Von früh auf sieht man ihn lesen, lernen, nachdenken, den so gesammelten Reichtum mit ungemeiner Leichtigkeit in Form und Reim ausschütten; und man gewinnt einen großen Begriff von dem reichen Geistesleben dieses Handwerkers, der 1523 mit seiner „Wittenbergisch Nachtigall“ der lutherischen Bewegung sich anschließt, den Weltbegebenheiten mit sinnendem Geist und mit dem Interesse eines starken Nürnberger Lokalpatriotismus und guten Deutschen folgte. An Dichtungen in allen Formen, Schwänken, Fabeln, Dramen, Psalmen und geistlichen Gesängen, Figuren und Komparationen hat man ihm nicht weniger als sechstausendachtunddreißig Stück zusammengerechnet, aus denen uns ein schlichtes und mannigfaltiges geistiges Leben anspricht: wir erfreuen uns besonders an der durchaus gesunden, naiven, sinnigen Behandlung biblischer Stoffe und an dem guten Humor, der nirgends ins Gemeine und Schlüpfrige ausartet und auch nicht zimperlich ist, sondern einem rein gestimmten Gemüte, einem hellen Verstand und einer braven Gesinnung ent-

springt, die gleichmäßig Ernst und Scherz versteht. Mit besonderem Vergnügen sieht man, wie es jetzt, in dieser Zeit, auch dem einfachen Handwerksmeister, der „wenig Latein sprach, aber das Studieren liebte", möglich war, in einer deutschen Stadt ein so reiches Geistesleben zu gewinnen und andern mitzuteilen: ein echter deutscher und protestantischer Mann, bescheiden, doch seiner Mission und Gottesgabe nicht unbewußt, fromm und weltfreudig, bibelfest wie einer, aber begierig, aus allen Quellen heidnischer wie christlicher, profaner wie heiliger Geschichte seinen ungewöhnlich regsamen Geist zu nähren.

In eine höhere Sphäre führt uns ein anderer Sohn dieser selben Stadt Nürnberg, die Hans Sachs mit so naiver Begeisterung preist, — die große Künstlergestalt und mächtige Persönlichkeit Albrecht Dürers. Der Sohn eines Goldschmieds, 21. Mai 1471 geboren: ein ausgesprochener Schönheits- und Künstlersinn führte ihn nach Italien, wo er mit offenem Auge und von den großen Künstlern damaliger Zeit lernte: nach der Vaterstadt zurückgekehrt entfaltete er, zumeist in den volkstümlichen Formen des Holzschnitts und des Kupferstichs, eine großartig fruchtbare und vielseitige Tätigkeit. Einer gestaltenschaffenden Phantasie gesellte sich ein klarer Verstand und ein eingehendes liebevolles Studium der Natur und der Antike: ein tiefreligiöses Gemüt, aber zugleich ein starker und ein freier Geist, hochgebildet und mit Männern der aufstrebenden Wissenschaft, wie Willibald Pirckheimer, befreundet, ergriff er mit Feuer die beginnende Reformation, die ihn auch in seiner Kunst von den Heiligen ab zu den ersten Quellen, der Bibel und ihren Gestalten, führte. Eines seiner letzten zahlreichen und lebensvollen Porträts ist das Melanchthons; in einem figurenreichen Zyklus von Holzschnittzeichnungen, dem Triumphzug Maximilians, seines Gönners, wird dieser am Schluß von den Tugenden gekrönt: nur leicht weicht er in diesem Werk von seiner Liebe zum Natürlichwahren ab, die sonst in seiner Kunst, der in der Tat nichts Menschliches fremd ist, und namentlich auch in seinen Bildnissen und Charakterköpfen ihre Triumphe feiert. Auch theoretisch betätigte

sich der vielseitig Gebildete: er schrieb über Meßkunst 1525, über Befestigungskunst 1525, von den menschlichen Proportionen 1528. Am 6. April 1528 ist er gestorben, nachdem er noch in einem hochberühmten Doppeltafelwerke, die Apostel Petrus und Paulus und die Evangelisten Markus und Johannes darstellend, seinem evangelischen Glauben ein klares Denkmal gesetzt hatte.

Ein anderer Mann war der Dr. jur. Johann Fischart, der seine Hauptwirksamkeit zwischen 1570 und 90 entfaltete und eine Zeitlang in Straßburg als freier Gelehrter lebte. Er war dort einer der Vorkämpfer des Protestantismus, dessen Schicksale er auch in den außerdeutschen Ländern, in Frankreich, mit Aufmerksamkeit verfolgte. Seine Satire, indem sie das Leben jener Zeit auf mannigfache Weise spiegelt, zeigt jene verhältnismäßig neue Kraft, die in Luther und in anderer Weise in Hutten kräftig sich ausspricht — den deutschen Patriotismus, die nationale Gesinnung, die künftighin, spät, den religiösen und theologischen Eifer ergänzen oder auch ersetzen sollten. Mit Vergnügen folgt man ihm, wenn er in seinem Gedicht „Das glückhaffte Schiff" ein Stück Volksleben am Oberrhein uns vorführt: wie im Juni des Jahres 1576 die Jungmannschaft von Zürich, der altberühmten Stadt, von der Stadt Straßburg zu einem „Schießen", einem Schützenfest also, eingeladen, eine „ehrliche Gesellschaft" von vierundfünfzig Personen, ein Schiff rüstet, das an einem Tag von Zürich nach Straßburg fahren, einen Hirs, Hirsenbrei, in einem großen Topf noch warm nach der befreundeten Stadt bringen soll. Am 20. Brachmonats brechen sie auf, nachts zwei Uhr, in guter Stimmung, der See hallt wieder vom Schall der Musik, der Trommler und Trompeter an Bord. Die Sonne geht auf, es wird ein heißer Tag werden; die Ruder heben und senken sich, das Schiff fliegt dahin, aus der Limmat geht's in die Aar und in den Rhein: „Frisch dran, ihr lieben Eydtgenossen", ruft er ihnen zu: aber mit solchen Männern hat es keine Not,

mit solchen forcht man kein meerwunder
und kein wetter, wie sehr es tunder,

mit solchen Knaben hätte Jason das goldene Vlies gewonnen und „Amerika, die neue Welt" wäre schon lange entdeckt gewesen. Auch der Rheinfall bei Laufenburg hält sie nicht auf: um zwei Uhr passieren sie Basel. Die Sonne brennt heiß, überall stehen die Neugierigen am Ufer, begrüßen die Mutigen, empfangen ihren Gruß: Breisach, das Elsaß, endlich sehen sie die Abendsonne auf dem „Thurn" zu Straßburg blitzen: ungefähr um „die sibend uren" sind sie zur Stelle. Wie ein Wald steht die Menge von Mann und Weib, jung und alt am Gestade. Allhie sind die Leut, die sie heute erwartet hatten,

hie sind dieselben Eidgenossen,
welche vollprachten, was sie bschlossen,

aus vier Tagereisen haben sie eine gemacht: wer will sagen, was Arbeit nicht erjagen könnte? Nachdem man sie in Straßburg beim Fest, „wo sie geschossen, daß es einen Rauch gab", genug gefeiert und auch auf der Rückfahrt überall hochgeehrt hatte, treffen sie mit ihrem glückhaften Schiff in der Vaterstadt wieder ein.

Solche Bilder des Friedens treten jetzt in den Hintergrund. Man hatte auf beiden Seiten doch eine gewisse Zurückhaltung gezeigt und gewahrt, um diesen Frieden zu erhalten, dessen heilsame Folgen man spürte. Das Erwerbsleben hob sich, die Bevölkerung und ihr Wohlstand stieg: und wenn die kaiserliche Macht sich nicht besonders geltend machte, so erwies sich die Landeshoheit um so wohltätiger, durchgreifender, weil auf engerem Raum das Regierungs- und Reformbedürftige vor Augen lag und der bessernden Hand zugänglicher war. Dieser Friede, der in den erwerbenden und arbeitenden Schichten des Volks doch nur wenig durch das theologische Gezänk und das politische Getriebe gestört wurde, machte einem dreißigjährigen Kriegszustande Platz, der, Religionskrieg, Bürgerkrieg und internationaler Krieg zugleich, unter dem Namen des dreißigjährigen Jahr um Jahr Wohlstand und Menschenglück zerstörte und eine große und blühende Nation in ihrer Lebenskraft auf Jahrhunderte knickte.

27. Der dreißigjährige Krieg bis zum Eingreifen Gustav Adolfs (1618—1630).

Der erste Akt dieser furchtbaren Tragödie spielt in Böhmen. Der Prager „Fenstersturz" war doch keine in augenblicklicher Aufwallung begangene vereinzelte Gewalttat gewesen: eine vorläufige neue Regierung von dreißig Personen, an ihrer Spitze Wenzel Wilhelm von Ruppa, wurde eingesetzt, das ganze Land war in Aufruhr. Matthias suchte einzulenken, aber die energische Partei, die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, vollführten nun eine Art Staatsstreich gegen den seitherigen Leiter der kaiserlichen Politik, den Kardinal Klesl (20. Juli 1618): man bemächtigte sich mit List seiner Person, entfernte ihn mit Gewalt aus der Nähe des Kaisers und brachte ihn nach einem Schloß seines Feindes, des Erzherzogs Maximilian. Mittlerweile waren die Feindseligkeiten an der Grenze Böhmens und des Herzogtums Österreich im Gange, und im Herbst machte der Graf Thurn, unterstützt durch Söldner, die Graf Ernst von Mansfeld gesammelt hatte, einen Einfall ins Österreichische. Im folgenden März beschloß der böhmische Landtag kraftvolle Rüstungen: in demselben Monat, 20. März 1619, starb Kaiser Matthias, und der Erzherzog Ferdinand, den die böhmischen Protestanten, und mit Recht, als ihren Erzfeind ansahen, trat jetzt in den Vordergrund. Der Aufstand griff nach Mähren weiter, und im Herzogtum, jetzt seinem Erbe, war das Mißtrauen gegen ihn, wie die protestantischen Neigungen mächtig. Als im Juni Graf Thurn mit dem böhmischen Heere bis vor Wien vordrang, sandte man von protestantischer Seite am 6. Juni eine Deputation nach der Hofburg, die von Ferdinand die Bewilligung oder Bestätigung der alten Freiheit der Religionsübung verlangte. Als der Erzherzog nicht sofort nachgab, wurden die Herren ungestüm,

aber ein Zug Kürassiere, in diesem kritischen Augenblick im Burghof aufreitend, brachte die Deputierten zur Besinnung und sie verloren sich. Ferdinand reiste nach Frankfurt a. M. ab, wo er am 28. August zum Kaiser gewählt wurde: Ferdinand II (1618—1637). Es war von der entschiedeneren protestantischen, der pfälzischen Seite, der Gedanke angeregt worden oder war von selbst aufgekommen, bei diesmaliger Gelegenheit von der Wahl des Habsburgers abzusehen und einen Wittelsbacher, den Herzog Max von Bayern, zu wählen. Allein dieser war klug genug, der Versuchung zu widerstehen, da bei der Lage der Dinge in Deutschland die zweite Stelle mehr bedeutete als die erste und eine Unterstützung des habsburgischen Hauses mehr Gewinn für das dynastische Interesse versprach als seine Verdrängung. Auch Sachsen blieb der konservativen Politik der Wettiner treu und stand zur habsburgischen Fahne.

Zwei Tage vorher, am 26. August, hatte der böhmische Generallandtag, nachdem er Ferdinand entsetzt hatte, den Kurfürsten von der Pfalz, den noch jugendlichen Friedrich V, zum König gewählt. Dieser hatte sich, gutem Rate entgegen, nach einigem Zögern auf das Abenteuer eingelassen. Er erschien zu Prag und wurde dort am 3. November 1619 gekrönt. Das Unternehmen war etwas im Geiste des Kurfürsten Friedrich III, seines Großvaters, der im Jahre 1576 gestorben war, aber der junge Mann stand an persönlicher Bedeutung weit unter jenem Führer der calvinistischen Sache und des entschiedeneren Teils der protestantischen Partei, und er hatte zwar gute Verbindungen, aus denen aber keine wirklichen Verbündeten wurden. Sein Schwiegervater König Jakob I von England, legitimistisch gesinnt, kein Mann kühner Tat sondern nur selbstzufriedener Worte, riet ab, so auch seine nächste Umgebung. „Du trägst die Pfalz nach Böhmen", soll ihm seine Mutter gesagt haben. Die Fürsten der Union wollten sich, auf einer Versammlung zu Rothenburg an der Tauber, zur Unterstützung des böhmischen Unternehmens nicht verpflichten, sondern nur zur Verteidigung der Pfalz, wenn diese angegriffen würde. Der einzige wirkliche Verbündete, der ihn wenigstens mit Geld

unterstützte, waren die Niederlande, die noch immer das habsburgische Haus zu Feinden hatten — der Waffenstillstand mit Spanien war abgelaufen, der Krieg nahm 1621 auch dort wieder seinen Anfang und überdauerte die beiden Brüder, die an der Spitze der Generalstaaten standen, die Prinzen Moritz (gest. 1625) und Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien (gest. 1647): auch diesem unter mannigfachen Wechselfällen geführten spanisch-niederländischen Krieg setzte erst der westfälische Friede das Ziel. Auf der andern Seite rückte der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor im November in Ungarn ein, nahm Preßburg und drang, mit böhmischen Truppen vereint, bis vor Wien vor: er wurde im Januar 1620 von einem ungarischen Reichstag zum König von Ungarn gewählt. Allein während in Böhmen die Festlichkeiten für das Königspaar gehalten wurden, im Winter 1620, zog sich die Verbindung der Gegner zusammen: der Kaiser, Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, die sich klug nur verpflichtete, die Erbländer Friedrichs nicht anzugreifen, und dadurch die Union band, sich ebenso ihrerseits Böhmens zu enthalten, endlich Spanien. Auch der Kurfürst Johann von Sachsen ließ sich für den Kaiser gewinnen: hier spielte bei diesem außer der überlieferten konservativen Politik auch der lutherische Haß gegen den Calviniſten mit, der, wie einer der politisierenden Hofprediger, Hoe von Hohenegg, sich ausdrückte, diese edlen Länder nicht dem Calvinismo in den Rachen fallen lassen wollte. Friedrich, unerfahren und wenig befähigt, dem klugen Bayernherzog bei weitem nicht gewachsen, vermochte nicht, seine Stellung in Böhmen zu befestigen. Sie war in dem aufgewühlten Lande ohnehin schwierig genug. Geld und Einigkeit fehlte, nicht aber fehlte ein theologischer Eiferer, Scultetus, der diese angenehme Zeit benützen wollte, dem Calvinismus Raum zu machen. Während der siebenbürgische Verbündete Friedrichs im Januar 1620 einen Waffenstillstand mit dem Kaiser schloß, verband sich Herzog Maximilian enge mit diesem, wobei er, Landesfürst wie andere, nicht vergaß, sich einen hohen Preis für seine Hilfe zu sichern: der Kaiser und sein ganzes Haus verbürgte sich mit aller Habe und Gütern für seine Unkosten, bis

zu deren Ersatz ihm österreichische Länder verpfändet blieben. So erfolgte die Katastrophe rasch. Im September vollzog das kaiserliche Heer seine Vereinigung mit dem der Liga, zu großer Übermacht: und am 8. November 1620, einem Sonntag, am weißen Berge bei Prag, griff dieses vereinigte Heer unter Boucquoi die schlecht organisierte, von Christian von Anhalt, Graf Hohenlohe und Matthias Thurn geführte Streitmacht des Kurfürsten Friedrich an, der selbst ruhig im Schlosse saß und erst nach dem Kampfplatz eilte, als die Schlacht, die wenig über eine Stunde gedauert hatte, schon entschieden war. Sein Heer ward zerstreut, die Führer verloren sich, der „Winterkönig" selbst fand noch Zeit, sich zu retten, die Stadt Prag ergab sich auf Gnade und Ungnade. Was nun folgte, läßt sich denken: empörende Barbarei im einzelnen nach der Sitte der Zeit, Flucht und Auswanderung der angesehensten Familien, Hinrichtungen und Konfiskationen, Einkehr der Jesuiten, Vertreibung oder Flucht der evangelischen Prediger und Einquartierung von Soldaten, bis die Wirte in sich gingen und wieder katholisch wurden. Man hat berechnet, daß das böhmische Land, vor dem Kriege von dreieinhalb Millionen bewohnt, bald auf eine Bevölkerung von achthunderttausend herabgesunken sei. Ebenso wurde jetzt in Ober- und Niederösterreich, in Mähren und Schlesien, hier mit Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen etwas weniger gewaltsam, restauriert. Im Januar 1621 erfolgte die Achtserklärung gegen Friedrich V.

Die Absicht war, wie dem Herzog von Bayern zugesichert worden, den unglücklichen Winterkönig seiner Kurwürde und seines pfälzischen Besitzes zu entsetzen und beide an Bayern zu geben: in der Pfalz waren schon vor der Schlacht am weißen Berge im August spanische Truppen unter Spinola eingerückt. Die nächste Folge der unglücklichen Schlacht in Böhmen war die beginnende Auflösung der Union, die dann auch im April 1621 ihr unrühmliches Dasein beschloß. Für Friedrich V stand nur noch, obgleich es an Beratungen der Fürsten über die pfälzische Angelegenheit, die pfälzische Frage, wie wir heute sagen würden, nicht fehlte, der Graf Ernst von Mansfeld im Felde, der einen Heerhaufen aus den jetzt in Böhmen

Friedrich V von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth auf der Jagd
Gemälde von Adriaen van de Velde (Reichsmuseum Amsterdam)

Schloß Heidelberg im Jahre 1620
Gemälde von Jacques Fouquières (Gemäldegalerie Karlsruhe)

überflüssig gewordenen Kriegshandwerkern warb, in der Oberpfalz sich mit dem Feldherrn der Liga, Tilly, herumschlug, dann sich nach der Unterpfalz zurückziehen mußte, dort die Spanier nötigte, die Belagerung von Frankenthal aufzugeben, und in den rheinischen Stiftern und im Elsaß in alter Weise brandschatzte, um seine Truppen zu nähren. Auf der andern Seite hatte auch Bethlen Gabor den Krieg wieder aufgenommen. Er zwar schloß im Januar 1622 seinen Frieden mit dem Kaiser und entsagte seinem ungarischen Königtum: aber in Niederdeutschland nahm ein zweiter Condottiere, der Administrator von Halberstadt, ein Verwandter der gestürzten Königin von Böhmen — er trug als ihr Ritter ihren Handschuh am Helm —, der einundzwanzigjährige Christian von Braunschweig, ein Bruder des Herzogs Heinrich Julius, den Krieg auf und führte ihn rücksichtslos in der Weise des Mansfelders. Ein weiterer Verbündeter für Friedrichs Sache fand sich in dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden: der Besiegte vom weißen Berge selbst erschien von Holland her, wo er einstweilen eine Zuflucht gefunden hatte, bei diesem Heere, das auf kurze Zeit in der Pfalz vereinigt auf fünfzigtausend angegeben wird. Bei Wiesloch schlug 27. April 1622 Mansfeld den bayerischen Feldherrn Tilly, dieser aber mit den noch übrigen spanischen Truppen Cordovas vereinigt am 6. Mai den Markgrafen von Baden bei Wimpfen am Neckar und dann am 20. Juli den Halberstädter bei Höchst am Main. Der kleine Krieg Christians und Mansfelds aber — Einfall ins Elsaß, Brandschatzung der Bistümer in Niedersachsen durch Christian, „Gottes Freund, der Pfaffen Feind", wie er sich rühmte, ging weiter. Tilly nahm im September Heidelberg und im November Mannheim: bei dieser Gelegenheit wanderte auf fünfzig Wagen die an kostbaren Manuskripten reiche kurpfälzische Bibliothek (Palatina) nach Bayern und der Herzog schenkte diese schnöde Kriegsbeute dem Papst Gregor XV, der sie der vatikanischen Bibliothek einverleibte. Die ganze Pfalz, obere und untere, war nun in bayerischen Händen, nur Frankenthal hielt sich noch bis zum Frühjahr 1623. Maximilian — schon hatte er eine Rechnung von dreizehn Millionen für die Unkosten seiner

Kriegshilfe zu präsentieren — drängte den Kaiser, sein Wort einzulösen; aber die Übertragung der Kur ging nicht ganz so leicht vonstatten. Kurbrandenburg und Kursachsen, wie die übrigen protestantischen Fürsten, kopfscheu geworden durch das, was in Böhmen geschah, widersprachen und auf dem seit 5. Dezember 1622 zu Regensburg versammelten Reichsdeputationstage mußte Maximilian sich zunächst mit dem einstweiligen Besitz, also ohne Präjudiz für die Kinder Friedrichs V, begnügen. Dieser selbst zog sich auf den Rat seines Schwiegervaters, des Königs von England, vom Kampfe zurück, da der Kaiser dies als Vorbedingung seiner Wiedereinsetzung gefordert hatte.

Seine Parteigänger, Christian von Halberstadt und Ernst von Mansfeld, führten nun den Krieg im Dienste der Niederlande gegen Spanien weiter, dem sie bei Fleurus eine Schlappe beibrachten. Doch machte der Sieg, den Tilly am 6. August 1623 über Christian von Halberstadt bei Stadtlohn davontrug, den Feldherrn der Liga auch in Niederdeutschland zum Herrn der Situation. Jetzt erst, als seine Truppen ihnen unmittelbar auf dem Halse lagen und sich mit Brandschatzungen beschwerlich machten, rafften die dortigen protestantischen Reichsstände sich auf. Der niedersächsische Kreis, von Holland und England unterstützt, erwählte den König Christian IV von Dänemark, der als Herzog von Holstein jenem Kreise angehörte, zum Kreisobersten (1624). Die von Christian von Dänemark aufgebrachte Streitmacht ergänzte die noch übrigen Streitkräfte des Halberstädters und Mansfelds, der in Ostfriesland stand. Es war ein unbehaglicher Zustand in Deutschland, kein rechter Krieg und auch kein Friede, und die Lage in Niederdeutschland wurde für die ligistische Armada bedenklich. Tilly bedurfte Verstärkung und Maximilian verlangte sie vom Kaiser, der sie nicht liefern konnte, da ihm seine Politik trotz aller Konfiskationen und alles Druckes wenig Geld einbrachte. Ein Aufstand der protestantischen Bauern in Oberösterreich, hervorgerufen durch das mit Zwangseinquartierung und Güterkonfiskation verbundene Werk der Ausrottung des Protestantismus im Lande, Mai 1626, verschlimmerte die Lage des Kaisers. Er bedurfte, wenn er dieser Schwierigkeiten Herr werden, und wenn die jesuitische Partei, die

Herzog Christian von Braunschweig
Gemälde von Paulus Moreelse
(Gemäldegalerie Braunschweig)

Tilly, Graf von Tserklaes
Gemälde aus van Dyck's Werkstatt
(Kgl. Pinakothek München)

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland
Gemälde von van Dyck (Kgl. Pinakothek München)

ihn umdrängte, zugleich ihren bisherigen Sieg ausnützen wollte, um den seit 1552 eingezogenen Kirchenbesitz wieder in die Hand ihres früheren Eigentümers zurückzubringen, unbedingt eines mächtigeren Heeres. Es war noch ein anderes dabei: Maximilian, das Haupt und in Wahrheit der Herr der Liga, war dem Kaiser zu mächtig geworden. Maximilian und sein Feldherr hatten bis jetzt eigentlich die Sache allein gemacht, und der Herzog war jetzt unzweifelhaft der eigentliche Verfechter der katholischen Sache. Auch zur Bekämpfung jenes Bauernaufstandes war der Kaiser auf die bayerische Hilfe angewiesen; General Pappenheim, den Maximilian nach Österreich abgesandt hatte, warf im November 1626 die Bewegung in blutigen Gefechten bei Efferding, Gmünden, Vöcklabruck, Wolfsegg nieder. Man konnte nicht wissen, was für Pläne im Hintergrund in der Seele des klugen und ehrgeizigen bayerischen Herzogs schlummerten: in jedem Fall trat der Kaiser und das Haus Habsburg jetzt sehr hinter ihm zurück.

Aber ein anderer Ehrgeiziger fand sich, der auf seine eigene Weise den Kaiser in dieser politischen Klemme Hilfe zu bringen verhieß.

Eine große Figur in den militärischen und regierenden Kreisen machte der Oberst Albrecht von Waldstein oder, wie der Name sich festgesetzt hat, Wallenstein, der für die böhmische Herrschaft Friedland, die er der wohlverdienten Gnade des Kaisers verdankte, in den Reichsgrafenstand erhoben worden war. 1583 geboren, einer böhmischen Adelsfamilie entsprossen, protestantisch nach seiner Abkunft, früh elternlos und dann katholischen Verwandten übergeben, war er im Jahre 1606 katholisch geworden, hatte gleichwohl die protestantische Universität Altdorf besucht und war zu hellsehend und zu egoistisch, um Fanatiker zu sein: er machte eine reiche Heirat und nach dem Tode der Frau eine zweite vornehme, leistete bei den böhmischen Wirren auf der Seite des Kaisers gute Dienste und benützte die Gelegenheit nach dem Siege, durch Güterkäufe und Spekulationen sich weiter zu bereichern. Er erbot sich, dem Kaiser, wenn er ihm den Oberbefehl übertrage, ein Heer von zwanzigtausend Mann zu schaffen, das nichts kosten solle. Sein Gedanke war, die von ihm zu besetzenden Landschaften würden es bezahlen

und dennoch besser fahren als jetzt, wenn die Verpflegung nach einem streng eingehaltenen System, nicht wie seither durch regellosses Plündern und Brandschatzen geschehe. So geschah es. Wallenstein erhielt seine Bestallung und seine Instruktion: er übernahm das große Kriegsgeschäft gleichsam wie man jetzt sagen würde in Generalentrepriſe, gab Patente zur Werbung und Errichtung von Regimentern an Oberste und vornehme Herren weiter, ohne daß man dabei den Kaiser fragte. In Böhmen, in Franken und Schwaben schlug er seine Werbeplätze auf, und nach der Konfession der zu Werbenden fragte er nicht. Sein militärischer Ruf und sein finanzielles und organisatorisches Genie lockte an, und gegen Ende des Jahres 1625 hatte er zu Eger schon dreißigtausend beisammen. Im Frühjahr 1626 wurde der Feldzug eröffnet. Wallenstein marschierte durch Hessen, Hannover, Braunschweig in die Stifter Halberstadt und Magdeburg an der Elbe, während Tilly im westfälischen und niedersächsischen Kreise gegen Christian von Dänemark seinen Krieg führte. Hier an der Elbe, der Brücke und den Schanzen von Dessau, erlitt Mansfeld am 25. April eine schwere Niederlage gegen ihn. Er floh, von Wallenstein ohne Nachdruck verfolgt, durch Schlesien, Mähren, Ungarn, um sich dort mit Bethlen Gabor zu vereinigen, der seinen Krieg gegen Habsburg seit 1624 wieder aufgenommen hatte. Zu ernsthafter Aktion kam es hier nicht mehr, Bethlen schloß im November Waffenstillstand, im Dezember zu Preßburg Frieden mit dem Kaiser, und Mansfeld starb im November auf dem Wege nach Venedig, in Bosnien. Die Winterquartiere bezog Wallenstein in Böhmen. Auch Tilly hatte Erfolge und größere: der Halberstädter war am 16. Juni plötzlich gestorben, dem König Christian brachte er dann im folgenden Jahr, August 1627, bei Lutter am Barenberge eine Niederlage bei, die diesen aber noch keineswegs kampfunfähig machte, wenn die deutschen Städte und Fürsten größeren Eifer gezeigt hätten. Niederdeutschland war jetzt in katholischen Händen und nunmehr konnten die beiden Feldherrn Tilly und Wallenstein gemeinsam operieren. Wallenstein vermehrte sein Heer unaufhörlich, und es erreichte all-

mählich die unerhörte Höhe von siebzigtausend Mann, er und sein Kaiser, nicht mehr Tilly, war jetzt Hauptperson: und schwer empfanden die Länder, nicht bloß protestantische, den Druck dieser Soldateska. Er hatte die Erblande, Mähren und Schlesien, von den Resten der Mansfeldischen Truppen gereinigt und kehrte jetzt nach Niederdeutschland zurück, drängte hier gemeinsam mit Tilly, aber immer die erste Rolle spielend, die Dänen vollends zurück, drang bis Schleswig, bis Jütland vor, verhängte Gütereinziehungen über Anhänger des Königs Christian, drückte die Landschaften Braunschweig, Brandenburg, Pommern mit Einquartierung. Der Kaiser belohnte seinen siegreichen Feldherrn, indem er die Herzoge von Mecklenburg, Verbündete Dänemarks, entsetzte und das Land an Wallenstein zunächst als Pfand, weiter als Reichslehen gab: mit Furcht und Grimm vernahm man es in der deutschen Fürstenwelt, daß der böhmische Edelmann nunmehr, seit Februar 1628, ihresgleichen geworden war. Gewaltige Pläne, Aufrichtung einer kaiserlichen Monarchie mit dem mächtigen Heere, das er geschaffen, Unterdrückung des landesfürstlichen Regiments, schrieb man ihm zu. Er scheint mit solchen Gedanken und Phantasien gespielt zu haben, im Ernst verfolgte er nur Zwecke des Egoismus und seiner eigenen Größe: im April 1628 ernannte ihn Ferdinand zum Admiral des Ozeanischen und des Baltischen Meeres, und an die wichtige Stadt Stralsund erging die Aufforderung, eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen. Wallensteins Plan war, Dänemark und wohl auch Schweden zur See anzugreifen: dazu bedurfte er eines festen Stützpunktes an der Ostseeküste. Als Stralsund sich weigerte, sich den Plänen Wallensteins zur Verfügung zu stellen, befahl er die Belagerung. Im Juli erschien er selbst vor der Stadt. Hier aber richtete er nichts aus, weder mit Stürmen, die abgeschlagen wurden, noch mit Güte, die er vergeblich anbot; die protestantische Bürgerschaft der freien Reichsstadt blieb standhaft, auch als der Rat schwankte; von Dänemark und Schweden kam ihr einige Hilfe, im August mußte Wallenstein die Belagerung aufgeben. Seine und seines Kaisers Stellung war gleichwohl gewaltig, und

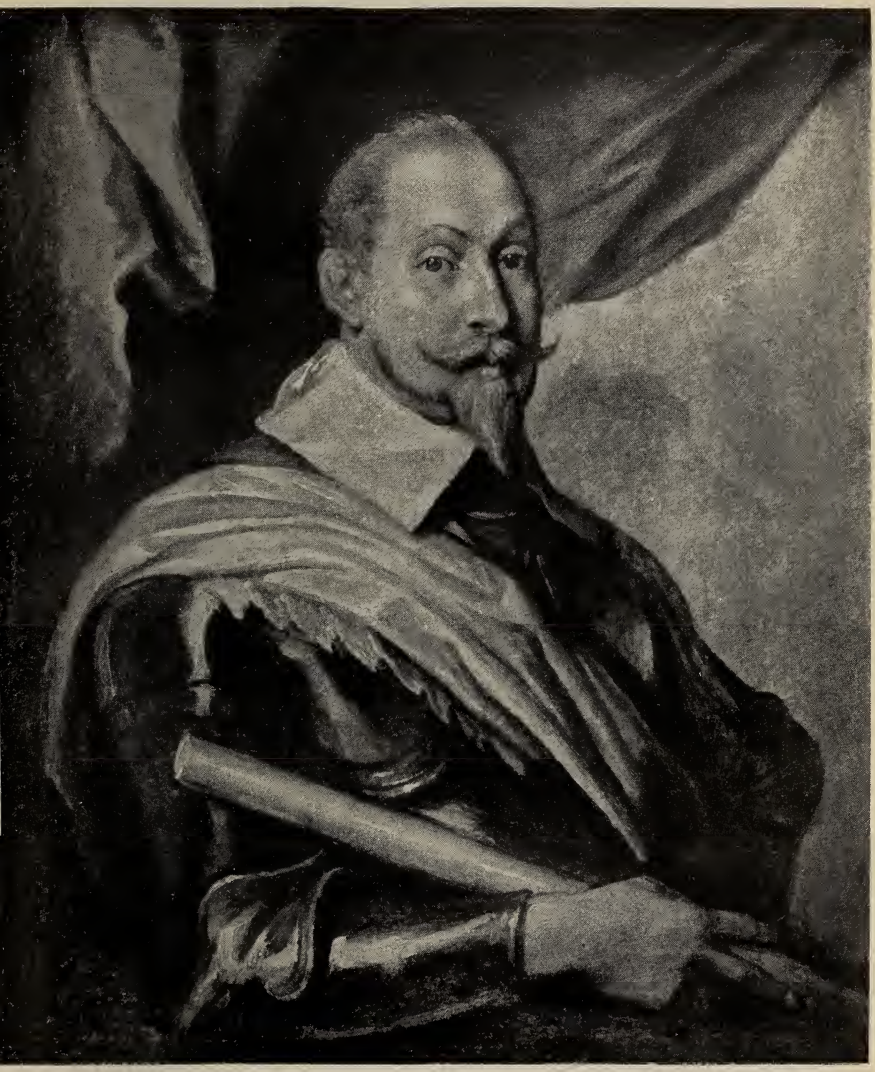
das Jahr 1629 wurde eines der großen Jahre des habsburgischen Hauses, wo wie im Jahre 1548 oder in unsern Tagen im Jahre 1851 dieses Haus die Geschicke Europas bestimmen zu können schien.

Die kluge Torheit der Jesuiten konnte sich jetzt am Ziele glauben. Die Zeit war gekommen, wo man auf ganz legale, rechtlich unanfechtbare Weise der katholischen Auffassung und dem geistlichen Vorbehalt des Religionsfriedens Genugtuung verschaffen, alles kirchliche Gut, das seitdem in protestantische Hände übergegangen war, wiederbringen konnte. Es handelte sich um Großes: um zahllose Klöster nicht allein, sondern um nicht weniger als zwei Erzbistümer und zwölf Bistümer, um Eigentumsverhältnisse, wie sie sich seit achtzig Jahren gestaltet hatten, um Restauration katholischer Positionen inmitten durchaus protestantischer Bevölkerungen. Ein Krieg bis aufs Messer war damit den deutschen Protestanten angekündigt, und auch die außerdeutschen protestantisch gewordenen Länder brauchten nicht lange nachzudenken, um zu erkennen, was weiter aus dieser habsburgischen Übermacht für sie hervorgehen mußte. Indes: das Gefürchtete geschah, am 6. März 1629 erschien eine authentische Interpretation des Augsburger Religionsfriedens, das Restitutionsedikt: Zurückführung des Besitzstandes für die geistlichen Güter auf den Status des Passauer Vertrags, Beschränkung des Religionsfriedens auf die Bekenner der Augsburger Konfession von 1530: für die Durchführung kann die nächsterreichbare kaiserliche oder ligistische Armada requiriert werden. Man sieht, daß die jesuitische Partei sich die große Stellung, die der Kaiser durch Wallensteins Verdienst gewonnen, zunutze machen wollte, und dieser allein wäre auch der Mann gewesen, das Edikt durchzuführen. Wenige Monate nach dem Erscheinen des Edikts brach der protestantischen Sache eine weitere Stütze: König Christian IV von Dänemark mußte am 22. Mai 1629 den Frieden zu Lübeck schließen, in dem er sich verpflichtete, sich nicht weiter in deutsche Angelegenheiten zu mischen, als ihm als Herzog von Holstein gebühre. Es wurden Äußerungen bekannt von jenen verwegenen Plänen des gefürchteten Feldherrn, — der Kaiser habe eigentlich

alle Fürsten gegen sich, eine stehende Armee von siebzigtausend, wie er sie jetzt habe, für die ein paar Jahre die Erhaltung sicher gestellt sei, über Deutschland ausgebreitet, könne ihn zum Monarchen machen, wie die Könige von Spanien oder Frankreich seien. Wallenstein war aber scharfsinnig genug, um die maßlose Torheit zu erkennen, die darin lag, daß man mit dem Restitutionsedikt die Dinge an den Rand eines Religions- und Verzweiflungskriegs bringe, bei dem überdies die Protestanten auf alle Gegner Habsburgs in der weiten Welt, England, die Niederlande, Frankreich, Schweden, würden zählen können. Und jetzt eben mußte Ferdinand diesen unentbehrlichsten seiner Diener den Gegnern opfern, unter denen der vornehmste kein anderer als der mächtigste und um die katholische und kaiserliche Sache verdienteste seiner Verbündeten war — Kurfürst Maximilian von Bayern. Diese Gegner benutzten die Erbitterung und die lauten Klagen der von der Wallensteinischen Soldateska gequälten Bevölkerungen und den Wunsch des Kaisers, seinen Sohn zum römischen König gewählt zu sehen, um den Verhaßten und Gefürchteten zu stürzen. Auf einem Kurfürstentag zu Regensburg im Juni und Juli des Jahres 1630, wo der Kaiser selbst zugegen war, forderten sie eine Änderung im Heeresbefehle. Sie wurden dringend, den kaiserlichen Räten wurde unheimlich, eine Verbindung protestantischer und katholischer Stände war in Sicht: nach längerem Sträuben, im August, gab Ferdinand nach, und zwei kaiserliche Abgesandte, Werdenberg und Questenberg, machten sich auf den Weg, die unliebsame Botschaft dem furchtbaren Manne zu überbringen. Wallenstein, klug und seiner selbst Herr, wo es nötig war, empfing sie ruhig, zu Memmingen: er hatte die Wendung schon in den Sternen gelesen, des Kurfürsten von Bayern sein Spiritus dominiere augenblicklich den des Kaisers; er wußte wohl und kannte die Weltlage genug, um zu wissen, daß bald seine Zeit wieder kommen, daß er bald wieder der Unentbehrliche sein werde. Denn schon war ein neuer Feind, und der gefährlichste von allen, auf dem Kampfplatze erschienen: König Gustav Adolf von Schweden war am 26. Juni 1630 an der pommerschen Küste gelandet.

28. Der dreißigjährige Krieg von der Landung Gustav Adolfs bis zum westfälischen Friedensschluß (1630—1648).

Gustav Adolf, der sechste König aus dem Hause Wasa, hatte, obwohl erst sechsunddreißig Jahre alt, schon ein an Taten und Erfolgen reiches Leben hinter sich. Im Jahre 1611 zum Throne gelangt, hatte er nach innen und nach außen sich Raum gemacht, in frischer Tätigkeit die inneren Verhältnisse Schwedens geordnet, die erwerbende Tätigkeit im Lande belebt, in glücklichen Kriegen sich bewährt und zum Manne gebildet, — in Kriegen gegen Dänemark, gegen die Russen und gegen Sigismund, das Haupt der katholischen Linie der Wasa in Polen, der das Thronrecht der jüngeren Linie bestritt, der König Gustav angehörte: eine königliche, groß angelegte Natur und eine Erscheinung, bei der man in diesen Zeiten, die in unserer eigenen Nation so wenig Reines und Großes zeigen, mit besonderem Wohlgefallen verweilt: nicht umsonst ehrt ihn der protestantische und der Teil unseres Volkes, der einer gerechten Schätzung menschlicher Größe zugänglich ist, wie einen diesem selbst angehörigen. Ein frommer und ehrlicher Protestant, war er über die engherzige und stumpfe Religiosität auch seiner Glaubensgenossen erhaben; als Politiker klug, folgerichtig und soldatisch entschlossen. Er hatte Grund genug, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen, denn die kaiserliche und katholische Macht, bis in seine nächste Nachbarschaft vorgedrungen, bedrohte ihn jetzt unmittelbar; in seinem letzten Kriege hatte der zum Herzog von Mecklenburg und zum Admiral der beiden Meere ernannte kaiserliche Feldherr Wallenstein ein Hilfskorps von achttausend Mann den Polen, seinen Feinden, gesendet und Gustav Adolf wußte wohl, was der Fall von Stralsund auch für ihn bedeutet haben würde. Auch war, was von der auf den Glaubens-



Gustav Adolf, König von Schweden
Gemälde von van Dyck (Kgl. Pinakothek München)

Die Belagerung von Magdeburg im Mai 1631
Kupferstich von Matth. Merian im Theatrum Europaeum

genossen in Deutschland lastenden Bedrückung und Mißhandlung durch eine verwilderte Soldateska und den hinter ihr stehenden pfäffischen und jesuitischen Parteihaß bekannt wurde, wohlgeeignet, ihn zu einem Rettungswerk zu begeistern, und einem echten Ehrgeiz, dem Drang einer bedeutenden Natur nach großen Aufgaben und Lebenszwecken, war hier ein würdiges Ziel gesteckt. Schwedische und deutsche Lebensinteressen fielen hier zusammen. Der Fortschritt beider Länder war an den Protestantismus geknüpft: indes wenn auch im Dienste einer großen Idee, doch nicht mit im voraus genau festgestellten oder phantastisch ausgemalten Plänen trat er in das große Unternehmen ein. Die schwedischen Stände billigten es, den Rücken deckte ihm ein Vertrag mit Dänemark und ein mit Polen auf sechs Jahre geschlossener Waffenstillstand. Mit einem etwa fünfzehntausend Mann starken Heere, das aus dem kernhaften schwedischen Landvolk gebildet, gut organisiert und diszipliniert und anders als die Horden der über den deutschen Boden gelagerten Kriegshandwerker von einem seine Waffen adelnden Gedanken erfüllt oder mindestens berührt war, landete er zunächst auf der Insel Usedom. Das kühne Unternehmen erheischte Vorsicht; noch überwog die Furcht vor der katholischen, jetzt von Tilly geführten Armada, und sie war nicht ungegründet bei dem Blick auf die Nähe und die Verteilung der kaiserlichen Truppen, und was man unter Umständen hier zu befahren hatte, zeigten die Scheußlichkeiten, welche diese Truppen z. B. in der pommerischen Stadt Pasewalk vollführten. Die deutschen Fürsten und Städte beeilten sich nicht mit dem Anschluß. Der Herzog Bogislaw von Pommern war der erste, der ihm seine Stadt Stettin öffnete, die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg schlossen sich ihm an, in diesen Gebieten machte er Fortschritte und säuberte bis Ende des Jahres ganz Pommern außer Kolberg und Greifswald von kaiserlichen Truppen. Aber die beiden Fürsten, auf die am meisten ankam, die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen, zögerten. Jener, Georg Wilhelm (seit 1619), ein Mann von trägem und niedriggeartetem Geist, mißtrauisch wie alle unbedeutenden Menschen in solcher Stellung,

stand unter dem Einfluß seines ersten Rates, des Grafen Adam Schwarzenberg, eines Katholiken, und dieser, Johann Georg (seit 1611) — auch er ein Mann von mittelmäßigen Gaben — hatte die Kaiserlichen und die Gefahr der Vergewaltigung unmittelbar vor Augen und stand unter dem Bann der überlieferten zweideutigen Politik, die seinem Hause so verhängnisvoll geworden ist. Während Gustav Adolf seinem Schwager, dem Brandenburger gegenüber keinen Zweifel aufkommen ließ, daß er von Neutralität nichts wissen wolle, glaubte Johann Georg die Gelegenheit zu einer Mittelstellung zwischen dem Kaiser und den Schweden günstig: er berief auf Februar 1631 eine Fürstenversammlung, einen Konvent nach Leipzig, auf dem nach vielem Reden und starkem Trinken wie überall bei solchen Gelegenheiten, wo deutsche Fürsten zusammenkamen, nichts herauskam als ein gemeinsames Schreiben an den Kaiser mit schwächlichen Bitten um Zurücknahme des Restitutionsedikts und Abstellung der Mißstände, und matte Beschlüsse über ein demnächst zu schließendes Bündnis.

Gustav Adolf hatte im Januar 1631 einen Vertrag mit Frankreich geschlossen, der ihm Subsidien sicherte, aber die schlaffe Haltung der beiden Kurfürsten und der protestantischen Stände überhaupt und die Notwendigkeit, sich für alle Fälle die Rückzugslinie zu sichern, zwang ihn, vorsichtig zu verfahren: und darüber traf ihn und die protestantische Sache ein harter Schlag. Die Stadt Magdeburg, die sich, ihrer rühmlichen Vergangenheit in den Interimszeiten getreu, dem Restitutionsedikt widersetzt hatte und seit März belagert wurde, und der Gustav Adolf einen tüchtigen Offizier, Falkenberg, — einen wackeren Hessen in seinen Diensten, der dann, als die letzte Stunde kam, ritterlich kämpfend fiel — gesandt hatte, konnte sich der Angreifer nicht länger erwehren: ein Sturm, von Tilly und Pappenheim am 20. Mai unternommen, lieferte die Stadt, nach letztem, tapferem und verzweifeltem Kampfe, der feindlichen Wut, der Plünderung und dem Feuer aus, das fast die ganze Stadt verzehrte. Wie der Brand entstanden, ob ihn jemand, wer ihn befohlen, ob Wut der Rache bei den Feinden, ob ein

Verzweiflungsentschluß kämpfender Bürger, ob der Zufall in dem erbitterten Straßenkampf ihn veranlaßt oder genährt hat, ist mit voller Sicherheit noch nicht ausgemacht und wird oder kann niemals ausgemacht werden: nur so viel ist sicher, daß Tilly selbst keine unmittelbare Schuld dabei trifft. Abgesehen davon, daß er keiner von den schlimmsten unter den erbarmungslosen Kriegsmännern dieser Zeit war, konnte es ihm nur unerwünscht sein, anstatt eines großen Waffenplatzes an wichtiger Stelle einen rauchenden Trümmerhaufen gewonnen zu haben. Die Wirkung war verschieden: man machte es da und dort vorschnell Gustav Adolf zum Vorwurf, daß er die Stadt nicht gerettet habe, eher trifft die Schuld die beiden Kurfürsten und ihre heillose Politik des Zauderns: eine Folge war doch, daß man auf protestantischer Seite erkannte, was ihrer Sache bei vollem Siegen der Gegner wartete. Im August, nachdem Tilly die Quartiere und die Kontributionen gekündigt waren, schloß der Landgraf Wilhelm von Hessen mit dem Schwedenkönig den Vertrag von Werben und der Herzog Bernhard von Weimar trat in seine Dienste. Den Gegnern aber schwoll nach dem Falle von Magdeburg der Kamm, die volle Durchführung des Restitutionsedikts schien nahe. Eben dies aber, die Furcht vor den Restitutionen, trieb nun Brandenburg und Sachsen zum Bündnis mit Schweden. Tilly rückte in kursächsisches Gebiet ein, forderte drohend den Anschluß an den Kaiser, Auflösung der zu Leipzig geschlossenen Verbindung. Gustav Adolf aber war jetzt mit dem Brandenburger im reinen. Schon vor Magdeburgs Fall hatte er ihn gezwungen, ihm die Festungen Spandau und Küstrin einzuräumen, und als der Kurfürst Schwierigkeiten machte, war er selbst nach Berlin gekommen, und das Schloß war eine Nacht lang durch tausend schwedische Musketiere bewacht: er drohte ihn als Feind zu behandeln, bis Georg Wilhelm sich fügte. Durch einen von Schweden herangezogenen Nachschub, auch durch achttausend schottische Söldner unter Hamilton verstärkt, mit den zwanzigtausend Mann des nunmehr mit ihm verbündeten Kurfürsten von Sachsen vereinigt, im ganzen etwa vierzigtausend Mann stark, griff er jetzt bei Breitenfeld, einige Stunden östlich

von Leipzig, Tillys Heer an und erfocht in den Nachmittagsstunden des 17. September 1631 den entscheidenden Sieg, welcher die protestantische Sache rettete. Das feindliche Heer verlor siebentausend Gefangene und zehntausend Tote und Verwundete: keine namhafte Macht, kein großes zusammenhängendes Heer stand auf katholischer Seite mehr im Felde.

Der Umschlag war vollständig, und es galt, den großen Sieg auszunützen. Schweden und Sachsen verteilten die Rollen so, daß der Kurfürst von Sachsen in die österreichischen Erblande einrücke mit dem ersten Kriegsziel Prag, welche Stadt er auch am 15. November einnahm: während der König den Süden und Westen Deutschlands unterwerfe. Dies geschah in einem glänzenden Feld- und Siegeszug. Er rückte durch Thüringen über Leipzig, Halle, Erfurt nach Würzburg; dann den Main abwärts auf Frankfurt: von Hessen und Sachsen-Weimar verstärkt, von den Protestanten namentlich in den Reichsstädten als Befreier von dem papistischen Drang mit Jubel begrüßt, gewann er Franken und die Oberpfalz — in dieser hatten bereits auf Maximilians Veranlassung die Jesuiten das Werk der Gegenreformation begonnen und ergriffen nun schleunigst die Flucht —, am 23. Dezember übergab die kaiserliche Besatzung Mainz, dessen Erzbischof flüchtig war. Hier sah Gustav Adolf die protestantischen Fürsten um sich versammelt, auch der länderlose Kurfürst Friedrich, der Winterkönig, kam aus dem Haag herbei. Gustav nahm hier seine Winterquartiere, und in vorläufigen Friedensverhandlungen mit der Liga war die mindeste Forderung die Herstellung der Dinge in den früheren Stand in der Pfalz, in Böhmen, Schlesien, Mähren. Schon aber wurde nach deutscher Fürstenweise das Mißtrauen gegen die große Machtstellung ihres Retters wach. Bis zu einer Streitmacht von etwa vierzigtausend verstärkt, erhob sich Gustav Adolf im Frühjahr 1630 zu einem Stoß ins Herz der ligistischen Macht. Über Kitzingen, Nürnberg, Nördlingen, Donauwörth, wo er überall mit Begeisterung aufgenommen und als Befreier begrüßt wurde, ging sein Weg: am Lech versuchte Tilly diesen Siegeslauf zu hemmen. Er hatte sich bei

Rain verschanzt; der Kampf entbrannte, als Gustav Adolf im Angesicht des Feindes den Übergang wagte, 15. April. Hier ward Tilly selbst tödlich verwundet; er starb wenige Tage nachher in Ingolstadt, wo er in der Liebfrauenkirche begraben liegt. Kurfürst Maximilian wich nach Regensburg zurück, und nachdem auch Augsburg die kaiserliche Besatzung mit einer schwedischen vertauscht hatte, zog der König in München ein, und Friedrich V hatte die Genugtuung, an seiner Seite in die Hauptstadt des Gegners einzureiten. Die Halbheit, die Mittelmäßigkeit, die vor dem Großen und Kühnen oder vor seinen bloßen Gedanken zurückschreckt, war nicht Sache des Schwedenkönigs: der sächsische Kurfürst hatte bereits an Frieden gedacht, während Gustav Adolf mit allem Recht diesen nur nach einem vollen Siege erwartete. Man hat geglaubt, es ihm zum Vorwurf machen zu können, daß er den Stoß ins Herz des Feindes, das Vordringen in die Erblande des Kaisers mit dem Kriegsziel Wien seinem wenig zuverlässigen und mindestens wenig energischen sächsischen Verbündeten überlassen habe, der in der Tat sich mit der Einnahme von Prag begnügt hatte und bereits wieder in Ruhe in Dresden saß: der Vorwurf ist nicht berechtigt, denn der gefährlichere Gegner war zurzeit nicht der Kaiser, sondern Maximilian von Bayern.

Bei dem raschen Umschwung der Dinge, der Schlag auf Schlag sich vollziehenden Zertrümmerung der militärischen Machtstellung der katholischen Partei, der Notwendigkeit der Schaffung einer neuen Kriegsmacht, welche dem Vordringen des schwedischen Königs Halt gebieten könnte, konnte es nicht fehlen, daß die Augen sich auf Wallenstein richteten, der eine zu große Rolle vor den Augen der Welt gespielt hatte, als daß man ihn in dieser Krisis hätte übersehen, daß er überhaupt in diesen Zeiten lange als ein bloßer Privatmann hätte leben können. Er war auch nach seinem Sturze nicht untätig gewesen: man weiß, daß er schon vor der Schlacht bei Breitenfeld mit dem Schwedenkönig korrespondiert hat und die verwickelte Lage bot immer Gelegenheit zu allerlei Ratschlägen und Entwürfen eines politischen Mannes. Schon im Dezember verhandelte der Kaiser mit ihm über seinen Wiedereintritt

und Wallenstein übernahm es auch, binnen drei Monaten ein neues Heer zu schaffen; den Befehl aber wollte er nicht wieder übernehmen. Das war Schein: ein von ihm geschaffenes Heer konnte nur er kommandieren. Im April 1631 einigte man sich, der Kaiser nahm die Bedingungen Wallensteins an und seine Instruktion ward demgemäß ausgefertigt. Die Urkunde darüber ist nicht mehr vorhanden: was man auf ihren Inhalt aus den Ereignissen schließen kann, zeigt, wie völlig sich hier ein Souverän in die Hände eines Untertans gab: Ernennung der Obersten, Vorschläge für die Generalstellen, unmittelbarer Verkehr mit dem Kaiser allein — was nötig schien, den verschiedenen Einflüssen und namentlich dem des verschmitzten Jesuitenpaters Lamormain gegenüber, der das Ohr des Kaisers besaß —, das Recht der Konfiskationen und Begnadigungen in den eroberten Ländern und, vielleicht wichtiger als alles übrige, das Recht, den Reichsfürsten Friedensbedingungen zu bieten, wurde ihm zugestanden. Was eine solche Vollmacht in der Hand eines solchen Mannes bedeutete, leuchtet ein; aber der nächste Erfolg schien den ungeheuren Preis zu rechtfertigen. Das Heer war bald beisammen, die Sachsen wurden aus Böhmen hinausgeschlagen, Prag am 22. Mai zurückgewonnen. Bei Eger vereinigte Wallenstein sich mit Maximilian, seinem Todfeind; er bezog in Franken, bei Nürnberg, eine feste Stellung, in der er sich bis an die Zähne verschanzte, und er nötigte durch diese Aufstellung Gustav Adolf, von seinem Marsch nach Süden und weiteren Unternehmungen in dieser Richtung abzulassen. Dort in der Nürnberger Gegend standen sich die beiden längere Zeit gegenüber und Wallenstein gab klüglich keine Gelegenheit zu einer großen Schlacht. Ein Sturm am 3. September, den Gustav Adolf unternahm, um die Entscheidung herbeizuführen, mißlang unter schweren Verlusten: dann wandte er sich von der ausgezehrten Gegend weg nach Süden, zu einem Einfall in die Erblande, wie es schien, kehrte aber in Eilmärschen um, als Wallenstein, statt ihm zu folgen, die Richtung nach Sachsen einschlug. Und hier, bei Lützen, kam es zu einer für die Geschicke unserer Nation verhängnisvollen

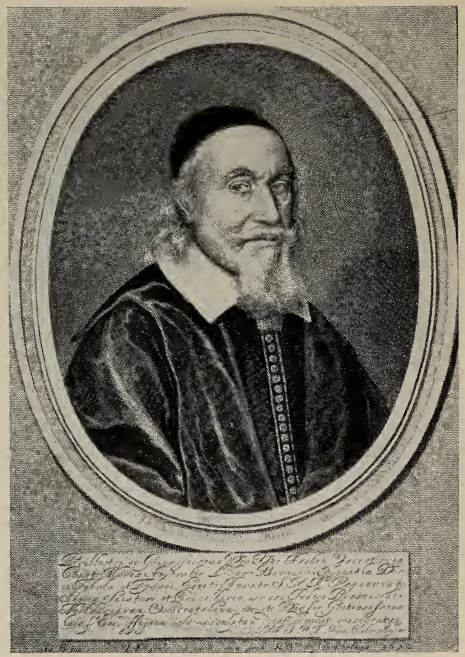
Schlacht. Von vormittags zehn Uhr an wurde gekämpft, Gustav Adolf führte den rechten, der Herzog Bernhard den linken Flügel des protestantischen Heeres. Hier stand es gegen Mittag nicht zum besten: der König selbst ritt — es war nach ein Uhr — nach der gefährdeten Stelle des nach damaliger Kriegführung nicht sehr ausgedehnten Schlachtfeldes. Da ereignete sich, daß er, kurzsichtig und ungestümen Mutes wie er war, zu nahe an eine feindliche Reiterabteilung geriet und von mehreren Schüssen getroffen fiel. Die Führung übernahm jetzt Herzog Bernhard von Weimar, der Kampf erneuerte sich, als die ungeheure Nachricht von dem Unglück sich verbreitete, mit ganzer Wucht: auch auf der andern Seite fiel ein hervorragender Führer, Pappenheim; neun Stunden wurde gefochten, ein letzter Angriff mit einigen aufgesparten Regimentern entschied für die Schweden.

Man hat gesagt, daß dieser tragische Tod für Deutschland gleichwohl kein Unglück gewesen sei, weil Gustav Adolf, wenn völlig Sieger, eine schwedische Fremdherrschaft über Deutschland heraufgeführt haben würde: für die Rettung des Protestantismus würde er den höchsten Preis gefordert und erhalten haben. Wir kennen seine Pläne nicht, und da er Staatsmann war und also mit der Wirklichkeit rechnete, würden sie sich ohne Zweifel nach der größeren oder geringeren Vollständigkeit des Sieges gerichtet haben. Aber Gustav Adolf hatte keine Söhne und nur eine Tochter, Christine: ein Plan tauchte auf, diese mit dem Kronprinzen von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der später als Kurfürst den Deutschen wieder das erste Bild echter königlicher Art bieten sollte, zu vermählen: aber diese Kombination, die in der Tat eine große historische Aussicht oder Fernsicht eröffnete, kam nicht zustande. Daß aber je das deutsche Land mit seinem reichen geistigen Leben von dem des menschenarmen Schwedens überwältigt werden würde, daß der Schwerpunkt nach Schweden fallen und nicht mehr bei Deutschland als dem Hauptland verbleiben würde, war nicht zu fürchten, weil es der ganzen Natur der geographischen und politischen Verhältnisse widersprach. Eine Möglichkeit — eine unmög-

liche Möglichkeit möchte man sagen — eröffnete allerdings dieser jähe Todesfall, den Abschluß eines Friedens, wenn auf der Seite des Kaisers und derer, die ihn berieten, der gute Wille und die Einsicht vorhanden gewesen wäre, auf die Restitutionsgedanken zu verzichten. Davon aber waren sie so weit entfernt wie möglich, und so blieb die Gefahr einer fortdauernden Fremdherrschaft weit schlimmerer Art als die schwedische war, — die dem deutschen Geist wesentlich fremde, sein Fortschreiten hemmende, seinem Emporstreben zu freieren und höheren Erkenntnissen feindliche Herrschaft des Romanismus, der spanischen, habsburgischen, papistischen oder jesuitischen Richtung, gegen welche selbst die Gegenwart noch einen schweren Kampf zu bestehen hat.

Der Sieg der verbündeten protestantischen Waffen bei Lützen war immerhin so bedeutend gewesen, daß der Tod des großen Führers die schwedische Stellung nicht ins Wanken brachte. Man konnte bei den Protestanten die Schweden nicht entbehren, da die feindliche Partei, welche die Wirkung des Todesfalls ohne Zweifel überschätzte, keine Zugeständnisse erwarten ließ. Die Geschäfte führte jetzt im Namen der noch unmündigen Königin des schwedischen Reichs, Christina, ein Staatsmann ersten Ranges, der Kanzler Axel Oxenstjerna. Es gelang ihm, die protestantischen Stände von vier Kreisen, des fränkischen, der zwei rheinischen und des schwäbischen, im März und April 1633 auf einer Versammlung zu Heilbronn am Neckar, bei der auch englische und holländische Gesandte erschienen, zu einem Bündnis zu vereinigen: ein Bundesrat stand bei der Fortsetzung des Krieges dem schwedischen Kanzler zur Seite. Sachsen und Brandenburg traten diesem Heilbronner Bund nicht bei. Zwei schwedische Heere, das eine, geführt von Herzog Bernhard, das andere von dem schwedischen General Horn, kämpften in Süddeutschland, dieses am oberen Rhein gegen ein spanisch-italienisches Hilfsheer, das Graf Feria von Mailand herführte, und gegen kaiserliche Truppen unter Johann von Werth, jenes in Bayern: während nun Wallenstein mit seinen Streitkräften in Böhmen stand und ohne Nachdruck, taub gegen die Bitten

Herzog Bernhard von Weimar
Kupferstich im Verlage von H. Hondius im Haag



Graf Axel von Oxenstierna
Kupferstich vom Jahre 1652

Erzherzog Ferdinand von Österreich, König von Ungarn, nachmals Kaiser Ferdinand III
Gemälde von van Dyck (Galerie Liechtenstein Wien)

Maximilians, gegen Sachsen operierte, im August 1633 sogar einen Waffenstillstand mit diesem schloß, vollführte Bernhard von Weimar einen längst gefaßten Plan: er eroberte im November das wichtige Regensburg und stand an der Grenze des Erzherzogtums Österreich. Allmählich zog Wallenstein die Konsequenzen der höchst ausnahmsweisen und außerordentlichen Stellung, die ihm eingeräumt war: an der Spitze des großen Heeres, das er fortwährend ergänzte, bildete er in Wahrheit eine beinahe unabhängige Macht für sich. Der Zweck jedes Krieges ist doch immer, wieder zu einem Frieden zu gelangen und Verhandlungen über einen solchen hatten denn auch nie ganz aufgehört. Ein Haupttrennungspunkt für die beiden gegeneinanderstehenden Parteien war die Bestimmung des Normaljahrs und der Restitutionsfrage, der Frage der Rückstellung des früheren kirchlichen Besitzes: ob das seit 1622, also erst nach der Reaktion in Böhmen, oder auch das seit 1618 Eingezogene zurückgestellt werden müsse: in keinem Falle aber hätte der Hof zu Wien einer Aufhebung des Restitutionsediktes für die Erblande zugestimmt. Wallenstein war gegen das Edikt gewesen, er sah, daß mit der den Kaiser beherrschenden Partei, die er und die ihn haßte, insonderheit dem Beichtvater des Kaisers, Pater Lamormain, der Friede nicht hergestellt werden könne. Sie mußte dazu gezwungen werden und er fühlte sich als der Mann, das Problem eines Friedens zu lösen, der der kirchlichen Unvernunft abgerungen werden mußte, von der er persönlich ganz frei war. Ein für die emsigste Forschung kaum entwirrbarer Knäuel geheimer oder halböffentlicher Verhandlungen, Zweideutigkeiten, Ränke, Projekte und Pläne der Politik spielte sich in dieser verworrenen Welt der Gewalt und Hinterlist ab, schürzte sich und löste sich während des ganzen Jahres 1633 und der ersten Monate des Jahres 1634. Das Wesentliche ist, daß Wallenstein schon seit April 1633 in Unterhandlung mit den Schweden getreten war, daß seine Feinde am Hofe zu Wien und auch Maximilian von Bayern ihn längst beargwöhnten, beim Kaiser verdächtigten, Versuche machten, seine Generale von ihm loszulösen, und daß Wallenstein dagegen wieder

mit Sachsen anknüpfte, die geheime Verbindung mit Schweden weiterführte, teils im Interesse des Friedens, teils im Dienst seiner eigenen Größe, des Ersatzes für sein Herzogtum Mecklenburg und selbst der Gewinnung der Königskrone von Böhmen für sich selbst; daß daneben Pläne herliefen, im Bunde mit Brandenburg und Sachsen sich gegen die Fremdlinge im Reich, die Schweden, zu wenden; daß er durch kriegerische Erfolge in Schlesien gegen ein sächsisches Korps, das er bei Steinau an der Oder zersprengte und wobei der alte Feind des Erzhauses, Graf Matthias Thurn, in seine Hände fiel, sein Ansehen bei Hofe wieder herstellte, aber seinen Gefangenen wieder frei ließ, zum großen Verdruß der um Sättigung ihrer Rache betrogenen Partei, und daß der Fall von Regensburg das Mißtrauen gegen ihn aufs höchste steigerte. Er befürchtete oder wußte, daß man in Wien mit dem Gedanken seiner Absetzung umging, demgemäß wollte er sich seines Heeres versichern und brachte seine Obersten, denen um Erstattung ihrer Ansprüche bangte, zu Pilsen dazu, daß sie am 12. Januar 1634 einen Revers unterschrieben, in welchem, wie er sich gebunden hatte, nicht ohne ihre Zustimmung abzudanken, auch sie sich verpflichteten bei ihm auszuhalten und ihn bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Die Unterhandlungen mit Sachsen und Schweden gingen weiter: der Kaiser, während er noch mit ihm korrespondierte, beschloß im tiefsten Geheimnis die Absetzung, 24. Januar 1634: der Abfall der Truppen begann, als nunmehr in einem Patent vom 18. Februar der Kaiser offen hervortrat. Mit den ihm treu Gebliebenen rückte Wallenstein von Pilsen nach Eger, wo er den Hochverrat vollführte, den Herzog Bernhard aufforderte, nach Eger vorzurücken und sich mit ihm zu vereinigen. Er merkte nicht, daß er selbst von Verrätern umgeben war, und hier in Eger ereilte ihn sein Schicksal. Am 25. Februar vollbrachte diese geheime Verschwörung, der Dragoneroberst Butler, dem Wallenstein volles Vertrauen schenkte, seiner Nationalität nach ein Ire, ferner die Schotten Gordon und Lesley — diese Protestanten —, an dem Geächteten ihr Werk. Seine Vertrauten Kinsky, Ilow, Terzka wurden bei einem Gastmahl auf

der Burg von Eger, zu dem sie Gordon geladen hatte, ermordet, dann stieg der Kapitän Devereux, ein Landsmann Butlers, mit einigen Soldaten des Dragonerregiments, das in Irland geworben worden war, die Treppe in dem Hause des Bürgermeisters Pachhälbl hinan, nach dem Zimmer Wallensteins, der eben ein Bad genommen hatte: er war ans Fenster getreten, nach der Ursache des Lärms sich umzusehen. Devereux trat ein, indem er mit den Worten „Schelm und Verräter" sich selbst Mut machte. Wallenstein erkannte sein Schicksal: ohne ein Wort empfing er den mörderischen Stoß. Am folgenden Tag machten Butler und Gordon das Ereignis in Pilsen bekannt; der Kaiser, wird berichtet, ließ dreitausend Seelenmessen für den Ermordeten lesen: nun war er ja entschuldigt, und er hatte die Ermordung nicht direkt befohlen. Sie war die unter den obwaltenden Umständen notwendige Folge der Ächtung. Das Gedächtnis des merkwürdigen Mannes, dessen Laufbahn ein Bild der Zeit von eigener Art gibt, der, aus Großem und aus Bösem, aus hellem Verstand und aus Aberglauben, kühnen Gedanken des Staatsmanns und selbstsüchtigen Plänen des Abenteurers gemischt die soldatischen Gemüter bezauberte und nicht minder die Zeitgenossen beschäftigte — dieses Gedächtnis lebt in der größten dramatischen Dichtung unserer Nation fort, und die Farben, mit denen Schiller die Persönlichkeit Wallensteins gezeichnet hat, liegen nicht allzuweit von denen der geschichtlichen Wirklichkeit ab.

Den Oberbefehl über das von dem Ermordeten geschaffene Heer erhielt der Sohn des Kaisers, Ferdinand, König von Ungarn: General Gallas wurde seiner Jugend beigegeben. Ferdinand hatte Glück; am 2. Juli wurde Regensburg zurückgewonnen und Bernhard von Weimar zum Rückzug aus der Oberpfalz und Bayern gezwungen; letzterer stieß bei Augsburg zu Horn, der vom Oberrhein herbeikam. Die beiden schwedischen Heere, etwa vierundzwanzigtausend Mann stark, konnten den Vormarsch der dreißigtausend Mann starken kaiserlichen Armee und deren Vereinigung mit dem von Italien herankommenden, nach Flandern bestimmten Heere des Kardinalinfanten von Spanien bei Nördlingen nicht

hindern; die wohlbefestigte Stadt wurde von dem nun übermächtigen kaiserlich-spanischen Heere eng eingeschlossen, während zwei Stunden westlich davon bei der kleinen Reichsstadt Bopfingen Bernhard und Horn standen und vergebens auf den Zuzug des Rheingrafen Otto Ludwig harrten. Die Not der belagerten Stadt aber war aufs höchste gestiegen. Am 6. September unternahmen Bernhard und Horn den Angriff gegen die durch Schanzen befestigte feindliche Aufstellung auf den die Stadt südlich in weitem Umkreise umgebenden Höhen und erlitten nach erbittertem furchtbarem Ringen mit der gewaltigen Übermacht eine vernichtende Niederlage, in der Horn selbst gefangen wurde und aus der Bernhard nur einen schwachen Rest seiner Truppen nach Frankfurt rettete. Ganz Südwestdeutschland lag der kaiserlich-spanischen Armada offen; über Schwaben und Franken ergossen sich die plündernden, sengenden und brennenden Heerhaufen.

Diese Niederlage der protestantischen Macht, die schwerste und entscheidendste des ganzen Krieges, bezeichnet einen Wendepunkt. Sie erschütterte die ohnehin nicht sturmfeste Einigkeit der Heilbronner Verbündeten und förderte den Abfall Sachsens von der allgemeinen Sache der Protestanten. Die Unterhandlungen mit dem Kaiser, schon seit November 1634 so gut wie abgeschlossen, führten am 30. Mai 1635 zu dem Separatfrieden Sachsens mit dem Kaiser, dem Frieden von Prag, welchem dann bis zum Schluß des Jahres eine ganze Reihe von Reichsständen, Frankfurt a. M., die Hansastädte, Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, der niedersächsische Kreis und der Kurfürst von Brandenburg beitraten. Es war kein sehr hoher Preis, der kaiserlicherseits für diesen Frieden bezahlt wurde: Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens, also Verbleib der vor 1552 eingezogenen geistlichen Güter in den Händen ihrer jetzigen Besitzer; hinsichtlich der bis zum Jahre 1627 eingezogenen wurde bestimmt, daß es vierzig Jahre bleiben sollte wie in jenem Jahr, mittlerweile sollte eine Verständigung gesucht werden. Das Erzstift Magdeburg behielt der sächsische Prinz, der es augenblicklich innehatte, das Bistum Halberstadt der öster-

reichische Erzherzog Leopold Wilhelm. Es war also wiederum mehr ein Waffenstillstand als ein Friede: eine Amnestie von der habsburgischen Art ward ausgesprochen, mit vielen und wichtigen Ausgenommenen; Unionen und Bündnisse wurden untersagt; es soll nur eine Armee im Reiche geben, die kaiserliche: als Ziel war Wiedereinsetzung des von Frankreich aus seinem Lande vertriebenen Herzogs von Lothringen, der als Führer kaiserlicher Heere sich Verdienste erworben hatte, und Vertreibung der Schweden aus Deutschland gedacht und Sachsen die Ober- und Niederlausitz zugesichert.

Durch diese Wendung der Dinge wurden Schweden und seine Verbündeten mit Notwendigkeit zu engerer Verbindung mit Frankreich und dieses zum unmittelbaren Eingreifen in Deutschland gedrängt. Denn schon betrachtete Frankreich Lothringen, dessen wichtigste Plätze, Metz, Toul und Verdun, ja schon seit 1552 in seinen Händen waren, als sichere Beute, und ebenso hatte es sein Augenmerk auf das Elsaß gerichtet: dieses Spanien zu überlassen, dem es Ferdinand II bei Beginn des Krieges als Entschädigung für seine Hilfe vertragsmäßig zugesichert hatte, war es nicht gesonnen. Der Krieg wurde jetzt überwiegend ein internationaler, für den Deutschland das Schlachtfeld abgab. Bisher war die Unterstützung der Gegner Habsburgs durch Frankreich, gemäß der vorsichtigen Politik des Staatsmanns, der sie im Namen des Königs Ludwig XIII leitete, Richelieus, lediglich durch Subsidienzahlungen und auf andere mittelbare Weise erfolgt: jetzt wurden die Bande enger gezogen und am 28. April 1635 ein Vertrag zwischen Schweden und seinen Verbündeten und Frankreich geschlossen, durch den beide Mächte sich verpflichteten, nur gemeinsam Frieden zu schließen. Im Oktober jenes Jahres trat Bernhard von Weimar, der dies seither vermieden hatte, förmlich in französischen Dienst; er sollte ein Heer mit französischem Gelde bilden und erhielt von Frankreich das Elsaß als Belohnung zugesichert. So standen jetzt Frankreich, die Niederlande, Schweden, die deutschen Protestanten gegen das deutsche Kaisertum und seine Verbündeten, Spanien und die katholischen Stände Deutschlands. Der Charakter des Kriegs änderte

sich in demselben Maße, wie er an Umfang und Ausdehnung zunahm; die religiösen Interessen traten hinter den weltlichen und politischen zurück, und zugleich gewann er einen immer unmenschlicheren, zerstörenderen Charakter. Auch das schwedische Heer, das anfangs unter Gustav Adolf sich durch gute Mannszucht ausgezeichnet oder vorteilhaft von den Landsknechtshaufen der anderen Kontingente unterschieden hatte, ward jetzt wie die andern; der Krieg selbst aber wurde nach wie vor vorzugsweise mit deutschem Blute geführt, da auch im schwedischen Heere die deutschen Kriegshandwerker und Abenteurer die Mehrheit bildeten.

So ist dieser letzte Teil des Krieges, die dreizehn Jahre, die er noch dauerte, ehe man den Frieden finden konnte, in der Tat die traurigste Zeit unserer Geschichte und zugleich die verworrenste, so daß es für unsere Darstellung nicht möglich ist und nicht lohnt, seinen Wechselfällen zu folgen und wir uns mit einer kurzen und chronikartigen Aufzählung der wichtigsten Ereignisse begnügen können.

Im Norden Deutschlands erlangten in diesem Jahre 1635 die Schweden unter Generalen wie Banér und Torstenson das Übergewicht, erfochten gegen die Sachsen, jetzt ihre Feinde, einige Siege; im Frühling 1636 unternahm der bayerische General Johann von Werth einen Streifzug nach Frankreich, der ihn bis in die Nähe von Paris führte; im Oktober siegte Banér bei Wittstock in der Priegnitz über Sachsen und Kaiserliche, und am 22. Dezember wurde auf einem Kurfürstentage zu Regensburg der Sohn des Kaisers Ferdinand zum römischen König gewählt, der im folgenden Jahre seinem Vater nachfolgte, der am 15. Februar 1637 starb: Ferdinand III (1637—57), ohne daß, da er die Gesinnung und die Politik Ferdinands II erbte, eine Änderung in der Lage eingetreten wäre. Am 20. März dieses Jahres ging der letzte Herzog von Pommern aus dem alten Hause mit Tod ab, und eine folgenreiche Differenz der Interessen trat hervor zwischen Brandenburg, das durch Erbfolgevertrag dort berechtigt war, und Schweden, das dies pommersche Land als Entschädigung und Kriegsgewinn in Aussicht genommen hatte. 1638 errang Bernhard von Weimar, während

das kaiserliche Heer zum größeren Teile in Norddeutschland beschäftigt war, im Süden am Rhein Erfolge, im Dezember kapitulierte das wichtige Breisach, das er lange belagert hatte: bei seinem Streben, das ihm im Elsaß zugesicherte Fürstentum zu realisieren, stieß er auf den üblen Willen der Franzosen, die ihr Auge selbst auf dies schöne Grenzland geworfen hatten; und inmitten der großen Laufbahn, die ihm noch vorbehalten schien, in der Blüte der Manneskraft, erst fünfunddreißig Jahre alt, am 18. Juli 1639 starb dieser hochbegabte und heldenhafte Fürst, einer der wenigen aus dieser trüben Zeit, deren Bild die Erinnerung der Nation einigermaßen festgehalten hat. Sein Heer, buntgemischt aus allerlei Volk, wie alle, die jetzt das deutsche Land im wörtlichen Sinne verheerten, wurde in französischen Sold und Dienst übernommen.

Das Friedensbedürfnis machte sich stärker geltend: im Jahre 1640 kam an einer wichtigen Stelle in Deutschland ein Mann auf den Thron, der klare Einsicht und Willensstärke besaß: in Brandenburg folgte auf den armseligen Georg Wilhelm am 1. Dezember 1640 sein Sohn Friedrich Wilhelm. Er verlangte bestimmt, was nottat — einfache Herstellung des Zustands vor 1618 und unbedingte Amnestie. Im September dieses Jahres 1640 trat zum erstenmal wieder seit 1613 zu Regensburg ein Reichstag zusammen, dem der Kaiser auch selbst beiwohnte. Aber es ging langsam zu in diesen Zeiten, und im Januar 1641 störte ein kriegerisches Ereignis die Verhandlungen: ein französisch-schwedisches Heer unter Banér und Guebriant erschien vor der Stadt und setzte die Versammlung in Schrecken. Indes der Handstreich mißlang durch den Eisgang, der die Überschreitung der Donau hinderte, und im Mai starb der kecke Führer Banér selbst. Die tüchtigen Kriegs- und Staatsmänner fehlten den Schweden auch fernerhin nicht und der bedeutendste unter ihnen, Torstenson, übernahm im November den Befehl. Der Krieg spielte jetzt hauptsächlich im Norden, in Niedersachsen; Torstenson stellte das nach Banérs Tode zerrüttete Heer wieder her und drang dann mit Macht in einer Reihe glänzender Erfolge wieder nach Süden vor, schlug die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm

am 2. November 1642 in einer Schlacht, der zweiten bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig, nahm Leipzig, überzog Schlesien und Mähren und bedrohte selbst Wien. Dies half den Kaiser friedlicher stimmen, dem jetzt auch die katholischen Stände zuzusetzen begannen. Noch einmal aber wurde das Friedenswerk, zu welchem bereits ein Kongreß zu Münster und zu Osnabrück sich versammelte, durch eine Episode gehemmt: den Krieg, der als Torstenson schon im Vorrücken auf Wien begriffen war, im Jahre 1643 zwischen Schweden und König Christian IV von Dänemark ausbrach. Er nahm einen verhältnismäßig raschen Verlauf. Torstenson, vom Kaiser ablassend, erschien auf dem neueröffneten Kriegsschauplatz, drang siegreich bis nach Jütland vor, schlug dann den vom Süden herankommenden kaiserlichen General Gallas bei Jüterbog und Magdeburg im Oktober 1644, verfolgte seinen Sieg, rückte in Böhmen ein und brachte hier, bei Jankowitz, dem kaiserlichen Heere, 6. März 1645, eine Niederlage bei: ungehemmt weiterdringend bedroht er Wien zum zweiten Male. Es war ein Glück, daß die von Ragoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, erneuerten Feindseligkeiten mit einem Vergleiche endigten und die kaiserliche Armee im Westen am 5. Mai 1645 bei Mergentheim einen Sieg über die Franzosen unter Turenne erfochten hatte. Das Kriegsglück und die politische Lage wechselte: das französische Heer glich am 3. August seine Niederlage durch einen Sieg über die Bayern bei Allerheim, wenige Stunden von Nördlingen, wieder aus; einige Wochen später machte ein für Schweden vorteilhafter Friede von Brömsebroe (25. August) dem Kriege mit Dänemark ein Ende, und am 6. September schloß der Kurfürst von Sachsen einen Waffenstillstand, der, stetig verlängert, Sachsen aus der Reihe der Kämpfenden ausschied. Auch der hartnäckigste Feind der Protestanten, der Kurfürst Maximilian von Bayern, wurde durch einen Einfall des schwedisch-französischen Heeres in Bayern und dessen Verheerungen zu einem Neutralitätsvertrage bestimmt März 1647, ergriff im September aber noch einmal die Waffen, was eine neue Heimsuchung des Landes zur Folge hatte. Noch

Ankunft des holländischen Gesandten in Münster
Gemälde von Gerhard Terborch (Städt. Galerie Münster)

einmal flackerte das Kriegsfeuer in diesem Jahre heftig auf. Wrangel, der jetzt die Schweden befehligte, mußte aus Böhmen weichen, und der Kampf zog sich wieder nach Hessen: man sieht, wie keine der kriegführenden Mächte die Kräfte mehr zu einem entscheidenden Schlage zusammenbringt, und die Heere an Soldaten schwächer, an anhängendem Gesindel reicher werden. In der Nähe von Augsburg bei Zusmarshausen kam es im Mai 1648 zu einem letzten ernstlichen Gefecht, in dem der letzte kaiserliche General, Holzapfel, ein Hesse und Protestant, fiel, und noch einmal versuchte ein schwedischer General, Königsmark, mit einem raschen Einfall in Böhmen Prag zu nehmen: am 5. August stand er auf dem weißen Berg, wo achtundzwanzig Jahre früher die erste große Entscheidung gefallen war; am sechsten nahm er die „Kleine Seite" von Prag und ließ plündern; die Altstadt hielt sich. Der neue Oberbefehlshaber, der spätere König von Schweden, Pfalzgraf Karl Gustav, langte am 3. Oktober an: er rüstete sich, den kaiserlichen Truppen entgegenzugehen, als die Nachricht von dem inzwischen geschlossenen Frieden bei ihm anlangte.

In der Tat hatte der Kongreß am 29. Oktober 1648 sein mühseliges Werk zu Ende gebracht. Niemals zuvor hatte eine solche Versammlung von Bevollmächtigten so vieler europäischer Staaten auf rein weltlichem und politischem Boden stattgefunden, niemals eine Versammlung eine verwickeltere und schwierigere Aufgabe unter schwierigeren Umständen zu lösen gehabt. Die Verhältnisse der Staaten, in ihrem Innern überall, und vorab in Deutschland, verwickelt, in den Formen schwerfällig, waren, was die gegenseitigen Ansprüche, Grenzen, Rechte betrifft, unendlich mannigfaltig und schwer zu formulieren, geschweige zu befriedigen, und außerdem wurde das Friedenswerk in seinem Fortgang gehemmt, weil mit den äußeren Fragen, den Fragen von Geburt und Erbfolge, der religiöse Gegensatz, die konfessionelle Parteiung, also wenn man will ein ideales Interesse sich verband, das doch überall mit sehr weltlichen und materiellen Rücksichten verquickt war und das auf beiden Seiten, besonders aber auf katholischer, mit der

vollen Kraft des Irrtums von der Notwendigkeit der Einheit einer Kirche festgehalten wurde. Zuweilen hatte ein und dieselbe Macht ein doppeltes Gesetz in ihren Gliedern, wie Frankreich: sie hatte die deutschen Protestanten und das protestantische Schweden zu Verbündeten und durfte auf der anderen Seite als katholische Macht auch das katholische Interesse nicht verabsäumen. Was aber das schlimmste war — während der an sich langsamen, durch die umständlichen, schleppenden, bis zum Kindischen peinlichen Formen des diplomatischen Verkehrs und Zeremoniells erschwerten Verhandlungen ging der Krieg mit all seinen Wechselfällen, dem Auf und Ab der Siege und Niederlagen auf beiden Seiten, deren keine doch entscheidend war, weiter und gefährdete immer wieder, was notdürftig abgeschlossen oder dem Abschluß nahe gebracht war. Indes: es war nun gelungen. In siebzehn Artikeln enthielt das zu Osnabrück zwischen Kaiser Ferdinand III einerseits und Königin Christine von Schweden und ihren deutschen Verbündeten andererseits vereinbarte Friedensinstrument, in einhundertzwanzig Paragraphen das zu Münster abgeschlossene vom gleichen Tage datierte zwischen dem Kaiser und König Ludwig XIV von Frankreich den kostbaren Frieden, den man nach den beiden Städten, in denen er erarbeitet worden, den westfälischen zu nennen sich gewöhnt hat.

Dieser Friede ist in dreifacher Rücksicht ein neuer Ausgangspunkt geschichtlicher Entwickelungen für unser Vaterland geworden. Er regelte die Territorialverhältnisse, die Stellung der Konfessionen und damit zusammenhängend die deutschen Verfassungsverhältnisse. Seine wichtigsten Bestimmungen in dieser dreifachen Beziehung sind folgende:

I. Schweden erhielt neben einer Kriegsentschädigung von fünf Millionen Reichstaler Vorpommern, den westlich von der Oder gelegenen Teil mit der Insel Rügen und einen Teil von Hinterpommern (Stettin, Garz, Insel Wollin) und als Reichslehen das Erzbistum, nunmehr Herzogtum Bremen, das Stift Verden, Stadt und Hafen von Wismar, griff mithin nicht bloß an der Ostsee, sondern auch an der Nordsee nach dem deutschen Festland hinüber und beherrschte die Mündungen von zweien seiner großen Ströme.

II. Frankreich erhielt nunmehr den alten Raub oder Gewinn vom Jahre 1552, die Bistümer Metz, Toul und Verdun zu rechtmäßigem Besitz, die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß, den Sundgau (mit Belfort), Breisach und die Landvogtei der zehn Städte (Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregoriental, Kaisersberg, Türkheim): doch so, daß den Städten und den dort ansässigen geistlichen und weltlichen Herren und der Reichsritterschaft der Zusammenhang mit dem Reiche gewahrt blieb; Besatzungsrecht in Philippsburg; übernahm Zahlung von drei Millionen Livres als Entschädigung an einen österreichischen Erzherzog.

III. Was die sehr verwickelten Verschiebungen und Entschädigungen in Deutschland betrifft, so haben die der kleineren Fürsten und Städte kaum ein besonderes Interesse für die Geschichte der Nation; der Kurfürst von der Pfalz wurde in der Unterpfalz wieder eingesetzt, die Oberpfalz und die Kurwürde behielt Bayern, so daß jetzt dieses mächtige Kollegium aus acht Häuptern, fünf weltlichen gegen drei geistliche, bestand; die geächteten Reichsstände wurden in den Status des Jahres 1619 zurückversetzt; mittelbar wichtig war § 61 des Münsterschen und Artikel VI des Osnabrückischen Instruments, welcher die Stadt Basel und die Kantone der Schweiz der Jurisdiktion des Reichs enthob, sowie die tatsächliche Ablösung der Republik der Niederlande vom Reiche: mit Spanien hatte sie schon im Januar dieses Jahres der Gnade ihren Frieden geschlossen. Brandenburg hatte das empfindliche Opfer bringen müssen, auf sein unzweifelhaftes pommerisches Erbrecht zu verzichten: es erhielt nur den östlichen Teil von Hinterpommern und als Entschädigung die Bistümer Halberstadt, Minden und Camin (in Pommern), sowie das Erzbistum Magdeburg nach dem Ableben des sächsischen Prinzen, in dessen Besitz es zur Zeit noch war.

Hinsichtlich der religiösen Verhältnisse wurde, was den Besitzstand und den „geistlichen Vorbehalt“ des Augsburgischen Friedens betraf, das Jahr 1624 als Normaljahr festgesetzt. Was bis zum 1. Januar jenes Jahres eingezogen war, blieb seinen Besitzern,

also auch das, was nach dem Jahre 1620 in Böhmen und vor der Restitution des Unglücksjahres 1629 eingezogen gewesen war: die Restitutionen, soweit sie infolge des Ediktes von 1629 geschehen waren, wurden wieder rückgängig gemacht. Der Augsburger Religionsfriede, sowie der jetzt zum Abschluß gekommene westfälische galt nunmehr auch für die Reformierten; zwischen den Ständen bestand absolute Gleichheit, aequalitas exacta mutuaque; zu wahrhafter Toleranz erhob man sich auch diesmal nicht, aber die Landesregierungen mußten, wo sie nicht allen ihren Untertanen öffentliche Ausübung ihres Kultus gewähren wollten, Auswanderung der Dissentierenden gestatten. Das Reichskammergericht — und dies führt schon hinüber zu den Modifikationen, welche die politische Verfassung des Reichs erfuhr, — sollte künftig vierundzwanzig katholische und vierundzwanzig protestantische Mitglieder zählen, zu denen noch zwei vom Kaiser allein zu bestimmende Richter kamen; über religiöse Angelegenheiten entscheidet auf den Reichstagen keine Mehrheit, der Reichstag tritt in solchen Fällen in eine katholische und eine evangelische Gruppe, ein Corpus Catholicorum und ein Corpus Evangelicorum auseinander, die sich dann zu vergleichen und zu verständigen haben. Den Reichsstädten wird wie den übrigen Ständen ein votum decisivum, eine beschließende Stimme auf den Reichstagen eingeräumt. Alle Reichsstände aber haben das Recht, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, mit dem einzigen Vorbehalt, daß diese nichts gegen Kaiser und Reich enthalten dürfen: eine Befugnis, von der zu völliger Unabhängigkeit, zur Souveränität, der Reichsstände, nur noch ein kleiner Schritt erübrigte. Das Reich war, obwohl dem Namen nach fortbestehend, in Wahrheit ein sehr lockergefügter Staatenbund geworden. Der Reichstag zählte jetzt zweihundertvierzig Stimmen — acht der Kurfürsten, neunundsechzig geistliche, sechsundneunzig weltliche Fürsten, einundsechzig Reichsstädte und einige Kollektivstimmen, wie die vier für sämtliche Grafen und Herren. Von schwerwiegender Bedeutung war, daß auch Schweden und Frankreich, jenes als Reichsstand für Vorpommern, dieses als Vogt der zehn elsässischen Reichsstädte,

Sitz und Stimme auf den Reichstagen erhielten; diese fremden Mächte besaßen also die Möglichkeit, ihren Einfluß wie auf die äußeren so auch auf die inneren Angelegenheiten des Reiches geltend zu machen.

Indes die weiteren Folgen mußten sich finden. Zunächst erfüllte die Genugtuung über den neugewonnenen Friedensstand die Gemüter: in warmen frommen Worten spricht der Dichter, einer der wenigen, in deren Liedern der Geist echter Poesie waltet und das kraftvoll innige Wort deutscher Sprache noch nicht verkümmert war, Paul Gerhard,

Wohlauf und nimm nun wieder dein Saitenspiel hervor

diesen Eindruck aus:

Gottlob nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort — —

Nur an einer Stelle verstummte der Protest nicht gegen das, was Christentum und Menschlichkeit gefordert hatten. Am 20. November erließ der regierende Papst Innozenz X seine Bulle Zelo Domini, in welcher er diesen Frieden verwarf, jene Verträge und Vereinbarungen (pacta et conventa) für ewige Zeit (in perpetuum) für nichtig, unkräftig und unwirksam, für unbillig und ungerecht, verdammt und verurteilt (reprobata), für leer (inania) und nach Kraft und Wirkung eitel erklärte. Vielleicht ahnten diese blinden Blindenleiter, daß allerdings der Hauptgewinn der Pacta dieses Friedens der war, daß mit ihm dem Riesenbau ihrer Macht die Axt an die Wurzel gelegt war und ein Zeitalter stetigen Fortschreitens ansetzte, vor dem nach göttlichem Gesetz mit jeder Generation mehr die Stützen ihrer Macht zusammenbrechen mußten.

Jene Worte, schrecklich im Angesicht des Unheils, dem die Verträge von Münster und Osnabrück ein Ziel zu setzen unternahmen, waren aber vielleicht nicht ernster gemeint, als so mancher andere amtliche Protest der römischen Kurie gegen eine durch den Gang der Ereignisse aufgezwungene Wirklichkeit: es kümmerte sich auch niemand um sie. Jetzt erst konnte man zunächst im kleinen und allmählich auch im großen die Wirkungen und einigermaßen auch die Ursachen übersehen, die diesem Krieg entsprangen und denen sie entsprungen waren. Mit jedem Jahre war das Verderben

größer geworden und besonders seit dem Tode Gustav Adolfs trat es in seinen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen und Folgen deutlich hervor. Der Kaiser machtlos, von den Fürsten seiner Partei und von einem hochmütigen und gewalttätigen Diener abhängig, dessen er sich durch Mord entledigen muß; die Fürsten, in der langen Zeit seit der Monarchie Karls des Großen von Stufe zu Stufe immer stärker und selbständiger und jetzt nahezu ganz unabhängig geworden, nehmen ohne Rücksicht Partei gegen den nur noch dem Namen nach gemeinsamen Kaiser mit dem Ausland; der Adel, nicht mehr der natürliche Führer und die Blüte der Nation, wird allmählich zur hochmütigen Kaste; die Heere, in der langen voraufgehenden Friedenszeit wenig hervortretend, jetzt bald allmächtig, verwildern mehr und mehr im rohen Handwerk und werden in diesen letzten beiden Jahrzehnten an Zahl geringer, an mannigfaltigem Troß immer gewaltiger anschwellend, zu einer organisierten Raubbande: man erkennt aus der Masse dessen, was sie rauben und zerstören können, den Wohlstand, dessen Deutschland sich zuvor erfreute. Und die moralische Verwüstung in ihrem Gefolge ist fast noch größer als der Schaden an Leib und Gut, den diese Gewalthaufen, zusammengehalten durch eigene Formen, eigenen Zauber- und Aberglauben anrichten. Die Städte und ihr Bürgertum widerstanden dem wachsenden Verderben länger und zehrten von den mannigfaltigen Gütern, die ihre bisherige Entwicklung und die lange Friedenszeit aufgehäuft hatte; aber auch auf sie wirkte die Not der Zeit zurück und die besonderen Übel, die der Krieg hervorrief, wie die Geldnot, die Münzverschlechterung und die auf diesem Gebiet wuchernde Gaunerei, oder auch allgemeine Unglücksfälle wie schlechte Ernten oder weitgreifende ansteckende Krankheit, z. B. die pestartige Epidemie der Jahre 1635 und 1636, trafen sie mit besonderer Schwere. Sie minderten ihre Bevölkerung — die gesamte Bevölkerung des Reiches war nach glaubwürdiger Schätzung von achtzehn bis zwanzig Millionen auf vier bis fünf zusammengeschmolzen — und ließen die fröhlichen Feste der Zeit des Friedens und des Aufschwungs nicht

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhan

ung (Oscar Beck) in München

Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

mehr aufkommen. Am furchtbarsten, wie sich versteht, wurde das platte Land, der Bauernstand, die tiefste wirtschaftliche Kraft des Volks und Landes, mitgenommen: der reiche Ertrag der Friedensarbeit früherer Jahre fiel den durchziehenden Heeren und ihren Marodeuren zum Raub. Den durch drei lange Jahrzehnte fortgesetzten Greuel der Verwüstung und seiner Begleiterscheinungen kann sich die regste Phantasie kaum in seiner ganzen Schrecklichkeit ausdenken. Und dabei war die materielle Not vielleicht nicht das Schlimmste. Auch für den moralischen und geistigen Zustand der deutschen Nation war der entsetzliche Krieg von unheilvollen Folgen: die Abhängigkeit der deutschen Bildung vom Ausland, die mehr als ein Jahrhundert dauern sollte, wurde durch ihn eingeleitet, und ein Zug von Unfreiheit, Unterwürfigkeit, Kleinlichkeit, der selbst heute noch nicht ganz überwunden ist, prägte sich dem deutschen Wesen für Generationen hinaus auf. Doch allen diesen Schäden und dem ganzen großen momentanen Niedergang gegenüber weist die Schlußbilanz des Krieges doch noch einen Gewinn aus: das Gut der Gewissensfreiheit ging gerettet aus ihm hervor, und einzig aus dieser Quelle vermochte die Nation die Kraft zur Wiedergeburt und zu neuem Aufstieg zu gewinnen. Auf die allerernsteste Probe wurde in jenen schweren Zeiten auch der neue Stand der evangelischen Geistlichkeit, wurde das evangelische Pfarrhaus, zumal in Franken, Thüringen, Hessen, Schwaben, Sachsen, den am meisten heimgesuchten Gegenden, gestellt, und es war von Wichtigkeit für die Zukunft, daß fast überall diese Probe rühmlich bestanden wurde. Tapfer im Unglück setzten die Pfarrer die Predigt und die Verwaltung der Gnadenmittel ihrer Religion fort, gaben ihren Gemeinden das Beispiel im Dulden mannigfachen Elends, das sie als die Führer der Ketzerei, häufig wo der Feind die Macht hatte, am härtesten traf; neben ihnen wirkte auch rühmlich die Beamtenschaft des Territorialstaats, die mitten in der tausendfachen Trübsal ihrer Pflicht in ihrer Schreibstube waltete. Hier und im Kreise des einzelnen und kleinen konnte manches gelindert und manches wiederhergestellt werden: was im großen dem Vaterlande verloren gegangen war, die Einheit, die Macht, die Freiheit, bedurfte der Arbeit neuer Jahrhunderte.

Alphabetisches Register

A.

Aachen 104 f., 108, 112, 116, 120, 136, 152, 156 ff., 194, 209, 213, 221, 248, 252, 302, 310, 313, 320, 326, 358, 372, 430 f., 436. 581, 586.
Aargau 316.
Aarhus 139, 146.
Abälard 216 f.
Abbasiden 96 f., 237.
Abbio 94.
Abdallah 77.
Abderrhaman 96.
— III 143.
Abendmahl 200, 361, 384 ff., 387 ff., 489, 518 ff., 522, 525, 534, 544, 546.
Ablaß 477 ff.
Abodriten 95, 219.
Abul Abbas 96 f.
— Kasem 153.
Accon 240, 354.
Adalbero von Augsburg 121.
Adalbert von Babenberg 131.
— von Bremen 176 ff., 200, 294.
—, Sohn Berengars 148.
— von Prag 157.
Adel 21, 71, 128, 279 f., 281, 399, 481, 492 f., 496, 511, 644.
Adelchis 92.
Adelheid, Kaiserin 141 f., 145, 154.
—, Markgräfin 186.
Adiaphora 554, 578.
Administratoren 590 f., 615.
Adolf von Köln 246 f.
— von Nassau, deutscher König 310 ff., 320 f.
— —, Erzbischof von Mainz 415 f., 432.
— von Schaumburg 256, 313.
Adoptianismus 107.
Adrianopel 370.
aequalitas 642.
Aëtius 45.
Afrika 43 ff., 60 ff., 79, 150, 152, 408,
Agnaten 445 f.
Agilulf 67.
Agnes von Aquitanien 174 ff.
—, Tochter Heinrichs IV 206, 209, 213.
—, Tochter Ottokars von Böhmen 316.
— von Mansfeld 588.
— von Ungarn 317.
Agricola, Humanist 465.
—, Hofprediger Moriz' von Sachsen 553.
Agrippa 25, 33.
Ägypten 79, 83, 152, 237 f., 255.
Ahausen 595.
Aistulf 88.
Akademie, Karls d. Großen 105.
Alaibeg 411.
Alanen 40, 43.
Alarich 42 f., 50.
— II 58.
Alavivo 41.
Alba 550 f., 572 f., 583.
Alberich, Sohn der Marozia 141, 147.
Albero von Trier 212.
Albert von Bollstädt 282.
— von Görz 304.
Albertinische Linie 400, 537, 550.
Albertus Magnus 282, 432.
Albi 273.
Albigenser 273 f.
Alboin 64 f.
Albrecht I, Kaiser 305, 309 ff., 320, 327, 432.
— II, Kaiser 401 ff., 411, 456.
— Achilles 413 ff., 418, 420, 443, 455.
Albrecht Alcibiades 559, 584.
— der Bär 213 f., 219, 229 f., 234, 329.
— IV von Bayern 454 f.
— V von Bayern 469, 585.
— der Beherzte 421, 425.
— der Entartete 311, 316, 321.
— von Mainz 477, 490, 510.
—, Statthalter der Niederlande 598.
— von Orlamünde 256.
— III von Österreich 351.
— von Preußen 506.
— von Sachsen 400, 414.
— von Schweden 353.
Aleander 486.
Alemannen 36 f., 41 f., 50, 55 ff., 69, 75, 82 f., 87, 92.
Alemannia 37.
Alemannien 73, 119, 121.
Alessandria 229 f., 246.
Alexander II, Papst 175, 177, 181.
— III, Papst 187, 226 ff.
— IV, Papst 300.
— V, Papst 375, 380.
— VI, Papst 427, 459 f.
— Farnese 547, 574.
Alexanderlied 284.
Alexandria 52 f., 101.
Alfons von Kastilien 296, 301, 303.
Algäu 499.
Alisо 25, 27.
Alkuin 104 f., 123.
Allah 78 f.
Allerheim 638.
Allodium 128, 212.
Alstedt 502 f.
Altdorf 603, 617.
Altdorfer 469.
Altenburg 315, 414, 480.
Altes Testament 579.

Amadeo von Savoyen 403.
Amalaberga 50.
Amalafreda 50.
Amalerich 50, 79.
Amalasuntha 54, 60.
Amaler 48.
Amberger 469.
Ambronen 13.
Ambrosius 169, 187, 227, 492.
Amerbach 433.
Amerika 439.
Amiens 195.
Amis 292.
Ampfing 328.
Amsdorf 544.
Amselfeld 370.
Anagni 226, 231, 259, 319.
Anaklet 211.
Anathem 203.
Ancona 228, 245, 252.
Andalusien 81.
Andernach 120, 138.
Andreas, König von Ungarn 176, 275.
— Bodenstein 489.
Äneas Silvius 404 f., 415, 463.
Angeln 46.
Angelsachsen 135.
Angelsächsische Kirche 85.
— Königreiche 85.
Angilbert 104.
Anglikanische Kirche 571.
Angora 409.
Anhalt 400, 517, 529.
Anjou 300, 315, 324, 370, 427.
Anna von Böhmen 456.
— von Bretagne 424 f.
— von Frankreich 423.
Annalen d. Baronius 579.
Annaten 406.
Anno 176 ff.
Ansbach 595.
Anselm von Canterbury 216.
— von Mailand 210.
Antiochia 101, 218, 240.
Antrustionen 73.
Antwerpen 435, 439.
Apostel der Deutschen 89.
Appenzell 453.
Apulien 62, 211 f., 242.
Aquä Sextiä 13 f.
Aquileja 262.
Aquitanien 73, 81 f., 87, 89, 91, 97, 112, 116, 137, 194.
Araber 77 ff., 89, 96 ff., 103, 119, 141, 149, 162, 255, 271.
Aragonien 324, 360, 427.
Ara Ubiorum 25.
Araufio 12.
Arbogast 42.
Archipoeta 284.
Arelatisches Reich 268, 305.
Arezzo 332.
Argyropulos 462.
Arianer 54, 58, 61, 67, 276.
Arianisches Christentum 52 ff.
Aribert 166, 169 f.
Aribo 165 f.
Arichis 91.
Arier 7.
Arioviſt 16 ff.
Aristoteles 271.
Arius 52.
Arkadius 43.
Armada 413, 574.
Armagnaken 413.
Armenien 245.
Armer Konrad 498.
Arminius 26 ff., 128.
Arnold von Brescia 217, 223.
— von Mainz 227.
— von Trier 296.
— von Winkelried 365.
Arnolder 276.
Arnulf, deutscher König 121, 131.
— von Bayern 132, 136, 138, 145.
Arpad 315.
Arras 419.
Artikel der Bauern 498 ff.
— Luthers und Zwinglis 519.
Aschaffenburg 405, 469.
Askanier 213, 219, 234, 329, 343, 398.
Assassinen 237.
Assisi 245, 274.
Ataulf 43.
Athalarich 54, 60.
Athanarich 40.
Athanasius 53.
Attigny 94.
Attila 44, 48, 128, 287.
Augsburg 121, 142, 144, 186 f., 305, 431, 436, 438, 451, 469, 480, 501, 521 ff., 552, 559, 583, 588, 597, 627.
Augsburger Interim 553.
— Konfession 522 ff.
— Religionsfriede 560 ff., 588, 641 f.
August von Sachsen 560, 577, 581, 584, 587, 589.
Augustiner 476 ff., 564.
Augustinus 103, 105, 479, 492.
Augustus 25 ff., 30.
ausculta fili 319.
Aussig 389, 392.
Austrasien 70, 75 ff., 81, 87.
Autari 66 f.
autos da fe 566.
Auxilia 27, 30.
Avaren 95 f.
Avarische Mark 116.
Aversa 170.
Avignon 318, 330, 332, 341, 357, 360, 369.

B.

Babenberger 131, 151, 213, 285, 304, 433.
Babylonische Gefangenschaft der Kirche 318, 358.
Bacharach 243.
Baden 317, 415.
Baden-Baden, -Durlach 587.
Badvila 62.
Bagaudenkriege 42.
Bagdad 96 f., 237.
Bajazet I 370 f.
Bajuwarier 66.
Balduin von Trier 320, 325, 341.
Baldung 469.
Balearen 46, 60.
Ballenburg 499.
Balm, Rudolf von der 316 f.
Balten 6, 8.
Balthasar Cossa 381, 383.
Bamberg 159, 161, 172, 212, 221, 249, 377, 516, 589, 597.
Banér 636 f.
Bangolf 123.

Bann 168, 173, 182, 184 ff., 189, 193, 197, 201, 210, 233, 264, 302, 331, 334, 487.
Bar 170.
Barbaria 37.
Barcelona 97, 116, 514.
Bardewief 241.
Bari 244, 359.
Bar le Duc 528.
Barnabo Visconti 357.
Baronius 579.
Bartholomäusnacht 568, 583.
Basel 302, 307, 393 ff., 413, 433, 436, 451, 453, 469, 494, 641.
Baseler Reformdekrete 402, 405.
Basilius II 166.
Basken 97.
Bataver 30, 32, 34, 55.
Bauernstand 71, 128, 281, 364, 399, 496, 645.
Bauernkrieg 496 ff.
— in Österreich 616 f.
Bayern 66, 69, 73, 75, 82, 83, 89 ff., 95, 116, 119, 130, 138 ff., 151 f., 167, 193, 197, 212 ff., 222, 234, 251, 325, 415, 433, 443, 576, 585, 613 ff., 641.
Bayern-Landshut 415, 454.
Beamtenrecht 440.
Beamtentum 71 ff., 108, 260 f., 279, 281, 446 ff., 645.
Beatrice von Burgund 224.
— von Luxemburg 323.
Beatrix von Staufen 249, 251.
Beg, Beglerbeg 411.
Beham 468.
Beirut 259.
Belfort 641.
Belgen 12.
Belisarius 60 ff.
Benedikt VIII, Papst 161.
— IX, Papst 172.
— XII, Papst 335, 337, 340.
— XIII, Papst 369, 375, 383, 388.
Benediktiner 273.
Benedictus von Nursia 84, 109.
beneficium 71 f., 225.
Benevent 64, 66, 91, 95, 152, 161, 173, 300.
Benno von Osnabrück 294.
Berengar von Friaul 141.
— von Ivrea 141 f., 145, 148.
— von Tours 200 f.
Bergen 436.
Bergstraße 416.
Berlin 398, 467, 625.
Bern 350, 365, 453.
Bernhard, Askanier 234.
— von Clairvaux 215 ff.
—, Karolinger 116.
— von Weimar 625, 628, 633 ff.
Bernward von Hildesheim 157, 163, 200, 294.
Berta von Susa 178, 186.
Berthold v. Henneberg 417, 450.
— von Kärnten 138, 184.
— von Regensburg 275.
— von Schwaben 132.
— von Zähringen 223.
Bertrada 91.
Bertram de Born 288.
Besançon 18, 224, 226.
Bethlehem 259.
Bethlehemskapelle 379.
Bethlen Gabor 613, 615, 618.
Bettelorden 274 ff., 331, 361, 379.
Bibel 53, 490, 580, 601 f., 606.
Biberach 548.
Bibracte 15.
Bicocca 509.
Bilderstreit 98, 103, 107.
Bilderstürm 489, 531 f.
Billunger 139, 178, 212.
Bingen 392.
Birten 138.
Bischöfe 100 f., 205.
Blanca 314.
Blaurer 529.
Bleichfeld 190.
Blutrache 22, 74, 441.
Böckelheim 197.
Bockelsohn 531 f.
Bocskay 593.
Bodenfeld 136.
Bodensee 15, 83, 120, 251, 381, 499.
Bodfeld 174.
Boëthius 51, 54.
Bogislaw von Pommern 623.
Böheim, Hans 498.
Böhmen 26, 31, 95, 134, 137, 139, 144, 159, 172, 197, 206, 214, 222, 302 ff., 315, 347, 349, 375, 379 ff., 402, 410 ff., 424, 456, 512, 549, 593, 598, 611 ff.
Boleslav 139, 156.
— Chrobry 159 f., 168.
Bologna 226, 269, 394, 521, 553, 555.
Bonifatius 85 ff., 102, 123, 434.
— von Toskana 175.
Bonifazius VIII, Papst 312, 314, 318 f.
— IX, Papst 369, 372.
Bonn 420, 544, 588.
Bopfingen 634.
Boppard 262, 371.
Boriwoi 197.
Bornhövede 257.
Bosnien 618.
Bosporus 220.
Bosworth 413.
Boucquoi 614.
Bourbon 509, 569.
Bourgogne 509.
Bouvines 252.
Brabant 248, 308, 321, 419, 596.
Brandenburg 139, 146.
—, Mark 219, 302, 329, 342 f., 349, 352, 358, 368, 375 f., 397 ff., 418, 581, 595 ff., 619, 623, 636 f., 641.
Brandenburg-Ansbach 517.
Brandenburg-Kulmbach 559.
Brant, Sebastian 432, 466, 475.
Braunau 599.
Braunsberg 353.
Braunschweig 234, 248, 263, 307, 400, 434, 540, 554, 618 f., 641.
Bredow 399.
Breisach 637, 641.
Breitenfeld 625, 638.
Breitenwang 212.
Bremen 125, 256, 353, 434 f., 554, 640.
Brennaburg 134.
Brenner 14.
Brenz, Johann 529.
Brescia 217, 264.

Breslau 347, 435, 516.
Bretagne 73, 97, 424 f.
Bretislav 168.
Britannien 45, 90.
Brixen 190.
Brömsebroe 638.
Brüderschaft des gemeinsamen Lebens 407.
Brügge 438, 467.
Brukterer 27, 33.
Brun von Toul 173.
Brunichildis 70.
Bruning 138.
Brunnen 327.
Bruno von Köln 143, 145 ff., 163, 294.
— (Gregor V) 155.
Brüssel 467, 572, 583.
Bucer 534, 538 f., 544.
Bücherdruck 408, 416, 433, 465, 498, 603.
Bulgarien 220, 370, 410.
Bulgenbach 498.
Bullen, päpstl. 318 f., 341, 389, 471, 473, 481 f., 643.
—, goldene 349.
Bullikasinus 153.
Bundschuh 498.
Buonconvento 324.
Burchard (Burkhard) 131 ff., 151.
Büren 188.
Bürgermeisteramt 437.
Bürgertum 281 f., 363, 408 f., 429 ff.
Burggrafen 140, 279.
Burggrafen von Nürnberg 398 f., 414.
Burgkmaier 469.
Bürglen 327.
Burgund 58, 69 f., 75, 141, 160, 166 ff., 194, 224, 309, 418 ff., 432.
Burgunden 42, 57.
Burgundionen 50.
Butler 632 f.
Byzanz 48 f., 161.
Byzantinisches Reich 149, 191, 369.

C.

Cäcina 29.
Cadalus 176 f.
Cajetanus 480.
Calais 542.
Calixtus II, Papst 204 ff., 210.
— III 232.
Calvin 534, 566 ff., 602.
Calvinismus 581 ff.
Cambray 374, 428, 514, 557.
Camin 641.
Campanien 47, 84.
Campeggi 494.
Can Grande 332.
Canisius 577.
Canossa 141, 180, 186 ff.
Canterbury 201, 216.
Capua 63, 152.
Caracalla 36, 38.
Carolina 442.
Caesar 15 ff., 47, 287.
Cäsarea 246.
Casimir von Brandenburg 501.
Cassiodorus 51.
Castruccio Castracane 332.
Catualda 31.
Catulus 14.
causa fidei 381, 387.
causa reformationis 381.
causa unionis 381.
causae majores 127.
Celtes, Konrad 465.
Centgerichte 442.
Cerealis, Petilius 34.
Chaireddin Barbarossa 535.
Chalons 45.
Chambord 557.
Champagne 168 f.
Chariovald 30.
Chatten 28, 32, 35.
Chauvin 566.
Cherusker 26 ff.
Chiavenna 231.
Childerich 55.
— III 87 f.
Chlodowech 55.
Chlodwig 50, 55 ff., 69, 92.
Chlotar I 69 f.
— II 69, 75.
Chorin 398.
Christentum 39 ff., 52 f., 83 ff., 162, 216, 219, 407.
Christgarten 591.
Christian von Anhalt 595, 614.
Christian von Braunschweig-Halberstadt 615 f.
— II von Dänemark 533.
— III von Dänemark 533, 537.
— IV v. Dänem. 569, 616 ff., 638.
— von Mainz 228, 230, 234 f.
— I von Sachsen 589 f.
Christine v. Schweden 629, 640.
Christoph von Dänemark 329.
— von Württemberg 528, 560, 577, 582, 587, 605.
Chrotegilde 56 f.
Chur 251.
Cicero 474.
Cimbern 10 ff., 47.
Cisleithanien 304.
Cisterzienser 215, 220, 228, 230, 273, 398.
Civilis, Julius Claudius 32 ff.
civitas Dei 103.
Clairvaux 215.
Classicus 33 f.
Claudier 32.
Claudius 37.
Clemens II, Papst 172.
— III 190 f.
— IV 300 f.
— V 318, 320 ff.
— VI 340, 348 f.
— VII 360, 369, 494, 512, 521, 523, 535 f.
Clementia 306.
clericis laicos 318.
Clermont 195, 202.
Cleve 541, 576.
Clodio 55.
Clugny, Cluniacum 161, 174 f., 186 f., 194.
Cluniacensische Reform 171 ff., 181, 194, 215.
Cochläus 522.
Codex iuris civilis 441.
Cognac 512.
Cola Rienzi 349.
Cölestin III, Papst 242 f., 246.
Colmar 117, 641.
Colonia 33.
Colonna 153, 266, 333, 388.
Columban 83.
comes 108.
comitatus 21.

Como 223 f.
Compiegne 116.
Compsa 63.
Conjectura de novissimis rebus 463.
Constantinus 39, 53, 88, 98, 164.
Constantius 37.
Contarini 539.
Cordova 96 f., 143.
—, spanischer General 615.
Corte Nuova 264.
Corvey 124, 163.
Corvinus 411.
Cracow 585.
Cranach, Lukas 469.
Crassus, Publius 18.
Crecy 341.
Crema 226.
Cremona 224.
Crescentier 155, 160.
Crescentius 155 f.
Cresph 542.
Cribratio Alcorani 463.
Crotus Rubianus 473, 515.
Croy 484.
Cuspinianus 456.
Cypern 79.

D.

Dacien 37.
Dagobert I 75.
Dalemincier 134.
Dalmatien 50, 424.
Damaskus 96, 220, 238.
Damasus II, Papst 172.
Damenfriede 514, 535.
Damiette 255.
Dänemark 146, 166, 224, 256, 367, 434, 569, 618 ff.
Dänen 94, 96, 135, 139, 153, 162, 496.
Dannenberg 256.
Dante Alighieri 323.
Danzig 353 f., 435.
Dauphin 413, 423.
Decius 37.
de comburendo haeretico 362, 570.
Defensor fidei 503.
— pacis 332, 338.
Dekumatenland 35, 37.
Desiderius 91.
— von Monte Cassino 193.
Dessau 510, 618.
Detmold 94.
Deutschbrod 392.
Deutsche Nation 81, 448.
Deutsche Sprache 118, 128, 376, 601.
Deutscher Bund 5, 552.
Deutscher Orden 240, 258, 354 f., 367, 390, 397 f., 412, 435, 506 f., 585.
Deutsches Reich 5, 426, 447 ff. S. auch Königtum.
Deutschritter 257, 354.
Deventer 407, 465, 474.
Devereux 633.
Diedenhofen 117.
Dienstadel 71.
Diether von Mainz 415 f.
Diethmarschen 497.
Dietmar von Aist 288.
Dietrich von Bern 49, 128.
— Holzschuh 308.
— von Köln 405.
Diezmann 316.
Dijon 215.
Dillingen 581.
Diocletian 37, 39, 101.
Dispositio Achillea 418.
Döffingen 366.
Domingo Guzman 275.
Dominikaner 275 f., 324, 331, 432, 471 ff., 477 ff., 565.
domini temporales 362.
domini terrae 261.
Domitian 35.
Domschulen 105.
Donar 22 f., 85 f.
Donauwörth 415 f., 433, 548, 594, 597, 626.
Donna Juana 427.
Donnersberg 313.
Dorpat 353.
Dortmunder Rezeß 596.
Dresden 400, 600.
Dringenberg, Ludwig 465.
Druiden 32.
Drusus 25, 28, 35.
Dschingis-Khan 266.
Dunkelmännerbriefe 473.
Duns Scotus 277, 333, 432.
Dürer 468, 608 f.
Dürnkrut 305.
Düsseldorf 597.
Dux 73, s. auch Herzog.
— et Princeps Francorum 76.
Dyle 121.

E.

Ebbo von Reims 117.
Eberhard von Franken 133, 137 f.
—, Graf von Württemberg 309.
— der Greiner 351, 366.
— im Bart 418.
— I, Herzog von W. 471.
Ebernburg 486.
Ebli, Ammann 526.
Eck 481 f., 485, 522, 539.
Eckart 407, 432.
Edessa 218.
Edictus Langobardorum 67.
Editha 142, 146, 150.
Eduard I von England 312; III 337, 343; VI 570.
Efferding 617.
Eger 366, 549, 618, 628, 632 f.
Egerisee 327.
Egmont 551, 573.
Eherecht, eheliches Güterrecht 446.
Ehrenberger Klause 547, 558.
Eichsfeld 589.
Eichstätt 174, 597.
Eicke von Repgowe 440.
Eidgenossenschaft 350, 413, 421, 453.
Eigil 123.
Ein feste Burg ist unser Gott 525.
Einhard 97, 103 f.
Einsiedeln 507.
Eisenach 478.
Eisleben 478, 546.
Ekkehard von Meißen 158.
Elbgrenze, ihre Sicherung 134.
Elbing 353.
Eleonore 509.
Elisabeth von Böhmen 320, 456.
— von England 439, 571, 597.
— von Österreich 317, 401.
— von Thüringen 275, 321.
El Khamil 258.

Ellwangen 597.
Elsaß 117, 352, 413, 499, 501, 615, 635, 637, 641 f.
Elstertor 482.
Eltville 415.
Elz 377.
Emad-ed-din Zenki 218.
Emanuel Chrysoloras 462.
Emirat von Cordova 96 f.
Emmeram 83.
encomium moriae 475.
Eneit 235, 284.
Engelbert von Köln 255 ff., 261.
Engelsburg 191, 211, 514.
Engern 92.
England 166, 181, 203, 222, 227, 234, 245, 247, 312, 360, 412 f., 428, 438 f., 570 f.
Enns 130.
Entdeckungen 439, 459.
Enzio 264, 269.
Epistulae obscurorum virorum 473, 515.
Erasmus von Rotterdam 469, 474, 494, 503.
Erblichkeit der Reichskrone: darauf gerichtete Bestrebungen 149, 158, 209, 244, 278 f., 356, 447 f.
Erblichkeit der Territorialfürstentümer 165, 167, 261, 418, 445 f., 455.
Erchanger 132.
Eresburg 93, 132, 138.
Erfurt 136, 234, 245, 308, 374, 434, 438, 462, 478, 626.
Erich 96.
— von Braunschweig 536.
— von Sachsen 343.
Ermanarich 40.
Ermeland 355.
Ernst von Braunschweig 550.
— von Köln 588 f.
— von Mansfeld 611 ff.
— von Sachsen 400, 414.
— von Schwaben 165 ff.
Ernestinische Linie 400, 550.
Erzkanzlerämter 432.
Erzstifte 432.
Eßlingen 351, 499.
Estland 256, 585.
Estremadura 575.
Etzel 44.
Eudo 82.
Eugen III, Papst 217, 222 f.
— IV, Papst 393 f., 402 ff.
Eulenspiegel 292, 464, 606.
Eurich 45.
Evangelienharmonie 129.
Evangelium, ev. Kirche, ev. Lehre 490, 505, 511, 515, 522.
ewa 123.
Ewiger Bund 327.
Exarchat 64.
Exkommunikation 183 f., 194, 196 f., 226, 249 f., 258, 314, 331, 340, 380.
Exsurge Domine 481.

F.

Fabricius 599.
Faenza 227.
Falkenberg 624.
Familienrecht 440.
Farnese 536, 547, 574.
Fastensynode 181 f., 189.
Fatimiden 150, 152, 237 f.
Faust 606.
Fehdewesen 161, 195, 204, 263, 307, 366, 396, 413 ff., 454, 492 f., 560, 584.
Felix von Urgelli 107.
— V, Papst 404, 406.
Femgerichte 401, 443 ff., 474.
Ferdinand von Aragonien 427 ff.
— von Köln 589.
— I, Kaiser 430, 456, 484, 495, 499, 513, 515, 521 ff., 575 ff., 592 f.
— II 592, 595, 598, 611 ff.
— III, 633, 636 ff.
Feria 630.
Ferarra 396.
Fiesole 42.
Finanzwesen des Reiches 392 f., 447, 450 f., 452.
Finkenritter 606.
Fiorentino 269.
Fischart 432, 609.
Flaccus 105.
Flacius 578.
Flagellanten 345 f.
Flandern 467.
Flarchheim 189.
Flatich 578.
Flavus 29 f., 32.
Fleurus 616.
Flochberg 220.
Florenz 194, 322 f., 332, 372, 404, 462, 512.
Flugschriftenliteratur 602 f.
Föderaten 41, 45 f.
Fondi 360.
Fontanetum 118.
Forchheim 131, 188.
Formosus, Papst 121.
Fossalta 269.
Fotheringay 571.
Francien 157.
Franck, Sebastian 604.
Frangipani 211.
Franken 36 f., 42, 55 ff., 62, 69 ff., 130 ff., 414, 443, 499 ff., 626, 645.
Frankenhausen 505.
Frankenreich 59, 69 ff.
Frankenthal 615.
Frankfurt a. M. 149, 159, 213, 221, 245, 251, 253, 255, 296, 302, 320, 326, 337, 357, 401, 405, 417, 424, 430, 438 f., 451, 483, 523, 526, 529, 582, 612, 626, 634.
Frankfurter Anstand 536.
Frankfurt a. d. O. 398, 462.
Fränkische Kolonien 94.
Frankreich 166, 195, 217, 222, 227, 247, 312, 334, 360, 412, 419, 427, 512 ff., 557, 566 ff., 624, 635 ff., 641 f.
Franz I von Frankreich 428, 455, 482 ff., 509, 528, 535, 542, 567 f.
— II von Frankreich 568.
— II, Kaiser 403.
— Sforza 456, 509.
— von Sickingen 486.
Franziskus von Assisi 274.
Franziskaner 274 ff., 331, 333, 336, 338, 432, 564.
Fratres minores 275.
Frauenalb 591.
Frazinetum 141.
Fredegundis 70.

Freiberg 377.
Freiburg 453, 462.
Freidank 289 ff.
Freigrafen 443 ff.
Freigrafschaft Burgund 419.
Freischöffen 444, 474.
Friaul 96, 141.
Fridigern 41.
Friedensgebote 161, 194 ff., 263, 307, 366, 451 ff.
Friedenwalde 557.
Friedland 617.
Friedrich I Barbarossa, Kaiser 187, 213, 221 ff., 245 f., 269, 295, 430, 433, 435, 439, 446.
— II, Kaiser 246, 250 ff., 258, 289 f., 302, 308, 314, 436, 441, 445 f., 468.
— III, Kaiser 402 ff., 433.
— von Aragonien 324.
— von Baden 300 f.
— von Büren 188, 193.
— von Dänemark 569.
— der Freidige 316, 321.
— von Hohenzollern 302, 328, 383, 390, 393.
— von Hohenzollern, erster Kurfürst von Brandenburg 398, 400.
— von Mainz 142 ff.
— III von der Pfalz 520, 539, 581 f., 587, 612.
— IV von der Pfalz 589, 595, 597.
— V von der Pfalz 597, 612 ff., 626 f.
— der Schöne 318, 325 f., 328 ff.
— von Schwaben 240.
— der Siegreiche 414 f.
— von Staufen 206, 209 ff.
— der Streitbare von Österreich 263.
— der Streitbare, Wettiner 400.
— von Thüringen 301.
— von Tirol 383.
— der Weise 476, 483 ff., 504.
— Wilhelm von Brandenburg 629, 637.
—, Wittelsbacher 352.
Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien 613.
Friesen 69, 82, 85, 89, 110, 296.
Friesland 90, 119, 315, 340, 419, 511, 573.
Frigga 22.
Fritzlar 133, 142.
Froben 433.
Froschmeuseler 603.
Frundsberg 513 f.
Fugger 431, 477.
Fulda 89, 123 f., 133, 163, 241, 307, 589.
Fürstenrecht 418, 445 f.
Fürstenschulen 605.
Fürstenwalde 352.

G.

Galeazzo Visconti 331, 368, 372.
Gallas 633, 638.
Gallien 11 ff., 32 f., 42 f., 45, 55, 58, 70.
Gallier 17, 24.
Gallischer Aufstand 32 ff.
Gallus 83.
Gammelsdorf 325, 328.
Gandersheim 157, 164, 166.
Gänsefleisch, Johann 408.
Garda 141.
Garibald 66.
Garigliano 141, 360.
Garz 640.
Gebhard von Eichstätt 174.
— von Querfurt 245.
— Truchseß von Waldburg 588.
Gegenreformation 563 ff.
Geiler von Kaysersberg 432, 465.
Geißelbrüder 345 f.
Geiserich 43, 60 f.
Geismar 85.
Geistlicher Vorbehalt 562, 585, 588, 641.
Gelasius, Papst 204.
Geldern 573.
Geldwirtschaft 20, 49, 110, 364, 446.
Gelimer 61.
Gelnhausen 295.
Gemeiner Pfennig 392, 450 f.
Genabum 45.
Generalreform 388.
Generalstaaten 596 f.
Generalstatthalterin 425.
Genf 91, 229, 567.
Gent 423, 467, 572.
Genua 245, 265, 322, 439.
Georg Friedrich von Baden 615.
— von Brandenburg-Ansbach 521.
— Podiebrad 411, 414, 416, 456.
— der Reiche 454.
— von Sachsen 504, 510, 516, 536 ff.
— Truchseß 500.
— Wilhelm von Brandenburg 623 ff., 637.
Gepiden 64.
Gerberga 133.
Gerbert von Reims 155, 164.
Gerhard von Florenz 175.
Gerhard von Mainz 310, 312, 315.
—, Paul 643.
Gerichtsverfassung 442 ff.
Germanen 6, 9 ff.
Germanicus Drusus 28 ff.
Gernrode 294.
Gero 139.
Gerson 374.
Gerstungen 179, 184.
Gertrud 214, 284, 302.
Geschlechter 363, 431, 437.
Gesellschaft Jesu 553, 564 f.
Geßler 327.
Gewissensfreiheit 645.
Geyer, Florian 501.
Ghibellinen 302, 322 ff., 331 f., 357.
Giebichenstein 168.
Giengen 415, 548.
Gilden 436.
Girzik 411.
Gisela 165 ff.
Giselbert 133, 137 f.
Glarus 350, 453, 507.
Gmünden 617.
Goethe 466.
Goldene Bulle 349, 356, 364, 430, 442, 447, 451.
Göllheim 313.
Gordon 632 f.
Görlitz 358.
Görz 593.

Gorze 143.
Goslar 177, 179, 231, 263, 295, 540.
Goten 37, 40 ff., 67, 70.
Gotha 584.
Gotik 294, 377.
Gotland 353.
Gotländisches Revier 353.
Gottesfriede, Gottesruhe 194.
Gottfried der Bärtige 172, 174 f.
— der Bucklige 180, 184 f.
— von Bouillon 189.
— von Straßburg 285 f., 432.
Gotthard von Ketteler 585.
Göttingen 161.
Gottschalk 124.
Götz von Berlichingen 501.
Gozelo 170.
Grafen 72, 108, 127.
Granson 421.
Granvella 521, 539, 551, 572.
Gratian 41.
Graubünden 453.
gravamina nationis Germanicae 428, 486, 492, 495.
Graz 592, 604.
Gregor von Heimburg 405.
— von Tours 56, 58 f.
— I, der Große, Papst 67, 85, 492.
— II, Papst 85.
— III, Papst 86.
— IV, Papst 117.
— V, Papst 155 f.
— VI, Papst 172.
— VII, Papst 180 ff., 195, 197, 201, 232.
— VIII, Papst 204, 238.
— IX, Papst 258 f., 263 ff.
— X, Papst 301, 303.
— XI, Papst 357 ff.
— XII, Papst 375, 379, 383.
— XIII, 564, 569.
— XV, Papst 615.
Gregorianer 193, 210 f., 214.
Greifswald 462, 623.
Griechen 6, 8, 152 f., 160, 162, 166, 396, 404, 462.
Griechenland 23.
Griechische Kaiser 195, 220, 228, 370, 410.
Griechisches Reich 152, 222, 239, 244, 254, 403.
Grien 469.
Grimma 605.
Gripho 87.
Grona 161.
Groot 407.
Gropper 539.
Großgrundbesitz 71, 399.
Grumbachsche Händel 584.
Grünewald 469.
Guadalquivir 81.
Guebriant 637.
Guelfen 322, 331 f., 357.
Guido von Lusignan 236.
— della Torre 323.
— von Tarlati 332 f.
Guienne 204.
Guinegate 423, 428.
Guise 559.
Gunhild 174.
Günther von Schwarzburg 343 f.
Gunto 126.
Günz 528.
Gustav Adolf 622 ff.
— Wasa 570.
Gutenberg 408, 416.
Gutonen 37.
Guttenstein 333.

H.

Haarlem 531.
Habsburger 301 ff., 325, 335, 338 f., 346, 356, 401 ff., 424, 512, 593.
Hadawig 131.
Hadrian, römischer Kaiser 35.
— I, Papst 91, 98, 102, 105, 107.
— IV 223 ff.
— VI 491, 494.
Hadrianopel 41.
Häduer 15 ff.
Hagenau 538, 641.
Hagia Sophia 410.
Halberstadt 233, 549, 618, 634, 641.
Halbsuter 366.
Halle 434, 439, 551, 626.
Halsgerichtsordnung 442.
Hamburg 125, 146, 256, 307, 353, 434 f., 439, 554.
Hamilton 625.
Hammerstein 161.
Handel, Handelsentwicklung 20, 110, 122, 282, 353 ff., 363, 437, 438 f.
Handwerk 20, 109, 122, 200, 282, 363, 430, 437.
Hannover 400, 618.
Hans von Kulmbach 468.
— Sachs 607 f.
Hansa 307, 342, 352 ff., 367, 432, 434 f., 438 f., 634.
Häresie 262, 265, 384.
Häretiker 271.
Harisliz 95.
Harold 126.
Hartmann von Aue 286, 288.
— von Habsburg 304 f., 309.
Haruden 16, 18.
Harun al Raschid 97.
Harzburg 179 f., 252.
Hase 94.
Hatto von Mainz 121, 131.
Hauptstadt, Mangel einer solchen im Deutschen Reich 108.
Havelberg 139, 146, 581.
Heeresdienstpflicht, Heerwesen 19, 74, 127, 164, 280 f., 392, 397, 409, 452, 496.
Hegius, Alexander 465.
Heidelberg 365, 374, 462, 615.
Heidelberger Schloß 377, 467.
— Stallung 365.
Heilbronn 500, 517, 630.
Heilbronner Bund 630, 634.
Heiliges römisches Reich 448.
Heinrich I, Kaiser 132 ff., 138, 158, 278, 294, 577.
— II, Kaiser 158 ff., 164, 278.
— III, Kaiser 167, 170 ff., 176 f., 182, 194, 295, 432.
— IV, Kaiser 174 ff., 200, 209, 233, 242, 432.
— V, Kaiser 194, 196 ff., 201 ff., 209, 217, 232, 278, 432.
— VI, Kaiser 230, 235 f., 241 ff., 254, 278.
— VII, Kaiser 320 f., 327, 332, 335.
— III von England 262.
— VII von England 413.

Heinrich VIII von England 428, 482, 502, 509, 514, 535, 570.
— I von Frankreich 169.
— II von Frankreich 557, 568.
— III von Frankreich 568.
— IV von Frankreich 569, 574, 596 f.
— von Augsburg 151, 174.
— von Brabant 321.
— von Brandenburg 329.
— von Braunschweig 504, 510, 536, 540.
—, Bruder Ottos I 136, 138, 142 f., 151, 158.
— der Zänker 145, 151, 154, 158.
— der Schwarze 210.
— der Stolze 210 ff., 213, 221, 224, 284.
— der Löwe 214, 220 ff., 233, 241 f., 257, 280, 398, 433 f.
— Jasomirgott 214, 222, 433.
— von Niederbayern 304, 335.
— von Kärnten 151, 316, 320 f., 326, 339.
— von Köln 325.
—, Sohn Konrads III 220.
—, Sohn Friedrichs II 253, 255, 261 f.
— der Lange 242 f., 248.
— von Leipzig 537.
— von Liegnitz 267.
— von Luxemburg 159.
— von Mähren 358.
— von Mainz 343.
— der Glichesäre 284, 292.
— Raspe 268, 321.
— Julius von Braunschweig 615.
Held 536.
Heldrungen 505.
Helfenstein 500.
Heliand 129.
Helmichis 65.
Helmstedt 603.
Helsingborg 353.
Helvetier 15.
Hennegau 340, 419.
Herkules 22.
Herlin 469.
Hermanfrid 50.
Hermann von Baden 300.
— von Köln 420.
— von Luxemburg 190.
— von Metz 184.
— von Sachsen 139.
— von Salza 258.
— von Schwaben 137, 139, 158, 168, 170.
— von Thüringen 285, 289.
— von Wied 540, 544.
Herminonen 8.
Hermunduren 32.
Hersfeld 179.
Herzog, Herzogtum 73, 127, 130 f., 136 f., 139, 140, 165, 279.
Hessen 85, 89 f., 92, 131, 321, 511, 517, 595, 626, 639, 641, 645.
Heveller 134, 219.
Hexenhammer 471.
Hexenprozesse 472.
Hexenwesen 441.
Hierarchie 71, 124 f.
Hieronymus 105, 492.
— von Prag 379, 386.
„Hie Welf, hie Waiblingen" 214.
Hildebrand 174 f., 180 f.
Hildebrandslied 129.
Hildegard 91.
Hilderich 61.
Hildesheim 157, 163, 199 f., 294 f., 581, 588.
Hinkmar von Reims 124.
Hinterpommern 640 f.
Hirschau 171, 295.
Hirschhorn 591.
Hittin 236.
Hochmeister 355.
Höchst 615.
Hoe von Hohenegg 613.
Höfische Sitte 281, 290.
Hofrecht 440.
Hogstraaten 471.
Hohenaltheim 132.
Hohenlohe 614.
Hohenmölsen 189 f.
Hohenzollern 302, 328, 356, 398, 401, 506, 510.
Holbein der Ä. u. der J. 469.
Holland 315, 340, 342, 419, 573, 615.
Höllental 168.
Holstein 8, 213, 256, 511, 537, 576, 616..
Holzapfel 639.
Homburg 511.
Homer 105, 286, 462.
Homousie 53.
Honorius, röm. Kaiser 42 f.
Honorius II, Papst 176 f., 210.
— III, Papst 254 f., 274.
Hoorn 551, 573.
Hörigkeit 21, 71, 128, 281, 399, 496 f.
Horn 630, 633 f.
Horneck, Otto Karl von 317.
Hospitalität 41.
Hospitaliter 258.
Hoyer von Mansfeld 204.
Hraban 123 ff.
Hrotsuith 164.
Hruotland 97.
Hugenotten 568 f.
Hugo von Burgund 141.
— von Clugny 186 f.
— von Francien 157.
— von Fulda 124.
— von St. Viktor 277.
— von Trimberg 293.
Humanisten 432 f., 448, 471, 515.
Hundertschaft 73.
Hunnen 40 f., 44 ff., 102, 121.
Hunnerich 61.
Huozzi 124.
Hus von Hussinecz 379 ff., 481, 484.
Hussiten 390 ff., 400, 402, 439, 484.
Hutten 474, 482, 486, 489, 492 ff.

J.

Jäger, Johann 473.
Jagellonen 456, 512.
Jagiello 367, 397.
Jakob von Cahors 333.
— von Mies 387.
— Rehbock 344.
— von Trier 404, 417.

Jakob I von England 597, 612.
Jamnitzer, Wenzel 468.
Janitscharen 411.
Jankowitz 638.
Jan van Werth 630, 636.
Jastreb 77.
Ibn Arabi 97.
Idisiaviso (Idistavisus) 30.
Jena 578 f., 603.
Jerusalem 97, 101, 196, 218, 230, 236 ff., 254 f., 257, 259.
Jesuitenorden 553, 564, 577 ff.
Ignatius Loyola 564 f.
Ikonium 220, 239, 369.
Il derim 370.
Ilias 287.
Illyricum 43.
Illyricus 578.
Ilow 632.
Immunität 127.
Imperator Augustus 99, 145, 448.
Imperialismus 242 f., 257.
Imperium der gallischen Lande 33.
Imperium Romanum 100, 145, 156, 222, 448.
Inder 6.
Indien 23.
Indogermanen 6 f.
Ingävonen 8.
Ingelheim 95, 108, 118, 126, 149, 197 f.
Ingolstadt 415, 462, 481, 581, 627.
Inguiomar 30 f.
Innozenz II, Papst 211, 214.
— III, Papst 246 ff., 260, 274.
— IV, Papst, 267, 271, 274, 300, 302, 336.
— VI, Papst 349 f., 357.
— VIII, Papst 471.
— X, Papst 643.
Innsbruck 447, 455 f., 558.
Inquisition 275, 471 ff., 566.
Insignien des Königtums 133.
— des Kaisertums 431.
Institoris 471.
Interdikt 259, 334, 380.
Interim 553 ff.
Interregnum 295, 299.
Investitur 182 f., 189, 192, 196 f., 201 ff., 260, 447.
Investiturstreit 162, 182 ff., 201 ff.
Joachim I von Brandenburg 510, 515, 533.
— II 534, 537, 548, 551, 581.
Johann XI, Papst 141, 147.
— XII, Papst 147 f., 151.
— XIII, Papst 149.
— XIV, Papst 154.
— XV, Papst 155.
— XIX, Papst 166 f.
— XXII, Papst 329 ff., 338.
— XXIII, Papst 380 ff.
— von Böhmen 320 f., 325 f., 328 f., 335, 337 ff., 347, 354, 376, 435.
— von Brienne 254 f.
— Crescentius 155.
— von Dalberg 465.
— von England 247.
— von Frankreich 418.
— Friedrich von Sachsen 469, 529, 534, 540, 544 ff., 584.
— Friedrich von Württemberg 595.
— Georg von Sachsen 624.
— von Gorze 143.
— von Görlitz 368.
— Heinrich 339.
— Jandün 332.
— Kasimir 587, 589 f.
— von Küstrin 556.
— von Leyden 531.
— Parricida 316 f.
— von Pomuk 367.
— von Sachsen 505, 510, 521 ff., 613.
— von Schwarzenberg 442.
— Sigismund 596 f.
— von Straßburg 591.
— von Werth 630, 636.
— Zapolya 513.
— Ziska 390.
Johannes von Anjou 324.
— V von Byzanz 370.
— Hus 379 ff.
— Rokycana 395.
Johann Ruysbroek 407.
— Tzimiszes 149.
Johanniter 237, 240, 257, 354.
John Wycliffe 360 f.
Jonas 546.
Joppe 240, 259.
Jornandes 45.
Jost von Mähren 358, 368, 373, 375, 398.
Irene 98, 246.
Irland 83.
Irmengard 161.
Irmgard 243.
Irminsul 93.
Irnach 45.
Irnerius 226.
Isabella 262.
Isenburg, Graf 257.
Islam 78, 82, 85, 90, 102, 145, 237 f., 254, 270, 369, 410.
Ismaeliten 152.
Isny 517.
Istävonen 8.
Italicus 32.
Italien 12, 37 ff., 116, 121, 140, 222 ff., 426 ff., 455 ff.
Italiker 6, 8.
Jubeljahre 377.
Juden 110, 349.
Judenverfolgungen 80, 195, 219, 314, 344 f.
Jüdisch-christliche Richtung 100.
Judith 116, 118, 145, 221.
Julian, westgotischer Graf 80.
Juliano Cesarini 393.
Julianus 37, 101, 164.
Jülich-Cleve-Berg 586, 595 ff.
Julius II, Papst 427 f., 448, 477.
— III, Papst 555, 560, 564.
— Echter von Mespelbrunn 589.
— Nepos 46.
Junge Pfalz 455.
Jupiter 30.
Jura 11, 15.
Justinianus 60 ff., 69, 441.
Justitiar der kaiserliche Kurie 263.
Jüterbog 477, 638.
Jütland 8, 619, 638.

K.

Kaba 77.
Kadan 529.
Kahlenberg 433.
Kaiserkrönungen:
Karls des Großen 99.
Ludwigs des Frommen 112, 115.
Karls des Kahlen 120.
Arnulfs 121.
Ottos I 148.
— II 149.
— III 155.
Heinrichs II 160.
Konrads II 166.
Heinrichs III 172.
— IV 191.
— V 203.
Lothars 211.
Friedrichs I 223.
Heinrichs VI 242.
Ottos IV 250.
Friedrichs II 255.
Heinrichs VII 323.
Ludwigs des Bayern 333.
Karls IV 349.
Sigismunds 394.
Friedrichs III 409.
Karls V 521.
Kaisersberg 641.
Kaiserpfalzen 295.
Kalabrien 62.
Kalifate 96, 237 f.
Kalifen 79, 96, 143, 150.
Kalixtiner 389 f., 402.
Kalmarische Union 367, 438, 533.
Kalykadnus 239.
Kamba 165.
Kamin 581.
Kaninefaten 55.
Kanonisches Recht 440.
Kanut 166.
Kanzlei, kaiserliche 279, 432.
Kapetinger 158, 252, 318, 334, 568.
Kapitulare de villis 109.
Kapitularien 111, 127.
Kappel 526.
Kardinalinfant 634.
Karl Martell 69, 77, 81 ff., 92, 132, 145.
Karl der Große 89 ff., 118, 123, 125, 129 ff., 140, 156, 170, 202, 239, 269, 430, 436.
—, Sohn Karls des Großen 112.
— der Kahle 116, 118 ff.
—, (II) Sohn Ludwigs des Deutschen 119.
— (III) der Dicke 120.
— IV, Kaiser 340, 343 ff., 415, 462.
— V, Kaiser (I von Spanien) 429, 442, 456, 482 ff.
— VI von Frankreich 368.
— VII von Frankreich 402, 412.
— VIII von Frankreich 412, 423 f., 427.
— IX von Frankreich 568.
— von Anjou 300, 306.
— von Bourbon 509, 513 f.
— von Guise 591.
— Gustav 639.
— von Kärnten 593.
— der Kühne 419 ff.
— von Valois 318.
Karlmann 87, 89 ff., 119, 121.
Karlstadt 489, 518.
Karlstein 390.
Kärnten 138, 151, 193, 304 f., 592 f.
Karolinger 90, 113 ff., 133, 137 f.
Karthago 44, 79.
Kasimir I 402.
— II 456.
Kaspar Schlick 403.
Kastilien 296, 360, 427.
Katalaunische Felder 45.
Katechismus Luthers 512.
—, Heidelberger 582.
Katharer 273.
Katharina von Aragonien 535, 570.
— von Bora 511.
Kathedra des heiligen Petrus 102.
Katholische Kirche 57, 102, 569.
Kaufbeuren 591.
Kelten 6 ff.
Kempten 517, 548.
Kepler 604.
Ketzerei 124, 201, 264, 272 ff., 319, 331, 333, 362, 378, 384, 390 f., 441.
Kilian 83.
Kinsky 632.
Kirche 39, 74 f., 82, 85, 106 ff., 162, 272 f., 359 ff., 374 ff., 403 ff., 463, 564 ff.
Kirchenbau 200, 294 f., 377.
Kirchengüter 82, 132, 511, 525, 529, 561, 590 ff., 640 f.
Kirchenlied 525, 603.
Kirchenreform 360, 378 ff., 388 f.
Kirchenstaat 322, 506.
Kirchenversammlung, s. Konzil.
Kirchenvisitation 511.
Kitzingen 626.
Klaus Storch 489.
— Störtebecker 435.
Kleinasien 195, 220, 237, 239, 369.
Kleph 65 f.
Klerus 101, 278.
Klesl 611.
Klostergrab 599.
Klosterschulen 105, 283.
Klöster 83, 123, 163 f.
Knipperdolling 531 f.
Koblenz 94, 197, 212, 338.
Koburg 522, 524.
Kognatenrecht 445 f.
Kolberg 623.
Kolmar 469.
Köln 25, 33 ff., 120, 125, 143, 180, 198, 234, 247 f., 252, 282, 296, 302, 308, 326, 349, 353, 371 f., 374, 420, 432, 436, 438, 452, 462, 471, 540 f., 583, 586, 588 f., 595.
Kölner Stiftsfehde 420.
Kolonisation 147, 150 f., 162, 213 f., 219, 257 f., 282, 496.
Kommunen 223, 227, 235.
Komture 355.
Könige, germanische 21, 42, 47, 48 ff., 55 ff., 64, 68 ff.
Königsberg 353, 435, 603.
Königshofen 432, 501.
Königsmark 639.
Königtum, fränkisches 72 ff.
Königtum, deutsches 131, 136 f., 222, 278 f., 337 f., 363, 448 f.

Konklave 403.
Konrad I, Kaiser 131 ff., 136 f.
— II, Kaiser 165 ff., 179, 431 f., 455.
— III, Kaiser 210 ff., 433.
— IV, Kaiser 263, 267, 271 f., 295, 300.
—, Sohn Heinrichs IV 193.
— von Hochstaden 283, 296.
— der Jüngere 165 ff.
— von Mainz 228.
— von Marburg 275.
— von Masovien 257.
— von der Pfalz 224, 243.
— von Regensburg 284.
— der Rote 139, 142, 144, 155, 165.
Konradin 300 f.
Konradiner 131.
Konsekration 204 ff.
Konstantinische Schenkung 88, 463.
Konstantinopel 47, 49, 60, 79, 101, 149, 152 f., 220, 239, 403, 409 ff., 517.
Konstanz 235, 365, 381 ff., 399, 452, 507 f.
Konstanza 235, 242, 245 f.
Konstitution von Pavia 170.
Konsul 58.
Konvent zu Leipzig 624 f.
Konvent zu Regensburg 496.
Konzilien:
zu Basel 393 ff., 402, 428.
zu Bologna 394.
zu Clermont 202.
zu Ferrara 396, 404.
zu Florenz 404.
zu Konstanz 381 ff., 428, 481.
im Lateran 232, 254.
zu Lyon 268.
zu Nicäa 53.
zu Pavia 393.
zu Pisa 375, 379 f.
zu Toledo 80.
zu Trient 545, 552, 555, 565, 577.
Kopenhagen 353.
Kopernikus 604.
Koran 78.
Korsika 46, 60.
Kossowa 370, 410.
Kraft, Adam 468.
Krain 151, 263, 305, 592 f.
Krakau 465.
Krechting 532.
Krell 589 f.
Kreuzzüge 195, 271, 277, 438.
1. Kreuzzug 195 f., 218.
2. Kreuzzug 218 ff.
3. Kreuzzug 238 ff.
4. Kreuzzug 254.
5. Kreuzzug 255.
6. Kreuzzug 258 f.
7. und 8. Kreuzzug 272.
Kreuzzug Heinrichs VI 244 f.
Kreuzzug gegen die Albigenser 274.
Kreuzzug gegen die Friesen 296.
Kreuzzug gegen Livland 435.
Kreuzzug gegen die Wenden 219.
Krieg der drei Heinriche 151 f.
— der weißen u. roten Rose 413.
—, dreißigjähriger 611 ff.
Krist 129.
Kroatien 424.
Krönungsstädte 430.
Kudrun 286 f.
Kues 462.
Kufstein 454 f.
Kugernen 55.
Kulm 353, 355.
Kulmbach 559, 595.
Kunigunda 159, 165.
Kunz von Kaufungen 414.
Kürenberg 288.
Kurfürsten 302, 349, 641.
Kurfürstentag zu Regensburg 621, 636.
Kurland 585.
Kurverein zu Frankfurt 405.
Kurverein zu Rhense 337, 356.
Küstrin 556, 625.
Kyburg 168.
Kyffhäuser 243, 269.

L.

Ladislaus 305, 309.
— Posthumus 402, 411, 414.
— VII 456, 512.
Lahnstein 337, 372.
Laieninvestitur 182 f., 189, 192, 196 f., 201 ff.
Lainez 565.
Laktarischer Berg 63.
Lambert von Ostia 205, 210.
Lamormain 628, 631.
Lamprecht 284.
Lancaster 362, 413.
Landau 493, 641.
Landesherren 261, 279, 437.
Landeshoheit 261, 350, 445, 510, 642.
Landfriede 197, 263, 307, 314, 441.
Landfriedensbünde 342, 373.
Landfriedensgebote 197, 263, 307, 314, 342, 366, 441, 450.
Landfriedenskreise 452 f.
Landgerichte, kaiserliche 443.
Landsknechte 415, 497, 513.
Landstände 262.
Landstuhl 493.
Landvogtei der zehn Städte 641.
Landwirtschaft 109 f., 122, 281.
Lanfrank 201.
Langensalza 180.
Langenzenn 143.
Langobarden 25, 31, 63 ff., 69 f., 87 f., 91 f., 95, 98, 104, 141.
Laodicea 220.
Lateinische Sprache 128, 164, 200.
Lateinisches Kaisertum 254.
Lateran 183, 211, 232.
latrocinia extra fines 92.
Laudemium 447.
Lauenburg 234, 343, 400, 576.
Lauffen 528.
Lausanne 303, 406.
Lausitz 213, 352, 598.
Lebus 581.
Lechfeld 144 f.
leges Bajuvariorum 126.
leges Frisiorum 126.
Legnano 231, 233, 280.
Lehen 72, 127, 128, 167, 169, 225, 244.
Lehensrecht 440, 445, 496 f.
Lehensstaat 128, 140, 162, 279, 446.

Lehenswesen 71, 127, 280.
Lehnin 398.
Leibeigenschaft der Bauern 399, 496.
Leiningen 455.
Leipzig 374, 380, 400, 438 f., 462, 480, 537, 605, 624 ff., 638.
Leipziger Interim 554.
Lenzen 134.
Leo I, Kaiser von Ostrom 46.
— II, Kaiser 98.
— I, Papst 102.
— III, Papst 98 f., 102, 112.
— VIII, Papst 148.
— IX, Papst 173.
— X, Papst 427 f., 470, 473, 477, 491, 507.
Leopold von Österreich, Babenberger 209, 242 f., 261.
— von Österreich, Habsburger 326 ff., 365.
— Wilhelm 635, 637.
Leopoldinische Linie 402.
Leovigild 79 f.
Lesley 632.
lex ripuaria 72.
— salica 72.
— Visigothorum 80.
Libertät 32, 454, 483.
Liegnitz 267.
Liga 595 ff., 612 ff.
— von Cambray 428.
— heilige 428, 512, 514.
Ligurien 66.
Limburg 419, 455.
Limburger Fehde 308.
Limes 35 f.
Lindau 508, 517.
Linz 425, 520, 593, 604.
Lipan 395.
Lippspringe 94.
Lissabon 353.
Litauen 354, 367, 397.
Liten 21, 71.
Literatursprache 200, 601.
Liudolf 130, 139, 142 ff., 151, 168.
Liudolfinger 130, 162, 165.
Liutgarde 139.
Liutizen 159 f.
Liutpold 151.
Liutprand 68, 194.
Livland 256, 435, 585.
Llobregat 97.
Lodi 223 f.
Logos 53.
Lombardei 169, 183, 186, 202, 333.
Lombarden 190.
Lombardische Städte 223, 227 ff., 235, 262 ff.
London 432, 439, 469.
Longinus, L. Cassius 11.
—, Exarch 65.
Lothar I 116 ff.
— II 125.
— von Burgund 141.
— von Supplinburg, nachmaliger Kaiser 204, 209 ff., 213.
— von Westfranken 152.
Lothari regnum 119.
Lothringen 119, 130 ff., 152, 161, 164, 169, 172, 421 f., 501, 635.
Löwen 121.
Löwenbund 364.
Lübeck 213, 219, 234, 256, 307, 342, 353 f., 434, 438, 465, 533, 620.
Lucca 227, 332.
Lucka 315.
Lucius III, Papst 235 f.
Ludovico Moro 427.
Ludwig der Fromme, Kaiser 97, 112, 115 ff., 122, 125 f., 129, 430.
— der Deutsche 116, 118.
— II von Burgund 141.
— III 119.
— das Kind 121, 130.
— der Bayer 325 ff., 433.
— der Brandenburger 329, 339, 343, 352, 356.
— der Kelheimer 261.
— der Reiche 415.
— der Strenge 433.
— von Bayern 495, 536.
— Pfalzgraf 301 f.
— von der Pfalz 539, 587, 589.
— der Große 370, 376.
— II von Böhmen und Ungarn 456, 512.
Ludwig von Schwaben 151.
— von Thüringen 229, 275.
— VII von Frankreich 218.
— IX von Frankreich 272, 300.
— XI von Frankreich 412, 419, 422 f.
— XIII von Frankreich 635.
— XIV von Frankreich 640.
Ludwigslied 120.
Lügenfeld 117.
Luitpold 132.
Lukanien 62.
Lüneburg 234, 241, 263, 511, 517, 521, 529.
Lunkini 134.
Lupfen 498.
Lupus 97.
Luther 469, 476 ff., 600 ff.
Lutter am Barenberg 618.
Lutterworth 362.
Lüttich 120, 163, 198, 211, 588.
Lützelburg 358.
Lützen 628 ff.
Luxemburg 320, 419.
Luxemburger 320, 335, 338 f., 356, 368, 370, 373, 375, 399, 435.
Luzern 350, 365, 453.
Lyon 268, 273.

M.

Madrid 509.
Madrider Friede 509, 512, 514.
Magdeburg 146, 149 ff., 156, 434, 438, 478, 549, 554, 556, 581, 618, 624 f., 634, 638, 641.
Magdeburger Centurien 579.
Majestätsbrief 594.
magister servorum 109.
Magnus 178, 180, 212.
Magyaren 130, 162, 496.
Mähren 120 f., 304, 315, 340 f., 358, 598, 611, 614, 618 f., 638.
Maifeld 126.
Mailand 14, 159, 169 f., 223 ff., 236, 245, 322 f., 331 ff., 371, 427, 462, 484, 509, 512, 542.
Mainz 35, 87, 110, 119, 125, 142, 165, 185, 188 f., 193,

196 f., 205, 209, 227, 235, 238, 251, 263, 302, 307, 326, 342, 349, 371, 415 f., 432, 436, 438, 451, 462, 536, 581, 595, 626.
Mainzer Stiftsfehde 415.
major domus 73, 76, 81, 85, 87.
Majorianus 46.
malleus maleficarum 471 f.
Manfred 269, 272, 300.
Mangold 168.
Mannheim 615.
Mannus 8.
Mansfeld 204, 478, 546, 611 ff.
Mantua 177, 536.
Manuel 220, 228.
Marbach 373.
Marbacher Bund 373.
Marbuod 26, 31, 64.
Marburg 295, 511, 519, 603.
Marburger Gespräch 519.
Marchfeld 305.
Marcus Aurelius 36.
Margareta von Brabant 320.
— von Burgund 423, 425.
— von Holland 340.
— Maultasch 339, 356.
— von den Niederlanden 514.
— von Parma 572.
— von Thüringen 321.
Margaretenkloster 591.
Maria von Burgund 419, 422 f.
— von England 570 f.
— Stuart 571.
Marienberg 500.
Marienburg 354, 377.
Marienkirchen 112, 199, 295.
Marienspital 257.
Marignano 455.
Marius, Cajus 12 ff., 47 f.
Mark, Grafschaft 596, 598.
— Brandenburg s. Brandenburg.
— Meißen s. Meißen.
Markgrafen 96, 108, 131, 279.
Markomannen 18, 26, 31, 36.
Marktrecht 436.
Marktverkehr 436.
Marktsplatz 232.
Marobodnus 26.
Marozia 141, 147.
Mars 22, 30.
Marschalk 73, 126, 137.
Marser 27 f.
Marsilius von Padua 332.
Martin V, Papst 388, 393.
— Luther 476 ff.
Martiniz 599.
Martinsvögel 364.
Märzfeld 74.
Masowien 257.
Massys 467.
Mathiesen 531 f.
Mathilde, Mutter Ottos I 136, 139, 148, 151.
—, Tochter Ottos I 154.
— von Tuscien 180, 186, 190, 193, 204, 245.
Mathildinische Güter 211, 232, 252.
Matrikularsystem 452, 586.
Matteo Visconti 323.
Matthäus Lang 456.
Matthias, Kaiser 593 ff., 611.
— Hunyadi (Corvinus) 411, 424, 456.
Mattiacum 28.
Maulbronn 295, 582.
Maupertius 357.
Mauren 566.
Mauritius 169.
Maximilian I, Kaiser 355, 418 f., 422 ff., 426 ff., 430, 482.
Maximilian II, Kaiser 582 ff., 592.
— I von Bayern 592 ff., 612 ff.
—, Erzherzog 611.
Mechthilde 312.
Mecklenburg 95, 219, 256, 556, 576, 619, 634, 641.
Medardus 117.
Mediceer 428, 470, 495.
Medina 77.
Meergeusen 573.
Meier, Marx 533.
Meinhard von Tirol 304 f.
— III von Tirol 356.
Meiningen 154.
Meißen 149, 158, 213, 315, 400, 581.
Meister Eckart 407, 432.
Meistersinger 408, 603.
Mekka 77 f.
Melanchthon 490, 502, 511, 516, 522, 538 f., 544, 554, 578 f., 602, 605.
Melegnanum 231.
meliores 72.
Melk 433.
Memel 435.
Memleben 136, 150.
Memling 467.
Memmingen 469, 508, 517, 621.
Menfö 172.
Menschenopfer 24.
Meran 249.
Mergentheim 366, 506, 638.
Merkurius 22.
Merowech 55, 59.
Merowinger 55, 69 ff., 88.
Merseburg 135, 149 f., 221, 581.
Mersen 119.
Messen 439.
Messina 245.
Metallgeld 20, 49, 110, 364, 446.
Metz 70, 105, 160, 349, 355, 415, 557, 559, 635, 641.
Metzler, Georg 499.
Michael von Cesena 333.
Mies 387, 392.
Mieszko 168 f.
Militärwesen, s. Heerwesen.
Miltiz 480.
Minden 30, 641.
Ministerialen 109, 128, 179, 242, 437.
Minnegesang 288.
Minoritenorden 275, 333.
Missi 108, 126 f., 140.
missi camerae 132.
Mission 83 ff., 102, 125, 146, 149 f., 213, 219, 257 f., 354.
Moarija 96.
Mohacz 513.
Mohammed 77 ff.
— II 410.
Moldau 367, 424.
Mölln 256.
Mönchtum 83 f., 123.
Mongolei 266.

Mongolen 266 f., 409.
Mont Cenis 91, 186, 229.
Monte Cassino 84, 87, 193.
Montmartre 152.
Monza 210.
Moralitäten 408.
Morgarten 327 f.
Moritz von Nassau-Oranien 613.
— von Sachsen 548 ff.
Mösien 41.
Moslim 78, 97, 238, 259, 270.
Müelich 469.
Mühlberg 469, 549.
Mühldorf 328, 330 f.
Mühlhausen 189, 246, 502 ff.
Müller, Johann (Regiomontanus) 463.
Müller, Hans 498 f.
Multscher 469.
München 333, 341, 371, 373, 433, 467, 581, 627.
Munizipien 215.
Münsinger Vertrag 418.
Münster im Gregoriental 641.
— in Westfalen 531 ff., 588, 638 ff.
Münzer, Thomas 501 ff.
Murad I 370.
Murner 432.
Murten 422, 464.
Musa 80.
Mystik 277, 407, 432.

N.

Näfels 366.
Naissus 37.
Namur 419.
Nancy 422.
Narbo 83.
Narbonne 97.
Narseß 62 ff.
Nassau 310 ff.
— -Oranien 572, 613.
Nationalkonzil von Tours 428.
Nationen 382 ff.
Naturalwirtschaft 20, 49, 110, 364, 446.
Naumburg 377, 544, 553, 581.
Nazareth 259.
Neapel 61 ff., 137, 242, 250, 260, 301, 322, 360, 427 f.
Nemeter 18.
Nepoten 459.
Nero 32.
Nerthus 22.
Neuburg 455.
Neuchateller See 421 f.
Neues Testament 475, 490, 579.
Neuß 248 f., 420 f.
Neustrien 70, 75 ff., 87.
Neuwied 18.
Newton 604.
Nibelungenlied 286 f.
Nicäa 53, 220.
Niederbayern 335, 339, 454 f.
Niederlande 422 ff., 439, 456, 509, 530 f., 542, 552, 571 ff., 583, 586, 613, 616, 635, 641.
Niederlausitz 358, 635.
Niedersächsischer Kreis 616, 618, 634, 638.
Nikephoros Phokas 149.
Niklashausen 498.
Niklot, Abodritenherzog 219.
Nikolaismus 171.
Nikolaiten 171.
Nikolaus I, Papst 125 f.
— II, Papst 175.
— III, Papst 303.
— IV, Papst 311.
— V, Papst 333 f., 405 f.
— von Cusa 462 f.
Nikopolis 370.
Nisch 37.
Nizza 536, 539, 541.
Nogat 258.
Nordalbinger 92.
Nordhausen 526.
Nördlingen 119, 469, 517, 548, 626, 634.
Nordmark 213.
Noreja 11.
Noricum 50.
Normaljahr 631, 641.
Normandie 160, 181.
Normannen 118, 120 f., 130, 162, 170, 173, 181, 191, 193, 195, 211 f., 496.
Northumberland 570.
Norwegen 118, 367.
Notker 200.
Nowgorod 353, 436.
Noyon 456, 509, 567.
Nürnberg 210, 303, 314, 324, 349, 355, 372, 377, 413 f., 416, 431, 438, 443, 468, 491, 495, 517, 536, 607 ff., 626, 628.
Nürnberger Bund 536, 541.
Nürnberger Religionsfriede 527 ff.
Nursia 84.
Nymwegen 18, 108, 577.

O.

Oberbayern 325, 339, 433, 454 f.
Oberehnheim 641.
Oberlahnstein 371.
Oberlausitz 347, 635.
Oberpfalz 358, 540, 614, 626, 633, 641.
Occam 333.
Octavianus 47 f., 147, 226.
Odenwald 35.
Odilo von Clugny 194.
Odo von Champagne 168 ff.
Odoaker (Odovakar) 47 ff., 128.
Odyssee 287.
Ofen 425, 539.
Omajaden 80, 96, 143.
Oppenheim 185.
Optimaten 72.
Oranien 572 f., 583, 589.
Ordensstaat, deutscher 355, 506.
Ordulf 178.
Oreste 46.
orientalische Frage 403, 409.
Orleans 45, 70, 542.
Orsini 266.
Ortwinus Gratius 473.
Osman 369.
Osmanen 369 f., 409 ff.
Osnabrück 638 ff.
Ostendorfer 469.
Osterode 469.
Österreich 5, 151, 209, 222, 244, 263, 304 f., 424, 433, 446, 576, 593, 614.
Ostfalen 92.
Ostfranken 119.
Ostgoten 48, 61 ff.
Ostia 193, 205.
Ostindien 408, 439.
Ostmark 119, 130, 132, 151.

Oströmisches Kaisertum 103.
— Reich 43 ff., 60 ff., 88, 96, 98.
Otbert 198.
Otfried 129.
Otho 126.
Ott Heinrich 455, 540, 581.
Otto der Erlauchte 130, 132.
— I, Kaiser 136 ff., 164, 294.
— II, Kaiser 145, 151 ff.
— III, Kaiser 154 ff.
— IV, Kaiser 247 ff.
— von Braunschweig-Lüneburg 263.
— von Wittelsbach, Herzog von Bayern 223 ff., 234.
— — —, Pfalzgraf 249, 290.
— der Brandenburger 352.
— von Bamberg 200, 213, 294.
— von Freising 220.
— von Hammerstein 161.
— von Nordheim 176 ff., 189 f.
— Ludwig, Rheingraf 634.
Ottokar von Böhmen 248, 301, 303 ff., 435.
— von Horneck 317.
— von Steiermark 223.
Overyssel 573.
Oxenstierna 630.
Oxford 360 f., 374, 379.

P.

Pachhälbl 632.
Pack, Packsche Händel 516.
Paderborn 93, 97 f., 589.
Padischa 411.
Padua 462.
Paläologen 370.
Palästina 195, 242, 254 f.
Palatina 615.
palatium (Pfalz) 108.
Palermo 243.
Paletz 384.
Palliengelder 415, 476.
Pannonien 26, 48, 95.
Pappenheim 617, 624, 629.
Papsttum 87 f., 98 f., 100 ff., 125 f., 147 f., 157, 171 f., 180 ff., 222, 318 f., 337, 359 ff., 403 ff., 449, 546, 564 ff.
Papstwahl 175.
Paris 70, 152, 216, 283, 361, 374, 471, 542, 567, 636.
Pariser Bluthochzeit 568.
Parisier 58.
Parma 176, 269.
Parochien 201.
Partenkirchen 231.
Partikularismus 131, 139, 199, 396.
Parzival 285.
Paschalis II, Papst 196 f., 202 ff., 217.
— III, Papst 227 ff.
Paschasius Radbertus 124, 200.
Pasewalk 623.
Passau 558 f.
Passauer Vertrag 559 ff., 620.
Paterno 157.
Patricius 47 f., 99, 103.
Patrimonium Petri 88.
Paul III, Papst 536, 555, 564, 604.
— IV, Papst 564.
Paulinische Richtung 100.
Paulinzelle 295.
Paulus Diaconus 65, 67, 104.
pauvres de Lyon 276.
Pavia 64 f., 91, 142, 159, 161, 169 f., 224, 226, 229, 509, 512.
Pencz 468.
Pentapolis 252.
Peredeus 65.
Perser 6.
Persisches Reich 79.
Pest 344.
Pesth 411.
Peter von Amiens 195.
— von Aspelt 316, 325.
— Canisius 577.
— d'Ailly 374.
— von Mainz 321.
— von Ungarn 172, 174.
Petersberge 86.
Peterskirche 99, 103, 203, 211, 333, 476.
Petrus, der heilige 88, 101, 181, 184 f., 259.
— Mundschenk 126.
— von Pisa 104.
— de Vinea 269.
— Waldus 273.
Peucer 585.
Peutinger 465.
Pfahlbürger 261, 314, 350, 363.
Pfalz 224, 234, 243, 375, 415, 455, 493, 499, 501, 581, 587, 589, 597, 612 ff., 641.
— -Neuburg (Junge Pfalz) 455, 540, 596 ff.
Pfalzen, kaiserliche 108.
Pfalzgrafen 140, 279.
Pfalzgrafschaft bei Rhein 234, 349.
Pfarrgemeinden 201.
Pfarrhaus, evangelisches 510, 511, 580, 645.
Pfeddersheim 501.
Pfefferkorn 471 f.
Pfeiffer 505.
Pflug 539, 544, 553.
Pforta 605.
Pforzheim 471.
Philipp, deutscher König 245 ff., 290, 303, 432.
— August von Frankreich 240, 247.
— der Kühne von Frankreich 301.
— der Schöne von Frankreich 312, 314, 318.
— VI von Frankreich 337.
— der Kühne von Burgund 419.
— der Gute von Burgund 419.
— von Hessen 493, 496, 504, 510, 515, 518, 521 ff.
— von Köln 230, 233 f., 241.
— Ludwig von Neuburg 595 ff.
Philippisten 585.
Philippsburg 641.
Piacenza 183, 195.
Piasten 435.
Picardie 423.
Piccolomini 404.
Pienzenau 455.
Pierleoni 210.
Pietro von Corvara 333.
Piligrim 166.
Pilsen 632 f.
Pipin der Ältere (P. von Landen) 76.
— von Heristal 76.

Pipin der Jüngere 86 ff., 92, 95, 98 f., 122, 430.
— Sohn Karls d. Großen 94, 112.
— Sohn Ludwigs des Frommen 116, 118.
Pirckheimer 608.
Pisa 245, 266, 300, 322, 324 f., 332 f., 375.
Pistorius 539.
Pius II, Papst 415, 459.
— IV, Papst 564, 565, 582.
— V, Papst 564.
Plato 462.
Plutarch 14.
Podestas 226.
Poitiers 58, 82, 86.
Polen 156 f., 159, 168 f., 206, 214, 224, 267, 354, 367, 397, 410, 412, 496, 505 f., 622 f.
Pommerellen 256.
Pommern 213, 256, 529, 576, 619, 623, 636, 640 f.
Pomesanien 355.
pontes longi 35.
Poppo von Stablo 200, 294.
Porphyrogeniti 149.
Portugal 255, 360, 439, 459.
potentes 72.
Prag 157, 312, 348, 358, 367, 374, 379, 390, 395, 438 f., 462, 549, 593 f., 598 f., 605, 614, 626 ff., 639.
Prager Fenstersturz 599, 611.
— Kompaktaten 395.
— Separatfriede 634.
Pragmatische Sanktion 402, 405, 412.
Prämonstratenser 220, 230, 273, 505, 565.
Praxedis 196.
Preßburg 613, 618.
Presse 603.
Preußen 108, 157, 256 f., 435, 506 f., 576, 585.
Preußischer Bund 412.
Pribislaw, Fürst der Hevaller 219.
—, Herzog von Mecklenburg 219.
Priegnitz 636.
Priesterehe 171, 181 f.
Primat 101, 481.
primores 72.
principes 279.
Priscus 44.
privilegium de non appellando et de non evocando 349, 451.
Probus 37.
Prokop der Große 391 ff.
— der Kleine 391.
— von Mähren 358, 368.
Protestanten 517 ff.
Protestantismus 385, 517 ff.
Provence 58, 300.
Pruthenen 257.
Pseudoisidorische Dekretalien 125, 463.
Ptolemais 243.
Puschmann 607.
Putlitz 399.
Pyrenäen 12, 43, 45, 81, 97.
Pyrenäische Halbinsel 255, 272.

Q.

Quedlinburg 148, 150, 166, 213, 294.
Quentin Massys 467.
Querfurt 245.
Questenberg 621.
Quitzow 399.

R.

Raab 172.
Rabanus Maurus 123.
Rachimburgen 73.
Radulf 218.
Rain 627.
Rainald von Dassel 224 ff., 230, 284.
Ragoczy 638.
Raro 154.
Ratger 123.
Ratzeburg 219.
Raubadel, Raubrittertum 307 f., 399, 492.
Raudische Ebene 14.
Ravaillac 596.
Ravenna 44, 49, 51, 62, 65, 156 f., 190, 262.
Ravensberg 596, 598.
Ravensburg 548.
Ravenstein 596, 598.
Reccared I 80.
Recht, deutsches 22, 63, 67 f., 72 ff., 80, 126, 440 ff., 443.
—, kanonisches 440.
—, römisches 49, 226, 232, 439 ff., 445, 496 f.
Rechtsleben 439 f.
Reform der fränk. Kirche 86, 89.
—, cluniacensische 171 ff., 181, 194, 215.
— der Kirche an Haupt und Gliedern 378 ff., 486 ff.
— des Hus 379.
— der Reichsverfassung 417, 429, 445.
Reformation 360, 435, 476 ff.
Reformierte 534, 561, 642.
Regalien 202 f., 205 f., 225 f., 349, 446.
Regensburg 143 f., 210, 239, 249, 416, 431, 433, 436, 438, 469, 495, 538 f., 547 f., 586, 595, 597, 605, 616, 621, 627, 631, 633, 636 f.
Reggio 141.
Regiomontanus 463.
regnum Francorum 59, 69.
Reichenau 120, 163, 168.
Reichenhall 433.
Reichsdeputationstag zu Regensburg 616.
Reichsfinanzen 392 f., 446 f., 450, 500 ff.
Reichshofrat 452, 591, 594.
Reichsinsignien, Reichskleinodien 133, 212 f., 311, 431.
Reichskammergericht 417, 442, 450 f., 488, 591, 642.
Reichskanzlei 279, 432.
Reichskanzler 224 ff.
Reichsreformversuche 417 f., 429, 445, 449 ff., 500.
Reichsregiment 451 ff., 484, 488.
Reichsritterschaft 641, 642.
Reichsstädte 261, 351, 430 f., 436 f., 517, 642.
Reichsstände 642.
Reichssynoden 111.
Reichstag 72, 107, 111, 349, 431, 642 f.
Reichstage:
zu Aquileja 262,

zu Augsburg 142, 428, 451, 480, 521 ff., 552, 555, 559, 583, 588,
zu Besançon 224,
zu Compiegne 116,
zu Diedenhofen 117,
zu Erfurt 245, 308,
zu Frankfurt 255, 296, 320, 337, 402, 405, 417 f.,
zu Frißlar 142,
zu Ingelheim 95, 197 f.,
zu Köln 452, 455,
zu Konstanz 452,
zu Mainz 196 f., 263, 402,
zu Metz 349,
zu Nürnberg 303, 314, 324, 349, 372, 402, 491, 494, 506,
zu Nymwegen 116,
zu Paderborn 93,
zu Ravenna 262,
zu Regensburg 416, 586, 595, 597, 637,
zu Speyer 219, 320, 510, 516, 541, 584,
zu Tribur 120, 121,
zu Worms 173, 244, 450, 484 ff., 545,
zu Würzburg 228, 307.
Reichsunmittelbarkeit 327, 436.
Reichsversammlungen, fränkische 72, 107.
Reichsverweser 255, 325, 368.
Reichsvikar 338, 368, 372, 419, 557.
Reims 57, 70, 155 f., 368.
Reinaert 465.
Reinhart 284, 291.
Reinmar der Alte 287.
Religionsgespräche 519, 538, 576, 582.
Remi 34.
Remigius 57.
Renaissance 466 ff.
Renatus von Lothringen 421 f.
Reservatrechte 133, 222, 406.
Restauration 60 ff., 80.
Restitutionsedikt 620 f., 624, 642.
Reuchlin 471 ff., 490.
Reutlingen 351 f., 364, 373, 517.
Reutte 558.
Reval 353.
Rezeption des röm. Rechts 439 ff.
Rezesse der Hansa 434.
Rhadagaisus 42.
Rhätien 50.
Rhein-Donaukanal 110.
Rheinfelden 176, 317.
Rheinischer Bund 307, 365.
Rheinpfalz siehe Pfalz.
Rhense 337.
Rhodus 79.
Richard von von Cornwallis 296, 301.
— von Greiffenklau 493.
— Löwenherz 240, 242 f., 247, 288.
— von St. Victor 277.
Richelieu 634.
Richenza 211.
Ricimer 46.
Ries 118 f.
Riesengebirge 304.
Ried 499.
Riga 353, 435.
Ripen 139, 146.
Ripuarische Franken 55, 59.
Ritterbünde 351, 364.
Ritterorden 237, 240, 277, 354, 435.
Ritterstand 278, 363 f., 376, 430, 492 f.
Robert von Frankreich 161, 166.
— von Genf 360.
— Guiscard 173, 191.
— von Neapel 323 f., 333.
Rochow 399.
Roderich 80 f.
Roger II 211 f., 220, 223.
Rogier van der Weyden 467.
Rohr 154.
Roland 97, 437.
— von Siena 225 f.
Rolandslied 284.
Rollenhagen 603.
Rom 11 ff., 43, 46, 100 ff., 140 ff., 148 f., 155, 160, 166, 172, 191, 203, 211, 223, 242, 250, 255, 323, 333, 349, 394, 409, 513 f.
Romagna 66.
Romanischer Stil 294, 377.
Römer 8 ff.
Römermonate 586, 597.
Römerreich 8 ff.
Römerzüge:
Karls des Großen 99.
Arnulfs 121.
Ottos I 147.
— III 155 f.
Heinrichs II 160.
Konrads II 166.
Heinrichs III 172.
— IV 190 f.
— V 202 f.
Lothars von Supplinbg 211.
Friedrichs I 223 ff.
Heinrichs VI 242.
Ottos IV 250.
Heinrichs VII 323.
Ludwigs des Bayern 332 f.
Karls IV 349, 357.
Ruprechts 372.
Sigismunds 394.
Friedrichs III 409.
Römischer Bischof 100 ff.
Römische Republik 217.
Römisches Recht 49, 226, 232, 439 ff., 445, 496 f.
— Reich deutscher Nation 448 f.
Romuald 157.
Romulus Augustulus 46 f.
Roncaglia 225.
Roncalische Beschlüsse 226, 232.
Roncesvalles 97.
Rosamunde 64 f.
Rosheim 641.
Rostock 462.
Roswitha 164.
Rotari 67.
Rotfeld 117.
Rothenburg o. T. 612.
Rottmann, Bernd 531 f.
Rottweil 443.
Rua 44.
Rückert 269.
Rudolf I von Habsburg, Kaiser 301 ff., 432, 435.
— II, Kaiser 585 ff., 604.
— von Österreich 305, 309, 314 ff., 433.

Rudolf III von Burgund 160.
— von der Pfalz 315, 325 f., 343.
— von der Balm 316 f.
— von Rheinfelden 176, 184, 188 ff.
— von Wart 316 f.
Rufinus 43.
Rügen 640.
Rugier 47.
Runen 23.
Ruprecht, deutscher König 372 f., 375.
— von Köln 420.
— von der Pfalz 343, 454 f.
Russen 160.
Rußland 267, 436.

S.

Saalburg 25.
Sabinus, Julius 34.
Sacerdotium 222, 260.
Sachs 607 f.
Sachsen 36, 46, 64, 69, 75 ff., 119, 130 ff., 212 ff., 234, 302, 326, 371, 375, 400, 511, 517, 549 f., 595, 623 ff., 634.
Sachsen-Lauenburg 234, 343, 400.
— -Meißen 400, 421.
— -Weimar 626, 634.
— -Wittenberg 234, 343, 349, 400.
Sachsenspiegel 440.
Sächsischer Aufstand 179, 185, 189.
Sächsische Kaiser 133 ff.
Sagan 605.
Sakramentierer 418.
Saladin 236 ff., 254.
Salerno 160, 191, 260.
Salische Franken 55.
Salische Kaiser 165 ff.
Salisches Recht 445.
Salomo von Konstanz 131 f.
Salvatorium 405.
Salzburg 96, 125, 426, 499, 536, 589.
Samland 355, 494.
Samniten 95.
Samson 507.
San Ambrogio 332.
— Germano 212, 255, 259.
San Just 575.
Sanct Peter 189, 191, 211 (s. auch „St.").
Sandschakat 411.
Sarazenen 152, 160, 166, 219 f., 237, 254, 300.
Sardinien 46, 60, 264.
Saucourt 120.
Scaurus, M. Aurelius 11.
Schaffhausen 453.
Schaffner 469.
Schärtlin von Burtenbach 547.
Schauenburg, August von, Kurfürst von Köln 549.
Schäufelin 469.
Schaumburg 213, 256.
Schildbürger 464, 606.
Schiller 632.
Schiltberger 371.
Schisma 177, 193, 196, 226 ff., 360 ff., 369, 374 ff., 396.
Schlachtgesang der Reformation 525.
Schlesien 267, 347, 352, 358, 435, 614, 618 f., 632, 637.
Schleswig 8, 135, 139, 146, 166, 511, 619.
Schlettstadt 641.
Schlick, Graf Kaspar 403.
Schmalkaldischer Bund 525 ff., 595.
— Krieg 547 ff.
Schnepf 529.
Schöffen 73, 127, 437, 410 f., 442.
Scholastik 277, 432.
Schonen 354, 436.
Schongauer 469.
Schottenkloster 433.
Schottland 360, 571.
Schriftsprache 200, 601.
Schüchlin 469.
Schultheißenamt 437.
Schulunterricht 605 f.
Schutzrecht über die Christen 97.
Schwabacher Artikel 519, 522.
Schwaben 119, 130 ff., 193, 251, 309, 351, 414 f., 443, 499, 645.
Schwabenspiegel 440.
Schwäbischer Bund 351 f., 365, 431, 451, 471, 484, 493 f., 499, 528.
Schwanenritterorden 435.
Schwarmgeister 489 f., 530 ff.
Schwarzburg 343.
Schwarzenberg 442, 493, 624.
Schwarzwald 168, 498 f.
Schweden 118, 146, 367, 570, 622 ff., 640, 642.
Schweidnitz 358.
Schweiz 5, 11, 326, 413, 421 f., 453, 507 ff., 525 f., 641.
Schwelm 257.
Schwerin 219, 256.
Schwyz 326, 365, 453.
Scotus Erigena 156.
Scultetus 613.
Sebalduskirche 393.
Seckenheim 415.
Sedusier 18.
Seeland 315, 340, 419, 573.
Segestes 26 ff.
Segimund 28.
Seldschukken 195, 239.
Seleucia 239.
Selim II 583.
Semnonen 24 f., 31.
Sempach 365.
Senatus Populusque Romanus 217, 333.
Sendboten 108.
Seneschalk 73, 126.
Senlis 425.
Sennheim 18.
Sequaner 15 ff.
Serbien 238, 370, 410.
Servede 567.
Seuse 407.
Severinus 47.
Sforza 427, 509.
Siamet 411.
Sickingen 486, 489, 492 ff.
Siebenbürgen 41, 424, 513, 613, 638.
Siegfried von Feuchtwangen 354.
— von Köln 308, 310.
— von Mainz 263.
Siegfrieder 276.
Siena 225 f., 324.
Sievershausen 560.
Sigambrer 25, 27, 35.
Sigismund, König der Burgunder 50.

Sigismund, Kaiser 356, 358, 368, 370, 372 ff., 401, 431, 444.
— von Elsaß 421.
— von Polen 570, 622.
Sigiwin 194.
Silanus, M. Junius 11.
Silvester II, Papst 156, 160, 195.
— III, Papst 172.
Simmern 581.
Simonie 171, 173 f., 192, 330, 333, 378 f.
Sinibald Fiesko 267.
Sippe 21 f., 70, 74.
Sirgune 258.
Sixtus V, Papst 564, 574.
Sizilien 43 f., 46, 60 f., 119, 149, 152, 211, 246, 250 f., 253 f., 306, 322, 427.
Sizilianische Vesper 322.
Sizilische Heirat 238.
Sizilisches Reich 244, 249 f., 260, 269, 300.
Skandinavien 8, 436.
Skandinavische Reiche 367.
Sklaven- und Fechteraufstand 15.
Slavata 599.
Slaven 6, 8, 95, 120, 130, 134, 139, 144, 153, 160, 162, 219 f., 282, 397 f., 496.
Slavenkreuzzug 219.
Slavonien 424.
Sleidanus 604.
Societas literaria Rhenana 465.
Soest 414.
Soester Fehde 414.
Soissons 56, 70, 87 f., 105, 117.
Sol 22.
Solothurn 170, 365, 453.
Solyman der Prächtige 520, 527 f., 539, 583.
Somerset 570.
Sondershausen 180.
Soracte 157.
Sorben 95, 400.
Souveränität der Reichsstände 642.
Spandau 537, 625.
Spanien 12, 43, 45, 90, 93, 96, 155, 427 f., 439, 459, 565 f., 613, 641.
Spanier 614 ff.
Spanische Mark 97, 112.
Spartakus 15.
Spervogel 288.
Speyer 119, 186, 199, 210, 219, 309, 320, 342, 432, 510, 516, 541, 584.
Spier 180.
Spinola 614.
Spießhammer 456.
Spoletium 66.
Spoleto 245, 252.
Spolienrecht 244, 447.
Sporenschlacht 428.
Sporer 276.
Sprache, deutsche 118, 376, 601.
—, lateinische 128, 164, 200.
Sprenger 471.
St. Angelo 574.
— Bernhard 91.
— Blasien 171.
— Denis 88.
— Dionysius 95.
— Gallen 123, 131, 163 f., 453, 517.
— Gereon in Köln 295.
— Germanus 95.
— Jakob a. d. Birs 413.
— Martinus 95.
— Quentin 76.
— Swibertswert 176.
Stablo 200.
Stade 263.
Städtebünde 228, 264, 307, 342, 350 f., 365.
Städteentwicklung, deutsche 135, 179 f., 261 f., 281 f., 307 f., 350, 363 f., 409, 429 ff., 436 ff.
—, lombardische 215, 222 ff., 235, 282.
Städtekriege 366, 414.
Städteverfassung 436 f.
Stadtlohn 616.
Stahleck 243.
Stahlhof, Londoner 432.
Stammesherzogtümer 87, 130 f.
Staufen 206 ff.
Stauffenberg 540.
Staupitz 479.
Steiermark 11, 151, 223, 234, 263, 304 f., 592 f.
Steinau 632.
Stephan II, Papst 88.
— III, Papst 91.
— IV, Papst 115.
— von Bayern 366.
— Bocskay 593.
— von Ungarn 156, 168.
Stephansdom 433.
Stettin 623, 640.
Stilicho 42 f.
Stolberg 501.
Störtebeker, Klaus 432.
Strafrecht 21 f., 73 f., 441 ff.
Stralsund 354, 438, 619.
Straßburg 35, 37, 118, 160, 309, 342, 345 f., 373, 377, 432, 436, 466, 469, 508, 517, 529, 548, 591, 609.
Strigel 469.
Stuart 571.
Stühlinger Land 498.
Stuhlweißenburg 513.
Sturmi 123.
Stuttgart 309, 467.
Sueven 15 ff., 24, 43, 45.
Suitger 172.
Sulla 47 f.
Sund 353.
Sundgau 641.
Süntel 30, 94.
Supplinburg 204.
Susa 178, 186, 229.
Sutri 172, 223.
Swatopluk 120 f.
Syagrius 56.
Symmachus 54.
synergistische Lehre 578.
Synoden 74, 107, 111, 148.
— zu Brixen 190.
— zu Frankfurt 159.
— zu Hohenaltheim 132, 136.
— zu Homburg 511.
— zu Pavia 161.
— zu Piacenza 183.
— zu Rom 189.
— zu Sutri 172.
— zu Worms 183.
— zu Würzburg 211.
Syrien 79, 195, 237.
Syrlin 469.
Szigeth 583.

T.

Tabor 389.
Taboriten 389, 395.
Tacitus, Cornelius 19 ff., 27, 32, 34, 39, 93, 122, 287.
Taginä 63.
Tagliacozzo 300.
Tanfana 28.
Tankred von Lecce 241 ff.
Tannenberg 398, 412, 435.
Tarent 153.
Tarik 80.
Tartaren 266.
Taſſilo 89, 95 f.
Tauler 407, 432.
Taunus 25.
Tauriſker 10.
Tegernſee 288, 465.
Tegernſeer Annalen 433.
Tejas 63.
Tell 327.
Templer 237, 240, 257, 354.
Tenkterer 18.
Terenz 164.
Teres 131.
Territorialgerichte 442 f.
Territorialgewalt 224, 257, 260 f., 279 f., 335, 349, 363, 429, 445 f., 454, 592, 640.
Terzka 632.
Teſſin 231, 453.
Teſtri 76.
Tetzel, Johann 477.
Teudelinde 66 f.
Teuerdank 426.
Teutoburger Wald 27, 94.
Teutonen 10 ff., 47.
Thaddäus von Sueſſa 268 f.
Thankmar 138.
Thauß 393.
Theodahat 60 f.
Theodemir 48.
Theodorich 45.
— der Große 48 ff., 56, 58 f., 61, 287.
Theodorus Gaza 462.
Theodoſius 41 f., 187.
— II 44.
Theodulf 105.
Theophano 149, 152, 154.
Theudebert I 59.
Theuderich I 59
Thing 73, 127.
Thomas von Aquino 277.
— von Kempen 407.
— Murner 432.
— Vio da Gaeta 480.
Thomaſin von Zerclar 292.
Thor 22.
Thorn 353, 604.
Thorner Friede 398, 412, 505 f.
Thraſamund 50, 61.
Thurgau 453.
Thüringen 50, 69, 73, 83, 86, 89 f., 92, 119, 130 f., 311, 315, 321, 501, 626, 645.
Thüringer 82.
Thurn 594, 599, 611, 614, 632.
Thuſnelda 28 ff.
Tiberius 25, 28, 31, 35.
Tifernus 528.
Tiguriner 11.
Tile Kolup 308.
Tilleda 243.
Till Riemenſchneider 469.
Tilly 615 ff.
Timarli 410.
Timur 409.
Tirol 304 f., 339 f., 356, 593.
Titularkönige 254 f., 303.
tiudisc 118.
Tolbiacum 57.
Toledo 80.
Toleranz 54, 61, 583, 642.
Toloſa 45.
Torgau 400.
Torgauer Bekenntnis 585.
Torſtenſon 636 ff.
Toskana 175, 306.
Totila 62 f.
Toul 173, 557, 635, 641.
Tournay 55.
Tours 105, 123, 200, 428.
Toyggener 11.
Trajan 35, 37.
Transſubſtantiation 200, 361, 379, 384, 508, 539.
Trauenitz 328, 330.
Treuga Dei 194.
Trevirer 33 f.
Trialogus 362.
Triboker 18.
Tribur 120 f., 149, 178, 185.
Trient 545, 555.
Trier 34, 125, 160, 212, 236, 302, 326, 349, 371, 375, 420, 432, 436, 462, 493, 581, 595.
Trifels 243.
Tripolis 218.
Triſtan und Iſolde 285.
Trocnow 390.
Troubadours 288.
Truchſeß 73, 126, 137, 500.
Tſchechen 95, 157.
Tübingen 418, 462.
Tudor 413.
Tuisko (Tuiſto) 8.
Tunis 535, 539.
Turenne 638.
Turin 67.
Turniere 281, 363.
Türken 195, 369, 402, 410 ff., 416, 520, 527, 539, 541 f., 559, 576 f., 583, 591.
Türkheim 641.
Tuscien 180, 186, 193, 212, 245 f., 264, 322, 332.
Tusculum 160, 228.
Twinger von Königshofen 432.
Tycho Brahe 604.
Tyrus 240.

U.

Ubier 24 f.
Ubiquität 276, 518.
Udalrich 144.
Ufnau 494.
Ulfilas 53 f.
Ulm 167, 351, 373, 431, 469, 508, 517, 548, 605.
Ulrich von Hutten 474.
— von Württemberg 364, 366, 415, 474, 500, 528 f., 535, 548 f.
Ultramontanismus 319.
unam sanctam 319.
Ungarn 121, 124, 130, 132 ff., 137, 143 ff., 168 ff., 206, 214, 220 ff., 238, 267, 305, 315, 360, 368, 370, 402, 410 f., 414, 424 f., 456, 512, 593, 598.
Union 595 ff., 612 ff.
Univerſitäten 260, 348, 361,

374, 377, 379, 415, 432 f., 462, 511, 603.
Unstrut 180.
Untersberg 269.
Unterwalden 326, 365, 453.
Urban II, Papst 193, 195 f.
— III, Papst 236.
— IV, Papst 300.
— V, Papst 357.
— VI, Papst 359 f., 369.
Uri 326, 365, 453.
Usedom 623.
Usipeter 18.
Usurpation 48 f., 247, 331, 350.
Utraquisten 387, 389, 599.
Utrecht 154, 170, 206, 340, 573.
Utrechter Union 573, 586.

V.

Valens 41, 53.
Valentinianus II 42.
Valois 318, 320, 334, 509.
Valvassoren 169 f.
Vandalen 43 f., 46, 50, 57, 60 f., 69 f.
van Eyck 467.
van der Weyden 467.
Vangionen 18.
Varna 410.
Varus, Quintilius 26 ff.
Vasallen 128.
Veit Stoß 468.
Veit Weber 464.
Velleda 33.
Venator 473.
Venedig 228, 231 f., 322, 427 f., 439, 448, 512, 618.
Vercellä 14.
Verden 94, 640.
Verdun 119, 557, 635, 640.
Verfassung der deutschen Städte 436 f.
Vergerius 536.
Verona 49, 51, 153, 228, 462.
Veroneser Bund 228 f.
— Klause 223, 234.
Vesontio 18.
Vespasianus 32 ff.
Vesta 13.
Vetera 33.
Vierklosterstreit 591.
Vierwaldstättersee 326.
Viktor I', Papst 174 f.
— IV, Papst 226 f.
Villach 558.
Virodunum 119.
Vischer 468.
Visconti 323, 332, 357, 427.
Vitalienbrüder 434.
Vitellius 33.
Vitiges 61 f.
Vöcklabruck 617.
Vogelsanc 258.
Voigtland 400.
Volcer 10.
Völkerbünde 36, 94.
Völkerwanderung 38 ff., 436.
Volksherzoge 73.
Volksbücher 606.
Volkslied 408, 606.
Volksrechte 126, 443.
von der Saal 538.
Vorpommern 640.
votum decisivum 642.
Vouillé 58.
Vulkan 22.

W.

Wahlkapitulationen 449, 483, 547, 582.
Wahlkönigtum 131, 278, 402, 448 f.
Wahlkrone 448 f.
Wahlordnung 278, 302, 337.
Wahlreich 449.
Wahlstädte 430.
Waiblingen 214, 247.
Walachai 410, 424.
Waldemar von Dänemark 256
— IV von Dänemark 353 f.
— von Brandenburg 329.
—, der falsche 343.
Waldenser 273.
Waldshut 498.
Waldstätte 326 f., 350, 526.
Walhall 23.
Walküren 23.
Wallenstein 605, 617 ff.
Wallia 43.
Wallis 453.
Walram von Limburg 308.
Waltarius 164.
Walter von Eschenbach 316 f.
Walther von der Vogelweide 289.
Warin 154.
Wart, Rudolf von 316 f.
Wartburg 295, 321, 487, 490.
Wasa 570, 622.
Wasserberg 248.
Weibertreu 214.
Weichbilde 440.
Weichsel 257.
Weik 156.
Weil die Stadt 604.
Weinsberg 214, 499.
Weißenburg im Elsaß 641.
— in Franken 517.
Weißer Berg 614 f., 639.
Weißkunig 426.
Weistümer 439.
Welfen 167 f., 184, 193, 210, 213 f., 220 f., 241 ff., 263, 398.
Welfesholz 204.
Wels 447, 456.
Weser 431.
Welthandelswege des Mittelalters 438.
Wenden 145 f., 150, 219, 400.
Wendisches Revier 353.
Wenzel, deutscher König 356 ff., 370 ff., 390, 444.
— II von Böhmen 304 f., 310, 312, 315.
— III von Böhmen, 315 f.
— von Luxemburg 359.
— Wilhelm von Ruppa 611.
Wenzeslaus 134.
Werdenberg 621.
Wergeld 71, 74, 441.
Werner von Kyburg 168.
— von Mainz 302.
Wernher von Tegernsee 288.
Werth, Johann von 630, 636.
Wesel 586.
Wessex 85.
Westeräs 570.
Westfalen 92, 234, 242, 261, 400, 443, 529 ff.
Westfälischer Friede 640 ff.
— Kreis 618.
Westfälisches Revier 353.
Westfranken 119 f., 133, 135, 137 f., 140, 152, 157, 206.

Westgoten 40 ff., 57 f., 69, 79, 82.
Westgotisches Reich 43, 45, 79.
Weströmisches Reich 42 ff.
Wetterau 35, 364.
Wettiner 308, 311, 315 f., 321, 399 f., 550, 612.
Wetzlar 308, 451.
Wibert 190, 193, 196.
Wichmann von Magdeburg 229.
Widukind 93 f.
— von Corvey 165.
Wiedertäufer 489, 530 ff.
Wien 263, 312, 374, 411, 424, 433, 436, 462, 465, 520, 581, 611, 638.
Wiener Friede 304.
— Konkordat 405.
— Neustadt 456.
Wiesloch 615.
Wildhaus 507.
Wilhelm I, deutscher Kaiser 239.
— IV von Bayern 495, 513, 523, 536, 546 f., 581.
— V von Bayern 585, 588 ff.
— von der Normandie 181.
— I von Sizilien 223 f., 227.
— II von Sizilien 228, 232, 235.
— II von Holland, deutscher König 268, 296, 307.
— IV von Holland 340.
— V von Holland 340.
— von Cleve 541.
— von Croi 484.
— von Grumbach 584.
— von Habsburg 367.
— von Hessen 556, 590, 625.
— von Mainz 148.
— von Nassau-Oranien 572 f.
— von Sachsen-Weimar 634.
Willebriefe 306, 350.
Willem 465.
Willigis 154 f., 157 ff.
Wilzen 95.
Wimpfen 615.
Wimpheling, Jakob 432, 465.
Winkelried 365.
Windsheim 517.
Winrich von Kniprode 355.
Winterkönig 614, 626.
Wiprecht von Groitzsch 204.
Wirnt von Grafenberg 292.
Wisby 353, 435.
Wismar 640.
Witiza 80.
Wittelsbacher 223, 234, 312, 325, 335, 339, 342 f., 346, 356, 399, 414 f., 433, 581, 588 f., 612.
Wittenberg 243, 343, 349, 400, 456, 462, 469, 476 ff.
Wittenberger Konkordie 534.
Wittstock 636.
Wladislaus 397, 410, 425.
Wohlgemut 468.
Woiwoden 513.
Woldemar 435.
Wolfenbüttel 533.
Wolfgang Wilhelm 597.
Wolfram von Eschenbach 283, 285 f.
Wolfsegg 617.
Wollin 640.
Worms 95, 108, 118 f., 145, 173, 183 ff., 205, 210 f., 233, 244, 261 f., 342, 432, 436, 450, 484 f., 538, 545, 576.
Wormser Konkordat 205.
— Edikt 261 f., 446 f. 487 ff.
Worringen 308, 310, 432.
Wojtech 157.
Wrangel 639.
Wullenweber 533.
Wuotan 22, 85 f.
Württemberg 309, 351, 415, 418, 484, 487, 548, 576.
Würzburg 159, 190, 211, 228, 245, 289, 307, 443, 468 f., 500 f., 516, 584, 589, 597, 626.
Wycliffe 360 ff., 374, 379 ff., 481.
Wynfret 83, 85.

X.

Xanten 33 ff., 598.
Xeres de la Frontera 81.

Y.

York 413.

Z.

Zacharias, Papst 86 ff.
Zähringer 223.
Zapolya 513, 520, 527, 535, 539.
Zeitblom 469.
Zeitz 149.
Zelo Domini 643.
Zeno 47, 49.
Ziska 390 ff.
Ziu 22.
Znaim 396.
Zölibat 171, 173, 182, 510.
Zug 350, 365, 453, 526.
Zünfte 351, 363, 437.
Zürich 350 f., 365, 453, 494, 507 f.
Zusmarshausen 639.
Zütphen 573.
Zweibrücken 581.
Zwickauer 489, 501.
Zwingli 494, 507 f., 518 f., 526.

Berichtigungen.

Seite 328 letzte Zeile unten ist zu lesen: Burg Trausnitz in der Oberpfalz (nicht bei Landshut an der Isar).
Seite 513 Zeile 3 und 5 von oben ist beidemal anstatt „Ladislaus“ zu lesen: Ludwig.
Seite 564 Zeile 10 von unten ist Gregor XIII zu lesen (anstatt Gregor VIII).

Goethe

Sein Leben und seine Werke
Von **Albert Bielschowsky**

Erster Band. Mit einer Titelgravüre: Tischbeins Goethe in Italien. 57.—59. Tausend. In Lwd. M 6.—, in feinstem Halbfranz M 8.50

Zweiter Band. Mit einer Titelgravüre: Stielers Goethe-Porträt 50.—52. Tausend. In Lwd. M 8.—, in feinstem Halbfranz M 10.50

„. . . So liegt nun die Arbeit vor, die wir mit gutem Gewissen als die relativ beste aller vorhandenen Goethebiographien, ja als eine der vornehmsten biographischen Darstellungen überhaupt bezeichnen können. . .“ Privatdozent Dr. Robert Petsch Münchener Neueste Nachrichten.

„. . . Diese Goethebiographie durfte nicht Torso bleiben, sie mußte vollendet werden, weil sie die erste ist, die den Versuch macht, Goethes Persönlichkeit in ihrer Einheitlichkeit zu erfassen und darzustellen und den Dichter und Denker nicht so einseitig in den Vordergrund zu stellen, wie das in früheren Biographien geschehen ist. . . .“ Dr. O. Bulle in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

„. . . Jedes Kapitel ist ein herrliches Bild für sich, wechselnd in seinen Farben, seiner Beleuchtung, seiner Stimmung, gestützt auf zuverlässige Forschung und ebenso zuverlässige Angaben, jedes bietet besonderen Genuß. . .“ Geheimrat Dr. A. Matthias in der Monatschrift für höhere Schulen.

„. . . Bielschowsky hat ein überaus feines Verständnis für das dichterische Schaffen Goethes und bewahrte sich bei aller Bewunderung, die er für Goethe empfand, doch immer noch die erforderliche Besonnenheit. . .“ Th. H. Pantenius im Daheim.

„. . . Ästhetisch und auf ihre innere analytische Darstellungskunst hin gewertet, verdient Bielschowskys Goethebiographie den ersten Platz unter allen, die wir besitzen, so ganz lebt und webt er in seinem großen Gegenstande, so treu und klar spiegelt sich dieser in dem Werk. . .“ Westermanns Monatshefte.

„. . . Diese Eigenschaften machen das Buch Bielschowskys zur besten Goethe-Biographie, die es gibt und zu einer der besten Biographien überhaupt. . .“ Max Christlieb in der Christlichen Welt.

„. . . Wer unter Bielschowskys Führung die lyrischen Gedichte Goethes in ihren inneren und äußeren Zusammenhängen kennen lernt, dem geht eine neue Welt auf, auch wenn er bisher geglaubt hat, ‚seinen Goethe‘ recht genau zu kennen. . . .“ Dr. Th. Müller-Fürer in der Kreuz-Ztg.

„. . . So wird diese Biographie zum besten Führer zu Goethe vom Boden eines gesunden Geistes ohne andere Voraussetzung als der einer normalen Bildung. . . .“ Tägliche Rundschau.

Friederike und Lili

Fünf Goethe-Aufsätze von **Albert Bielschowsky**

Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers

Zweiter Abdruck. VII, 210 Seiten 8°. Fein gebunden M 4.—

Lilis Bild

Geschichtlich entworfen
von **Graf Ferdinand von Dürckheim**

Mit einem Lichtdruck nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilis Briefwechsel enthaltend

Zweite vermehrte Auflage von **Dr. Albert Bielschowsky**

XII, 165 Seiten kl. 8°. Fein gebunden M 4.—

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Das Seitenstück zu Bielschowskys Goethe
Die Schillerbiographie des deutschen Hauses

Vollständig liegt nun vor:

Schiller
Sein Leben und seine Werke
Von **Karl Berger**

Band I: 3. u. 4. Auflage (7. bis 13. Tausend). Mit einem Titelbild in Gravüre: Graffs Schiller im 27. Lebensjahre. 40 Bogen 8°. In Leinen gebunden M 6.—, in Halbkalbleder M 8.50

Band II: 1. bis 4. Auflage (1. bis 13. Tausend). Mit einem Titelbild in Gravüre: Schiller im 35. Lebensjahre nach L. Simanovicz. 51 Bogen 8°. In Leinen geb. M 8.—, in Halbkalbleder M 10.50

Aus den ersten Urteilen:

„Das Buch ist mir immer lieber geworden, nicht nur wegen seiner soliden Arbeit, sondern vornehmlich wegen der Klarheit, mit welcher Berger den gewaltigen Stoff übersieht, einteilt und künstlerisch zusammenfaßt. . . . Ich habe mich sofort an die Lektüre des zweiten Bandes gemacht, und sie hat mich nicht nur befriedigt, sie hat mich beglückt. . . überall spürt man deutlich: hier ist nicht aus älteren Schillerbiographien eine neue gemacht, sondern der Stoff ist neu gesehen, vornehmlich sind die Briefe frisch gelesen und — Hauptsache — eine tief erkennende Individualität schafft, mit echter Liebe und mit künstlerischem Sinne, plastisch und sichtbar, die Individualität Schiller nach. . . Es ist prächtig, zu schauen und geistig mitzuerleben, wie der Verfasser im Tiefsten von Schillers Anlage und Entwicklungsmomenten schürft und wie er das Erkannte zu einer Deutlichkeit herausarbeitet, die dann in der endgültigen Darstellung aussieht, wie reinste Selbstverständlichkeit. . . . Ueberall haben wir die Empfindung, daß der herrliche Mensch Schiller lebendig neben uns schreite wir leben, atmen und erkennen unter dem Sonnenblicke dieses Geistes. Schlichter, wärmer, wahrer und deutlicher ist mir Schillers Philosophie niemals nahe gelegt worden. . . . Berger ist mit dem wachsenden Stoffe seines ‚Schiller' selbst gewachsen; er bewältigt ihn innerlich und äußerlich, er ‚schließt' sein Buch, er vollendet, rundet es zum Kunstwerk." Prof. A. Geßler in der Basler National-Zeitung.

„Nach vierjähriger Pause hat uns Karl Berger den Abschluß seiner Schillerbiographie beschert, deren erster Band im Schiller-Jahr erschien. So war also alle Befürchtung, es werde diese Arbeit Torso bleiben, umsonst, und alle, die geduldig gewartet haben, sehen sich nun durch die Vollendung des Werkes, das in sich abgerundet, wie aus einem Guß, fertig vorliegt, doppelt belohnt. Wiewohl ja der zweite Band den weitaus kleineren Teil von Schillers Leben, von seinem Eintritt in Jena an, zum Gegenstand hat, so schwoll er doch weitaus mehr als der erste an und zeichnet sich durch die Fülle des Gebotenen aus. Auch gar nicht zu wundern! Gibt uns doch Berger darin ein Bild von Schillers bedeutendstem Schaffen, von seiner akademischen Tätigkeit, seinen philosophischen und historischen Schriften, seinem so segensreichen Bunde mit Goethe und schließlich seiner dramatischen Kunst, die wohl, wie Berger mit Recht dartut, im „Wallenstein" ihren Gipfelpunkt erreichte. Wie übrigens zu erwarten war, übertrifft gerade hierin Berger sämtliche früheren Biographien des Dichters. . . Die ganze Biographie zeichnet sich, wie erst der Schlußband völlig beweißt, durch eine schlichte und doch fesselnde, von jeder hochtrabenden Gelehrsamkeit freie und daher anheimelnde Diktion aus. Also gründlich wissenschaftlich und dennoch populär, wie selten ein Buch dieser Art, aber eben wie das Leben eines Dichters beschrieben sein muß, der im Herzen seines Volkes fortlebt." Prof. W. A. Hammer in der Zeit.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Die Shakespearebiographie des deutschen Hauses
ein Seitenstück zu Bielschowskys „Goethe“ und Bergers „Schiller“

Shakespeare Der Dichter und sein Werk : : : :

von Max J. Wolff

Zwei Bände, jeder mit Gravüre. In Leinwand geb. M 12.—,
in ff. Liebhaberband M 17.—

Aus den Urteilen:

„. . . Eine Biographie, die nach Inhalt und Form gleich gelungen und, für den Leser eine Quelle ununterbrochenen Genusses bildend, als die Biographie Shakespeares in deutscher Sprache bezeichnet werden darf. . .“ Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

„Indem wir dem Verfasser danken für den reichen Schatz des Genusses, den wir aus seinem auch prächtig geschriebenen Buche geschöpft haben, glauben wir auch nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß er mit ihm unserem Volke die deutsche Shakespearebiographie geschenkt hat. . .“ Literaturbl. f. german. u. roman. Philologie.

„Die in zwei Bänden vornehmster Ausstattung vorliegende Arbeit darf als ein Meisterwerk von allseitiger hoher Vollendung bezeichnet werden; ebenbürtig tritt sie neben die allbekannten großen Darstellungen des C. H. Beck'schen Verlages in München, den Goethe von Albert Bielschowsky und den Schiller, der gleichzeitig die schöne umfassende Bearbeitung durch Berger und die geniale Würdigung durch Kühnemann erfahren hat. Nun ist auch Shakespeare, den wir Deutschen neben Goethe und Schiller gleich wie einen der unseren unentbehrlich halten und unverlierbar lieben, durch eine ebenso prachtvolle Bearbeitung unserm ganzen Verständnis erschlossen. Denn wenn Goethe, wie Albert Bielschowsky richtig bemerkte, vielfach des Interpreten bedarf, um voll verstanden zu werden, so trifft dies für Shakespeare wohl in noch höherem Maße zu.“ Geheimrat Dr. Max Dreßler (Karlsr. Ztg.).

„Wolffs vortreffliches Buch steht unter den Werken, die in schöner und geschmackvoller Form ein Gesamtbild von Shakespeares geistiger Persönlichkeit und seiner Zeit zu geben suchen, in vorderster Reihe und verdient die weiteste Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes.“ Dr. Eugen Kilian im Literarischen Echo.

„Hohes Lob verdient der erstaunliche Fleiß, mit welchem der Verfasser die ältere und vor allem die neueste Shakespeare-Literatur bewältigt hat, um ein auf der Höhe heutiger Forschung stehendes Werk zu schaffen.“ Prof. Dr. Hermann Conrad im Tag.

„Über die Summe unserer kunstwissenschaftlichen Bildung verfügt Max J. Wolff als wahrer Meister. In allen Sätteln der Kritik ist er heimisch. Er ist Kulturhistoriker, Philolog, Dramaturg und Kunstphilosoph in einer Person und ein durchaus freier, unabhängiger Geist, der sich keiner Autorität beugt, nichts annimmt, was er nicht selbst geprüft hat, und der dabei in seinem Buche doch alles vereinigt, was die kaum übersehbare Shakespeareforschung an positiven und auch an negativen Resultaten errungen hat. . .“ Dr. Moritz Necker in der Zeit.

„Es gelingt dem Verfasser in ungewöhnlich hohem Grade, uns die Persönlichkeit Shakespeares in ihrem historischen Gefüge zu vergegenwärtigen. Die Art, wie das zeitliche und örtliche Milieu hierzu verwandt wird, ist in ihrer methodischen Anwendung schlechtweg meisterhaft.“ Franz Serveas in der Neuen Freien Presse.

„Zunächst ist das Werk durch eine in deutschen Landen sehr seltsame Eigenschaft ausgezeichnet: es ist vorzüglich geschrieben. Klar und doch lebendig; bei aller Wissenschaftlichkeit für jedermann verständlich und genußreich, weil es die reichen Früchte mühsamer Arbeit unaufdringlich und in schmackhaftester Gestalt darbietet; dabei in allen Fragen von durchaus selbständigem Urteil und besonders im wichtigsten Punkte, der Erfassung des künstlerischen Momentes, von einer Festigkeit, Reife und Durchbildung, daß man sich bald ohne Bedenken der Führerschaft des Darstellers überläßt.“ Dr. E. Traumann in der Frankfurter Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Deutsche Literaturgeschichte

von Alfred Biese

Erster Band. Von den Anfängen bis Herder. 40 Bogen

Zweiter Band. Von Goethe bis Mörike. 43 Bogen

Jeder Band mit vielen Bildnissen versehen, in Leinen gebunden M 5.50, in Halbfranz gebunden M 7.—

Bieses deutscher Literaturgeschichte ist bereits nach Erscheinen des I. Bandes eine Reihe glänzender Besprechungen zuteil geworden. Nachdem soeben auch der II. Band erschienen ist, der mit Goethe und Schiller beginnend, die klassisch-romantische Literaturepoche abschließt und bis Mörike führt, läßt sich der hohe Wert des Werkes noch deutlicher ersehen. Die Darstellung der Literatur von 1848 bis zur Gegenwart ist einem III. Band vorbehalten, der das hervorragende Werk im Jahre 1909 zum Abschluß bringen wird. Die zu Weihnachten vorliegenden zwei Bände, den schon der Geschichte angehörigen Teil der deutschen Literaturentwicklung vollständig umfassend, bilden ein innerlich und äußerlich wundervolles, dabei zugleich überaus preiswürdiges Festgeschenk für das deutsche Haus und insbesondere für die erwachsene Jugend.

„Weises, treffendes, wohlüberlegtes Urteil; höchster Takt; überaus wohltuende sichere Bestimmtheit. Dem Kenner ein Genuß, dem Lernenden ein werter Schatz." Geheimrat Dr. Max Dreßler in der Karlsruher Ztg.

„Das Ganze ist eine wundervolle, im schönsten Zusammenhange verlaufende Erzählung, in der alles Entstehen klargelegt, alles Eigenartige erläutert wird." Geheimrat Dr. Chr. Muff in der Kreuzzeitung

„Hier spricht und erzählt ein wahrhaft dichterisches Gemüt, mitempfindend und innerlich warm, ja begeistert für jede Regung schöner und edler Seelen." Ministerialrat Dr. A. Baumeister in der Augsburger Abendztg.

„Bei Biese durchdringt sich Ernst der wissenschaftlichen Betrachtung mit frohem Gefühl für alles echt Lebendige. Auch beseelt ihn zugleich große Liebe zu allem echt Vaterländischen und Wertvollen." Geheimrat Dr. W. Münch in der Nationalztg.

„In den letzten Jahren sind ja mehrere populäre Literaturgeschichten erschienen ... Wie der Fachmann viele jener Werke fast nur verurteilen kann, so darf er der Arbeit Bieses sich ehrlich freuen. Möge es ihr gelingen, jene verfehlten oder schwächeren Werke aus der Gunst der Leser zu verdrängen!" Prof. Dr. Franz Muncker

„Die schwierige Arbeit der Bewältigung, Sichtung und Anordnung des reichen Stoffes hinterläßt in Bieses Darstellung kaum eine Spur; fast wie ein behagliches Plaudern, bei dem für den Zuhörer die Beruhigung besteht, daß der Plauderer seinen Gegenstand gründlich beherrscht, klingt seine Erzählung von den dichterischen Schöpfungen unseres Volkes." Oskar Bulle in der Beil. zur Allg. Ztg.

„Neben der lichten, lebendigen und warmherzigen Darstellung verdient die großzügige Auffassung der Aufgabe das höchste Lob." Dr. Fritz Böckel in der Täglichen Rundschau.

„Mir ist keine ausführliche Deutsche Literaturgeschichte bekannt, die in ähnlich volkstümlicher Weise ohne tendenziöse Verfärbung und in gleich behaglich-gediegener, oft auch kunstvoller Darstellung bei vorzüglicher Ausstattung und billigem Preis ebensosehr für den weitesten Kreis der Gebildeten zu empfehlen wäre." Dr. E. Thyssen in der Oberhessischen Ztg.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Schiller von Professor **Dr. Eugen Kühnemann**
Dritte Auflage. (6.—9. Tausend)

614 Seiten mit Porträt — Fein gebunden M 6.50

„... Das Buch lebt wirklich! Ausblicke von hoher Warte verbinden überall Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des fortschreitenden Lebens. Kühnemanns Buch hilft zur Lebensschätzung in höherem Sinne erziehen. ...“ Der Kunstwart

„... Am meisten aber sind wir Kühnemann dafür dankbar, daß er Schiller unserer Gegenwart, mit ihren modernen Bewegungen und Bedürfnissen gegenübergestellt hat: Was Schiller uns sein kann und sein soll! ...“ Die Christliche Welt

„Der große Gewinn unter den zahllosen Nieten der zur Jahrhundertfeier veranstalteten Bücherlotterie ist Eugen Kühnemanns Schiller. ...“
Dr. Ernst Traumann in der Frankfurter Zeitung

Herder Sein Leben u. seine Werke von **E. Kühnemann**
Mit Porträt. XIX, 413 S. 8°. In Leinen M 7.50

„Wer Herder wirklich sucht, wird mit Vergnügen nach Kühnemanns Lebens- und Geistesbild greifen.“ Nationalzeitung

Kant Sein Leben u. seine Werke von **M. Kronenberg**
Dritte umgearbeitete Auflage. Mit Porträt

420 Seiten 8° — In Leinen M 4.80

„Kein Wort des Lobes ist zu viel für die Art, wie der Verfasser die schwierigsten philosophischen Probleme dem Laienverständnis nahebringt und Interesse für die innere Entwicklung Kants zu erregen weiß.“ Frankfurter Zeitung

Grillparzer Sein Leben und seine Werke von **August Ehrhard** und **Moritz Necker**

Mit Porträts und Faksimiles. VI, 531 S. 8°. In Leinen M 7.50

„Ein scharf umrissenes, aus bestem Material hergestelltes Bild von der Persönlichkeit Grillparzers nach der menschlichen wie nach der künstlerischen Seite.“
Neue Freie Presse

„Als die beste der bisherigen Grillparzer-Biographien zu rühmen und zu empfehlen.“
Janus, Blätter für Literaturfreunde

Henrik Ibsen von **Roman Woerner**
Erster Band: 1828 bis 1873

VII, 404 Seiten 8° — In Leinen M 9.—

„Roman Woerner hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Nicht etwa nur als Philologe und Literarhistoriker, insofern er die nordischen Quellen ... gewissenhaft studierte ..., sondern auch als feinfühliger Ästhetiker.“ Literarisches Echo

Das Erscheinen des zweiten Bandes kann nun bestimmt für Weihnachten 1909 in Aussicht gestellt werden.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Geschichte
des Deutschen Idealismus
Von Dr. M. Kronenberg

Erster Band: Die idealistische Ideen-Entwicklung von ihren Anfängen bis Kant

29 Bogen 8°. In Leinenband M 7.—, in Halbfranzband M 8.50

Der zweite Band „Die klassische Periode des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel" erscheint 1909. — Ein dritter Band „Der deutsche Idealismus und die Gegenwart" soll das Werk im Jahre 1910 zum Abschluß führen. Jeder Band ist ein Ganzes für sich und einzeln käuflich.

„. . . Und so schildert er, nachdem er die erste Entwicklung vom Altertum her bis zur Herrschaft der Naturphilosophie beim Beginn der Neuzeit verfolgt hat, den Durchbruch des idealistischen Gedankens bei Descartes, die Vollendung der Naturphilosophie im Monismus des Spinoza, um im dritten Teil über Männer wie Hamann, Winckelmann, Herder unmittelbar bis zur Schwelle der Hochkultur des deutschen Idealismus zu führen. Die Darstellung erfolgt aber nicht in biographischer Form als Geschichte der verschiedenen Denker, sondern pragmatisch als eine Entwicklung der Gedanken und Probleme. Auch dadurch mit ist dieses Werk in ganz besonderem Maße geeignet zur Einführung in die idealistische Gedankenwelt selber und in den Geist der Philosophie überhaupt." (Deutsche Zeitung, Berlin)

Deutsches Sagenbuch

In Verbindung mit anderen herausgegeben von

Dr. Friedrich von der Leyen

Professor an der Universität München

1. Teil: **Die Götter und Göttersagen der Germanen**

12 Bogen 8°. Einbandzeichnung von M. Schiestl. Gebunden M 2.50

Die weiteren Bände (2. Teil: **Die deutschen Heldensagen** — 3. Teil: **Die Sagen des Mittelalters** — 4. Teil: **Die deutschen Volkssagen**) folgen in Kürze.

„Ich begrüße dieses Werk als einen Beweis dafür, daß die Periode eines unfruchtbaren Agnostizismus und Skeptizismus auch in der Mythologie der Gegenwart einem frischeren Zuge und einem positiveren Geiste Platz zu machen beginnt, wofür vor allem auch die Auffassung des Baldermythus bei von der Leyen zeugt. Die hübsche Darstellungsweise des Verfassers habe ich mit innigstem Vergnügen Zeile für Zeile genossen, obschon ich die germanischen Mythen ‚wie meine eigene Tasche' zu kennen glaube. Ich wünsche diesem vortrefflichen Werk die weiteste Verbreitung und möchte zum Schlusse nur noch die Hoffnung aussprechen, daß auch die noch ausstehenden Teile des ‚Deutschen Sagenbuches' einen gleich vorzüglichen Eindruck machen möchten." (Professor Dr. A. Drews in den Propyläen)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Etymologie
der neuhochdeutschen Sprache

Eine Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung

Mit Index

Von **Dr. Herman Hirt**

a.o. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig

26 1/2 Bogen 8°. Gebunden M 9.— (Soeben erschienen)

[Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen herausgegeben von Dr. ADOLF MATTHIAS. IV. Band, II. Abteilung]

In enger Beziehung zu den Anfängen Deutscher Geschichte stehend und wichtige kulturgeschichtliche Aufschlüsse liefernd

---

Geschichte
des deutschen Unterrichts

von

Dr. Adolf Matthias

1907. VIII, 446 Seiten gr. 8° Gebunden M 10.—

[Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen herausgegeben von Dr. ADOLF MATTHIAS. I. Band, 1. Teil]

Schultheß'
Europäischer Geschichtskalender

Jahrgang 1908

(Neue Folge 24. Jahrgang; der ganzen Reihe 49. Band)

Herausgegeben von **Dr. Gustav Roloff**

27 Bogen 8° Geheftet M 10.—

Bei Abnahme sämtlicher Bände tritt eine bedeutende Ermäßigung des Preises ein

---

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Frau Pauline Brater

Lebensbild einer deutschen Frau von **Agnes Sapper**

2. Auflage. VIII, 312 Seiten 8°. In Leinen M 4.—

„. . . Ich las, und von Seite zu Seite stimmte ich herzlicher zu. Ich fühlte und dachte: das deutsche Volk kann nicht leicht zu viele solcher Bilder haben, die geborene Vorbilder sind. Auf den gleichen Wegen wie Pauline Brater wandeln die Tausende; wie schön berät, wie eindringlich fördert diese Tausende ein solches Werk, das ihnen eine urdeutsche Kraftnatur von herrlicher Bildsamkeit auf einem langen, menschenliebenden, aufopferungsvollen Lebensgang in liebenswürdig heiterer Lauterkeit zeigt. Das ihnen zugleich als ihren Gatten einen fast ideal zu nennenden Charakter zeigt, einen Menschen von erstaunlicher Reinheit und Hoheit, den ich dankbar lernend bewundert habe, der im Dienst der großen deutschen Sache als einer ihrer Tapfersten und Berufensten gestorben ist." Adolf Wilbrandt in der Vossischen Zeitung

„Wir erfahren die Wirkungen ihres Wesens in diesem lebendig und warmherzig, liebevoll und verständnisinnig geschriebenen Buch, als wenn wir persönlichen Umgang mit der Dahingeschiedenen pflegten. Sie wird uns zur lieben Freundin; unser sittliches Streben erhält neuen Schwung und Antrieb. Jeder deutschen Frau und jedem deutschen Mädchen, aber auch ernsthaften Männern, die Verständnis für ein edles Frauenleben haben, kann dieses Lebensbuch empfohlen werden."
Karl Berger in der Deutschen Zeitung

„Nicht bald ist uns eine Lebensgeschichte untergekommen, die in äußerlich so bescheidenem Rahmen verläuft und innerlich so hoch emporwächst zu einem typischen Idealbilde deutscher Art in großer Zeit. . . . Die Erklärung für die Wirkung der Sapperschen Erzählung liegt in der Schönheit des Menschentums, das sich vor uns darin entfaltet, in der Kunst der Erzählerin, diese Familiengeschichte zu einem farbenreichen Bilde deutschen Bürgerlebens in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu gestalten. Es wirkt erhebend, zu sehen, wie viel Tüchtigkeit, sittliche Kraft und Lebenslust sich in aller Enge der materiellen Hilfsquellen betätigen konnten."
Dr. M. Necker im Neuen Wiener Tagblatt

„Wir erleben mit Frau Brater in unmittelbarer Nähe und Anteilnahme ein Stück Zeitgeschichte und verspüren so den Geist einer politischen Aktion besser und deutlicher als bei Betrachtung vom hoch gelegenen historischen Standpunkt. Das Fruchtbarste aber ist wiederum dieses: wir sehen, wie die Frau samt ihren Kindern am beruflichen Wirken ihres Gatten verständig fördernd Anteil nimmt, wie sie für eine vaterländische Sache uneigennützig leben und entbehren kann. Hier soll die neue Frauenbewegung in ihrer politischen Tendenz anknüpfen; hier mag sie lernen, wie intensiv und segensreich die Frau für einen politischen Gedanken tätig sein kann (und soll!), ohne ihre natürlichen Kreise zu verlassen, ohne ihre natürlichen Pflichten zu versäumen." Die Propyläen

„Das Buch stellt sich als ein Buch für das deutsche Haus dar, von dem wir wünschen, daß es recht gelesen würde. Kein Leser wird sich dem Eindrucke dieser Persönlichkeit entziehen können, ja er wird durch das Buch eine Läuterung seiner selbst empfangen."
Literarisches Zentralblatt

„Es ist ein gutes, ja ein ganz vortreffliches Buch, eines der Bücher, die im wahren Sinne des Wortes zur Erziehung zum Lesen und zur Gewöhnung an guten Lesestoff dienen können. . . Solche Persönlichkeiten können nicht oft und nicht eindringlich genug den nachfolgenden Generationen vor die Augen gestellt werden. Die Bücher, in denen sie den Mittelpunkt bilden, sind die echten Volksbücher."
Dr. Oskar Bulle in der Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Die Söhne des Herrn Budiwoj

Roman aus dem 13. Jahrhundert

von **August Sperl**

Volksausgabe in einem Bande. (Soeben erschienen!)

Der Gesamtausgabe 8. bis 10. Tausend. Gebunden M 6.—

(Die Ausgabe in zwei Bänden liegt in fünfter Auflage vor Gebunden M 12.—)

„Wie ein Riesenbau mit Mauern und Zinnen und vielfarbigem Ornament erhebt sich das Werk vor dem Auge des Lesers. Es gibt wenige Romane, die man dem deutschen Volke wieder und wieder als ein Hausbuch zu lesen so empfehlen könnte." Heinrich Hart

Die Fahrt nach der alten Urkunde

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes von **August Sperl**

9. Auflage in zierlichem kl. 8° Format. (Soeben erschienen!)

In Halbpergament M 2.80

„Form und Inhalt verbindet sich hier zur schönsten Harmonie; der Leser, durch künstlerische Vorzüge der Darstellung gefesselt, gibt sich willig auch dem sittlichen Eindruck des Werkes hin, das unter der Menge unserer heutigen, meist nur nach augenblicklicher Erregung und Unterhaltung haschenden Erzählung eine in hohem Grad erfreuliche Ausnahme bedeutet." Professor Dr. Franz Muncker, München

Lebensfragen

Aus den hinterlassenen Papieren eines Denkers

Herausgegeben von **August Sperl**

Dritte Auflage Gebunden M 4.— (Soeben erschienen!)

„Es ist aber nicht zuviel behauptet, daß diese väterlichen Worte zum Besten gehören, was je das Alter zur Jugend gesagt hat." Christliche Welt

„Nach langem Weilen und Wirken im stillen treten diese vergilbten Blätter ihren Weg in die große Welt an, ernste Warnungstafeln zu sein für die Jugend und Wegweiser am Pfade des Lebens." Hamburgischer Korrespondent

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Deutsche Geschichte, selbst durchlebt, enthalten nachstehende Einzeldarstellungen von Mitkämpfern im Kriege 1870/71

Kleine Bücher aus großer Zeit:

Klein, Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. Illustrierte Prachtausgabe. 12. bis 16. Tausend. Elegant geb. M 10.—. Volksausgabe. 24. Auflage. Geb. M 2.80. — **Katharina Klein: Fröschweiler Erinnerungen.** 4. Auflage. Kart. M 1.25. (Ergänzungsblätter zur Fröschweiler Chronik von der Schwester des Vorigen)

Tanera: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers 1870/71. Illustrierte Prachtausgabe. 17. bis 20. Tausend. Elegant geb. M 14.— Volksausgabe. 26. bis 30. Tausend. Zwei Bände. Elegant kart. je M 2.40

Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen eines Kompagnieführers von Hauptmann a. D. **Hugo Arnold.** Zwei Bände. Geh. je M 2.—, kart. je M 2.50

Kriegserlebnisse eines Kaiser-Alexander-Garde-Grenadiers im Feld und im Lazarett von Leutnant a. D. Hofrat **H. Dinckelberg.** 2. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Erlebnisse eines Einjährig-Freiwilligen des VII. (rhein.-westf.) Korps. Von **Ernst Esch,** Professor am Gymnasium zu Barmen. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erlebnisse eines Württembergischen Feld-Soldaten. Von **Karl Geyer,** k. württemb. Ministerialrat und Hauptmann der Landwehr. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers. Von **Th. Gümbel,** Pfarrer. 2. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps. Von **C. L. Hähnel,** Oberlehrer. 2. Auflage. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten. Von **Werner Jösting,** Superintendent in Remscheid. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 70/71. Von **Dr. Ad. Kayser.** 2. Auflage. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Bei den Fahnen des III. Armeekorps von Metz bis le Mans. Von Hauptmann a. D. **G. Koch.** Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Drei Jahre in Frankreich. Erinnerungen eines Truppenoffiziers. Von Hauptmann a. D. **Fr. Koch-Bremberg.** Geh. M 2.—, kart. M 2.50

Erlebnisse eines freiwilligen Jägers. 4. Auflage 1905. Von Pfarrer **Oskar Leibig.** Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Vier Monate vor Paris. 2. Auflage. Von **Otto Liebmann,** Professor in Jena. Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Im großen Hauptquartier. Feldbriefe in die Heimat. Von **Dr. P. Matthes,** Leibarzt Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen. Illustriert. Geh. M 2.50, kart. M 3.50

Bei höheren Stäben. Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Von Major **Ad. Ott.** Geh. M 2.—, kart. M 2.50

Erinnerungen eines Feldgeistlichen. Von **Edm. Pfleiderer,** ordent. Professor der Philosophie. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Musketiers. Von **E. Stier,** Oberlehrer. 3. Auflage. Geh. M 2.—, geb. M 2.50

Kriegserlebnisse bayerischer Artilleristen. Von Mitkämpfern erzählt. Herausgegeben von Major a. D. **L. Hütz** und Major a. D. **O. Schmalz.** Zwei Teile. Geh. je M 2.25, kart. je M 2.80

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY